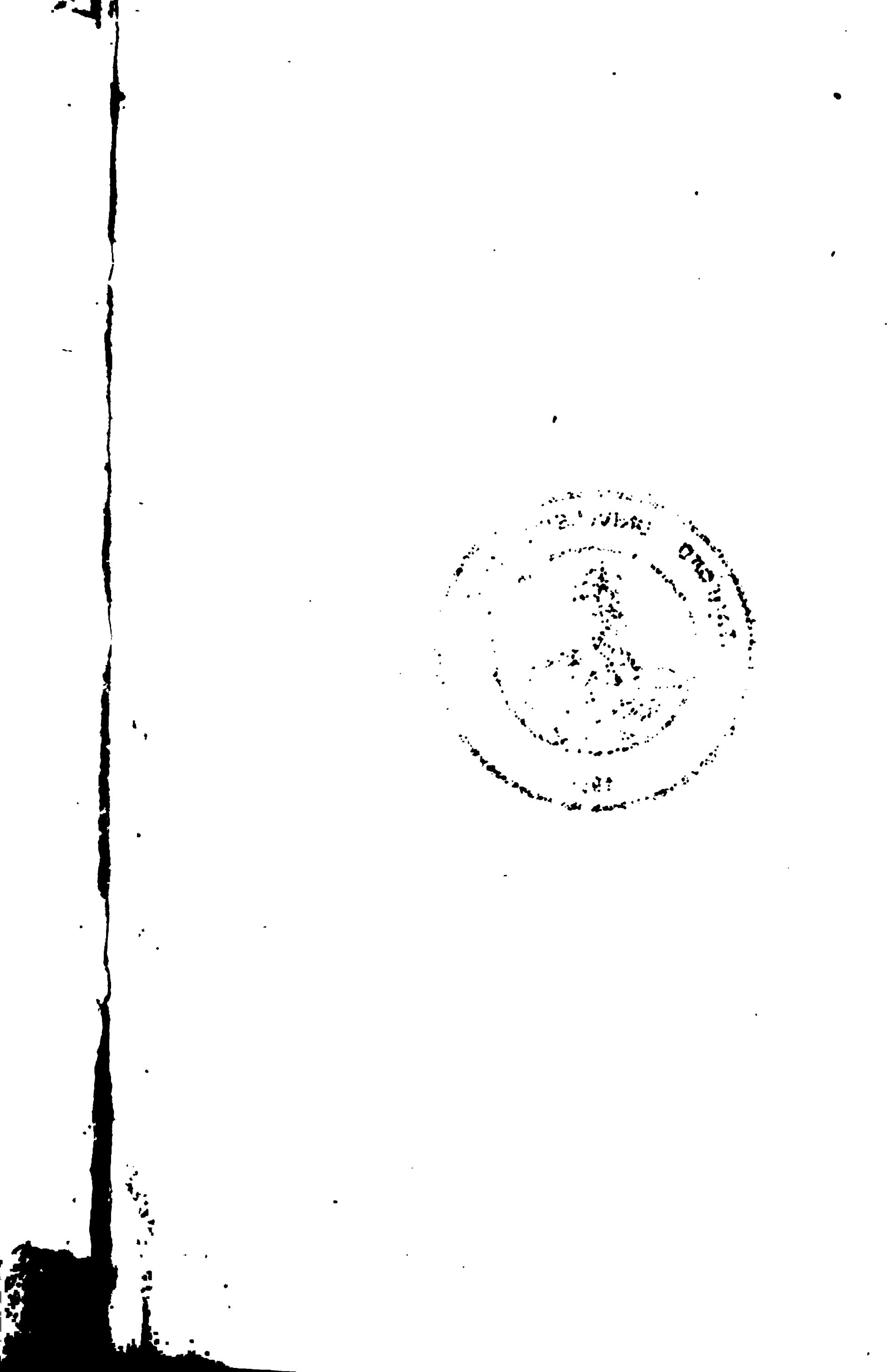
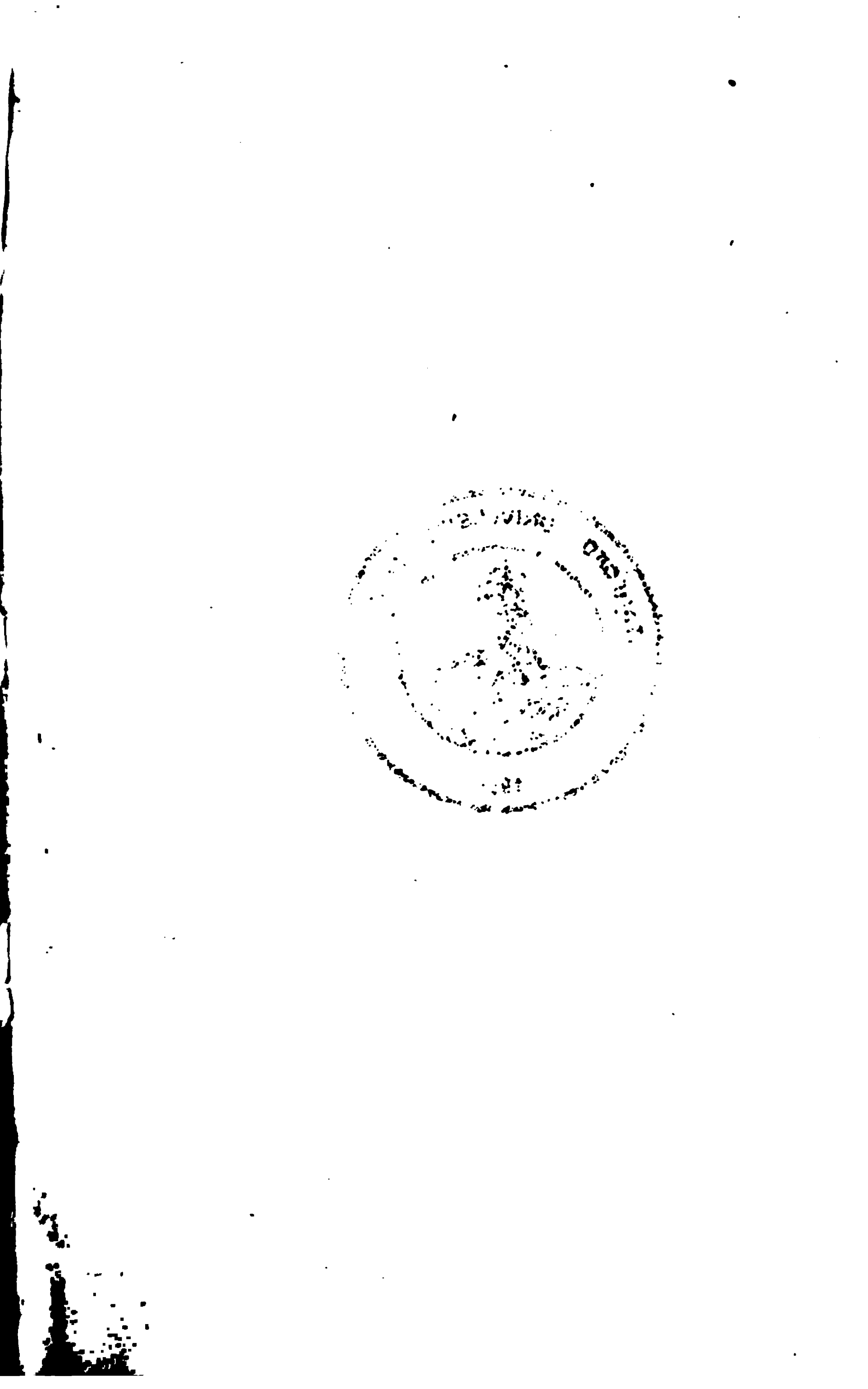



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969









G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1853

Zweiter Band.



G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische Blätter

für das

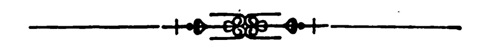
katholische Deutschland,

redigirt

von

Jos. Edmund Jörg.

Zweiunddreißigster Band.



München, 1853.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

Schweizerische Bekenntnisse über die Sündfluth des Pauperismus.

Zur Warnung für die Nachbar-Länder.

Noth lehrt beten.

Seit Dezennien war die Welt gewohnt, in allen freisinnigen Zeitungen, in schöngeistigen Schriften, selbst in statistischen Tabellen und staatswirthschaftlichen Abhandlungen das Lob der schweizerischen Republik zu lesen. Dießseits und jenseits des Rheins wiesen die Meilenzeiger des Fortschritts auf dieses Eldorado des neunzehnten Jahrhunderts, und priesen die materielle Wohlfahrt des Landes als eine Segnung der Demokratie. Die öffentliche Meinung hat diese Zeitungs-Kameele so gut, wie viele anderen geduldig hinuntergeschluckt; es war das Alles unumstößliche, rein thatsächliche Wahrheit. Da ertönt jetzt im Jahre 1853 auf einmal ein gellender Nothschrei aus diesem Eldorado mitten in die Melodie der Freiheitslieder, und mit Einem Griffe zerreißt eine harte Faust das seit Jahren aufgeputzte Relief der seligen Inseln Helvetiens.

Schade um all die Declamationen und romanhaften Dichtereien, mit welchen die Touristenwelt die Schweiz be-

Inhaltsverzeichniß.



G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Jos. Edmund Jörg.

Zweiunddreißigster Band.



München, 1853.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

*

Seite

I.

Schweizerische Bekenntnisse über die Sündfluth des Pauperismus.

Zur Warnung für die Nachbar-Länder.

Noth lehrt beten.

Seit Dezennien war die Welt gewohnt, in allen freisinnigen Zeitungen, in schöngeistigen Schriften, selbst in statistischen Tabellen und staatswirthschaftlichen Abhandlungen das Lob der schweizerischen Republik zu lesen. Dießseits und jenseits des Rheins wiesen die Meilenzeiger des Fortschritts auf dieses Eldorado des neunzehnten Jahrhunderts, und priesen die materielle Wohlfahrt des Landes als eine Segnung der Demokratie. Die öffentliche Meinung hat diese Zeitungs-Kameele so gut, wie viele anderen geduldig hinuntergeschluckt; es war das Alles unumstößliche, rein thatsächliche Wahrheit. Da ertönt jetzt im Jahre 1853 auf einmal ein gellender Nothschrei aus diesem Eldorado mitten in die Melodie der Freiheitslieder, und mit Einem Griffe zerreißt eine harte Faust das seit Jahren aufgeputzte Relief der seligen Inseln Helvetiens.

Schade um all die Declamationen und romanhaften Dichtereien, mit welchen die Touristenwelt die Schweiz be-

sungen, indem sie dieselbe nur nach ihren Hôtels, Pensionen-, Bade- und Molkenanstalten, Villen und Promenaden beurtheilte, und sie nur im Sommer-Sonntagskleide sah und kannte. Käme die Touristenwelt jetzt einmal im Winter in das wunderschöne Berner-Oberland, sie würde da ganz andere Dinge sehen; statt fashionabler Gesellschaft träfe sie nun Dörfer, „wo tagtäglich 40, 50 bis 100 bettelnde Personen von Thüre zu Thüre sich drängen und ganze Schaaren vagabundirend das Land durchziehen" *). Schade um die vielen statistischen Tabellen und staatswirthschaftlichen Abhandlungen, die in der demokratischen Schweiz das glücklichste Land der Welt nachweisen, „wo das Volk keine Abgaben zahle, keine Armee und keinen Armen habe, und wo jeder Bauer sein eigener Herr und Souverain sei" u. s. w. Nach den neuesten, auf officielle Acten gegründeten Berichten verhält es sich eigenthümlich um solches — Glück.

Die Schweiz mag allerdings vor der Revolution, und ganz gewiß vor der Reformation eines der glücklichsten Länder gewesen seyn; seitdem dieselbe aber der kirchlichen und politischen Revolution verfallen ist, hat sie solche „Fortschritte" gemacht, daß sie dermalen (mit Ausnahme Großbritanniens und der Niederlande) verhältnißmäßig die meisten Armen in Europa zählt. Während in Oesterreich, Frankreich, Italien, Portugal, lauter katholischen Ländern, auf hundert Einwohner bloß vier, in Spanien aber nur drei Arme treffen, hat die protestantisirte und revolutionirte Schweiz dagegen auf hundert Einwohner doppelt so viel. Und wohlgemerkt, je mehr sich die Schweiz seit zwanzig Jahren der reinen Demokratie näherte, desto mehr ist die Armenzahl — gestiegen, und zwar ganz besonders in den protestantischen Kantonen, welche bis dahin stets gewohnt waren, mit einem gewissen Stolze auf die „armen Katholiken" herabzublicken. So z. B. befan-

*) Vogt: Armenwesen und Staatsanstalten. Bern 1853. S. 218.

den sich im Kanton Zürich, dem schweizerischen modernen Athen, im Jahre 1836 nur 6760 Unterstützte, gegenwärtig ist die Zahl bereits auf das Doppelte herangewachsen; Bern hatte im Jahre 1809 nur 10,616 Unterstützte, gegenwärtig über 33,000. Der „Culturstaat" Aargau, das „klosterstürmende", ertheilte

im Jahre	1843:	17,527	Schuld-Executionen,
„ „	1844:	17,721	„ „
„ „	1845:	20,442	„ „
„ „	1846:	20,508	„ „
„ „	1847:	20,564	„ „
im Glücksjahre	1848:	31,484	Schuld-Executionen.

Doch genug der Zahlen; die angeführten Thatsachen genügen, um die Höhe des Pauperismus anzuzeigen, welche die revolutionirte Schweiz in neuester Zeit mit Riesenschritten erreicht hat. Unser Zweck ist, nicht sowohl diese Thatsachen zu constatiren, als vielmehr die Bekenntnisse einzuregistriren, welche von competenten und unverdächtigen Stimmen der Schweiz erst in den jüngsten Tagen noch über die erschreckenden Erscheinungen abgelegt worden sind, und welche vielleicht anderen Völkern noch zur Warnung dienen dürften.

Herr Dubs, Präsident des großen Raths des Standes Zürich, benützte seine neuliche Eröffnungsrede im Schooße dieser hohen Landesbehörde zu solchen Bekenntnissen. „Der Kanton Zürich", sagte er, „kannte das System der gesetzlichen Armenpflege nicht immer. Die Geschichte unseres Armenwesens enthält zwei große Entwicklungsphasen. Die erste ging bis zur Reformation; die zweite erstreckt sich von da bis auf unsere Tage. In der ersteren" (katholischen) „war es vorherrschend die Kirche, welche in Verbindung mit frommen Bruderschaften und der natürlichen Stütze der Familie sich mit der Armenpflege beschäftigte. In der zweiten" (reformirten) „Periode hat der Staat dieß

Amt übernommen, und die Kirche übernahm bloß das Amt der Dienerin. Die erste Periode hat den Pauperismus nicht gekannt, obwohl die Armuth in allen Ständen viel größer war. In der zweiten Periode ist das Blatt jedes Jahrhunderts mit Armennoth beschrieben, und es wimmelt von Gesetzen, Verordnungen und Polizeiwillkür. In der ersten Periode war der Arme ein Bürger gleichen Rechts, wie jeder Andere, denn die Linke erzählte der Rechten nicht, was sie that. Seit der Staat aber des Armen sich angenommen hat und ihm Brod gibt, steht derselbe unter specieller polizeilicher Aufsicht, man nahm ihm seine politischen Rechte, man zwang ihn, gleich dem Sklaven, zur Arbeit, man entzog ihm die Freiheit, man prügelte ihn, man jagte ihn wie das Wild des Waldes; man nimmt ihm die allen Bürgern erlaubten Genüsse, man entzieht ihm sein natürliches Menschenrecht freier Verbindung, man legt ihn an den Block. Sollte es denn nicht möglich seyn, aus dem System des Zwanges zur Freiheit zurückzukehren?„ „Sie werden mir" — so endigte Herr Dubs seine Rede — „gestatten, den Glauben an eine Zukunft zu bewahren, in welcher dereinst eine freiere Kirche diese hülfsbedürftigen Wesen in ihrem Schooße pflegen, und nicht mit dem Auge der Polizei, sondern wie eine Madonna Raphaels mit dem Auge der Mutter das geliebte Kind betrachten wird."

Wenden wir uns von dieser merkwürdigen Rede eines hohen Magistraten der Stadt Zwingli's — was würde er dazu sagen? — nach Bern. Hier begegnen wir ebenso interessanten Mittheilungen in der Schrift des Herrn Vogt, Vorstehers der Zwangsarbeitsanstalt. Zu besserer Würdigung derselben schicken wir voraus, daß Herr Vogt nicht weniger, als Herr Dubs, der Partei des „Fortschritts" angehört; nichts destoweniger wagt er eine Hauptursache des herrschenden Pauperismus in der Verbildung des Schweizervolkes zu erblicken:

„In den letzteren Dezennien", äußert er, „würde zwar Vieles für die Volksbildung gethan, aber meistentheils nicht in der rechten Weise. Die Pädagogik hat sich überhoben, und ist im übereifrigen Drange nach Geltendmachung ihrer Selbstheit in Wesen, Zweck und Ziel ihren eigentlichen Daseins-Prinzipien fremd geworden. Jene bescheidene Aufgabe: die bildende Wirksamkeit des Familienlebens zu ergänzen, genügte ihr nicht; sie behauptete ihre Eingehörigkeit in den Kreis der Wissenschaften, und beanspruchte, durch erhaltene Siege kühner geworden, selbst unter ihnen der Stellen erste, weil sie den Menschen in seiner Ganzheit zum Objekt habe, in ihm den vollen Kreis des Wissens fundire, und so die Existenz der übrigen Wissenschaften als mater studiorum eigentlich ermögliche. Folgerichtig mußten sich nach dieser Grundlage die Lehrerseminarien zu Gelehrtenschulen gestalten und die Lehrzimmer zu Hörsälen, in denen die Unterrichtsfächer auseinandergehalten, jedes für sich ohne organische Einheit mit den übrigen Bildungsmitteln systematisch betrieben wurde, und zwar geschah und geschieht dieß häufig mit einer solchen pedantischen Aengstlichkeit, daß selbst einzelne Zweige einzelner Wissenschaften als gesonderte Disciplinen in einer Weise behandelt werden, als gälte es die gründlichsten Hochschulstudien. So würden die in der Regel höchst mangelhaft vorgeschulten Zöglinge in zwei- bis dreijährigen Cursen mit einer Masse gelehrten Flitters ausgestattet, und die Seminarien lieferten richtig, gemäß erhaltener Bestellung, in der bezeichneten Zeit ihre wohlpräparirten und vollgebildeten Schulamtscandidaten, deren jeder sich ein Weltreformer zu seyn dünkte, gegenüber der Menge ungeschulter Barbaren. Dem an sich edlen Selbstgefühl entwachsen und von Eigenliebe getragen, mußte ein solches Verfahren, wie das bezeichnete, auch nothwendig zum Egoismus führen. Diese Pädagogen sprechen es offen aus, daß der Erzieher sich selbst als das Ideal zu betrachten habe, das in den Zöglingen heranzubilden sei. Es bedarf kaum des besondern Nachweises, wie flach und trostlos diese pädagogische Direktive sei, und wie sehr ihr jener Geist einer wahrhaften Erziehung abgeht, der wenigstens in Gott gesucht werden muß, wenn man ihn aus lauter Neigung zu philosophischem Denken nicht im positiv Christlichen finden will (!). Das Unerquick-

Seite

I.

Schweizerische Bekenntnisse über die Sündfluth des Pauperismus.

Zur Warnung für die Nachbar-Länder.

Noth lehrt beten.

Seit Dezennien war die Welt gewohnt, in allen freisinnigen Zeitungen, in schöngeistigen Schriften, selbst in statistischen Tabellen und staatswirthschaftlichen Abhandlungen das Lob der schweizerischen Republik zu lesen. Dießseits und jenseits des Rheins wiesen die Meilenzeiger des Fortschritts auf dieses Eldorado des neunzehnten Jahrhunderts, und priesen die materielle Wohlfahrt des Landes als eine Segnung der Demokratie. Die öffentliche Meinung hat diese Zeitungs-Kameele so gut, wie viele anderen geduldig hinuntergeschluckt; es war das Alles unumstößliche, rein thatsächliche Wahrheit. Da ertönt jetzt im Jahre 1853 auf einmal ein gellender Nothschrei aus diesem Eldorado mitten in die Melodie der Freiheitslieder, und mit Einem Griffe zerreißt eine harte Faust das seit Jahren aufgeputzte Relief der seligen Inseln Helvetiens.

Schade um all die Declamationen und romanhaften Dichtereien, mit welchen die Touristenwelt die Schweiz be-

sungen, indem sie dieselbe nur nach ihren Hôtels, Pensionen-, Bade- und Molkenanstalten, Villen und Promenaden beurtheilte, und sie nur im Sommer-Sonntagskleide sah und kannte. Käme die Touristenwelt jetzt einmal im Winter in das wunderschöne Berner-Oberland, sie würde da ganz andere Dinge sehen; statt fashionabler Gesellschaft träfe sie nun Dörfer, „wo tagtäglich 40, 50 bis 100 bettelnde Personen von Thüre zu Thüre sich drängen und ganze Schaaren vagabundirend das Land durchziehen“ *). Schade um die vielen statistischen Tabellen und staatswirthschaftlichen Abhandlungen, die in der demokratischen Schweiz das glücklichste Land der Welt nachweisen, „wo das Volk keine Abgaben zahle, keine Armee und keinen Armen habe, und wo jeder Bauer sein eigener Herr und Souverain sei“ u. s. w. Nach den neuesten, auf officielle Acten gegründeten Berichten verhält es sich eigenthümlich um solches — Glück.

Die Schweiz mag allerdings vor der Revolution, und ganz gewiß vor der Reformation eines der glücklichsten Länder gewesen seyn; seitdem dieselbe aber der kirchlichen und politischen Revolution verfallen ist, hat sie solche „Fortschritte“ gemacht, daß sie dermalen (mit Ausnahme Großbritanniens und der Niederlande) verhältnißmäßig die meisten Armen in Europa zählt. Während in Oesterreich, Frankreich, Italien, Portugal, lauter katholischen Ländern, auf hundert Einwohner bloß vier, in Spanien aber nur drei Arme treffen, hat die protestantisirte und revolutionirte Schweiz dagegen auf hundert Einwohner doppelt so viel. Und wohlgemerkt, je mehr sich die Schweiz seit zwanzig Jahren der reinen Demokratie näherte, desto mehr ist die Armenzahl — gestiegen, und zwar ganz besonders in den protestantischen Kantonen, welche bis dahin stets gewohnt waren, mit einem gewissen Stolze auf die „armen Katholiken“ herabzublicken. So z. B. befan-

*) Vogt: Armenwesen und Staatsanstalten. Bern 1853. S. 218.

den sich im Kanton Zürich, dem schweizerischen modernen Athen, im Jahre 1836 nur 6760 Unterstützte, gegenwärtig ist die Zahl bereits auf das Doppelte herangewachsen; Bern hatte im Jahre 1809 nur 10,616 Unterstützte, gegenwärtig über 33,000. Der „Culturstaat" Aargau, das „klosterstürmende", ertheilte

im Jahre 1843: 17,527 Schuld-Executionen,
" " 1844: 17,721 " "
" " 1845: 20,442 " "
" " 1846: 20,508 " "
" " 1847: 20,564 " "
im Glücksjahre 1848: 31,484 Schuld-Executionen.

Doch genug der Zahlen; die angeführten Thatsachen genügen, um die Höhe des Pauperismus anzuzeigen, welche die revolutionirte Schweiz in neuester Zeit mit Riesenschritten erreicht hat. Unser Zweck ist, nicht sowohl diese Thatsachen zu constatiren, als vielmehr die Bekenntnisse einzuregistriren, welche von competenten und unverdächtigen Stimmen der Schweiz erst in den jüngsten Tagen noch über die erschreckenden Erscheinungen abgelegt worden sind, und welche vielleicht anderen Völkern noch zur Warnung dienen dürften.

Herr Dubs, Präsident des großen Raths des Standes Zürich, benützte seine neuliche Eröffnungsrede im Schooße dieser hohen Landesbehörde zu solchen Bekenntnissen. „Der Kanton Zürich", sagte er, „kannte das System der gesetzlichen Armenpflege nicht immer. Die Geschichte unseres Armenwesens enthält zwei große Entwicklungsphasen. Die erste ging bis zur Reformation; die zweite erstreckt sich von da bis auf unsere Tage. In der ersteren" (katholischen) „war es vorherrschend die Kirche, welche in Verbindung mit frommen Bruderschaften und der natürlichen Stütze der Familie sich mit der Armenpflege beschäftigte. In der zweiten" (reformirten) „Periode hat der Staat dieß

Amt übernommen, und die Kirche übernahm bloß das Amt der Dienerin. Die erste Periode hat den Pauperismus nicht gekannt, obwohl die Armuth in allen Ständen viel größer war. In der zweiten Periode ist das Blatt jedes Jahrhunderts mit Armennoth beschrieben, und es wimmelt von Gesetzen, Verordnungen und Polizeiwillkür. In der ersten Periode war der Arme ein Bürger gleichen Rechts, wie jeder Andere, denn die Linke erzählte der Rechten nicht, was sie that. Seit der Staat aber des Armen sich angenommen hat und ihm Brod gibt, steht derselbe unter specieller polizeilicher Aufsicht, man nahm ihm seine politischen Rechte, man zwang ihn, gleich dem Sklaven, zur Arbeit, man entzog ihm die Freiheit, man prügelte ihn, man jagte ihn wie das Wild des Waldes; man nimmt ihm die allen Bürgern erlaubten Genüsse, man entzieht ihm sein natürliches Menschenrecht freier Verbindung, man legt ihn an den Block. Sollte es denn nicht möglich seyn, aus dem System des Zwanges zur Freiheit zurückzukehren?„ „Sie werden mir" — so endigte Herr Dubs seine Rede — „gestatten, den Glauben an eine Zukunft zu bewahren, in welcher dereinst eine freiere Kirche diese hülfsbedürftigen Wesen in ihrem Schooße pflegen, und nicht mit dem Auge der Polizei, sondern wie eine Madonna Raphaels mit dem Auge der Mutter das geliebte Kind betrachten wird."

Wenden wir uns von dieser merkwürdigen Rede eines hohen Magistraten der Stadt Zwingli's — was würde er dazu sagen? — nach Bern. Hier begegnen wir ebenso interessanten Mittheilungen in der Schrift des Herrn Vogt, Vorstehers der Zwangsarbeitsanstalt. Zu besserer Würdigung derselben schicken wir voraus, daß Herr Vogt nicht weniger, als Herr Dubs, der Partei des „Fortschritts" angehört; nichts destoweniger wagt er eine Hauptursache des herrschenden Pauperismus in der Verbildung des Schweizervolkes zu erblicken:

„In den letzteren Dezennien", äußert er, „wurde zwar Vieles für die Volksbildung gethan, aber meistentheils nicht in der rechten Weise. Die Pädagogik hat sich überhoben, und ist im übereifrigen Drange nach Geltendmachung ihrer Selbstheit in Wesen, Zweck und Ziel ihren eigentlichen Daseins-Prinzipien fremd geworden. Jene bescheidene Aufgabe: die bildende Wirksamkeit des Familienlebens zu ergänzen, genügte ihr nicht; sie behauptete ihre Eingehörigkeit in den Kreis der Wissenschaften, und beanspruchte, durch erhaltene Siege kühner geworden, selbst unter ihnen der Stellen erste, weil sie den Menschen in seiner Ganzheit zum Objekt habe, in ihm den vollen Kreis des Wissens fundire, und so die Existenz der übrigen Wissenschaften als mater studiorum eigentlich ermögliche. Folgerichtig mußten sich nach dieser Grundlage die Lehrerseminarien zu Gelehrtenschulen gestalten und die Lehrzimmer zu Hörsälen, in denen die Unterrichtsfächer auseinandergehalten, jedes für sich ohne organische Einheit mit den übrigen Bildungsmitteln systematisch betrieben wurde, und zwar geschah und geschieht dieß häufig mit einer solchen pedantischen Aengstlichkeit, daß selbst einzelne Zweige einzelner Wissenschaften als gesonderte Disciplinen in einer Weise behandelt werden, als gälte es die gründlichsten Hochschulstudien. So wurden die in der Regel höchst mangelhaft vorgeschulten Zöglinge in zwei- bis dreijährigen Cursen mit einer Masse gelehrten Flitters ausgestattet, und die Seminarien lieferten richtig, gemäß erhaltener Bestellung, in der bezeichneten Zeit ihre wohlpräparirten und vollgebildeten Schulamtscandidaten, deren jeder sich ein Weltreformer zu seyn dünkte, gegenüber der Menge ungeschulter Barbaren. Dem an sich edlen Selbstgefühl entwachsen und von Eigenliebe getragen, mußte ein solches Verfahren, wie das bezeichnete, auch nothwendig zum Egoismus führen. Diese Pädagogen sprechen es offen aus, daß der Erzieher sich selbst als das Ideal zu betrachten habe, das in den Zöglingen heranzubilden sei. Es bedarf kaum des besondern Nachweises, wie flach und trostlos diese pädagogische Direktive sei, und wie sehr ihr jener Geist einer wahrhaften Erziehung abgeht, der wenigstens in Gott gesucht werden muß, wenn man ihn aus lauter Neigung zu philosophischem Denken nicht im positiv Christlichen finden will (!). Das Unerquick-

liche und Haltlose dieses Systems zeigte sich in der Volksschule am ehesten; die Beweise für diese Behauptung entnehmen wir: 1) unsern Schulzimmern selbst, in denen die Lehrer nach den überfüllten Plänen in jedem Pensum dociren, als hätten die Schüler ihr ganzes Leben hindurch nichts Weiteres zu schaffen, als Grammatik zu treiben, naturhistorische Systeme zu definiren u. dergl., Schulzimmer, in denen das Unterrichtsverfahren weit eher einer selbstgefälligen Geistesgymnastik gleicht, als der Erziehung zu einem innerlich geregelten, praktisch tüchtigen, und dazu klar bewußten Glaubensleben im Sinne und Geiste des Welterlösers; 2) wir entnehmen sie den Widersprüchen, in denen das Wirken der Schule zu den Bedürfnissen des Lebens steht, und welche eine immer steigende Zahl von Einwürfen gegen die Volksbildung selbst veranlassen und ungerechterweise diese discreditiren; 3) der Thatsache endlich, daß ungeachtet der großen Opfer, die bereits seit einer Reihe von Jahren für das Primärschulwesen in der Schweiz gebracht wurden, sowohl im Mittelstande, als ganz vorzüglich dann unter den Armen sich stets fort noch so wenig Arbeitslust, geistige Rührigkeit und produktives Geschick zeigen, während dagegen Frechheit und unfrommes Wesen auf immer empfindlichere Weise sich geltend machen. In dem Maaße, als eine wirklich gute Schulbildung unzweifelhaft der sicherste Damm seyn kann gegen das Fortschreiten des menschlichen Elendes, indem sie das Individuum auf Grund der Gotterkenntniß für das Leben und seine Verhältnisse befähigt und bildet: in dem Maaße muß auch die Mißachtung ihrer Aufgabe als Mitursache bezeichnet werden des Verfalls leiblicher und geistiger Wohlfahrt." *)

Eine der trostlosesten Folgen, welche aus dieser neumodischen Verbildung des Schweizervolkes hervorgegangen, ist die im Volke täglich fühlbarer hervortretende Abnahme der christlichen Charitas. Hr. Vogt legt hierüber Bekenntnisse ab, welche, aus der Feder dieses Fortschritts-Mannes geflossen, eben darum der Beherzigung um so mehr und auch

*) Bei Vogt a. a. O. S. 155 — 158.

für weitere Kreise werth sind; denn was der Revolutionsgeist in der Schweiz hervorgebracht hat, ist der Spiegel dessen, was er auch anderwärts hervorrufen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt. Das Bild, welches der Verfasser von dem Verhältniß des radikalisirten Schweizerbauern zur ärmeren Klasse entwirft, und die Parallele, welche er zwischen Ehemals und Jetzt bezüglich der christlichen Charitas zieht, ist so schlagend, daß wir nicht umhin können, die Hauptpunkte der Darstellung hier wörtlich anzuführen.

„Waren auch in früheren Zeiten die Löhne geringer, so darf nicht umgangen werden, daß dagegen auch Gaben und Freigenüsse aller Art, welche ein religiöses Gefühl als den Armen geheiligt achtete, ungleich häufiger und zahlreicher waren, als in unsern Tagen, und wir stehen nicht an, beispielsweise einiger der wesentlichsten Erwähnung zu thun. Die Milch wird heute vom Viehbesitzer bis auf den letzten Tropfen entweder in den eigenen Haushalt gebraucht, oder für Käsebereitung und Viehmastung verwendet, während früher habliche Hausfrauen solche, und namentlich abgerahmte und Buttermilch häufig an arme Familien verschenkten und jedenfalls im Maaß beim Verkaufe es nicht so genau nahmen, wie heute von der Armuth überall geklagt wird. — An Obst litten die Armen sonst in gewöhnlichen Jahren nicht Mangel, das sogenannte Auflesenobst kam ihnen beinahe vollständig zu, und bei der Kirschenlese konnten sie häufig um die Hälfte des Gewonnenen beim Bauer eintreten; jetzt aber wird sowohl Kern- als Steinobst sorgfältig von den Eigenthümern selbst zusammengehalten und, was nicht zum eigenen Gebrauche als Nahrung dient, zur mehr schädlichen als nützlichen Branntwein-Fabrikation verwendet. — In der Getreide-Ernte wurde ehemals das abfallende Korn als von Gott der Armuth bestimmt angesehen, und diese sammelte sich Aehren, deren Menge einem bedeutenden Theile des jährlichen Brodbedarfs entsprach; der Landmann glaubte durch Beschränkung der Aehrenlese des Himmels Unsegen auf sich zu laden; heutzutage hingegen wird das Korn, um dem Aehrenabfallen zuvorzukommen, kaum zur vollen Reife gelassen, und erst schickt der Bauer noch seine Kinder zum Auflesen, oder dingt

Arme dafür auf Halbscheid, so daß er die Hälfte des Aufgelesenen sich vorbehält und mit der andern Hälfte die Armuth ablöhnt. — Pflanzland erhielt in frühern Zeiten der Arme umsonst zur Benützung, die Düngerfuhre von Seite des Eigenthümers inbegriffen; jetzt muß selbst in abgelegenen und unwirthlichen Gegenden das Klafter mit 10 bis 20 Centimes verzinset und die Düngerfuhre bei den Grundbesitzern abverdient oder bezahlt werden. — Mit Holz konnten sich die Armen durch freies Sammeln in den Wäldern zur Genüge und ungehindert versehen; auch dieses ist anders geworden. Der Dürftige ist durch Mangel aller Art genöthigt, sein Freiholz (Gemeindeholz) lange vor dessen Bezug und oft weit unter dem Werthe zu verkaufen oder zu verpfänden. Das Holzsammeln wird wie länger wie mehr beschränkt, oder sogar mit förmlichem Verbote belegt, während folgerichtig die Zahl der dießfälligen Diebstähle so zunehmen, daß die Gerichte genöthigt sind, eigene Tage anzusetzen, zur ausschließlichen Behandlung der Frevelfälle. Der Holzfrevel ist in den gerichtlichen Annalen zur stehenden und stark besetzten Rubrik geworden. — Schmalvieh konnten sich die Armen früher mit weit weniger Schwierigkeiten halten, als in gegenwärtiger Zeit; das Weiden desselben auf Gemeindeplätzen war für sie frei, und der nöthige Futtervorrath auf die strengere Jahreszeit leicht gesammelt, während heutzutage der Grasraub an den Straßen auf Rechnung des Staates verauktionirt wird. — Die hier erwähnten freien Armengenüsse deckten ehemals in ihrer Gesammtheit einen sehr bedeutenden Theil des Lebensbedarfs der Armen, während sie nun wenn nicht ganz, so doch großentheils aufgehört haben, und zwar ohne irgend welchen anderweitigen Ersatz." — „So steht unsere Armuth inmitten aller Fortschritte da, gleich einem verlassenen Gartenbeete, auf dem nur Unkraut wuchert und wo des Elends Thränensaat zur bittern Jammer-Aerndte reift. Wäre diesem Zustande nicht zugleich in weiser Schicksalsfügung das Opium der unbegrenzten Gleichgültigkeit gegeben, sondern würde sich zum Elend das volle Bewußtsein seiner Kraft gesellen, wahrlich! es würde von heute auf morgen schon die rohe Gewalt durch alle Schranken brechen, in wilder Zerstörungswuth sich äußern und der Begierden Taumelkelch bis auf die Hefe leeren; so aber entwickelt sich

im Armen, der seit frühester Jugend hin- und hergestoßen und immer fort als eine Last behandelt wird, ein so totales Phlegma und eine solche Härte, wie sie nur der Armuth strengster Gegensatz, die volle Uebersättigung in ihren Blasirtheiten, ebenfalls zu Tag fördert. Schule und Kirche üben einen äußerst geringen Einfluß auf die Armen aus, weil einerseits sie nicht benützt werden, und anderseits aus bereits berührten Gründen nicht die rechte Wirksamkeit entfalten. Was aber auch von den Wohlthaten der Schule und den Lehren der Religion den Armen etwa zu Theil wird, fällt meist auf steinigt Land und unter Dornen. Es ist unglaublich, welche völlige Stumpfheit in religiöser Erkenntniß bei dem handwerksmäßigen Bettler meist angetroffen wird, und Thatsache ist es, daß selten ein Vagant sich findet, der — wenn er unter seines Gleichen ist, und somit frei sich äußert — nicht mit der tödtlichsten Kälte das Dasein eines Gottes läugnet; und merkwürdig genug laufen die vorgebrachten Gründe immer auf den Satz hinaus: „„Es ging süst üsereim nit so."" Daß diese über alle Maßen arme Armuth nicht selten Vergleichungen macht zwischen ihr und den Reichen, und namentlich mit dem ebenfalls müssigen, aber im Ueberfluß lebenden Herrenthum, das liegt nahe. Die Ergebnisse solcher Vergleichungen dienen zur Entschuldigung des eigenen Müssigangs und zur Deckung der sündhaftesten Lebensgenüsse. Es ist wirklich auffallend, wie die müssige Armuth sich selber in nahe Beziehung setzt zu dem müssigen Herrenthum: „„Bah! di Donnere si nüt besser as üserein, di mache's no ärger."" Solche und ähnliche Aussprüche hat man häufig zu hören Gelegenheit; es gibt sich dabei eine Stimmung kund, die in der Regel auf sehr ungerechte und feindselige Vorurtheile gegen die Besitzenden überhaupt schließen läßt. Indem wir hier den Culturzustand der heutigen Armuth in seinen Grundzügen schilderten, haben wir auch die Quelle aufgedeckt und zugleich den Erklärungsgrund gegeben zu einer höchst bedenklichen Erscheinung, deren Erwähnung dem entworfenen Charakterbilde nicht fehlen darf; wir meinen den Undank für empfangene Gaben, der beinahe allgemein den Armen anwohnt und der oft so weit geht, daß dem Geber ziemlich nahe gelegt wird, man habe eigentlich ein Recht zu fordern. „„Emel i danke nüt — mi

muß's ja mit Bettle verdiene, was si eim gä, un dazu ist es ihri verfluchti Schuldigkeit.““ So reden diese Leute unter sich und dieses ist dann leider auch der eigenste Ausdruck ihrer Gesinnung.“ *)

Wo und wie soll es enden mit diesem gräulichen Ueberfluthen des Pauperismus in der Schweiz? „Ach!“ — so spricht unser Gewährsmann seine Ansichten von der Zukunft aus — „was könnte Anderes herauskommen, als die Steigerung des Unheils zur unnatürlichen Höhe; was Anderes, als die Ausbildung einer, alle Verhältnisse des Lebens gewaltsam ergreifenden Corruption mit geflissentlichem Niedertreten aller Pflicht und Ordnung? Das wird kommen, daß die Vagabunden sich zu einer Propaganda organisiren, die planmäßig dem Besitze den Krieg macht; daß sie die zahlreiche Klasse der Unbemittelten revolutioniren, und in Folge dessen nichts mehr sicher bleibt, es sei denn doppelt unter Schloß und Riegel. Das wird kommen, daß die Sicherheit der Straßen mehr und mehr gefährdet ist, und theils aus Rachezwecken, theils aus diebischen Absichten Raub und Brand in grauenhafter Art sich mehren. Das wird kommen, daß mit dem Anwachs der Armenlasten auch zugleich eine Steigerung der Staatsausgaben behufs Ausdehnung der Polizeianstalten nothwendig wird. Das muß kommen, daß in dem Maße, wie die dießfälligen öffentlichen und Privatlasten quantitativ zunehmen, im gleichen Maße sich auch die Zahl der Verarmungsfälle steigert, und des ganzen gesellschaftlichen Lebens ein schweres Unbehagen sich bemächtigt, das wie drückende Gewitterschwüle des Daseins Glück umdüstert, und durch unbegränztes Mißtrauen jedes Frohgefühl vergällt. Und sind nicht etwa schon jetzt die Bedingungen zu diesen Zuständen in reichem Maße vorhanden, ja an vielen Orten bereits in sichtliche Entwicklung getreten?“ **)

---

*) S. a. a. O. S. 57, 138 ff.

**) S. a. a. O. S. 216.

Diesen Geständnissen zweier radikal-protestantischen Staats-Angestellten fügen wir zum Schluße noch ein von conservativ-protestantischer Seite stammendes Bekenntniß zur Vervollständigung der Acten bei. Ueberwältigt durch den Anblick der schauerlich wachsenden Noth, die das Berner-Oberland niederdrückt, hat sich in der Bundesstadt ein Comité gebildet, welches in seiner „Ansprache" dem Volke folgende Wahrheiten zu sagen wagt: „Wo liegen die Quellen unserer Armuth? Weit weniger in Hagel, Ueberschwemmung und Mißwachs, welche allerdings auch viel unverschuldetes Leiden herbeigeführt haben, als in der Branntweinpest, im Pintenheben, in der Unzucht, im Müssiggang, im Vagantenthum, in den Lastern allen, welche allesammt aus Einer Hauptquelle fließen: der in unserem Vaterlande, in den Bergen zumal, so schrecklich eingerissenen Gottlosigkeit. Hier kann nur der Allmächtige helfen. Aber Eines steht fest: in der Noth eines Landes liegt nicht ein zufälliges Unglück, in ihr liegt ein Gericht. Helfen und lindern, wo und wie weit es möglich, ist unsere Pflicht, doppelte Pflicht, wenn wir Christen sind. Aber gegen Gottes Gerichte können sich die Menschen nicht stemmen! Demüthigung aller Stände und Rückkehr zum Evangelium, das eine Gotteskraft ist, selig zu machen Alle, die daran glauben, das ist der einzige Weg der Rettung auch von zeitlichem Uebel."

Wahrlich, wir würden der protestantischen Schweiz Glück wünschen, wenn diese evangelischen Gesinnungen in dem Herzen ihres Volkes zum Durchbruch kämen, es wäre dieß ein wesentlicher Fortschritt! Die Verdemüthigung vor Gott und die Rückkehr zum Evangelium ist allerdings der erste Schritt zur Besserung; allein mit der Reue muß auch die Gutmachung des verübten Unrechts verbunden seyn, damit von Gott die Lossprechung erfolge. Wir wollen Andere nicht richten; allein uns scheint, daß, wenn die Protestanten der Schweiz die Hand auf das Herz legen und die

Falten ihres Gewissens erforschen wollten, eine innere Stimme ihnen zurufen müßte, daß sie durch ihr Betragen gegen die katholische Kirche und das katholische Volk nicht nur in frühern Jahrhunderten, sondern besonders in der Neuzeit namenloses Unrecht gehäuft, und hiedurch gerade dieses Gericht Gottes herabgerufen hätten, das nach ihrem eigenen Geständniß in der heutigen Armennoth sich so grauenhaft offenbart. Sie sagen ja selbst: in katholischen Zeiten wußte man nichts von Pauperismus!

II.

Wie unsere Ahnen ihre hohen Dome bauten!

Das Münster zu Unser lieben Frau in München.

Nachdem erst vor Kurzem die Liebfrauenkirche in München in die Reihe derjenigen altdeutschen Prachttempel eingetreten ist, welchen nun nach manchen schätzenswerthen Vorarbeiten ihre eigenen Monographien zu Theil geworden sind, sollen die nachfolgenden Mittheilungen einen dreifachen Zweck erfüllen. Was erstens die neueste Bearbeitung der Geschichte des merkwürdigen Domes betrifft*), so werden

*) Dr. Joachim Sighart: Die Frauenkirche zu München, ihre Geschichte und Schilderung zunächst vom kunsthistorischen Standpunkt aus entworfen. Landshut 1853. — Als verdienter frühere Forscher über die Geschichte des Gotteshauses ist der bekannte Kunsthistoriker Dr. Nagler (s. seine „Beiträge zur älteren Topographie der Stadt München. III. Die alte Kapelle zu U. L. Frau mit der St. Michaels-Gruft-Kapelle" u. s. w. im Oberbayer. Archiv. XII, 234 ff.) zu nennen.

sie aus Quellen, die dem Monographen unbekannt waren, mannigfache und wesentliche Ergänzungen und Berichtigungen liefern können, bezüglich des Baues selbst und der Fonds zu demselben, so wie dessen, was ihm voranging. Sie werden zweitens für die engern, um das altbayerische Gotteshaus umherliegenden Kreise manche der bislang streitigen Fragen lösen, ohne daß die Controverse, als für die große Menge der Leser gleichgültig, ausdrücklich angedeutet zu werden brauchte. Sie haben aber, neben und über diesen beiden specielleren, hauptsächlich einen dritten, ganz allgemeinen Zweck, der ihre Aufnahme in die Hist.-pol. Blätter rechtfertigen dürfte. Ueberhaupt nicht ohne Interesse zur Vergleichung mit andern Baugeschichten deutscher Dome, sollen sie namentlich einen neuen Einblick gewähren in die edle Einfalt des religiösen und socialen Volkslebens auch noch in den letzten Zeiten des Mittelalters, sollen insbesondere eine neue Mahnung seyn, daß man nie im Geiste der Neuzeit auf Antwort sinne für die Frage nach den Mitteln, mit welchen die staunenswerthen kirchlichen Monumente der Ahnen aufgethürmt worden sind. Nicht an landständische Budgets darf man bei dieser Frage denken, oder an die reichen Cassierer fürstlicher Kammern; sondern der fromme Schweiß der Vornehmen, bei eigenhändigem Zugreifen am Gotteswerk geflossen, und das offene Börslein der Niedrigen, die Pfund Heller der Reichen und die Ablaßpfennige der Armen — diese im brüderlichen Vereine haben es gethan. Das beweist, in Berichtigung der neuesten Aufstellung darüber, die Baugeschichte des Münchener Münsters. Die fraglichen Mittheilungen selbst stammen der Hauptsache nach aus der verlässigsten handschriftlichen Quelle, welcher auch Westenrieder seine paar bekannten Notizen verdankt, und die benützte Quelle ist um so wichtiger, als sie nicht von irgend welchem „Mönch" oder ungenannten „Chronisten", sondern von einem unmittelbar und amtlich bei der Bauführung Betheiligten herrührt.

Kaum ein Jahrhundert verfloß, seit Heinrich der Löwe durch die Verlegung von Brücke, Zoll und Marktrecht aus dem bischöflich Freisingen'schen Orte Föring nach dem Dorfe München Anlaß zu bösen Händeln gegeben, und schon war die junge Pflanzung so erstarkt, daß man auf Theilung der einzigen Pfarrei zum heiligen Petrus denken mußte, da „die durch Gottes Gnade in's Unendliche gewachsene Taufgemeinde der Kirche ohne Gefahr des Seelenheils kaum mehr durch Eines Hirten Leitung regiert zu werden vermochte.“ So sprach Bischof Konrad von Freising sich aus, als er zum Vollzug der Trennung persönlich nach München kam, und sie auf Bitten der Gemeinde den 24. November 1271 verbriefte. Zwei Hülfspriester und einen Knabenlehrer sollte jeder der beiden Kirchenvorstände unterhalten, beständige Residenz pflegen und Hospitalität nach Maaßgabe ihres Vermögens. Zum Sitz der neuen Pfarrei zu Unser Frauen ward unter den verschiedenen Kirchlein Münchens die Marien-Kapelle ausersehen, deren Lage rückwärts der langen Kaufinger- und der Weinstraße zugleich die geeignetste Abtheilung der Pfarrsprengel an die Hand gab, indem ihre langgestreckte Gränze vom Neuhauser- bis zum Isarthore die Stadt in zwei fast gleiche Hälften theilte. Daß die alte Marien-Kapelle bei ihrer Erhebung zur Pfarrkirche auch gleich einen erweiternden Umbau erfahren habe, scheint die Urkunde des Bischofs, welche jedenfalls den Schlußstein lange vorhergegangener Unterhandlungen bildete, mit den Worten anzudeuten: „die Kirche der heiligen Maria, welche bisher eine einfache Kapelle gewesen;“ nach den Angaben Aventin's, Hund's und Meichelbeck's soll sie am Vorabend des St. Katharinen-Tags (jenes 24. Nov.) vom Bischof neu geweiht worden seyn. Thatsache ist, daß die Kirche, als sie später durch den großen Neubau ersetzt werden sollte, im Innern nicht weniger als 18 Altäre zählte (was denn doch über den Umfang einer einfachen Kapelle hinausgeht), im Aeußern aber mit

zwei Thürmen prangte, weßhalb sie auch den in einigen Urkunden ihr beigelegten Namen: „Unser-Frauen-Münster“ wohl führen konnte. Vielleicht war auch schon die Herstellung eines Schulhauses mit Errichtung der neuen Pfarre verbunden; gewiß knüpfte sich sogleich die des Leichenackers daran, und die baldige Erbauung der Leichen-Kapelle zu St. Michael. Das Daseyn dieses Kirchleins bringen zwar erst Stiftungen, die es erhielt, und zwar nicht früher als im J. 1340, zu unserer Kenntniß; die Kapelle kann aber dennoch schon viele Jahre vorher gestanden haben, ohne daß ihrer gedacht worden wäre.

Was die Dotation der jungen Pfarre angeht, so scheint sie nicht glänzend ausgefallen zu seyn; wenigstens kam die Kirche in den nächsten dreißig Jahren wiederholt bei Päpsten und Bischöfen um Ablässe ein, damit die Gläubigen gemahnt würden, ihr durch Vermächtnisse und milde Gaben einiges Vermögen und die Mittel zu den nöthigen Bauten, Lichtbedarf, Ornamenten u. s. w. zuzuwenden. Wirklich ist denn am Schlusse des 13. Jahrhunderts schon von mehreren Altären und Kapellen zu Unser Frauen die Rede, was auf neue Stiftungen deutet, die eine Vermehrung der Altäre erfordert hatten. Mit dem vierzehnten Jahrhundert schließt sich auch die herzogliche Familie den Wohlthätern der Kirche an, zunächst Kaiser Ludwig der Bayer, der zu „Unser lieben Frauen Münster“ im Chore ein „Gräbniß“ herstellen und darin die irdischen Reste seiner „lieben Hausfrau Beatrix“ bestatten ließ. Auf den vor ihrem Grabe zu Ehren „Unser Frauen Maria und des heiligen Kreuzes“ errichteten Altar stiftete er zu Beatricens Seelenheil eine ewige tägliche Messe, und gab dazu Einkünfte von Gütern im Gerichte Pääl, statt deren er im J. 1331 der Messe vier Mühlen in München (die Anger-, Torats- und die beiden Schelmühlen) zu Eigen verlieh. Im Jahre 1339 vermehrte er die Stiftung durch ein ewiges Licht, das auf einen Hof fundirt ward, genannt

Burkstal, zu München bei dem Grimoldswinkel, einer heutzutage gänzlich unbekannten Oertlichkeit, gelegen. Da er aber selbst im Tode an der Seite seiner lieben Hausfrau zu ruhen wünschte, stiftete der Kaiser auf denselben Kreuzaltar alsbald eine zweite tägliche Messe für sein Seelenheil, und legte ihr wieder drei Münchener-Mühlen (die Hochbrück- und vor dem Wurzerthor die Walch- und Seidlmühle) nebst Gütern zu Egenhofen und Schwabing bei. Endlich fundirte er im Frauen-Münster noch einen Quatember-Jahrtag, dessen Vigil und Amt noch heutzutage jederzeit zwölf Pfründner aus dem heilig Geist-Spitale, sechs Männer und sechs Weiber, in der zu Ludwigs Zeiten üblichen Kleidung beiwohnen.

Dem Beispiele des Kaisers folgten die Herzoginen Katharina mit Stiftung einer von den regierenden Fürsten im J. 1391 bestätigten und 1403 vermehrten ewigen Messe auf den Kreuzaltar, und Elisabeth, die auf dem Todbette eine ewige Messe auf den St. Annen- und einen Jahrtag mit Vigil und Seelamt auf den Kaiser-Altar verordnete, was Gatte und Sohn im Jahre 1437 getreulich vollzogen. Mit der herzoglichen Familie wetteiferten Patricier und Bürger in reichlichen Fundationen; die Geschlechter der Impler, Ligsalz, Riger, Pütrich, Pursinger, Sendlinger, Schiml, Stupf, Tichtl, Tulbeck, Vilbracht hatten bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts bereits eine Reihe von Altären mit eigenen Kaplänen errichtet, so daß die Frauenkirche außer dem Pfarrer mit seinen zwei Helfern und dem Hauskaplan sechszehn bepfründete Priester zählte. Zudem bestanden an der Kirche noch viele anderen Stiftungen für besondere Zwecke, den Lebenden zu Trost und Erbauung, den Verstorbenen zum Heil ihrer Seelen.

Kaiser Ludwig starb im Banne, wurde daher anfänglich in der Gruft der St. Michaelskapelle auf Unser Frauen-Freithof niedergelegt, bis er endlich neben seiner Gattin die letzte Ruhestätte fand, in der von ihm hergestellten „Gräbniß“ oder

Familiengruft. Daß sie dieß und nicht eine einzelne Grabstelle war, geht aus der schönen Urkunde hervor, mit der die Herzoge Ernst und Wilhelm im J. 1417 die zweite Meßstiftung des Kaisers bestätigen, mit besonderer Hervorhebung des Grundes, weil sie „die letzte Urständ aller Menschen bei dem ehgenannten Altar und in ihres obgenannten Anherrn Gräbniß und nindert anderhalben Willen haben zu erwarten." Sie fanden mit den sterblichen Resten auch wirklich neben Vielen ihres Geschlechtes Platz in der Grabkammer des kaiserlichen Ahns, wie der merkwürdige Denkstein aussagt, den Herzog Albrecht III. über dem Gräbniß errichten ließ, und der sich unter dem Mausoleum Kaiser Ludwigs bis auf unsere Tage erhalten hat. *) Man sieht, in wie naher Beziehung das Münster zu Unser Frauen zum fürstlichen Hause stand, aber dennoch wurde es keine Rubrik der landesherrlichen Kammer.

Die Frauenkirche war im Laufe der Zeit baufällig geworden, und es stand eine größere Reparatur in Aussicht, deren Kosten augenscheinlich über die gewöhnlichen Fonds hinausgingen. Wieder wurde das Mittel zur Deckung der

*) Laut einer auf der umlaufenden Bandrolle des Denksteins angebrachten Inschrift ruhen dort die Herzoge Johann I. (gest. 1398), Ernst (1438), Wilhelm (1435), Adolf (1438) und Albrecht der Jung, den man für Albrecht III., den Errichter des Monuments, selber halten will, welcher in jener Inschrift allerdings auch die Absicht kundgibt, einst in der Gräbniß des Kaisers bestattet zu werden. Daß man sie überhaupt als Familiengruft ansah, erhellt auch aus dem Diplom der Herzoge Stephan II. und Johann I. von 1396, das von dem Seelgeräth spricht, welches die genannten Fürsten für Kaiser Ludwig, für Ludwig den Brandenburger, ihren Oheim (gest. 1361), Herzog Stephan, ihren Vater (1375), Markgraf Otto, ihren Oheim (1379), Herzog Friedrich, ihren Bruder (1393), für ihre Gemahlinen Thaddäa und Katharina (gest. 1381 u. 1391) und ihre Kinder in Unser Frauen Pfarrkirche „bey unser Grebnüzz" gestiftet haben.

außerordentlichen Ausgaben ergriffen, welches in solchen Fällen auch früher und immer mit Erfolg angewendet ward. Man erwirkte im Jahre 1443 von dem eben in München anwesenden Cardinal-Priester Alexander, Patriarchen von Aquileja, einen Ablaß für alle diejenigen, welche fromme Beiträge geben würden, zu Ausbesserung und Erhaltung der Baulichkeiten an der Frauenkirche, die in der Urkunde ausdrücklich als sehr ruinos bezeichnet wird.

Indeß waren in jenen Tagen an fast allen Hauptplätzen Bayerns, in Landshut und Straubing, in Ingolstadt und Amberg prachtvolle Kirchenbauten emporgewachsen, oder sahen ihrer Vollendung entgegen; auch in den kleinern Städten rüstete man nach Maßgabe der Kräfte an neuen Tempeln zur Verherrlichung Gottes; München allein, die Hauptstadt des Oberlandes Bayern, stand hierin noch zurück, obgleich die Fürsten dieses Landestheils den übrigen an Macht und Reichthum nichts nachgaben, auch ihren Eifer für Gottes Ruhm und Ehre durch die herrlichsten Stiftungen sattsam beurkundet hatten, wie denn gerade Herzog Albrecht III. deßhalb den Beinamen „der Fromme“ erhielt. Unter den Segnungen des Friedens während der Regierung dieses Fürsten hatte sich auch der Wohlstand der Stadt München sichtlich erhöht. Die meisten der Edelsitze und eine Menge einzelner Güter in den nächst gelegenen Gerichten waren Eigenthum der Patrizier und Bürger Münchens. Die Menge ihrer frommen Stiftungen und Vermächtnisse gibt Zeugniß von ihrem Reichthume, wie von ihrem frommen Sinne.

Ob sich nun die Herstellung eines Neubaues für die Pfarrkirche Unser Lieben Frauen als unabweisbare Nothwendigkeit herausgestellt, oder ob die Stadt München aus freien Stücken auch ihrerseits durch einen Prachtbau, würdig des erhabenen Zweckes, und würdig der ersten Stadt des Landes, ihren religiösen Sinn bethätigen wollte — genug, sie beschloß den Bau eines Tempels, der sich den kirchlichen Bau-

werken der übrigen Städte Bayerns an die Seite stellen, wo nicht sie übertreffen sollte. Geistlichkeit und Bürgerschaft gingen hierin Hand in Hand, und der vereinte Muth beider führte die Aufgabe in unglaublich kurzer Zeit zum Ziele.

Albrecht der Fromme hatte, um die Gefahren und Nachtheile abzuwenden, welche aus den üblichen Erbschafts-Theilungen für Land und Leute erwuchsen, verordnet, daß nach seinem Tode das Land ungetheilt bleiben, und von seinen Söhnen, deren fünf ihn überlebten, nur die beiden ältesten regieren, bei dem Todesfalle des Einen aber der nächstfolgende als Mitregent eintreten solle. Als er am 22. Februar 1460 aus dieser Zeitlichkeit schied, traten daher Johann und Sigmund, zugleich die einzigen schon volljährigen Söhne, die Regierung an. Johann starb jedoch schon am 19. November 1463 an der damals herrschenden Pest, und so blieb Sigmund Allein-Regent. Gerechten Sinnes drang er bei seinen Pflegern und Amtleuten strenge darauf, daß den Unterthanen förderliches Recht zu Theil werde, „nach Landes Recht und des Buches Sage“, daß sie nicht übernommen würden durch hohe Gebühren von Richtern und Gerichts-Schreibern, um Appellations-Schriften und Gerichtsbriefe, wodurch Mancher Unvermögens halber seines Rechtens mangeln müsse. Dabei hegte er, voll regen Eifers für die Kirche und ihre Diener, „zu allen geistlichen Orden und priesterlichen Würdigkeit eine große väterliche Förderung, Lieb und Gnade.“ Schon im Jahre 1466, also erst 27 Jahre alt, hatte er „Gott zu Lob, der magdlichen Jungfrau, der Himmelskönigin Marie, und allem himmlischen Heere zu Ehren“, sich einen Quatember-Jahrtag bei den Barfüßern in München mit reichlicher Ausstattung gestiftet.

Allein zu diesen Tugenden gesellte sich auch eine Schattenseite — allzugroße Freigebigkeit, die nur zu sehr mißbraucht wurde von allen Jenen, die ihm zu schmeicheln ver-

standen. Da reichten freilich des Landes Einkünfte nicht aus. Wenn er nichts mehr hatte, ging er an's Verpfänden von Pflegen und Schlössern, und dann an's Schuldenmachen. Als nun der jüngere Bruder, Albrecht IV., nach erlangter Volljährigkeit, seine Aufnahme zur Mitregierung im Jahre 1464 durchgesetzt hatte, und dem finanziellen Gebahren Sigmunds stete Einsprache entgegenstellte, ward dieser eines solchen Regierens, wo er nicht mehr frei schalten und walten konnte, bald überdrüssig, und verzichtete am 3. Sept. 1467 auf die Regierung, ausgenommen die „geistlich Lehenschaft", die zu verleihen ihm zustehen solle, als Wohnung die alte Feste in München sich vorbehaltend, und eine jährliche Rente von 4000 fl., in welcher der Ertrag der ihm überlassenen fünf Schlösser Dachau, Rannhofen, Starnberg, Menzing und Grünwald mit einem Anschlage von 1205 fl. u. s. w. begriffen war. Dagegen verpflichtete sich Albrecht, die Schulden Sigmunds zu bezahlen, sowie Alles auszulösen, was er für verschriebene Pflegen und Schlösser eingenommen hatte. Nicht einmal so viel besaß Sigmund bei seinem Abtreten, um den Hofstaat einrichten zu können, weßhalb ihm Herzog Albrecht hiezu gleich die baare Summe von 1000 fl. bezahlen mußte.

Als man nun im Frühling des Jahres 1468 zu München an die Ausführung des großen Neubaues zu Ehren Unser Frauen schritt, war allerdings Sigmund, der sich die „geistlich Lehenschaft" vorbehalten hatte, und nicht Albrecht, berufen, den Grundstein zu legen; einen größern Antheil an dem Bau hatte aber Herzog Sigmund wohl nicht, denn, wie wir gesehen, vor einem halben Jahre noch besaß er nicht einmal die Mittel zu Einrichtung seines Hofstaates und Haushaltes! Auch spricht die Steintafel am vordern Portalhause der Kirche für Herzog Sigmund nicht mehr an, als daß er, erfreut über die Verherrlichung Gottes, den ersten Stein gelegt habe zu dem erhabenen Tempel, welcher der zarten

Jungfrau erbaut ward. Die Kirche und die Stadt haben den Bau allein und aus eigenen Mitteln unternommen und bestritten; als aber endlich die Kräfte beider erschöpft waren, da war es die gemeine Hülfe der Christgläubigen, welche auf Anrufen beisprang, und damit ward das Werk vollendet.

Das Vermögen der Kirche Unser Lieben Frauen war durch die vielen Stiftungen der Münchener Bürger, und die tüchtige Verwaltung der Kirchenpröbste zu einer für die damalige Zeit nicht unbeträchtlichen Summe angewachsen. Alle Ewiggeld-Gilten, Häuser und liegenden Gründe wurden nun verkauft, und die so erzielten Kapitalien zum Kirchenbau verwendet Während auf diese Weise die Kirche selbst das nöthige Geld zu Bezahlung der Arbeiter herbeischaffte, sorgte der Stadtrath für den Bedarf an Baumaterial. Die Stadt besaß damals noch mehrere Ziegelöfen in Haidhausen, die sie unter der Aufsicht zweier Räthe im Selbstbetriebe führte, und konnte so auf die mindest kostspielige Weise hinlänglichen Vorrath an Ziegelsteinen, Hacken und Preisen haben. Um aber zu dem großen Kirchenbau den nöthigen Bedarf an Ziegelerde zu gewinnen, ward von Eberhart Potschners Kindern ein Lehmgrund zu Haidhausen „für Unser liebe Frau zum Ziegelwerch" gepachtet, und hiefür jährlich ein Pfund Pfenning bezahlt. Die äußerst geringen Produktionskosten der aus dieser Ziegelerde gewonnenen Bausteine trug der Magistrat.

Nachdem auf diese Weise sowohl für das nöthige Baumaterial, sowie auch vorläufig für hinlängliche Geldsummen zur Bezahlung der Arbeitsleute gesorgt war, wurde an die Ausführung des Baues Hand gelegt. Vorerst mußte auf die Erweiterung des Freithofes gedacht werden, da die neue Kirche von diesem viel Raum in Anspruch nahm, und ihn ohne erfolgte Vergrößerung zu sehr beengt hätte. Zu diesem Ende wurde die auf der Nordseite, an dem Stadtgraben gegen die enge Gasse (heutige Löwengrube) zu gele-

gene St. Michelskapelle abgebrochen. Die Kapelle hatte mehrere Altäre und zwei ewige Messen mit eigenen Kaplänen, wovon die eine auf den Altar in der darunter befindlichen Gruft, in welcher das Patrizier-Geschlecht der Katzmair seine Grabstätte hatte, fundirt war. Beide Messen wurden in der Folge in die neu erbaute Frauenkirche transferirt.

Was zuerst den Baumeister der Kirche betrifft, so entwarf den Plan zu dem Riesenbau ein einfacher Maurer; Maister Jörg der Maurer heißt er in den schriftlichen Aufzeichnungen jener Zeit. Nicht einmal sein Familien-Name ist mit Bestimmtheit anzugeben. Während er in einem Dokumente vom J. 1475, worin „paid der Stat München Paumaister und Werchleute“ vorkommen, „Maister Jörg von Polling, Maurer“ heißt, nennt ihn sein Leichenstein „Maister Jörg von Halspach“. Eine jüngere Inschrift unter seinem Bildnisse in der Frauenkirche am letzten Pfeiler der Epistelseite gibt ihm den Namen Jörg Gankoffer, mit welchem Rechte, ist unbekannt, deßgleichen wo er früher lebte und wirkte. Mit dem Beginne des Baues tritt er in der Stadt München Dienste: „Item VI Schilling XXVII Pfenning haben wir zalt Maister Jörgen Maurer Haftgeld — am Sontag Oculi (20 März) Anno LXVIII.“ Als Sold erhielt er vierteljährig zwei Pfund Pfenninge (2 fl. 17 kr. 1 hl.), und „wenn er in der Stadt Dienst arbeitet den Taglohn, wie er für einen Meister bestimmt ist.“ Dieser aber bestand damals nach „Satz und Ordnung, welche ein ersamer weiser Rat einem erbaren Handwerch der Maurer“ gemacht — für einen Meister, „so der mit sein selbs Hand arbeitet, und bei der Arbeit bleibt“, im Sommer in 28, im Winter in 24 Pfenningen. *).

*) Ein Geselle dagegen, „der wohl arbeiten kann“, erhielt im Sommer 26, im Winter 22 Pfg. täglich; ein Lehrjunge, in den ersten zwei Jahren, 18 und 16 Pfg., später nach seinen von den Führern

So ward denn der Bau begonnen, und am neunten Februar 1468 der Grundstein gelegt: „Item an dem benannten Tag hat unser genediger Herr Herzog Sigmund von Bayern gelegt den ersten stain des löblichen Paues unser

---

und zwei Meistern des Handwerks tarirten Leistungen. Mit Festsetzung dieser Löhne fiel die früher übliche Reichung einer Suppe oder des Geldes dafür weg, so daß ein Bauherr über den fixirten Taglohn nur noch das von Alters her gebräuchliche Badgeld zu reichen hatte. Ein Mörtelkocher bekam 8 bis 9, ein Handlanger 8 bis 10 Pfg. täglich. Die Arbeitszeit war im Winter (von St. Gallen bis Petri Stuhlfeier) von sechs, im Sommer von fünf Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends, mit Ausnahme einer halben Stunde zur Suppe und einer ganzen zur Mahlzeit; wer über diese Zeit von der Arbeit blieb, erlitt für jede halbe Stunde einen Pfenning vom Taglohn zu Abzug. — Zur Höhe dieser Löhne verhielten sich die Lebensmittel-Preise, wie folgt: das Schäffel Korn galt, je nach dem Aerndte-Ausfall, zwischen 4 und 8 Schilling (34 kr. 2 hl. und 1 fl. 8 kr. 4 hl.); als im Jahre 1482 die Preise bis auf 15 Sch. (2 fl. 8 kr. 4 hl.) stiegen, war das eine übermäßige Theurung, und ließ der Magistrat zum Besten des gemeinen Mannes 100 Schffl. nach dem Anschlag von 12 Sch. zu Broden für 2, 4 und 8 Pfg. verbacken. Nach dem Brodtarif von 1491 kostete bei dem Kornpreise zu 4 Sch. ein Laib von 12 Pfd. 4 Lth. gerömischten oder 14 Pfd. 17 Lth. gemeinen Brodes — 8 Pfg. (2 kr. 2 hl.). Ein Pfund guten Ochsenfleisches stand 1478 zu 5 Haller, Schweinsfleisch bis auf Jakobi 5 Haller, nachher 2 Pfg. Den Bräuern wurden damals gleiche Bierpreise geboten; sie hatten bisher zu 3 und zu 5 Haller ausgeschenkt. — Was die Baumaterialien betrifft, so kosteten tausend Ziegelsteine Ein Pfd. Pfen. (1 fl. 8 kr. 4 hl.), tausend Preise deßgleichen, tausend Hacken Ein Pfd. Pfen. 2 Sch. (1 fl. 25 kr. 1 hl.); das Tausend von Haidhausen hereinzuführen 40 Pfg. (11 kr. 3 hl.); ein Stück Nagelfluh 13 Pfg. (3 kr. 5 hl.); die „Werung unbehauener Nagelsteine“ 10 Pfg. (2 kr. 6 hl.); der Schuh Tufstein 5 Pfg. (1 kr. 3 hl.); ein Muth Kalch 4½ bis 6 Sch. (38 kr. 4 hl. bis 51 kr. 3 hl.); ein Fuder Sand 8 Pfg. 2 kr. 2 hl.); ein Floß von 16 Bäumen zu je 50 Schuh 2 Pfd. 5 Sch. (3 fl. rh.); zwei Schnittflöße zu 11 und 12 Bäumen 4 Pfd. 2 Sch. (4 fl. 51 kr. 3 hl.).

lieben Frauen Pfarrkirchen zu München. Denselben Bau man Got zu Lob und Ere und in den Eren der lobsamen Jungfrauen Marie angefangt hat von Neuem, und eine grösfere Kirchen von Merung wegen des Volks, dem die alt Kirchen zu eng war, zu vollbringen. Gott der allmächtig verleihe und gebe mäniglich die Gnade, daß der löblich und seliglich und ohne allermäniglich Schaden des Leibs vollbracht werde Amen." „Und waren der Zeit Pfarrer der benannten Pfarrkirchen Meister Ernst Pütrich und Kirchpröbst Martin Katzmair von innerm Rath, und Andrä Sänftl von äusserm Rath. Und zu dem Stein zu legen, ward löblich geläutet und kam darzu vil Menig des Volks zwischen zwain und drein Horen nach Mittags. Es kam auch darzu der Pfarrer mit seiner Priesterschaft löblich, mit dem Weichbrunnen und Rauch, zu sprengen und zu rauchen den Grund und Gestein."

Auf der Nordseite der Kirche wurde angefangen, und der Grund mit Nagelflue-Steinen herausgebaut, welche die Stadt zum Theil aus ihrem Vorrathe gegen Bezahlung lieferte. Im Monat August war man damit so weit nordwestlich vorgerückt, daß zur Abbrechung des gegen das Haus der Augustiner zu gelegenen Thurmes der alten Kirche geschritten werden mußte. Am 1. August ward Hand angelegt: „Item den hat man untergraben und pültzt und an dem Tag niedergeworffen und ging durchschlechts auf einander nieder ohne Schaden des Pfarrhofes. Und ward ein grosser Koth und Gestein obeinander und ward dasselb durch die Menge des Volks, Mannen und Frauen, Edlen und Unedlen, Armen und Reichen, Bürgerinen und andern Frauen und Jungfrauen, Jung und Alt, Klein und Groß, mit viel gieriger Mühe und Arbeit andächtiglich alles ab der Hofstatt geraumt und getragen, alles bei zehn Tagen."

In diesem und dem nächstfolgenden Jahre scheint der Bau auf der Nordseite fortgegangen zu seyn. Aber je mehr

er sich aus der Erde emporhob, desto tiefer senkte sich in Meister Jörgen's Brust die Sorge um die Ausführung des schwierigen Werkes. Da nahm er sich vor, „etliche Baue“ zu beschauen, und fand bei dem Magistrate auf sein billiges Gesuch, sich anderwärts Raths zu erholen, williges Gehör. Nicht nur der nöthige Zehrpfenning ward ihm gereicht, auch den Taglohn erhielt er, so lange er auf dem Wege war, da die Reise ja im Dienste und zum Nutzen der Stadt geschah. Zudem ward ihm, damit er als der Stadt München Werkmeister desto stattlicher auftreten könne, auch ein Stadt-Söldner als Begleiter mitgegeben. Die Städte Augsburg und Ulm waren das Ziel seiner Reise. An beiden Orten fand er treffliche Gelegenheit, bedeutende Bauten zu besichtigen und den Rath ihrer Werkmeister zu hören. In Augsburg war gerade ein Jahr vor dem Beginne des Baues zu Unser Lieben Frauen mit dem Neubau der großartigen St. Ulrichs-Kirche begonnen worden, und Ulms Münster-Bau war ja seit langem eine hohe Schule für Maurer und Steinmetzen.

Zu Anfang des Monats April 1470 war Meister Jörg bereits wieder zurückgekehrt, und ging nun mit erneutem Muth an die Fortsetzung seines Werkes. Jetzt mußte auch der zweite oder südwestliche Thurm der alten Frauenkirche weichen, in welchem bisher die Glocken hingen. Am 9. Mai 1470 ward er niedergeworfen. Die alte Aufzeichnung sagt hierüber: „Der ander Turn unser lieben Frauen Pfarrkirchen hie zu München, da alle Glocken innen gehangen sind.“ „Item zu merken, daß man den benannten Thurn in vier Tagen hat geworfen und ab der Hofstat geräumt ist worden, mit viel Menge des Volks und grosser Begierlichkeit, erbarlich und züchtiglich und Jedermann ohne Schaden. Der benannt Thurn, als der geworfen war, saß gerechten nieder auf die Hofstat, darauf er gestanden war, und fast wunderlich, denn er theilt sich nicht ab der Hofstat. Und ward der Thurn

geworffen am Mitichen, um Vesperzeit, nächst vor Pangratzi (1470)."

Ununterbrochen und mit solcher Emsigkeit ward nun an den Umfassungs-Mauern fortgearbeitet, daß diese im Herbste 1473 schon ihre volle Höhe von 115 Schuh erreicht hatten. Aber ein schwieriger Abschnitt stand im Baue noch bevor — die Ausführung des Gewölbes. Sei es, daß Mangel an Selbstvertrauen, oder thatsächlicher Abgang hinlänglicher Kenntniß neuerdings bange Zweifel in dem Herzen des ehrlichen Baumeisters erweckten, oder war er nur uneinig mit sich selbst und wünschte deßhalb fremden Rathes theilhaftig zu werden — kurz, schon im Oktober 1473 kam Meister Matheis Steinmetz von Eichstädt hieher, um den Kirchenbau zu beschauen und seine Meinung darüber zu sagen. Allein sein Rath scheint nicht ausgereicht zu haben. Der Magistrat beschloß daher, das gemeinsame Urtheil tüchtiger und erprobter Baumeister einzuholen, und sie über die Ausführung des Gewölbes entscheiden zu lassen. In den ersten Monaten des nächsten Jahres gingen also Söldner und Boten aus, „um von Unser Frauen Pfarrkirchen Baues wegen etlich Meister zu werben." Ein Bote ward nach Ingolstadt und Regensburg, ein anderer nach Ulm, ein dritter sogar nach Pfarrkirchen entsendet. Willig erschienen die Geladenen, ihrem Mitmeister mit Rath und That beizustehen.

Von Ulm kam Meister Moritz. Es war dieß Mauritius Ensinger, von Bern im Uechtlande gebürtig, und einer Künstler-Familie angehörig, welche fast hundert Jahre lang ihre Kräfte und ihre Kunst der Stadt Ulm und ihrem Münsterbaue gewidmet hatte. Ulm hatte ihm die Fortführung des durch den Tod seines Vaters in Stillstand gerathenen Werkes anvertraut. Vermöge Vertrag vom J. 1469, Mitwoch nach Antoni, hatte er sich verpflichtet, „daß er bis Jacobi, oder ungefähr Bartholomei oder Micheli über zwei Jahre das Fensterwerk in dem Hohenmünster gar setzen, auch das

Gewölb des Hochmünsters und den Giebel, an dem Ende zu dem Gewölb dienend, ganz beschliessen und aufbreiten, dagegen nächsten Jacobi 20 Gulden und an der Weihnachten 20 Gulden Ehrung erhalten solle." Er war demnach im Gewölbe-Bau hinlänglich erfahren, und ganz geeignet, durch die dabei gesammelten Kenntnisse einen tüchtigen Rathgeber für ähnliche Zwecke abzugeben.

Aus Regensburg traf Meister Conrad Roritzer ein. Anfänglich, und zwar schon seit 1440, als Steinmetz bei dem dortigen Dombau beschäftigt, hatte er sich zu der Stelle eines „Thom-Maisters", d. i. Dombau-Meisters, emporgeschwungen. Er war der siebente Meister, welcher den Bau des Domes führte, und genoß großer Berühmtheit. Früher war er schon als Obrist-Meister dem Bau der St. Lorenzer-Kirche zu Nürnberg vorgestanden, und im Jahre 1460 wegen der Krankheit seines Nachfolgers, des Meister Hans Paur, auf kurze Zeit nach Nürnberg zurückberufen worden. Im J. 1462 hatte man sich seines Rathes auch bei dem Bau des St. Stephans-Domes in Wien bedient. — Ingolstadt sendete den Meister Friedrich, welcher wahrscheinlich damals den Bau der neuen Pfarrkirche leitete. Unbekannt sind uns die Leistungen des Meisters Michel von Pfarrkirchen, welcher jedoch in bedeutendem Rufe gestanden seyn muß, da er für würdig geachtet wurde, in Gesellschaft so berühmter Baumeister seinen Rath und Ausspruch mit abzugeben.

Ein förmlicher Baumeister-Congreß war also in den Mauern Münchens versammelt, und bald scheinen die Meister der Sache einig geworden zu seyn. Daß sie sich ihres Auftrages jedenfalls mit Geschick entlediget, beweist das heute noch in ungeschwächter Kraft über die Kirche sich ausbreitende Gewölbe. Nicht ohne Ehrung, und mit Bezahlung aller Reise- und Zehrungs-Kosten entließ der Magistrat die kundigen Meister. Ehe sie aber schieden, ward ihnen nach alt-

löblicher deutscher Sitte noch ein fröhliches Gelage bereitet. Ein Pfund und sechs Schillinge wurden auf des Rathes Anschaffen bezahlt, „Maister Jörgen und seinen Maurern zu vertrinken und zu verzehren mit den Maistern und Maurern, die man von Unser Lieben Frauen Pfarrkirchen Baues wegen beschickt.“

Meister Jörg ging an die Ausführung des Gewölbes — und in drei Jahren war es vollendet. Im Frühjahre 1477 begann, wie aus einzelnen Andeutungen hervorgeht, die Aufsetzung des Dachstuhles. Aus der Zeit der Errichtung und des Abbruchs des hiezu nöthigen „Zuges“ ergibt sich, daß diese Arbeit in die Zeit zwischen März 1477 bis Juli 1478 fällt. Ein 415 Pfund schweres Seil wurde hiezu verwendet. Das Ganze leitete Heinrich der Zimmermeister, der, aus Straubing gen München gekommen, am Allerheiligen Abend 1470 auf zehn Jahre in der Stadt Dienste getreten war. Zu Sold erhielt er quartaliter 2 Pfd. Pfen., und zu Pfingsten noch eigens 2 Pfd. Pfen. für Holz- und Schaitengeld, dann jährlich einen Rock gleich andern Amtleuten der Stadt, auch freie Herberge, für die Werktage, wenn er arbeitete, den Taglohn von 28 Pfg. und endlich sonntäglich 8 Pfg. Badgeld.

Der Magistrat, hoch erfreut über die endliche äußere Vollendung der Kirche nach der zehnjährigen unermüdeten Anstrengung, ließ am Giebel des Daches „auf der Kappen, ober dem Chore“ einen großen vergoldeten Knopf, aus welchem ein Kreuz mit Halbmond und Sternen emporsteigt, anbringen, der, nach 375 Jahren in ungetrübtem Glanze blinkend, Zeugniß gibt von der Dauerhaftigkeit der Werke unserer Vorfahren!

Um nun aber wieder auf die innere Ausstattung der Kirche zurückzukommen, so war der Bau, wie erwähnt, auf der nördlichen Seite begonnen und zuerst vollendet worden, daher ward auch auf dieser Seite mit der Aufrichtung der Altäre der Anfang gemacht. Bereits im J. 1471 werden

mehrere Kapellen mit ihren Altären auf dieser Seite erwähnt. Der St. Katharinen-Altar, der nach einer Urkunde vom J. 1446 „in der Abseiten gegen die Schule zu“ gelegen war, stand jetzt in der neuen Kirche als erster Altar östlich von der jetzigen Sakristeithüre. Im J. 1471 wurde den Führern der Goldschmiedszunft von dem Pfarrer Ernst Pütrich, als Lehenherrn des Altares, gestattet, ihren „Stul und Stand zu haben in der neuen Capellen sand Cathrein, vor demselben Altar“, wogegen sie versprachen, „die Capellen mit Gläsern, Tafeln und anderem Ornat und Zierheit machen, bessern, fürdern und fürsehen“ zu wollen. — Anstatt des am 1. Aug. 1468 abgebrochenen nordwestlichen Thurmes hatte sich im J. 1471 ein neuer schon so weit erhoben, daß des Otilien-Altars, einer Stiftung der Tulbecken, bereits als in Unser Frauen-Pfarrkirche „unter dem Turn gegen der Augustiner großem Haus über gelegen“ gedacht wird. Man kann also mit Sicherheit annehmen, daß im J. 1471, kaum vier Jahre seit Beginn der Arbeit, auch die übrigen Altäre der Nordseite in dem Neubau ihre Aufstellung gefunden haben. Im J. 1473 war auch die Südseite des Baues so weit vollendet, daß die Kapellen derselben, welche nach Umsetzung der bisher bestandenen Altäre noch übrig geblieben waren, mit neuen Altären und Meßpfründen ausgestattet werden konnten. So erhob sich an einem der südlichen Pfeiler von Neuem ein Altar zu Ehren der heiligen Dyonisius, Egidius, Bernhard, Afra, Justina und Sophia, auf den die Brüder Schlittauer im J. 1473 eine ewige Messe stifteten. Wilhelm Scharfzandt hatte den Kirchenpröbsten fünfzig Gulden zu dem Bau der Kirche gegeben, „darum man ihm vergunt hat, einen Altar zu setzen in eine Kapelle, und eine ewige Messe darein zu stiften“ — was er auch im J. 1473 durch Errichtung eines den heiligen Rupert, Jakob dem Größern und Papst Urban gewidmeten Altars auf der Epistelseite der Kirche, dem ersten vor dem Tabernakelaltar,

in Vollzug brachte. Die letzte noch übrige Kapelle auf dieser Seite (vor der eben erwähnten Scharfzandt'schen) erhielten die drei Brüder Balthasar, Georg und Franz Ridler, welche im J. 1474 in derselben den Altar der heiligen Franciscus, Heinrich und der vierzehn Nothhelfer errichteten und mit einer Meßstiftung begabten.

Was die Wegräumung der alten Kirche betrifft, so meldet unsere Quelle zwar von dem Abbruch ihrer beiden Thürme, ohne aber anzuführen, was aus der Kirche selbst weiter geworden sei. Jene Angaben deuten jedoch klar genug an, daß man mit dem Abbruch des alten Baues langsam fortgeschritten sei, und den östlichen Theil behufs der Benützung für den Gottesdienst unversehrt erhalten habe, bis zur Vollendung des Neubaues auf der nord- und südwestlichen Seite. Die Feierlichkeit, welche in der folgenden Aufzeichnung beschrieben wird, konnte daher bereits in der neuen Frauenkirche vor sich gegangen seyn. „Freitag in der osterwochen und war sand Jörgen abend (23 April) 1473·“ „Item an dem Tag kam unser allergenedigister Herr der römisch Kaiser gen München mit seinem Sun Maximilian und dem türkischen vertrieben Kaiser, dem hochwürdigsten geistlichen Fürsten dem Erzbischof von Maynz und viel Grafen, Freyen und Herren.— Man gieng Im auch mit dem Heiligthume von den Klostern und Pfarren entgegen biß für das Iser Thor mit aller Zier der Ornat bis in unser lieben Frauen Pfarrkirchen für den Kor-Altar, und man trug auch einen Himmel ob Im, und waren Himmeltrager Hans Bart, Ludwig Scharfzand, Antoni Pütrich, Eberhart Pötschner. Man trug auch damit die schönsten guldin Kertzen. Item man hat auch auf das kostlichst in liechten, guten Harnaschen Kürsischer (Kürassiere) und Andere bei 550 guter, deren theilet man einen Theil auf das Rahthaus und den mehrern und den meisten Theil für das Iser-Thor auf zwo Seiten, und giengen darnach hinein an den Markt und stunden nach der Länge, bis unser

allergenedigster Herr der Kaiser wieder von Unser Frauen in die alte Feste reitet, und wurden zum Zug geschafft Franz Ridler vom innern Rath, der Stadt-Richter Jörg Sandizeller und Erhart Pelhaimer Pfäntermeister. Sie hatten auch ein Theil Handbüchsen, ein Theil Armbrüst und ein Theil, der mehrer, Helmparten und ein Theil Tarschen. Man läutete auch alle Glocken."

Nun aber hatte die rasche und mit der äußersten Anstrengung betriebene Förderung des riesigen Baues die verfügbaren Mittel an Geld und Geldeswerth völlig erschöpft. Die Kirchenpröbste mochten aus dem Verkaufe ihrer Renten und Immobilien 4500 fl. rhein. erlöst haben, eine nach heutigem Maßstabe verhältnißmäßig winzige Summe, womit aber bei den Preisen und Löhnen jener Zeit nicht Unbedeutendes zu leisten war. Allein diese Summe sowohl, wie noch manche andere nicht unbeträchtliche Schankung, von den mildthätigen Händen frommer Gläubigen gespendet, dann jene Gelder, welche zu dem Baue eigens entlehnt worden waren — das Alles konnte für das kolossale Werk unmöglich ausreichen. Und noch war so unendlich viel zu bestreiten für die würdevolle innere Ausstattung, für die Verglasung der Fenster, für den Ausbau der Thürme, für die Glocken, für die Ornate, Paramente und Zier der Altäre!

Es gab nur Einen Weg, auch diese Mittel noch aufzubringen, und das zur Ehre Gottes angefangene Werk auch mit Ehren dem vollen Ende zuzuführen, und diese Eine Hoffnung belebte die Kirchenpröbste — ob sie die Erlaubniß erhalten würden, die Christgläubigen zu einem Beitrage für Vollendung der Kirche, so wie für ihre nöthige Ausstattung einladen zu dürfen. Seit alter Zeit war in den Herzen der Christen der lebendige Glaube festgewurzelt, daß durch den Besuch einer neuerbauten Kirche und die Steuer eines wenn auch noch so kleinen Schärfleins für dieselbe eine besondere Gnade von Gott erlangt werde; und da solche Fälle nur

selten vorkamen, war der Zudrang zu neuerbauten Kirchen stets ein großer, zumal wenn zugleich Gelegenheit dargeboten war, mit der Ausübung solch' frommen Werkes den Empfang der heiligen Sakramente verbinden zu können.

Vertrauensvoll wandten sich also die Kirchenpröbste, von Herzog Albrecht unterstützt, nach Rom, und Papst Sixtus gewährte 1479 die an ihn gebrachte Bitte in der Art, daß alle Gläubigen, welche zum Ausbau der neu und in großartiger und kostbarer Weise aufgeführten Kirche zu Unser Frauen soviel an Geld oder Geldeswerth beisteuern würden, als Jeglicher in einer Woche zu seinem Lebensunterhalte bedürfe, nach Empfang der Sakramente einen vollkommenen Ablaß vom Sonntag Lätare bis zum Sonntag Judica gewinnen könnten. Drei Jahre solle diese „Gnade" währen, und von dem fallenden Opfer zwei Drittheile zum Ausbau der Kirche, ein Drittheil aber zum Kriege wider die Türken verwendet werden. Hören wir vorerst, was unsere Quelle aufgezeichnet hat über:

„Das gnadenreich Jahr."

„Item als das von Rom heraus geben ward, dasselb fieng sich an des Jahres Tausent vierhundert und in dem achtzigisten Jahr zu der Vesper des Sontags Lätare auf acht Tag, das war bis auf die Vesper des Sontags Judica, und war von Pein und von Schuld und in aller Maaß, als das gnadenreich Jahr zu Rom gewesen ist, doch mit Unterschied etlicher Artickel, die sich die römische Kirche vorbehalten hat, nach laut der Bulle. Also am Samstag vor Lätare da waren des von Augspurg und des von Brixen Suffraganei mit der Bulle zu dem heiligen Geist mit beeder Klöster Brüdern und etlicher Priesterschaft, und hatten die zween Suffraganei die Bulle in den Händen und trugen die unter dem Himmel mit der löblichen Prozession bis auf die Mitte des Marktes; dar entgegen gieng der Pfarrer von unser Frauen mit löblicher Prozession auch auf Mitte des Markts und empfieng die

Bulle kniend mit grosser Löblichkeit, und trugen die Bulle mit gar grosser Löblichkeit bis gen Unser Lieben Frauen, da selbs hin die Gnade von merklicher derselben Kirche Baue wegen geben ward, und wurden viel Löblichkeit zu Unser Lieben Frauen, mit Amt singen und sonst verbracht, und wurden alle Glocken in der Stadt geläutet."

„Item alle Predigten geschahen zu unser lieben Frauen, nemlich alle Tage auf das mindeste zwei Predigten und je drei Predigten. Item die Herren Führer waren unsers gnädiger Herren Herzog Albrechts Räthe einer, und der Burgermeister Franz Ridler. Item Himmeltrager sind gewesen Hanns Schluder, der alt, und Barthelme Schrenk vom innern Rath, und Hanns Schluder, der jünger, und Sigmund Fachner. Item zu derselben Gnade ward verliehen, daß ein jeder Mensch die Gnad zu erlangen als viel in die Arche oder Kisten mußte legen, was Einer eine Woche zu verzehren nothdürftig wäre. Item die Truhen ward gesetzt auf den Chor vor des Kaisers Altar, darein man das Geld legte, und wurden darzu gesetzt zwei Priester und zwei vom äussern Rath. Item wurden auch Zeichen geben unter den vordern zweien Kirchthüren, je eines um einen Pfening, und von des Rathes wegen zu jeder Thür Zwen gesetzt. Item dieselben wurden auch gesetzt zu dem, das man zum Bau gab."

„Item es wurden auch bei zweihundert und siebenzig Beichtiger von Menge wegen des Volkes am ersten gesetzt, und darnach nit viel minder. Item die benannten Priester assen alle in dem Pfarrhof; denen gab man allen zu essen, und zu trinken zum Mahl, und des Abends eine Collation. Item den benannten Priestern und deren Atzung wurden zugegeben, die da alle Nothdurft kauften: Andre Stupff von Innerem Rathe, Hans Schluder der jüngere und Sigmund Fachner."

„Item es hatte auch Jedermann Sicherheit und Geleite.

4 Sch. 11 Pfg., von Geisenfeld 2 Pfd. 2 Sch. 12 Pfg. und ein Ringlein, dann von Sebastian Seyberstorffer zu Hohenwart einen ungrischen Gulden, 4 fl. rhein., ein goldenes Ringlein und ein Korallen-Schnürlein mitgebracht. Andreas Meyllinger, Pfarrer zu Breitenbach im Gebirge, sendete durch seinen Bruder in Pfaffenhofen 4 fl. 25 kr. rh.; Franz Ridler überantwortete als Ueberrest von dem Beichtgeld und Beichtbriefgeld 39 fl.

Alles sonst in obiger Summe Begriffene hatte sich in „der Truhe“ als Opfer gefunden.

Der Ertrag des zweiten Jahres war schon beträchtlich geringer. An Beichtgeld fielen über das, was für Verköstigung der Beichtväter ausgegeben wurde, 116 fl. rh.; aus den Beichtbriefen wurden 53 fl. erlöst; und der Bote Kraus brachte aus dem Bisthume Salzburg 50 fl. Diese Summen ergaben mit dem Opfergelde eine Einnahme von 2083 fl. 4 Sch. 29 Pfg.

Im dritten Jahre brachte Ludwig Pfeilstorfer aus den Bisthümern Salzburg und Passau, als Rest über die Reisekosten, 57 fl. Der Dechant von Pullach war abermals in die Bisthümer Regensburg und Eichstädt gegangen, und hatte als Rest 7 fl. 12 Pfg. heimgebracht. Bruder Philipp, Augustiner-Ordens von Seemanshausen, lieferte 22 fl. 2 Sch. 22 Pfg.; Heinrich Ziegler aus dem Bisthume Brichsen, über Abzug seines Lohnes und der Zehrung, 11 fl. 1 Sch. Pfg. Der Pfarrer von Schliers hatte 1 fl. 4 Sch. Pfg. geschickt. Das Beicht- und Beicht-Briefgeld ertrug, über die ergangenen Unkosten, 226 fl. 4 Sch. Pfg. Die Gesammtsumme war 3772 fl. 3 Sch. 19 Pfg.

Demnach waren in den drei Jahren 15,232 fl. 4 Sch. Pfg. eingegangen. Von diesem Gelde mußten nun auch die auf die Gnade ergangenen Unkosten bestritten werden. Da waren z. B. vorerst die Ausgaben wegen der „acht Priester, die

ausgeritten sein, die Genad zu verkünden, auch Statschreiber, Pfarrer, Knechten und um etlich Futter, Roß ..." ... „tut 94 Gulden rhein." Mehr ward ausgegeben „neun Beichtvätern, die in der Genad von des Pfarrers wegen an der Beicht gesessen sein, zu Ehrung, einem 2 Gulden rhein.; und mehr dem Lesmeister zu Augustinern 5 fl. Ehrung"; dann „mehr zalt Ehrung von (des) Weihbischof von Augsburg (wegen) zu Bruck, als er heim zog 4 fl. rh. 2 Schill. 19 Pfen."

Da daran gelegen seyn mußte, den ganzen Ertrag der Gnade für den Bau der Kirche verwenden zu können, nach der Bestimmung der Bulle aber ein Drittel behufs des Krieges wider die Türken hätte eingeliefert werden sollen, ward der Pfarrer Dr. Hundertpfund eigens nach Rom geschickt, um von dem Papste den Erlaß dieses Abzugs zu erwirken, was ihm auch gelang. Deßhalb wurden „item 100 Gulden geben dem Pfarrer von Unser Frauen nach Geschäft meines Herrn Genaden Herzog Albrechts und eines Raths Geschäft, ihm zu einer Ehrung für seine Müh, die er mit der Genad gehabt hat, und zu Rom gewesen ist, und mit dem Papst sich vertrug um sein Drittheil Geldes die drei Jahr."

Im zweiten Jahre waren abermals Priester ausgeritten, und wurden dafür „117 Pfd. 4 Sch. 19 Pfg. ausgeben den Herren, die um die Genad aus seyn geritten, und um Roß, und den Barfüssen für ihre Mühe, und sunst um allerlei kleins Ausgeben." „Item 67 Pfd. 6 Sch. 16 Pfg. ausgeben den Augustinern, die von der Genad wegen ausgeritten sein, und hie Beicht gehört haben, und den Barfussen um Schmalz geben, und den Gesellen und Kaplan bei der Pfarre, und Küster und Meßner, den Priestern, die bei der Truhen gesessen sind, und den Schreibern bei den Beichtbriefen — ihnen allen zu Ehrung geben, ausserhalb der Zehrung."

Die Kanzleitaxen für die Bulle der Gnade sowohl, als für die unter den neuen Verhältnissen nöthigen Bullen wegen

Verlegung des Freithofes und Regulirung der Bestattungen in den Räumen der Frauen-Kirche selbst, nahmen auch einen Theil der Einnahme hinweg. „Item 245 fl. rhein. 3 Sch. 13 Pfg. dem Bartlmä Schrenk gen Rom ausgeben von unser Frauen Bulle wegen, Bestättigung der ersten Bulle der Genad, kostet 60 Ducaten, und um eine Bulle, die lautet um den neuen Freythof und Ablaß darzu gegeben, die kostet 54 Ducaten 6 fl. rhein. 4 Pfg., und aber um eine Bulle Exekutorial der Grabstein halben in Unser Frauen Kirchen, die kostet 56 Ducaten 11 fl. rhein. 4 Sch. 11 Pfg."

Bartlmä Schrenk zahlte im J. 1481 „128 Pfd. 2 Sch. 12 Pfg., das auf die Kuchen gangen ist, als man den Beichtvätern die Kost geben hat, um alle Speis und Wein." Im J. 1481 erhielt auch der Pfarrer von Unser Frauen 80 fl. rhein. „durch Geschäft meines Herren Genaden und eines Rathes von dem Beichtgelde zu Ehrung." Die Beichtbriefe nahmen in Anspruch „48 fl. rh. 2 Sch. 16 Pfg. geben dem Truker zu Augspurg um Brief, Botenlohn und Zehrung."

In diesem Jahre wurden auch schon neue Meßgewänder angeschafft. „Item 420 fl. rhein." wurden ausgegeben „um 35 Prätzen" (braccie-Ellen) „güldeins Tuch zu Meßgewand und Dienst-Röken, und Kor-Mantel; kauft zu Venedig; kost ein Prätz 12 Ducaten, und ist darauf gangen mit allen Dingen 12 Ducaten 16 Groß in Gold — alles Schrenk zalt Ostern 1481." „Item 31 Pfd. 3 Sch. 12 Pfg. gab der Schrenk dem Hans Kleuber um 10 Prätzen grünen Sammets zu einem Kor-Mantel." „Item 23 Pfd. 1 Sch." demselben „um 9½ Ellen schwarzen Sammets zu einem Kormantel."

Wie früher der Pfarrer von Unser Frauen, mußte später der Pfarrer von Fürholzen nach Rom reisen, um zu erwirken, daß die Gnade nicht aufgehoben wurde. „Item 51 fl. rh. verzert der Gaspar Eytlinger Pfarrer zu Fürholzen bis jen Rom und herwieder heim, in 18½ Wochen, als er her aus prächt hat von dem Papst, daß unser Gnad nicht

aufgehebt worden ist." „Item 16 fl. rh. mer geben dem Eylinger zu Ehrung um sein Mühe gen Rom und herwider heim." „Item 6 fl. rhein. 60 Pfg. um ein Roß geben, das er hinein geritten hat, gekauft von Thoman Rostaler." Auch diese Sendung erreichte ihren Zweck, denn im J. 1483 verhieß ein päpstlicher Legat abermals die Gnaden des Himmels für Beisteuern, wovon die Kirche Unser Lieben Frauen mit Lichtern, Büchern, Kelchen und andern Ornamenten versehen werden könne.

Im J. 1482 kostete die Küche und der Wein für die Beichtväter „198 Pfd. 3 Sch. 19 Pfg." Sonst aufgewendet 199 fl. rh. 5 Sch. 16 Pfg. „um etliche Roß und den Herren, die in die Genad geritten sind und verkündet haben, und um 1½ Prätzen güldein Tuch." Die Kirchenpröbste erhielten 59 fl., „als sie den Seidennater" (d. i. den Sticker für die Verfertigung der Meßkleider) bezahlen wollten. An kleineren Ausgaben: „Item 25 fl. rh. geben dem Brief-Druker für Beichtbrief und von Bullen zu truken." *) „Item 3 Pfd. Pfg. dem Apotheker um Wachs zu versiegeln die Beichtbrief." „Item 2 fl. rh. geben (dem) Stadtschreiber für sein Ausschreiben, das er von zweien Jahren gethan."

Eine bedeutende Summe nahm die Verglasung der Kirchenfenster in Anspruch: „Item 1527 Pfd. 5 Sch. 18 Pfg. ausgeben dem Bartlmä Schrenken auf das Glaswerk in der Kirchen, und ist so viel schuldig worden, daß er noch innehat alle Schulden und Rechnungen und von alter Rechnung wegen, der mehr dann eine gewesen ist; und ist die Summe per Resta schuldig worden; soll er noch den Kirchenprobsten verraitten (verrechnen) —und ich Balthasar Ridler und Franz Ridler mit Schrenken gerait an Mittwoch vor Michaeli 1482."

*) Diese Bulle hatte Meister Hainrich Schulmaister verteutschen müssen und erhielt hiefür zu Lohn 1 Pfd. 16 Pfg.

Mit Ausnahme der angeführten und noch weniger anderen, jedoch unbedeutenden Posten, erhielten die Kirchenpröbste alles Uebrige „auf unser Frauen Bau.“ Am Montag nach Sand Franzissen Tag 1482 legten Balth. Ridler und Schrenk, in Gegenwart des Kanzlers Hans Rößler und des Rentmeisters Matheis Prätzel, „die meins Herrn Genad Herzog Albrecht dazu geschafft hat“, dann der innern Stadt-Räthe Thoman Rudolf und Andrä Stupff, und der Kirchenpröbste Franz Ridler und Paul Meusel, endlich des Doctors Balthasar Hundertpfund, Pfarrers zu unser Frauen, die Haupt-Rechnung ab, und antworteten bei dieser Gelegenheit noch 1052 Gulden rh., 28 Pfenning an Gold und Münze aus.

Ueber eine besondere Belohnung, die Meister Jörg der Maurer für seine Bauführung erhalten hätte, ist nichts verzeichnet; wohl aber genoß er freier Wohnung in einem der Häuser, welche die Frauenkirche in der Stadt besaß, und nun zum Behufe des Münsterbaues größtentheils veräußern mußte. Dazu gehörten auch die zwei neben dem sogenannten Kreuzbad im Fingergäßchen gelegenen Gebäude, von welchen das erste an Martin Katzmair verkauft wurde, der es zu seiner Seelhaus-Stiftung verwendete, das zweite an die Kaiser Ludwigs-Messe kam. In dem letztern hatte Meister Jörg gewohnt, und erhielt nun von den Kirchenpröbsten eine andere Herberge in demselben Gäßchen und in dem Hause angewiesen, das sie auf einer zum Frauenbad in der Schäfflergasse gehörigen Hofstatt erbaut hatten. Als im J. 1487 auch dieses Haus für Deckung der Kosten am Münsterbau zu Geld gemacht werden mußte, „hat man Maister Jorgen dannoch vergondt Sechs Jar noch darinnen ze bleiben.“ Aber der Meister starb schon am Montag nach St. Michelstag 1488, und wurde in jenem herrlichen Baue bestattet, an welchem er „mit der Hülfe Gottes und seiner Hand

den ersten, den mittlern und letzten Stein hat vollführt."
Seine Hausfrau Margaret ward ihm zur Seite begraben.

Aus den angeführten Worten der Grabschrift Meister Jörg's scheint hervorzugehen, daß damals auch die beiden Thürme im Mauerwerk vollendet waren. Wenigstens war die große, 126 Zentner wiegende Glocke schon angeschafft. Herzog Albrecht hatte sie zu Regensburg um tausend Gulden gekauft — und die Kirchenpröbste diese Summe aus dem im Gnadenjahr gesammelten Gelde bezahlt!

III.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Ob Krieg oder nicht Krieg?

Den 16. Juni.

Ob Krieg oder Friede? — das hieße die Frage grundfalsch formuliren! Wie könnte da noch Friede seyn, wo man genöthigt ist, Jahr aus Jahr ein mit zwei Millionen Bewaffneter von Profession einander und sich selbst bewachen zu lassen. Was man jetzt Friede nennt, ist in der That nur die gefährlichste, frühern Geschlechtern unbekannte Art von Krieg; der vorübergehende politische Krieg ist Kinderspiel gegen die Permanenz unseres socialen Krieges. Mehr als dreihundert Jahre lang, etwa seitdem der Staat das erste Armenhaus decretirt hat, mußte die neue Staatsweisheit sich abmühen, die socialen Steindämme des Mittelalters

wegzuräumen; das letzte Nivellement haben die jüngsten fünf Jahre vollbracht, und das Glashaus unserer socialen Zustände steht vollendet da. Das ist unsere Festung mit der ungeheuern Garnison. Die sublimen Gedanken von Völkerglück sind in zierlichen Eisenstäbchen als durchsichtige Scheiben eingerahmt, und zum Bestand der gleißenden Herrlichkeit für ein paar Decennien scheint es bloß noch einer Kleinigkeit zu bedürfen, daß nämlich die Natur sich verändere, und das Stürmen und Hageln lasse, d. h. daß der politische Krieg rescriptmäßig abgeschafft, und der sociale unter dem glänzenden Titel von Elihu Burritt's „ewigem Frieden" ungestörten Fortgang habe.

Ein politischer Krieg, der auch nur den zehnten Theil des Umfangs desjenigen hätte, den die uns vorangegangene Generation noch überstanden, würde unfehlbar den ganzen romanisch-germanischen Glasbau socialer Zustände der Jetztzeit in Scherben schlagen, würde Europa mit unabsehbarem Elend überschütten. Es fragt sich freilich, ob eine solche Krisis nicht das einzige Mittel ist, dem tödtlichen Wüthen des socialen Krieges Einhalt zu thun. Aber Jedermann wendet die Augen, entsetzt von der furchtbaren Gestalt der Krisis, ab, und täglich mehr klammert man sich mit verzweifelnder Resignation an den Glauben, ein großer politischer Krieg sei ja in unsern Zeiten ganz unmöglich, denn wer sollte ihn anfangen? Bei dieser Resignation eben will man sich behaupten unter dem Schutze von anderthalb Millionen Bewaffneter, die das Mark der romanisch-germanischen Länder kosten, und den stillen Verheerungen des socialen Krieges doch nicht wehren können.

Eine Feuerprobe hat die Resignation auch schon, und zwar gerade jetzt, bestanden. Der große Monarch zwischen dem Westen und dem Osten des Continents, als gottgesendeter Bewahrer des „heiligen Rußland" und Verbreiter der „christlichen Orthodoxie", hat einen neuen Schritt vorwärts

gethan gegen Asiens Appendix, die Halbinsel Europa, und gegen die „Heiden des Westens.“ Die momentan erschütterte Resignation consolidirt sich aber schon wieder. Das eisenfresserische Geklapper publicistischer Bramarbasirer will nichts bedeuten; die Sprache derer, welche ein Recht haben, gehört zu werden, tönt aus den Herzen der Völker ganz anders. „Freilich“, sagen sie, „beherrscht jener Monarch ein ruhelos um sich greifendes Reich von schicksalsgläubigen und todesmuthigen Barbaren, aber er selbst ist ein guter Mann, er wird nicht an unserm Glashaus rütteln“. Warum sollte er sich auch mit den civilisirten Nachbarn übereilen, nicht vielmehr selbst die Hand dazu bieten, daß die romanisch-germanische Resignation, die man aus einem Rest mittelalterlicher Ritterlichkeit doch immerzu gerne maskirt erscheinen läßt, das Aussehen diplomatischer Tapferkeit gewinne? Er will dafür bloß unbehelligt seyn in den bis jetzt seinem Weltreiche gesteckten Gränzen, und wenn das sultanische Gebiet innerhalb derselben zu stehen kommen sollte, so ist dieß für das Glashaus romanisch-germanischer Civilisation im Grunde nicht sehr bedenklich, um so weniger, als es dem Imperator Asiens vielleicht bloß um schließliche Arrondirung gegen den Westen zu thun ist.

Man mag allerdings der Meinung seyn, dieser Arrondirungslust gegenüber sei die Resignation vom Uebel; aber es droht doch den Bewohnern unsers socialen Glashauses, in dem ohnehin unmöglich ist, nach mittelalterlichem Brauche, um Kinder und Kindskinder sich zu sorgen — für jetzt und von dieser Seite keine Gefahr, man müßte denn nur muthwillig Sturmesnoth und Hagelschaden herbeirufen! Und wenn wir übermenschliche Helden an der Spitze unserer Civilisation hätten, was wollten sie machen? Baare Verzweiflung allein ist es, was uns noch zum Fechten bringt; sonst gibt es keine bewaffnete Politik nach Außen mehr. Dennoch steht es übel mit dem, was in romanisch-germanischen Lan-

den Friede genannt wird; nur ist er nicht von Außen bedroht, sondern — von Innen.

II.

Freud und Leid über dem Rhein; das finanzielle Paris und la paix; der sociale Krieg in Frankreich.

Den 19. Juni.

Ob das, was wir unsern Frieden nennen, noch lange fortdauern wird? — ist freilich die brennende Frage, und die Angst wohl gegründet, mit der man nach den Wetterzeichen blickt. Zur rechten Seite scheint man aber selten auszuschauen. Wenn wir fechten, fechten wir aus Verzweiflung; Außen vermag nichts uns zur Desperation zu bringen, desto gefährlicher aber steht es im Innern der romanisch-germanischen Societät. Es gibt einen gewissen Punkt, an dem der sociale Krieg nicht anlangen kann, ohne plötzlich aus der grauenhaften Stille der unterirdischen Operationen hervorzubrechen und in den politischen Krieg umzuschlagen. Diesem Punkt am nächsten sieht sich aber Frankreich; man wäre ihm in England nicht weniger nahe, wenn man, wie Frankreich, auf sich selbst beschränkt und nicht in der Lage wäre, die widerstreitenden socialen Elemente über eine halbe Welt zu dislociren. In Frankreich dagegen ist aller Credit Papier geworden, und wenn er über kurz oder lang das Bedürfniß fühlen wird, wieder Fleisch zu werden, dann — sei Gott dem Continent gnädig! Um den sogenannten „Weltfrieden" handelt es sich allerdings, aber nicht in St. Petersburg oder Konstantinopel, sondern in — Paris.

Das französische Kaiserreich welkt vor der Blüthe, denn anstatt in den erhaltenden Boden von Treu und Glauben,

hat es seine Wurzeln in den Flugsand leichtsinnig erregter Hoffnungen getrieben, und um den Flugsand zu consolidiren, allen Credit zu Papier gemacht. Nur der katholische Credit ist Fleisch und Leben geblieben, und sogar mächtig in die Höhe gegangen. Napoleon III. hatte dabei das anerkennenswerthe Verdienst, daß er dem schaffenden kirchlichen Geist nicht neue Fesseln anlegte, seinen soliden Operationen vielmehr wohlgefällig zusah. So haben nun religiöse Vereine das ganze Land mit Report-Banken für alle Werke der Barmherzigkeit bedeckt, und die Actien-Promessen auf himmlische Zinsen neues Ansehen gewonnen. Die Kirchen füllten sich; der treffliche Klerus erblickte an den Trauertagen der jüngsten Charwoche selbst in Paris die augenfälligste Bekehrung von der alten Gleichgültigkeit, und abermals mit heiliger Freude belebte ihn, wie aus allen religiösen Blättern zu erkennen ist, die begeisterte Theilnahme von Hoch und Nieder bei der Feier des Corpus-Christi-Festes, das an vielen Orten heuer zum erstenmale nach langen Jahren in öffentlicher Procession begangen ward. Wer noch nicht gewiß wäre über das lebhafteste Steigen der Actien katholischen Lebens in Frankreich, der müßte es werden durch einen Blick auf die grüngelbe Scheelsucht der antikatholischen Eiferer. Um von den Verkleinerungs-Versuchen der „protestantischen Monats-Blätter“ ihrer platten Gemeinheit wegen zu schweigen, selbst die „Kreuzzeitung“ glaubt in ihrem Leitartikel vom 3. Juni versichern zu müssen: die religiöse Stimmung des französischen Volkes „wisse zwar die Schönheit der Gottesdienste zu würdigen, und den Pomp der Processionen zu bewundern, aber von eigentlicher Andacht und demüthiger Hingabe an das Heilige sei doch nur die äußere Form zu finden.“

Ein anderer Lichtpunkt ist aber an der „neuen Politik“ Frankreichs nicht zu erblicken, wenn nicht der, daß Napoleon III., ganz anders als alle übrigen Doktrinäre des „Volksglücks“, nicht für absolut nöthig hielt, das Beglückungswerk gerade

mit Unterdrückung des kirchlichen Lebens zu eröffnen. Ob sie überhaupt zu seinem social-politischen System nicht gehört, müßte eine sehr problematische Zukunft zeigen, in der er Muße hätte, sein System ganz durchzuführen. Daß die heilwärtige Propaganda des katholischen Geistes vorerst von seinen besten Wünschen begleitet seyn mußte, erklärt sich aus dem Haupt- und charakteristischen Zuge seiner innern Politik. Napoleon III. hat die geheimen Schrecken des socialen Krieges unter der gleißenden Decke des Alltagslebens wohl erkannt und tief gefühlt; er sah alle Revolutionen der Jetztzeit ihr Recht und Kraft aus dem täglich weiter um sich fressenden Unheil des Pauperismus ziehen, und hier also wollte er mit allen Mitteln der Staatsallmacht Frieden machen. Für einen „Kaiser der Leidenden" erklärte er sich; sein Scepter sollte Europa zeigen, wie die billigen Wünsche eines immensen Proletariats zu befriedigen, der Schlange des Socialismus die Giftzähne auszureißen seien; daß aber die Wünsche des Proletariats anfingen, billige zu seyn und zu bleiben, dafür sollte die Kirche mit ihrer Fülle himmlischen Trostes sorgen.

Aus gottvergessenem Hochmuth, d. h. aus der Idee der Staatsomnipotenz kam der Staat dahin, sich für den Familienvater jedes einzelnen Unterthanen anzusehen, anstatt Jeden einfach bei der Freiheit und dem Rechte der ihm eigenthümlichen Sphäre zu schützen; seitdem war es Aufgabe der modernen Staatsweisheit, die betreffenden Rechte aus der neuen Idee zu eruiren, von den entsprechenden Pflichten aber sich möglichst zu dispensiren. Diese Pflichten sind für sie freilich unmögliche, und darin liegt der Fluch der usurpirten Rechte. Der communistische Socialismus, als das System des Einklangs zwischen diesen Rechten und jenen Pflichten in Theorie und Praxis, weiß die Achillesverse des modernen Staats nur allzu empfindlich zu treffen, und dieser hat nun, um dem schneidenden Hohn der consequenten Doctrinäre der Staatsomnipotenz zu begegnen, fast überall mehr

oder weniger, im Princip nachgebend, praktische Versuche gemacht, den traurigen Pflichten seiner traurigen Rechte nachzukommen. Er wurde Socialist in der That, nur wollte er es nicht scheinen, und verfuhr daher überall in zaghaftester Scheu — mit einziger Ausnahme Napoleon's III. Er hat offen als Regierungs-Princip proclamirt: daß mit seinem kaiserlichen Rechte, Jeden zu bevormunden, die kaiserliche Pflicht nothwendig verbunden sei, Jeden comfortabel zu füttern; um die rothen Socialisten zu discretiren, hat er ihre Motive dem neuen Kaiserstaat selbst zum Pensum gestellt. Freilich dachte er sich die Mittel zum Zwecke ganz verschieden, fern von der furchtbaren Lehre, daß Eigenthum Diebstahl sei; aber ach! — in der Praxis ist die einfache Manipulation nicht zu umgehen, daß der Staat von den Einen nehmen muß, wenn er die Andern verköstigen will; er besitzt eben nichts eigen. Die ausgedehntesten Rechte nur ansprechen wollen, um auch die ausgedehntesten Pflichten zu erfüllen — das ist ohne Zweifel die Meinung eines mitleidigen Herzens; es ändert aber nichts an der Sache. Napoleon III. hat wirklich mit allen „alten Traditionen“ gebrochen, und die fluchbeladene Theorie von der Staatsomnipotenz auf die Spitze getrieben, vielleicht damit sie endlich verdientermaßen zum Kinderspott werde. Jedenfalls haben die rothen Brüder am l'Empire das gewaltigste Argument in Händen, daß der moderne Staat abgelebt habe, und bloß noch zu begraben sei.

Soweit das Facit der Louis-Napoleonischen Societäts-Wissenschaft in Frankreich bis jetzt vorliegt, ist es allgemeine Unzufriedenheit bei den Einen, wachsende Begierlichkeit bei den Andern. Die Corruption der höheren Stände, welche Louis Philipp's käufliches Regiment so verächtlich machte, hat Napoleon III. bloß verallgemeinert und auch auf die Massen in den niedersten Schichten ausgedehnt; er gab panem et circenses, freilich solidere Kost, als die Proudhon'schen Phrasen, aber bekanntlich wächst der Appetit im Essen, na-

mentlich wenn man um die Zeche sich nicht zu kümmern braucht, und darnach ergeht im napoleonischen Frankreich die Frage zuletzt. Vor Allem sollten die sogenannten „Arbeiter" die reichlichste Beschäftigung haben, eine beispiellose industrielle Rührigkeit die neue kaiserliche Aera auszeichnen. Man decretirte daher die Verschönerung Frankreichs. Tausende dürftiger Häuser fielen in Paris und in andern Städten des Landes; Paläste, Promenaden und Prachtstraßen traten an ihre Stelle. Ob der Staat, oder die Departements, oder die Gemeinden mit den Baukosten belastet werden, immer freilich nehmen sie Recurs an die Beutel der Steuerpflichtigen. Diese stets offen zu halten, ist aber in einem Lande nicht schwer, wo der Staatschef dem „gesetzgebenden Körper" nur nachträglich die Ziffer des vom Staate gemachten Aufwandes anzugeben braucht. Bloß damit die Ziffer nicht zu terribel anwachse, sucht man den Aufwand zu vertheilen, und bewilligt den Departements und Gemeinden Zusatzsteuern und Anlehen aus den Banken des Staats *), damit sie auf das alte Finanz-Chaos neue Schulden-Berge häufen, Alles zu — ästhetischen Zwecken. Daneben ertheilt man Concessionen zu Eisenbahn-Bauten in Masse, und alle die unermeßlichen Arbeiten werden bei unerhört gesteigerten Preisen der Arbeitslöhne und Baumaterialien gefördert. Für jetzt haben demnach die „Arbeiter" allerdings Verdienst im Ueberfluß; aber wie lange wird der allgemeine Bau-Fanatismus anhalten können, und was gedenkt die Regierung zu thun, wenn er einmal aufhören muß?

Sie hat in der jüngsten Zeit auch durch die That sich zur Pflicht bekannt, für die öconomische Existenz der „Arbeiter" zu sorgen; als der Verschönerung von Paris ihre billigen Mieth-

*) Diese allein in der letzten Session genehmigten Creditbewilligungen betragen fast 38 Millionen, also eine Steuervermehrung von mehr als einem Franc auf jeden Kopf im Lande.

Lokale zum Opfer fielen und ganze Schaaren derselben obdachlos wurden, da verkündete der Moniteur augenblicklich: der Staat werde ihnen Wohnungen, passender und gesünder, als die abgebrochenen Dachstübchen, beschaffen. Napoleon III. selbst gab das große und doch kleine Almosen von drei Millionen, und das Ministerium übernahm die Subvention einer Gesellschaft zur Herstellung von Arbeiter-Dörfern in allen Vierteln der Stadt, unter allerhöchstem Vorbehalt der — Controlirung der Bauanschläge, so wie der Festsetzung der Miethpreise. Mauer-Anschläge publicirten den murrenden „Arbeitern" diese Maßnahmen der neuen gesellschaftlichen Oeconomie; Nichtarbeiter meinten freilich: das verstoße gegen alle Principien conservativer Staats-Oeconomie, und nachdem man durch die Furcht vor dem Socialismus Frankreich der absoluten Regierung in die Arme getrieben, mache diese nun selbst in Socialismus. Sogar die Regierungs-Federn nahmen Act von solchen Bemerkungen, aber nur um zu erklären: man könne die arbeitenden Klassen den bestehenden Regeln nicht aufopfern, müsse daher allerdings einige der letzteren preisgeben, indem dadurch allein die Lage der arbeitenden Klassen gebessert werden könne. Diese Sprache ist deutlich genug, und es fragt sich, wie gesagt, bloß: was wird, diesem Princip und seiner Praxis gemäß, Napoleon III. erst thun müssen, wenn er — wie durch eine plötzliche Geschäftsstockung über Nacht mehr oder minder der Fall werden kann! — den Arbeitern auch noch andere Lebensbedürfnisse, als die bloße Wohnung, zu beschaffen haben wird?

Der „Kaiser der Leidenden" hat auf die Zufriedenheit und Dankbarkeit der arbeitenden Klassen gerechnet, und sich darin sehr — verrechnet. Die officielle Armenpflege begründet überhaupt keinen Dank, denn sie nimmt bloß den Einen, um den Andern zu geben; in dem vorliegenden Falle aber müssen die französischen Arbeiter ja sogar mit ihren Händen verdienen, was der Kaiser nicht von seinem Gelde, sondern

aus den Taschen der Steuerpflichtigen bereitlegt. Wozu also Dank? Hatten sie nicht vielmehr um so stärkern Grund zur Unzufriedenheit wegen der vermeintlich immer noch zu niedrigen Ablöhnung, als dieses Bagatell jetzt augenscheinlich auch noch den Kaufpreis für ihre revolutionäre Gesinnungstüchtigkeit abgeben sollte. Die kaiserliche Sorgfalt hat für ihren richtigen Instinkt den bittern Beigeschmack der Selbstsucht. Als daher der Moniteur den Bau gesunder Wohnungen für sie decretirte, da trug ihr erster Gedanke keinen Zug von freudiger Ueberraschung an sich; er war vielmehr finsteres Mißtrauen: man wolle sie bloß unter schicklichem Vorwande in Kasernen einschließen und in Phalansterien reglementiren, um ihre Aufstandsgelüste leichter bändigen zu können. Selbst dann, wenn man wirklich in furchtbarer Consequenz so weit vorginge, die gewünschte Lohnerhöhung durch einen Regierungs-Tarif zu octroyiren, würde doch das Mißtrauen nicht schwinden. Es ist wahr: das Pariser Proletariat hat in neuester Zeit mit vieler Ostentation angefangen, Napoleon III. öffentlich als den „Vater der Arbeiter" zu proclamiren; wo immer in oder außer der Stadt er sich zeigte, verfolgte ihn das Geschrei: Vive le père des ouvriers! ja, selbst bei der großen Revue im Lager zu Satory hat sich dieser Ruf vor den Reihen der verblüfften Krieger mit so demonstrativer Heftigkeit erhoben, daß einzelne Ouvriers, die gar nicht müde wurden, „ihren Vater" leben zu lassen, von der Polizei höflichst bei Seite geschafft werden mußten. Das Gefolge des Kaisers sah verlegen darein; was aber fühlte wohl der „Vater der Arbeiter" selbst? Nahm er den idyllischen Titel als Lohn für empfangene Wohlthaten hin, so irrte er; geschweige denn Dank, nicht einmal Bitte war der zärtlich scheinende Zuruf, sondern — wohlberechtigte Anforderung, der verfluchten Schuldigkeit eingedenk zu seyn!

Diese Stimmung der arbeitenden Klassen nun ist noch dazu ein getreues Bild für die aller andern Stände im Lande;

denn Napoleon III. hat, im tiefen Gefühle der Unrechtmäßigkeit seiner Stellung, allen das Mögliche und das Unmögliche versprochen; was er aber gehalten, trifft zum weitaus größten Theile auf die Ouvriers. Es galt eben, die Treue zu kaufen, und da mußten natürlich die Unzuverlässigsten die Ersten und Theuersten seyn. Daher geschah auch, nach den Arbeitern, am meisten für das Beamtenthum, einiges für das Militär, fast gar nichts für das Landvolk. Als es sich jüngst um staatliche Uebernahme der Civil-Pensionen und ihre Eintragung in das große Schuldbuch der Nation handelte, argumentirten die Regierungs-Organe ohne Hehl: die Angestellten würden in dem Maße dem Chef des Staats ergeben seyn, als ihre Rücktritts-Gehalte gegen früher stärker wären. Das ganze Pensions-Gesetz, nach welchem Admirale, Generale, Magistraten bei Erreichung eines gewissen Lebens-Alters Quiescirung verlangen müssen, hat keinen andern Zweck, als die Ungeduld der Avancements-Gier zu befriedigen, die man in der Armee noch unmäßiger gereizt hat, als im Civildienst. Man erinnere sich nur an die glorreichen Tage des Staatsstreichs! Grade, Ehrenkreuze, Medaillen sind nun wohl bis zur Erschöpfung vergeudet, die übrigen Tausende von Erwartungen aber vom Unterofficier bis zum Regimentschef, womit will man sie auch noch befriedigen? im empire c'est la paix?

Und noch mehr! auf den Schildern der Armee fußend, hat Napoleon III. seine Krone erhascht, jetzt aber soll die stolze militärische Hierarchie Frankreichs als solche, und von den Einzelnen ganz abgesehen, behufs der „friedlichen Eroberungen", zurückstehen hinter jenem unzuverlässigen Civilbeamtenthum mit seiner allbekannten Corruption. Natürlich! die kaiserliche Idee vom besten Staat fordert eine noch straffere Centralisation, als die war, welche bisher Frankreich in's Verderben gebracht hat; selbst die relative Autonomie der Armee dem civilen Administrationsnetze gegenüber scheint zu dem System

nicht mehr zu passen. Als daher jüngst das Bedürfniß hervortrat, alle die Oberst-Ueberwachenden in den Departements in loco selbst noch allerroberst überwachen zu lassen, und deßhalb vier Staatsräthe und Senatoren ausgeschickt wurden, da sprach man diesen die militärischen Ehren und das Recht direkter Truppen-Requisition zu, als wenn sie mit dem übrigen Inhalt der Departements zugleich auch die betreffenden Armee-Abtheilungen zu controlliren hätten. Der entschiedene Widerstand der commandirenden Generale ist nicht ohne Bedeutung, und es war schon deßhalb für Napoleon III. hohe Zeit, daß er in diesen Tagen im Lager bei Satory selbst den Degen zog und die Manövers commandirte, wenn anders dieß wirklich mehr war, als eine eitle Komödie, wie die Armee sich schmeichelt. Sie will den „friedlichen Eroberungen" nicht geopfert seyn; was werden aber die kaiserlichen Geldjuden dazu sagen?

Ob in der That auch im Landvolk, das mit seinen Stimmen den neuen Kaiser geschaffen, gerade deßhalb Unzufriedenheit herrsche, weil es von diesem viel mehr „gloire" und weniger „bourgeois" erwartete, oder weil die Mesalliance Napoleon's III. und sein selbstgewählter Titel parvenu den bonapartistischen Stolz der Bauern verletzte, mag dahingestellt bleiben. Man braucht sich nur an die Zeiten zu erinnern, wo die verschiedenen Plebiscite vor der Thüre standen, und an die Versprechungen, mit welchen die napoleonischen Organe und Agenten die Bauern köderten, von Aufhebung mißliebiger Steuern und Steuerzuschläge, die nun alle in Kraft geblieben und noch vermehrt worden sind, um die ausreichendste Erklärung der mißgünstigen Stimmung des Landvolks bei Handen zu haben, welche, nach den glaubwürdigsten Berichten, schon nahezu jede Spur von Sympathie für den Kaiser unterdrückt haben soll. Gewiß war es dem neuen Kaiser völlig Ernst, wenn er, fast mit denselben Worten, wie einst der berüchtigte Finanzkünstler Law den-

selben Franzosen, feierlich zusagte, „das Land aus seiner übeln Lage zu befreien, es mächtiger zu machen, als es je gewesen; die Finanzen zu ordnen; Ackerbau, Manufakturen und Handel zu heben; die Bevölkerung und die Einkünfte zu mehren" u. s. w. Das Alles, glaubte er, würden die neuen Creditanstalten seines Systems leisten; Banken für den Grund- und Mobiliar-Credit sollten mit billigen Capitalien auch dem gedrückten Bauernstand zu Hülfe eilen, dessen Güter bessern, und ihn hinwiederum für die Steuerkassen ertragsfähiger machen. Die in der Idee dazu benöthigten Banken sind seit geraumer Zeit in lebhaftester Thätigkeit, was aber leisten sie in Wahrheit? Nichts Anderes — sagte jüngst die Kreuzzeitung — sind sie „als ein Pump-Werkzeug in den Händen weniger günstig situirten Staats-Juden."

„Der Hauptfaktor der socialistisch-reformatorischen Bestrebungen Napoleon's III. war von Anbeginn das beschnittene Geldjudenthum; es spielte darum auch eine so große Rolle in seiner Regierung, war fast sie selbst. Nur mit geschäftlicher und materieller Hülfe der großen jüdischen Börsenkönige konnte man das oft betrogene Publikum neuerdings wieder glauben machen, es ließen sich mit bedruckten Papieren Capitale erschaffen; ihre Hülfe bezahlte sich ihnen mit ungeheuerm Gewinne, denn sie haben Geld für Papier bekommen, und können die ausgegebenen Noten jederzeit ihrem Schicksal überlassen. So lange die Speculation mit denselben dauert, ist sie ein reines Hazardspiel sammt aller seiner finstern Leidenschaft, jüngst sehr witzig mit dem „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!", verglichen. Wehe denen, in deren Händen das glimmende Hölzlein erlischt! Wie wird dann die allgemeine Stimme über jene Juden lauten, welche die große Prellerei der neuen Societäts-Philosophie auf ihren Namen genommen haben, und von welchen Napoleon III. die Millionen zu leihen bekömmt, deren er bei einer Civilliste von 25 Mill. noch bedarf, nicht weniger als acht, in den ersten sechs Mo-

naten der kaiserlichen Herrschaft. Aber auch so lange ist den unter Wucherzinsen schmachtenden Bauern nichts geholfen, als die Papiere noch im Werthe sind; sie vermehren den Reichthum der Nation nicht um einen Sou, vermindern ihn vielmehr, indem die Capitalien der unproductiven Speculation an der Börse nachziehen, also der Agrikultur und Industrie entgehen. Der Zinsfuß im Lande steigt, während die ungeheuersten Summen in wirbelndem Laufe durch die Hände der Speculanten rollen; und wenn dieser oder jener Abenteurer dabei über Nacht reich wird, soll dann dieses momentane Beigeldsein lüderlicher Spieler vielleicht den verheißenen „Wohlstand" des Landes bilden? Soll die Spielwuth an der Börse der conservative Bürgersinn seyn, dessen ruhigen Erwerb der kaiserliche Aar unter seine Flügel nehmen, und von dem er hinwiederum getragen werden wollte? oder jene Gesinnung das Fundament seiner absolutistischen Stabilität, die der Direktor der Marseiller banque d'échange, einer Erfindung Proudhon's, offenherzig aussprach, als er jüngst den Pariser Kleinhändlern die Gründung eines ähnlichen Instituts mit den Worten empfahl: „Man spricht sehr viel von Freiheit und Unabhängigkeit, diese gibt es aber nur mit gespickten Geldbeuteln; nur wer kein Geld hat, ist nicht frei und nicht unabhängig."

Das absolute Regiment Napoleon's III. ist so der Sklave der eigenen social-politischen Verirrungen geworden; vor der Börse, als höchster politischen Censur im Kaiserreiche, kriecht die stolze ministerielle Presse öffentlich im Staube, und wagt in der Angst des Herzens nur manchmal verstohlene Seufzer über die zügellosen Phantasien des goldgierigen Börsenfiebers, das seiner Zeit, durch irgend einen Zufall plötzlich abgekühlt, oder an der eigenen innern Hitze ermattend, allerdings eine Reaction hinterlassen wird, bei der Alles auf dem Spiele steht. Es ist nicht mehr, wie zu Louis Philipp's Zeiten, die höhere Bourgeoisie allein betheiligt; wie alle frühere Cor-

ruption unter Napoleon III. sich nur verallgemeinert hat, so hat er auch das Börsenspiel democratisirt; Gevatter Schneider und Handschuhmacher speculiren jetzt in Papieren. Man sah dem Treiben Anfangs wohlgefällig zu, weil so die Privatinteressen mit dem Staate sich verknüpften; freilich! diese Interessen wollen nun aber auch vom Staat vor Verlust gewahrt seyn. Die enge Liirung der Banken mit der Regierung ist bekannt, ehemalige Speculanten und Kaufleute bilden ihr eigenes Gros, selbst der Marineminister ist ein alter Weinhändler von Bordeaux. Als daher jüngst der Name Mentschikoff's furchtbare Niederlagen an der Börse anrichtete, und in den solidesten Papieren Millionen verloren wurden, als das Lügengerücht dort seinen Herensabbath hielt, in täglichen Sprüngen vom tödtlichsten Schrecken bis zur unbegränztesten Zuversicht, die Regierung aber zu schweigen, oder in Räthseln zu reden beliebte — da beschuldigte die öffentliche Meinung sie geradezu: ihre privilegirte Stellung, daß sie allein über die wahre Sachlage aufklären könne, dafür mißbraucht zu haben, um ihre besser unterrichteten Anhänger auf Kosten des Publikums sich bereichern zu lassen.

Man sieht, wie viele widerstreitenden Interessen zwischen den kaiserlichen Schuldbriefen an die Großjuden der Bank und dem blinkenden Säbel von Satory liegen, ihrer Versöhnung durch den Kaiser wartend. Alle Stände wollte das napoleonische Socialsystem beruhigen, und es hat alle erst recht aufgebracht; über seinen Fehlgriffen hat man selbst die Schrecken des rothen Socialismus um so eher vergessen. Zum Ueberfluß sind nun auch noch die auserlesenen und sonst so lammfrommen Gesetzgeber im Palast Bourbon in oppositionelle Unruhe gerathen. Vom ehrerbietigsten Schweigen kam es durch leises Murren zu offenem Tadel, und um den bekenntnißtreuen Grafen von Montalembert drohte sich sichtlich eine starke Minorität oder noch mehr zu bilden. Erschreckt zog die Regierung zwei ihrer hochgehaltensten Gesetzentwürfe zurück,

die freilich beide Beweis lieferten, daß man in den Tuilerien keinen Funken politischer Scham mehr bei den „Volksvertretern“ fürchten zu dürfen geglaubt hatte. Dem Kaiser-Parvenu gegenüber und Angesichts der Budgets-Einnahme-Posten aus den confiscirten Gütern der Orleans, muthete man ihnen Einführung der Todesstrafe für jedes Attentat gegen „die Regierung oder Thronfolge-Ordnung“ zu, und noch darüber sollten sie in demselben Augenblicke 300,000 Franken als Nationalbelohnung für die Familie eines Mannes decretiren, der als doppelter Verräther nach Urtheil und Recht gestorben war, bloß weil die Ney's jetzt gut kaiserlich sind. Wie könnte unter solchen Umständen auch nur noch das dünnste Gespenst einer Volksvertretung mit dem Systeme Napoleon's III. verträglich seyn? Es wäre bloß richtige Consequenz, wenn er wirklich abermals an eine neue Verfassungsreform dächte, und sich ganz allein an die Spitze seiner Centralisation stellte, welche ja laut der „napoleonischen Ideen“ die vernünftige „Freiheit“ in Frankreich erst möglich machen soll, und für die er auch allein verantwortlich ist.

Nicht als wenn an sich jenen leisen Anklängen des alten Kammer-Theaterwesens große Bedeutung beigelegt werden dürfte, aber das ist die Gefahr, daß fern von den Schein-Gewalten der Legislative und des Senats der sociale Krieg, unter den unmittelbaren Auspicien des Kaisers selbst, viel ärger tobt, als zu den Zeiten der unbestrittenen rothen Herrschaft im Hôtel de ville und Palais de Louxembourg. Die Stellungen sind seitdem geklärt. Napoleon III. hat sich mitten unter die Kämpfenden geworfen, hat selbst Partei ergriffen, aber anstatt Ruhe zu schaffen, nur die eigene Person nach allen Seiten in Collisionen verwickelt. Das ist der bedenkliche Punkt, wo der sociale Krieg in den politischen umzuschlagen droht, der freilich nicht mehr, wie ehedem, ein Kampf einzelner Völker, sondern eine allgemeine revolutionäre Erschütterung ist, deren Ende jeder Conjektur entschlüpft.

Es bedarf vielleicht nur noch eines leisen Windstoßes, der die letzten Illusionen des papiernen Californiens an der Börse vernichtet, und das nackte Elend bloßlegt, um den Säbel von Satory als einzigen Rettungsanker erscheinen zu lassen. Geld, Geld! — ist dann Chimäre; la gloire und den Nothbedarf findet man wieder, wie vor sechszig Jahren, jenseits der Gränzen. Europa ist allerdings, wie die Pariser „Union" jüngst bemerkte, zur Stunde ohne politische Kraft, und hat nicht mehr sein altes „Recht des Kriegs und des Friedens"; aber — Frankreich hat die Kraft und das Recht der Verzweiflung; daß ihm „im äußersten Fall nichts übrig bleibe, als der Proselytismus der Vernichtung", das ist es eben, was wir von jeher gefürchtet haben.

III.

Die politische Lage Frankreichs im Innern; seine diplomatische Stellung nach Außen; die belgische Heirath; die englische Allianz; die Tuilerien und die orientalische Frage.

Den 26. Juni.

So sehr ist alle Politik in die socialen Fragen aufgegangen, daß es schwer hält, irgend welche romanisch-germanische Kriegs-Befürchtung oder Friedens-Hoffnung unter dem Gesichtspunkte freier und ungezwungener Entschlüsse zu betrachten. In den frühern Jahrhunderten stand es anders; damals war daher auch das Recht die Norm des freien Entschlusses; jetzt gibt es in der Politik und Diplomatie eine Idee von Recht nicht mehr, die Convenienz ist an dessen Stelle getreten. Betrachte man nur z. B. einerseits die Stellung Heinrich's V. zur napoleonischen Restauration, anderer-

seits das Benehmen der großen Mächte in der Türken-Frage. Wenn es also wirklich wahr wäre, daß in Frankreich die öffentliche Meinung kriegerisch geworden und der Regierung über den Kopf zu wachsen drohe, so bedeutete diese Erscheinung etwas ganz Anderes, als ein Erwachen der Ehrenhaftigkeit politischen Bewußtseins. Gerade so verhält es sich mit den Parteien in Frankreich; als politische sind sie sämmtlich machtlos. Die Republikaner aller Schattirungen, von dem revolutionären Ausschuße in London an bis zu den Schildknappen Cavaignac's, sollen sich jetzt brüderlich verschmolzen, und zum Kampf „gegen die Tyrannei" geschaart haben, man hört neuerdings von Mord- und Brandanschlägen gegen den Kaiser, von der Ankunft der flüchtigen Chefs auf dem Festlande, von massenhaften Verhaftungen in Paris, kurz, von Entdeckung eines Complotts, das vielleicht bedenklicher war, als die in Preß-Polizei-Nebel eingehüllte Regierung wissen lassen will. Allein alle diese Thatsachen haben nur die secundäre Bedeutung, daß sie fieberhafte Erregung auf dem socialen Boden anzeigen. Wären die socialen Reformen Napoleon's III. nur zum vorübergehenden Scheine geglückt, so könnte er solcher Attentate einer Handvoll Verrückter allerdings lachen, wie er einst hoffte. Aber das Revolutions-Gegengift, das er so laut proclamirt, hat ihn getäuscht, und sich selbst in Revolutions-Gift verkehrt!

Noch viel weniger gefährlich wären ihm die dynastischen Parteien gewesen; sie stehen überhaupt mit ihrer ritterlichen Treue bloß noch als ein rührender Ueberrest der politischen Ehrlichkeit des Mittelalters in unserer diplomatischen Zeit. Das Benehmen der Legitimisten in ihrer großen Mehrzahl war Napoleon III. gegenüber ein höchst ehrenwerthes; noch als er jüngst die sogenannten „legitimistischen Correspondenten" wegen beißender Spöttereien über seine Person auf Grund polizeilich erbrochener Briefe hochnothpeinlich als Complottirer processiren ließ, war sein Er-

folg nur der, daß ihre muthige Bekenntnißtreue in weiten Kreisen die Stimme des Gewissens weckte, schamroth machte über die sonst so allgemeine Corruption, und die Verfolgten als Märtyrer einer heiligen Sache erschienen. Ganz anders als die große Mehrzahl unter den alten Anhängern des revolutionär-usurpatorischen Hauses der Orleans, haben die prononcirten Legitimisten, mit wenigen banquerotten Ausnahmen, lieber alle Aemter und Würden aufgegeben, als daß sie ihre politische Ehre durch den Eid der Treue für den neuen Kaiser befleckten. Sie haben dem französischen Volke Achtung abgezwungen; ihre bis jetzt noch den Tigerkrallen der napoleonischen Polizei-Willkür entronnenen Journale bekennen mit rührender Hingabe den weißen Pavillon, und ein großer Triumph scheint ihrer Partei bevorzustehen. Nachdem seit Jahren die sogenannte Fusion vergeblich besprochen ward, sollen die Prinzen von Orleans nun wirklich bereit seyn, dem Grafen von Chambord sich zu unterwerfen; sogar die herrische Hartnäckigkeit der Herzogin von Orleans soll allmählig zur Einsicht gelangen, daß ihre Berufung auf das Princip der Volkssouverainetät sie logischer Weise zwingen würde, selbst die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Frankreich anzuerkennen. Thatsache ist, daß die enragirtesten Orleanisten nun die Legitimität predigen, und zwar vor Allem ihren Prinzen. Von welcher unberechenbaren Wirkung hätte die demnach endlich zu hoffende Aufhebung des dynastischen Haupt-Aergernisses seyn können — aber ach! im Großen existirt eine politische Sympathie in Frankreich gar nicht mehr, alles höhere Gefühl ist in der socialen Sündfluth ersoffen. Darum hat auch Napoleon III., im stolzen Bewußtseyn seiner social-reformatorischen Infallibilität, stets so geringschätzig von den „alten Parteien" gesprochen!

Von großer Bedeutung dagegen ist die plötzliche Erhebung der vereinigten Legitimität für die auswärtigen Beziehungen Frankreichs. War das Kaiserreich noch nicht isolirt

von Seite der erhaltenden Mächte, so ist es jetzt isolirt und seine Isolirung besiegelt. Als Rußland vor Kurzem seinen ersten Vertreter an den Hof des Landes schickte, das seit 1830 das Herzblatt der usurpatorisch-revolutionären entente cordiale Englands und Frankreichs gewesen; als der König dieses Landes sodann über Berlin nach Wien zog und für seinen Erben mit Erfolg um die Hand einer Enkelin der großen Maria Theresia warb, unter dem Jubel seines Volkes, das der frommen Mutter treue Liebe bewahrte, nachdem der reformatorische Aberwitz des Sohnes sein blutendes Herz kalt zurückgestoßen hatte; als die Belgier den heimkehrenden Königssohn von Koburg-Orleans als künftiges Familienglied der ersten Macht des alten Glaubens und des alten Rechts begrüßten, während der französische Gesandte im Haag, allein unter allen dortigen Diplomaten, das meisterhafte Dacapo jener fanatisch-protestantischen Kraftstücke beklatschen durfte, welche einst die um ihr Heiligstes betrogenen Belgier mit Gewalt in Revolution und Abfall geschleudert hatten; als man zur Hochzeit Maria's von Oesterreich zu rüsten begann in demselben Lande, dem Napoleon III. vor Kurzem unumwunden zu wissen gethan hatte, es sei zur Entschädigung Frankreich's bestimmt, sobald dieses im Orient zu kurz komme, — damals ward jene Isolirung verbrieft.

Oesterreich protestirte freilich gegen jeden Gedanken einer politischen Tendenz der Heirath, und die streng katholische Partei in Belgien selbst hoffte von ihr die entgegengesetzten Erfolge. So meint wenigstens das angesehene Journal de Bruxelles (vom 29. Mai): Napoleon III. werde das bevorstehende Ehebündniß nicht mit Mißfallen sehen, da es Belgien zu ihm nicht in feindliche Lage bringe, ihm vielmehr Gelegenheit zur Annäherung gebe, in seinem gebotenen und thatsächlichen Streben nach einer europäischen Allianz, zur Annäherung an Frankreich's natürlichen Verbündeten — Oesterreich. Und allerdings — die continentale Isolirung

Frankreich's ist die größte Gefahr für Europa, wie dessen einziges Heil gegen die Feinde vom Osten und vom Westen in einer kräftigen, auf österreichisch-französischer Allianz basirten, mitteleuropäischen Politik bestände. Gewiß, ein conservatives Frankreich hätte mit Oesterreich einerlei Interessen in der Schweiz, in Italien und überall; die Einigkeit dieser beiden katholischen Mächte würde im Orient den Uebergriffen Rußlands steuern, vielmehr, Rußland würde dieselben gar nicht wagen; ohne Zweifel, wie die Dinge jetzt stehen, dient die französische Macht so offenbar bloß der allen continentalen Interessen widerstrebenden Politik Englands, daß man wirklich glauben könnte, englische Intriguen hätten die Isolirung Frankreich's gegen die östlichen Mächte eingeleitet und vollendet! Von dem Allem ist in diesen Blättern nicht jetzt zum erstenmal die Rede; bewiesen wird aber damit nichts Anderes, als daß das napoleonische Kaiserreich schon für sich Europa's Unglück ist. Denn es war sein innerstes Wesen, und nicht etwa die persönliche Gereiztheit wegen des eigenen Heirathsblokus u. s. w., was den Bruch mit allen alten Traditionen proclamirte, die neue Politik gebot, und folgerichtig von Anfang an die englische oder, um die Sache mit dem bezeichnendsten Namen zu benennen — die Palmerstonische Allianz suggerirte.

Englisch-französische Allianz! — es wäre ein verhängnißvoller Moment, in dem der erste Kanonenschuß von den vereinigten Flotten im Bosporus fiele, das schwant der ganzen europäischen Publicistik, weil sie ahnt, daß die uneigennützige Erhaltung des türkischen Marasmus nicht die Eine Seele der Allianz seyn könnte. Die selbstsüchtigen Zwecke der Allirten müßten ihre Seele seyn, und weil diese sich widerstreiten, ist die Geburt einer einheitlichen Gebahrung schwer. Der Verlauf des russisch-türkischen Handels bewies das, indem er eine specifisch englisch-französische Frage wurde. Mentschikoff in Stambul hat England bald den Untergang seiner

ganzen Macht im Orient in Perspective gezeigt; Frankreich aber ersah an der Angst Englands seinen unvergleichlichen Vortheil. Es ist wahr, die officielle Presse dort wie hier schrie anfangs und später noch wiederholt, unter dem Eindrucke der Russenfurcht, mit Schmeicheln und Drohen nach einer Quadruppel-Allianz gegen den Czar, aber schwerlich hegte Napoleon selbst nur einen Augenblick solche Hoffnung. Dennoch mußte jetzt oder nie seine leidige Isolirung ein Ende nehmen, und unverwandten Auges blickte er auf England, während seine Diplomaten schwiegen, seine Oberschreiber, sonst Minister genannt, vergebliche Worte machten, und sein ganzes Benehmen rathlos schwankend schien. Wie arg der Schein betrog! Prüfe man das wüste Chaos der seit fast drei Monaten angesammelten Zeitungsberichte von Gerüchten, wahren, falschen und mißverstandenen Thatsachen, und man wird bloß die beiden Mächte sich gegenüber sehen, gleich Zweien, die entschlossen sind, einen Dritten zu plündern, aber guten Grund haben, einander selbst nicht zu trauen.

Als auf Mentschikoff's erste Mahnung wegen der heiligen Stätten die Pforte den vorübergehenden Triumph Frankreichs in eine Capital-Niederlage verkehrte, Napoleon III. aber den kläglichen Fall der früher so hoch gehaltenen und prunkvoll ausposaunten Nationalsache ruhig hinnahm, die Hofblätter sogar anfingen, der katholischen Presse entgegen, Frankreichs Protektorat im Orient möglichst zu extenuiren: da erklärte das officielle England, sobald auf den Hülferuf der Pforte die Marseiller-Flotte nach Malta ging, dennoch auch die übrigen Forderungen Rußlands für eine, nicht europäische, sondern rein französische Frage. Inzwischen kam in England endlich selbst die „Times“ zur Einsicht und verwandelte ihre Vertrauens-Voten für den Czar, ganz Europa wider ihn aufrufend, in Kriegsgeschrei; jetzt fing man hinwiederum in Paris an, von der Differenz als einer specifisch englischen zu sprechen, bald eine Falle zu besorgen, die darin dem jungen Kai-

sterreich vom tückischen Norden gestellt seyn könnte, bald Reden fallen zu lassen vom besten Einverständniß zwischen Frankreich und Rußland, und, statt über die projektirte Quadruppel-Allianz, über Vermittlung zu debattiren. Selbst nachdem, trotz aller wirklichen oder angeblichen Intriguen Rußlands gegen diesen Schritt, Englands Minister zum herzlichsten Einverständnisse mit Napoleon III., die Pforte um jeden Preis gegen Rußland zu unterstützen, im Parlament sich bekannten, und während die Sprache der englischen Presse stündlich feindseliger ward, schien in Paris die Lauheit nur langsam zu schwinden, in St. James dagegen in neuem Schwanken sich zu steigern. Während dort der eventuelle Uebergang der Russen über den Pruth für einen casus belli angesehen werden will, ist man hier, zwar nicht in der Presse, aber im Kabinet bestrebt, es nicht zu thun. Kurz, wie vom Anfang an jede der beiden Mächte trachtete, die andere zuerst sich compromittiren zu lassen, so tritt nun immer die eine zwei Schritte zurück, wenn die andere zwei vorwärts macht, weil jede die Untreue der andern und im entscheidenden Moment allein gelassen zu werden fürchtet. Die beiden Flotten stehen am Eingange der Dardanellen und in beiden Ländern wird aus Leibeskräften in allen Waffen gerüstet, aber die Gesandten in Stambul sind ohne durchgreifende Instruktionen, und noch könnten beiderseits die Rüstungen ebensogut gegen, als für einander gelten.

Aus dieser Sachlage war vollständig klar, daß es dießseits des Kanals an der rechten Zuversicht, jenseits an der rechten Einmüthigkeit mangle, und der höchst interessante Grund der immer noch gespannten Lage ist endlich auch offenkundig geworden: er ist kein anderer, als daß die englische Allianz noch nicht die Palmerstonische ist. Es zeigt sich jetzt, wie sehr unsere vor drei Monaten ausgesprochene Besorgniß vor einer englisch-französischen Allianz mit der Revolution als dritter Großmacht im Bunde nichts weniger als eitel war.

Diese Dreigestalt nämlich muß ihre wahre Signatur seyn, wenn sie Leben und Selbstvertrauen gewinnen soll, und mit ihr der Krieg, wie schon der richtige Instinkt der Pariser-Börse beweist, die bei jeder neuen Bestätigung dieser „sichern Friedensbürgschaft" von panischem Schrecken ergriffen wird. Im Uebrigen braucht man nur ihre Genesis zu betrachten, um über ihre Natur gewiß zu seyn. Lord Palmerston (der vorgeschrittenste Whig) — so lauten jetzt die Bekenntnisse der jüngst gestürzten Tory-Partei — habe stets, „vermöge seiner gründlichen Einsicht in die neue Politik", den Einen Zweck im Auge gehabt, die freundschaftliche Verbindung mit Frankreich zum Eckstein seiner Politik zu machen, dafür hätten Rußland und die Orleans unausgesetzt an seinem Sturze gearbeitet; sein Nachfolger Malmesbury (der Tory) habe die französische Allianz mit gleicher Dringlichkeit empfohlen und dafür gleichfalls unter den russisch-orleanistischen Intriguen gelitten; als endlich Lord Aberdeen (provisorisch für Lord Clarendon) in's Amt getreten, habe er sich ganz und gar orleanistischen Inspirationen hingegeben, Rußland in die Arme geworfen, und das französische Bündniß desavouirt. Daher seine lahme Politik in der türkischen Frage! Frankreich habe er den nordischen Mächten zu lieb isolirt; ja noch mehr, als wahrer Landesverräther die von Rußland an die Pforte zu stellenden Forderungen vorher gewußt und sie gutgeheißen (was aber unwahr ist!); Palmerston habe sich stets gegen diese Politik gestemmt, aber immer vergebens, bis er endlich im Ministerrath mit Hülfe Lord Russel's das Einvernehmen mit Frankreich, wie es im Parlament sofort proclamirt wurde, durchgesetzt!

Es ist also ausgemacht, daß sich wieder Alles um Lord Palmerston dreht, und die Geschichte der napoleonisch-englischen Allianz gestattet bedeutungsvolle Einblicke in die jüngste Vergangenheit und in die nächste Zukunft. Wie lange wird Aberdeen gegen die „öffentliche Meinung" sich zu halten vermögen, und dem religiösen und politischen Fana-

tismus den Platz am Steuerruder versperren? „Es ist" — schreibt ein gewöhnlich wohlunterrichteter Correspondent der Kreuzzeitung den 14. Juni aus London — „stets und vor Allem zu berücksichtigen, daß eine beständige Annäherung zwischen den Derbyiten und der Demokratie auf der Grundlage des Protestantismus und des Nationalitätsprincips vor sich geht." Vier Umstände führt der Correspondent auf, welche dieser Richtung Erfolg sicherten: den Massenanhang, die Schwankungen im europäischen Gleichgewicht, die Entvölkerung Irlands und das französische Bündniß, wodurch ihr Rücken gedeckt sei — und fährt dann fort: „Sollten wir jemals ein Ministerium Derby-Palmerston mit demokratischer Unterstützung sehen, so würde England fortan Krieg suchen, statt ihn zu vermeiden. Auf dem bisher äußerst rechten, wie auf dem bisher äußerst linken Flügel ist es ein feststehender Satz, daß der nationale Geist Altenglands einer Auffrischung durch militärische Heldenthaten bedarf, und daß die Verweichlichung durch die Jagd nach Reichthum seine größte Gefahr bilde. Es wäre Selbstverblendung, die Thatsache abläugnen zu wollen, daß solche Ansichten auch in England noch einen Anklang finden, der unter Umständen von entschiedenem Einfluß auf die Schicksale Europa's werden kann."

Demnach dürfte selbst in England über kurz oder lang das Bedürfniß lebendig werden, einen verzweifelten Sprung aus dem unterirdischen Wüthen des socialen Krieges zu versuchen, um wie viel mehr in dem armen Frankreich! Jedenfalls kann dort über Nacht das System Feuerbrand's wieder am Ruder seyn, und dieses System ist Napoleon's III. einzige Aussicht auf ein definitives Ende seiner Isolirung! Daß aber weder politische noch sociale Rücksichten nach Innen oder nach Außen vorhanden sind, welche ihn abhalten könnten, jenen salto mortale, mit oder ohne das England Lord Feuerbrand's, zu wagen, ja daß die socialen Zustände des Landes ihn sei-

ner Zeit dazu zwingen werden — das wollten wir des Nähern nachweisen. Europa steht allerdings auf einem Vulkan, nur nicht gegen Osten, sondern gegen Westen; und wenn Rußland alle seine Kanonen vernagelte, unser „Friede" wäre um nichts gesicherter. Napoleon III. liegt auf der Lauer über die Erfolge seiner socialen Reformen; sieht er sie einmal alle banquerott werden, dann wird er den Krieg wollen müssen, und ein Vorwand leicht vom Zaune gerissen seyn. Wollte er den Bruch jetzt schon, so wäre das ein Zeichen von dem bereits eingetretenen Banquerott. Die englische Allianz wäre zwar wünschenswerth wegen der Sicherung des Successes, in den man sich vielleicht nach den Welttheilen Europa und Asien, nach Ost- und Westafrika brüderlich zu theilen vermöchte, nach den Grundsätzen der beiderseitigen „neuen Politik"; aber es ist nicht nothwendig, sie abzuwarten, eine andere Allianz mit einer noch fürchterlichern Großmacht steht jederzeit zur Hand. Darum argumentiren die inspirirten Pariser-Journale, mitten unter dem schrecklichen Preßgetümmel in England, mit besonnener Ruhe: Verletzt nur die Verträge von 1815 und die feierlichen Stipulationen, welche die Türkei unter den Schutz der fünf Mächte stellen, das kommt uns eben recht; laßt uns nur im Orient zu kurz kommen, wir wissen uns im Occident zu entschädigen! Zur Erläuterung soll Minister Persigny, der vertraute Freund des Kaisers, gesagt haben: Lassen die Mächte uns am Bosporus im Stiche, so einverleiben wir Belgien, proclamiren die Unabhängigkeit der Nationalitäten, und führen die dreifarbige Fahne durch ganz Europa; gerüstet sind wir!

So ungefähr haben wir uns die Sachlage, auch ohne orientalische Frage, von jeher gedacht. Daß die französischen Truppen im Kirchenstaate alsbald namhaft verstärkt werden müssen, und das zweite Commando nach dem linken Rheinufer ginge, versteht sich von selbst. Was aber die

von Zeit zu Zeit aufgetauchten Gerüchte über mysteriöse französischen Noten an die Schweiz, Holland, Sardinien, Spanien angeht, Länder, deren revolutionäre Versunkenheit dieselben officiellen Pariser-Federn sanftestens zu schonen wissen, welche sonst unermüdlich im grimmigsten Kampfe gegen revolutionäre Umtriebe sind — so ist bekannt, wie es mit Meister Reinecke's guter Meinung gelang, als er einst ein Pilgrim war, und den Gänsen predigte. Im Uebrigen ergibt sich aus dem Vorhergehenden ohne weitere Bemerkung, daß die gerade in Frankreich viel umgetriebene Rede eine völlig eitle ist: als ob, wenn die vier Mächte gegen Rußland alliirt und alle als geschlossene Phalanx stünden, dann der „Weltfriede" gewahrt, dann der Kampf auf das sultanische Gebiet beschränkt bliebe, und unmöglich wäre, daß irgendwo über die Gränzen Frankreichs ein Kanonenschuß fiele. Ob die eventuelle Besetzung der Donaufürstenthümer durch Rußland einen casus belli begründe oder nicht? ist jetzt im ganzen außerrussischen Europa die große Frage. Ob die Türkei dazu Ja oder Nein sagen, ob die französisch-englische Flotte im schwarzen Meere mit den Kanonen antworten wird, oder nicht, das kann uns an sich viel gleichgültiger seyn, als wenn der Börsen-Credit in Paris verendet, oder das Coalitions-Kabinet Aberdeen in London den ihm prophezeiten schmählichen Sturz erfährt. Von Innen droht der romanisch-germanischen Civilisation die Gefahr!

IV.

Die Bedeutung der russisch-türkischen Verwicklung; die Rechtsfrage in den Forderungen Rußlands; die türkischen Griechen und der Czar.

Den 27. Juni.

Daß Rußland an der Pforte nachgeben werde, hätte sich Niemand je träumen lassen sollen. Die Frage, was nun geschehen wird, hängt von der andern ab: was Napoleon III. und die öffentliche Meinung Englands, wie die dortige Presse sie macht, Namens der Erhaltung der Türkei in ihrem Interesse für geboten erachten werden. Widerstands-Versuche der Pforte allein fielen nicht in's Gewicht; den beiden Mächten des Westens müßte nicht zu schwer seyn, den brodelnden Topf türkischen Heldenmuthes, wie sie ihn aufgedeckt, auch wieder zuzudecken. Es ist vergebliche Mühe, die Riesenschritte verkleinern zu wollen, die seit 1829 die Türkei zur äußersten Ohnmacht, Rußland zur höchsten Fülle der Kraft förderten. Die Alternative heißt also: Krieg zwischen Ost und West, mit Allem was daran hängt, oder Rußland dringt, vielleicht ohne Weiteres auf dem wohlfeileren und sicherern Wege friedlichen Vertrags, mit seinen Ansprüchen durch. Im letzteren Falle ist der sultanischen Herrschaft ihr Grab im Schooße des Czaren vorläufig gegraben, und es handelt sich blos noch um Zeit und Weise der Einsargung. Ein solches Ende des Türkenreichs mag der Katholik mit sehr gemischten Empfindungen vorhersehen. Kann er nie und nimmer Sympathie hegen für einen heidnischen Sklavenstaat, in dem die Christen nach dem Staatsgrundgesetz des Koran die Hunde der Gläubigen sind, und dem seit Decennien das himmelschreiende Aergerniß an-

hing, daß er offenkundig nur durch den Schutz der christlichen Mächte bestand, so hätten doch die höchsten Interessen der europäischen Verhältnisse, der Civilisation und der kirchlichen Freiheit einen andern Uebergang der Erbschaft in christliche Hände erheischt. Menschlichem Ermessen nach! denn zu welchen Erziehungszwecken für die Kirche Gottes und die Menschheit zweier Welttheile die Vorsehung das gewaltige Russenreich überhaupt und in der Türkei insbesondere aufgespart haben möge, ist das größte Problem der Gegenwart.

Mit welchem Geschick man aber in St. Petersburg wohlgelegene Länder von Vertrag zu Vertrag bis zur Einverleibung vorzubereiten versteht, zeigt in diesem Augenblicke der mit ergötzlichster Verwirrung unter Publicisten, Diplomaten und Kabinetten debattirte Rechtsfall, ob die bevorstehende Besetzung der Donaufürstenthümer durch die Russen einen casus belli begründe oder nicht. Es müßte interessant seyn, den betreffenden, eben bei seinen letzten Stadien angelangten Länder-Einpöcklungsproceß im Einzelnen zu verfolgen; zwanzigmal seit Peter dem Großen waren die Russen in der Moldau und Walachei, jedesmal gingen sie wieder mit einem mehr oder weniger großmüthig oder unschuldig aussehenden Vertrag, zuletzt noch im Jahre 1849, und nun bestehen die gegründetsten Zweifel, wer denn souverain sei über jene Perlen Osteuropa's, ob der Sultan, dessen Oberherrlichkeit sie 1829 anerkannt, oder Rußland, das ja die Hospodare bestätige, keinen Türken im Lande zu dulden brauche, und überhaupt „für das Wohl der Fürstenthümer zu sorgen“ habe — Alles vertragsmäßig? Die Berliner-Kreuzzeitung, vor dem Czaren-Idol anbetend in den wohlverdienten Staub gestreckt, verkündet der Welt: „diesen also rechtlich stipulirten Einfluß habe Rußland bisher nur zum Besten der Fürstenthümer ohne jeden Eigennutz ausgeübt,“ und wer wollte zweifeln? Vielleicht bringen die Fürstenthümer die ihnen von Rußland

auferlegte Kriegssteuer von 42 Mill. Piaster trotz aller Unerschwinglichkeit dennoch auf, obgleich der Czar gleichzeitig vergessen hat, die Scheine für Quartier- und Verpflegungskosten seiner Truppen einzulösen, welche die Türken ihrerseits pünktlich zu bezahlen für Pflicht hielten, und dann werden sie allerdings erst in Folge abermaliger Sorge mit neuer Invasion für „ihr Wohl“, more solito, an Kriegssteuer-Zahlungsstatt eingethan werden. Bezüglich dieses Besetzungsrechtes insbesondere hat man sich nämlich Anno 1849 durch Sened auf sieben Jahre dahin vertragen, je 35,000 Mann von beiden Seiten sollten einrücken, wenn innere Unruhen oder sonst „wichtige Ereignisse“ (etwa wie damals die Pläne Kossuths und der Revolution) es wieder erheischten. Solche „wichtigen Ereignisse“ — sagt die Kreuzzeitung — liegen jetzt wieder vor, denn Rußland muß jetzt die Fürstenthümer „vor den temporären Ansichten und Thaten des Divans“ sichern, vor dem blinden Fanatismus seiner Türken, der gleich dem Gifte contagiös wirkt! Man sieht, welche vortrefflich geordneten Rechts- und Verfassungszustände aus der „dankenswerthen Vorsicht“ der russischen Vertrags-Thätigkeit resultiren.

In ganz ähnlicher Weise nun haben wir uns allerdings auch die Zwecke und successiven Resultate der geistlichen, d. i. russisch-cäsaropapistischen Operationen Mentschikoff's für die Türkei im Allgemeinen gedacht, und mit uns alle Welt, soweit sie nicht Rußland oder Kreuzzeitung heißt. Erst den 12. Juni hat eine St. Petersburger Circular-Depesche den sündhaften Verdacht Lügen gestraft und die „Heiden des Westens“ belehrt: die Sendung Mentschikoff's habe „nie einen andern Zweck gehabt, als die Schlichtung der Frage der heiligen Orte,“ die „folgeschwer für den Frieden des Orients, vielleicht selbst für den Weltfrieden“ (hört!!) gewesen; nachdem die „Jahrhunderte“ (soll heißen: einige Decennien!) „alten“ (und selbstgemachten) „Privilegien“ der Griechen in

Jerusalem durch die Intriguen Frankreichs und die „Schwäche, Tergiversation, Doppelzüngigkeit, Treubruch“ der Pforte beleidigt worden, habe der „angethane Schimpf“ für den Czar „eclatante Genugthuung“ gefordert, d. h. eine gegen Rückfall sichernde „Convention“ Seitens der Türkei, „immer in Bezug auf die Frage der heiligen Orte.“

Soweit nun und in derselben Weise hat Rußland auch schon vor der berühmten Ambassade das englische Kabinett über ihren Zweck vertraulich informirt, und daß man sie damit schmählich angeführt, das ist eben der große Zorn der Engländer, und namentlich der Times, die am längsten den Satz verfocht, daß von Petersburg ein unwahres Wörtlein unmöglich kommen könne. Bekanntlich hat sich der russische Fürst bei der Pforte vor Allem strengste Geheimhaltung seiner Propositionen ausbedungen, wahrscheinlich aus Furcht, die gräßliche Entdeckung, daß sie ausschließlich „die Frage der heiligen Orte“ beträfen, würde zunächst England zur Verzweiflung bringen und augenblicklich den „Weltfrieden“ stören. Um so mehr erwarteten wir jetzt von der Circular-Depesche Aufklärung über das Mysterium unserer Tage; sie läuft aber wie eine Schafdarm-Saite „immer in Bezug auf die Frage der heiligen Orte“ dahin, als wenn sie expreß zu abermaliger Dupirung von St. James concipirt wäre. Bloß nebenbei läßt sie verlauten: erstens von wegen des grundlosen Geschrei's über Verletzung des Princips der sultanischen Souverainetät durch eine „Convention“ hätte Rußland mit einem Sened sich endlich auch noch begnügen wollen, wobei die Großmuth, nach Ausweis des Moldau-Walachischen Sened von 1849 und seiner Folgen, arg angestrengt worden seyn muß; das habe Rußland gethan, obgleich die Lateiner ähnliche Conventionen in der Türkei besäßen, zur Zeit der Reformation „selbst große katholische Staaten“ derlei Traktate mit Protestanten abgeschlossen, und endlich Rußland die zu

verbürgenden Rechte in der Türkei de facto bereits vertragsmäßig besitze.

Was zweitens diese „Rechte" selbst betrifft, so erklärt die Depesche es für ein leeres Phantom, daß dieselben dem Czar „de facto, im Namen der Religion, ein beständiges Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten der Türkei verliehen"; über den Umfang derselben vernimmt man aber: „zwei ausführliche Clauseln" des ersten Seneb-Entwurfes hätten beansprucht: nicht etwa „das Recht, die Wahl des Patriarchen von Constantinopel zu bestätigen, sondern einfach die Aufrechterhaltung der geistlichen Immunitäten und der weltlichen Vortheile, die ab antiquo von der Pforte den vier Patriarchen von Constantinopel, Antiochien, Alexandria und Jerusalem, sowie den Metropoliten, Bischöfen und andern geistlichen Oberhäuptern der griechischen Kirche zugestanden waren." Wegen des „zu gewichtigen Widerspruchs" der Pforte — erzählt die Depesche weiter — habe der Fürst in einem zweiten Seneb-Entwurf auch noch „diese beiden Clauseln gänzlich unterdrückt", und schließlich, weil weder „Convention" noch „Seneb" gewährt werden wollte, ein Ultimatum gestellt, dem ein in der Depesche von scharfen Gewalt-Androhungen begleitetes Ultimatissimum folgte.

Sind nun in diesem die „beiden Clauseln gänzlich unterdrückt"? So behauptet die Depesche; die Times dagegen sagt mit Recht: „es enthält alle Artikel des Seneb, und die passive Annahme desselben wäre ein ebenso volles Bekenntniß der Ohnmacht, wie der Abschluß eines Vertrags zu gleichem Zweck." Das letzte Dokument drückt sich bloß mehr implicit und weniger bestimmt oder specificirt aus, als der an „zu gewichtigem Widerspruch" gescheiterte erste Seneb-Entwurf; dessen „beide Clauseln" sind nämlich im Ultimatum, abermals „immer in Bezug auf die Frage der heiligen Orte", durch den Artikel ersetzt: „Der orthodoxe orientalische Cultus, seine

Geistlichkeit, seine Kirchen und seine Besitzungen, wie seine religiösen Anstalten, werden in Zukunft, ohne jeglichen Eingriff, unter dem Schutz Sr. Majestät des Sultans der Privilegien und Immunitäten genießen, welche ihnen ab antiquo zugesichert, oder die ihnen zu wiederholten Malen durch die kaiserliche Gunst und nach dem Grundsatz hoher Billigkeit zugestanden worden sind."

Auf den ersten Blick muß die Schlauheit in die Augen springen, mit der hier die decidirten Termini des ersten Sened: „geistliche Immunitäten und weltliche Vortheile" umschrieben sind; der Sache nach liegen sie im Ultimatum, die Worte aber hat man vermieden — offenbar um der großen Mächte und des europäischen Publikums willen. Der Pforte gegenüber hat man nicht versteckt gehalten, was Alles zu den „ab antiquo zugesicherten Privilegien und Immunitäten" der Orthodoxen gehöre, sondern mit allem Nachdruck eingeschärft, daß auch die feierlichsten Garantien ihrer bloß religiösen Rechte und Interessen nicht genügten, daß es sich vielmehr gerade um die Restitution ihrer politischen Vorrechte handle, um die civile und administrative Jurisdiktion, welche von den ältesten Sultanen den Patriarchen über ihre Gläubigen verliehen worden, seit der Reform unter Sultan Mahmud aber und durch den sogenannten „Tansimat" rechtlich abgeschafft und in der Praxis sehr zusammengeschrumpft waren. Als daher die Pforte das russische Ultimatum mit dem Anerbieten beantwortete: dem Patriarchen durch einen Ferman alle „Religions-Privilegien" (droits spirituels) seiner Kirche garantiren zu wollen, da erklärte Mentschikoff am 21. Mai, noch wenige Stunden vor seiner Abreise, in den schärfsten Ausdrücken es für eine Beleidigung gegen Rußland (un acte hostile à la Russie et à sa religion), von Aufrechthaltung bloß der rein religiösen Rechte der orthodoxen orientalischen Kirche (des droits purement spiri-

wels) zu sprechen, die „andern“, aus den ältesten Zeiten stammenden Rechte aber übergehen zu wollen.

Diese Thatsachen sind wohl festzuhalten, denn sie charakterisiren die russische Hinterlist in der brennenden Frage. Gerade sie haben die große Erbitterung der Engländer hervorgerufen, die man offiziell glauben gemacht hatte, Rußland reclamire ausschließlich religiöse Rechte von der Pforte und habe es dabei, was auswärtige Mächte betreffe, bloß etwa mit Frankreich zu thun; und nun wagt auch noch die jüngste Circular-Depesche, deren Sprache die Times mit allem Grund eine „unheilstiftende“ nennt, an ganz Europa neuerdings dieselbe Täuschung zu versuchen. Deßhalb sagt diese Depesche, die Lateiner besäßen ja ähnliche Conventionen in der Türkei, in gnädigem Anschluß an den kopflosen Rumor der „Kreuzzeitung“, welche durch ihren tiefen Fall in der orientalischen Frage an ihren gehäuften Sünden büßen zu müssen scheint; „was Frankreich“, predigte sie nämlich am 7. Juni, „für die Lateiner gethan, will Rußland für die Griechen thun; bei der großen Anzahl dieser Letzteren ist dieß, wie gesagt, von einer ganz andern Wichtigkeit, aber je größer die Zahl der Rechte und Interessen Rußlands ist, desto größer muß ihm auch die Nothwendigkeit erscheinen, sie gegen Verrath zu schützen“, und gegen die „Intriguen gewisser anderen Mächte“, versteht sich: der katholischen. Deßhalb ferner, um eben jener groben Täuschung willen, wagt die Depesche den auserlesenen Vergleich anzuführen, daß ja zu Reformations-Zeiten selbst große katholischen Staaten solche Tractate zu Gunsten der Protestanten abgeschlossen; und deßhalb wagt sie zu sagen, daß Rußland das ihm jetzt bestrittene Recht de facto bereits vertragsmäßig besitze, unter Berufung auf den Tractat von Kainardshi (1775), wo die Pforte sich verpflichtet, die „christliche Religion und Kirche“ beständig zu schützen und Rußlands vertrauliche und freundschaftlichen Vorstellungen zu hören.

Man könnte diese Spiegelfechtereien als allzu plump belächeln; aber in der That haben sie sogar den bekannten hellenistischen Diplomaten von Thiersch in München gefangen und gefesselt. „Wie, und das hatte Niemand gemerkt!" — ruft er voll stolzer Verwunderung in einem seiner vasten Artikel (Allgemeine Zeitung vom 28. Juni) aus — „das hatte Niemand gemerkt", daß Mentschikoff's Forderungen schon zu Kainardshi und im Jahre 1775 von den Türken verbrieft worden, und über diesem leidigen Versehen haben die Diplomaten nun „die Pforte in den Strudel der Ereignisse geschleudert," anstatt etwa die „Form oder Formulirung der Berechtigung" zu mildern oder „die Garantie des Geforderten zu einer allgemeinen europäischen zu machen." Also die Mächte sollen garantiren — was? den Vertrag von Kainardshi oder die Forderungen Mentschikoff's? laut welcher es un acte hostile à la Russie ist, zu längnen, daß zum Schutz der „christlichen Religion und Kirche" in der Türkei das Recht der Patriarchen gehöre, die Polizei-Direktoren und Oberststeuereinnehmer ihrer Gläubigen zu seyn. Hofft Herr von Th., daß die Mächte solche „Privilegien und Immunitäten" als religiöse anerkennen werden? Konnte je davon die Rede seyn, wenn als wünschenswerthester Ausweg in der russisch-türkischen Frage ein Vertrag bezeichnet wurde, welcher allen Mächten das Protektorat übergäbe, das Rußland für sich allein anspreche?

Es könnte allerdings nur in argem Conflikt mit allem christlichen Gefühl geschehen, wenn man die Forderung eines tractatmäßigen Schutzrechtes über die Christen in der Türkei an sich verdammen wollte, wie diejenigen thun, welche sagen, es heiße das nichts anderes, als wenn Frankreich ein stipulirtes Protektorat über die Katholiken in England verlangte. Man wendet zwar ein, jene Forderung sei mit der sultanischen Souverainetät unverträglich, und vernichte

das alte mohamedanische Staatsprincip, also das Pfortenreich selbst; allein es handelt sich eben um den Schutz unschuldigen Christenbluts gegen den muselmännischen Fanatismus. Der Sultan glaubte freilich den russischen Forderungen damit auszuweichen, daß er am 6. Juni von freien Stücken den Griechen speciell alle ihre Immunitäten und Privilegien durch einen Ferman garantirte, und auch allen andern christlichen Confessionen volle Satisfaktion zusicherte; aber damit sollten sich allerdings die übrigen Mächte so wenig, wie Rußland begnügen, denn man weiß, wie zerbrechlich die türkischen Fermane sind, wie wenig sie über die Willkür der tyrannischen Beamten vermögen, wie ganz unmöglich insbesondere die ernstliche Durchführung des in Rede stehenden Fermans, auch bei dem besten Willen des Sultans, dem wilden Christenhaß des Volkes gegenüber ist. Wir fragen daher nicht, was der Czar dazu sagen würde, wenn die betreffenden Mächte ein verbrieftes Schutzrecht, wie er es nun vom Sultan anspricht, über die Katholiken und Protestanten Rußlands verlangten? wir fragen nicht so, weil wir trotz der grausamen Verfolgungen, unter denen namentlich die Katholiken in Rußland nur zu oft und in diesem Augenblicke wieder seufzen müssen, das Czarenreich doch nicht auf Eine Linie mit dem christushassenden Heidenthume setzen, das äußern Zwang nothwendig vor Augen sehen muß. Aber andererseits hätte die Pforte auch ein Recht auf die Pflicht der Mächte, sie dagegen sicher zu stellen, daß das religiöse Protektorat ihre freie Bewegung auf dem rein politischen Gebiete nicht hindere, oder einseitig zu politischen Zwecken ausgebeutet werde — eine Sicherstellung, die allein durch gemeinschaftliche Uebung des Protektorats Seitens aller Mächte zu erreichen wäre. Was nun soll man diesem klaren Thatbestand gegenüber von der immer wiederkehrenden Phrase halten: „in der Sache seien die Mächte für Rußland, in der Form für die Türkei", oder von dem pans-

backigen Orakelspruch der „Kreuzzeitung“: „für die Pforte ist es völlig dasselbe, ob ihrer Souverainetät durch Rußland allein, oder durch Rußland mit England, Frankreich, Preußen und Oesterreich Eintrag geschehe?“

Was würde aber Rußland zu solchem Abkommen sagen? Die Antwort ist sehr einfach! Wenn ihm bloß das Wohl seiner Glaubensgenossen in der Türkei uneigennützig am Herzen läge, wie die Circular-Depesche versichert, dann müßte es sich dabei beruhigen. Wenn ihm aber wirklich darum zu thun ist, sich „de facto, im Namen der Religion, ein beständiges Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten der Türken“ zu beschaffen, dann muß es ein paktmäßiges Protektorat für sich ganz allein anstreben, und namentlich die ab antiquo stammenden politischen Vorrechte der türkischen Griechen, noch aus einem besonders wichtigen Grunde, zu restituiren und zu conserviren trachten. Denn diese „weltlichen Vortheile“ der orthodoxen Kirche allein könnten unter Rußlands verbriefstem Protektorat den Hebel mit zwei Armen abgeben, mittelst dessen einerseits die Pforte in Schach und endloser Verwirrung, andererseits der hohe griechische Klerus sowohl im gemeinsamen Interesse, als in Zaum und Abhängigkeit gehalten werden müßte; die droits purement spirituels würde dazu offenbar nicht ausreichen. Freilich, sobald einmal die Einverleibung der Türkei vollbracht wäre, dann müßten jene theuern und unschätzbaren Privilegien des Patriarchats augenblicklich als grundverderblich und volksfeindlich, zu Gunsten der czarisch-büreaukratischen Uniformität, abgeschafft werden. Das ahnt der hohe Klerus der türkischen Griechen, und sehnt sich daher nicht im mindesten nach dem Succeß der russischen Forderungen, schwärmt vielmehr für die unverkümmerte Erhaltung der sultanischen Souverainetät. Alle Nachrichten stimmen darüber überein, daß die Patriarchen, voran die zu Constantinopel und zu

Jerusalem, auf Befragen durch die Pforte sich energisch gegen das Patronat des Czaren erklärt, zum Entsetzen der Russenpartei im Königreich Griechenland, welche die Thatsache im ersten Schrecken öffentlich für eine „blasphemische“ Verläumdung erklärte.

Man muß überhaupt, bei der Frage nach den russischen Sympathien unter den Griechen der Türkei, die Parteien wohl unterscheiden, von denen die des hohen Klerus entschieden antirussisch ist. Die Fanarioten *) erkaufen das Patriarchat von den Türken um ungeheure Summen nicht nur als höchste geistliche, sondern auch höchste weltliche Würde über das orthodoxe Volk. Einerseits verkauft dann der Patriarch wieder Bisthümer, niedere Pfründen und geistliche Gnaden, andererseits ist er auch der politische Chef und Repräsentant seiner Schäflein, über die er nach Art vollgewaltiger Statthalter herrscht, die Steuern erhebt, auch die hohe Jurisdiktion mit allen ihren Attributen übt, und eben so viele Präfekten, Unterpräfekten u. s. w., mit denselben Befugnissen in ihrem Kreise regiert, als er Metropoliten, Bischöfe, und so fort durch die hierarchische Ordnung herab, zählt. In dieser Weise ist der Patriarch von Constantinopel z. B. nicht nur Papst über zwölf Millionen Seelen, sondern auch vom Sultan belehnter Regent über sechs Millionen türkischer Unterthanen, woraus man das Gewicht seiner Stimme begreift; das alte deutsche Sprüchwort: „unter dem Krummstab ist gut wohnen“, fand sich aber dort nie und nirgends vor. Die Fanarioten saugen das Volk aus und mißhandeln es trotz den Pascha's, und namentlich in den slavischen Provinzen ist das griechische Episkopat nicht minder verhaßt, als der türkische Pascha.

---

*) So werden, nach dem Griechenviertel in Constantinopel, die reichen griechischen Familien genannt, aus denen auch die Hospodare der Moldau und Walachei gewöhnlich genommen werden.

Was an diesen unantastbaren Immunitäten der orthodoxen Kirche durch die Reformen Mahmud's etwa beschnitten war, ist nun durch den Ferman vom 6. Juni restituirt, viel mehr zur Bestürzung als zur Beruhigung des niedern Klerus und des Volkes, weil den Patriarchen damit eine zu große und um so leichter zu mißbrauchende Gewalt über die Gläubigen gegeben sei, als sie fast jeder Controle entbehre. Es begreift sich, daß diese Partei antirussisch seyn muß! Durch vorläufige Belassung bei den, gleich den geistlichen, unter czarisches Patronat gestellten „weltlichen Vortheilen" könnte sie aber gewonnen werden, was für Rußland dringendes Bedürfniß ist. Denn nach den verschiedensten unverdächtigen Nachrichten aus der Türkei ist die eigentlich russische Partei unter dem großen Haufen der armen Popen und des Landvolks abgeschlossen, ohne alle Energie und ohne jeden Einfluß, den Türken nicht mehr gram, als der Willkür ihrer bischöflichen Steuerbeitreiber, in phlegmatisch-fatalistischer Ruhe auf die Wunder des Himmels und auf die mirakulöse Zukunft ihres heiligen Czaren wartend. Die gebildeten Leute von der Feder dagegen wollen den modernen, liberal-constitutionellen Staat Neugriechenlands, das orientalische Frankreich Louis Philipp's, über das alte Byzantium verbreitet wissen, und ebensowenig Verlaß ist auf die wetterwendischen, intriganten, schlauen und schmähsüchtigen Städte-Bevölkerungen, die sich zwar als Haupt-Türkenfeinde geriren, und über die Rücksichtslosigkeit des russischen Auftretens an der Pforte vor schadenfrohem Enthusiasmus außer sich geriethen, übrigens aber die Vor- und Nachtheile türkischer Sklaverei und Willkür gegen die russische Freiheit und Ordnung genau abzuwägen verstehen. Augenblicklich trat die Imagination von der russischen Knute in ihre Rechte, und die klugen Bourgeois intonirten den auffallendsten Umschlag der öffentlichen Meinung zu hohen Ungunsten Rußlands, sobald sie merkten, daß es dem Czar nicht bloß um Maßreg-

lung der Pforte im Interesse der Rajah, sondern auch um Reglementirung ihrer eigenen Verhältnisse zu thun sei.

Nach allem Dem scheint für ein ausschließliches Protektorat Rußlands, und dessen Verbriefung durch die Pforte sogar hinsichtlich der „weltlichen Vortheile", in der Türkei selbst weder Raum, noch Bedürfniß, noch auch nur Verlangen zu bestehen. Dennoch will und wird es sich eindrängen, und zwar auf einem Wege, der überall das Gegentheil von Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ist, wie die Circular-Depesche nur zu laut verkündet. Dieses Dokument ist und bleibt eine schwere Niederlage für Rußlands Credit im Occident; wie, wenn seine Geschichte mit ihm an einem Wendepunkt angekommen wäre? Die Depesche bemerkt unter anderm fast höhnisch: ehrgeizige Pläne im Orient hätte Rußland ja sehr leicht damals ausführen können und müssen, als die Revolutionen des Occidents die Regierungen in Ohnmacht versetzt gehabt, anstatt dessen sei es aber diesen Bedrängten zu Hülfe geeilt. In Wahrheit hat Rußland damals in den Nachbarn nur sich selbst gegen die Revolution vertheidigt, und dabei, wenigstens nach der Haltung der Depesche zu urtheilen, den schlimmsten Feind mit sich nach Haus genommen — eine übermüthige Politik, der bloß noch das Substrat des specifischen Griechenthums abgeht, um seiner Zeit England abzulösen in der Rolle als — Hauskreuz Europa's.

V.

England und die Nemesis; Oesterreich an der Tagesordnung.

Wem es seit Jahren so vorkam, als sitze England im Birkenwäldchen, und binde Ruthen für sich selber, der kann

jetzt auf den hochmüthigen Inselstaat weisen, wie er in rathloser Angst nach Osten blicke, wo der Schauplatz seiner ärgsten auswärtigen Sünden gewesen und nun der seiner ersten Strafe. England und die Revolution, gute Freunde nach wie vor dem 6. und 18. Februar, wie sind sie doch zur Zeit so verschieden humorisirt! Die Revolution ist voller Hoffnung und Freuden und seit dem ersten Allarm aus Stambul in regster Bewegung, von den Flüchtlingen in London und Malta, den Banditen in Mailand und der Schweiz, den fremden und einheimischen Rothen in Frankreich und der officiellen Demokratie in Piemont herab, bis zum Haus Gotha am Rhein mit seinen Fest- und Zweckessen und bis zu der „Kölner-Zeitung“; sie rüsten für die Türkei, der sie mit 30- bis 40,000 Mann Polen, Ungarn, Italiener, Deutsche u. s. w. beispringen wollen, und somit für England, wenn es nämlich, wie die Kölnerin sagt, „seine Schuldigkeit thut“; Kossuth allein will dem Sultan 10,000 Helden stellen, sein Gesandter verhandelt direkt mit den alten Freunden Omer Pascha und Reschid Pascha, die wie er der Meinung seien, daß jetzt die Zeit gekommen, die Schandthaten der Austro-Russen zu rächen, und nach Rußlands Niederlage Oesterreich umzuwerfen, wie ein Kartenhaus.

England aber ist, zum Erstaunen der handreichenden Revolution, trübe und düster von Sinnen; es muß jetzt erfahren, daß der große Monarch des Nordens, dem man den absolutistischen Barbarismus um der schismatischen Cäsaropapie willen so gerne verzieh, ein viel gefährlicherer Gegner sei, als der arme „auswärtige Potentat“ der Millionen katholischer Engländer; was helfen die gefälligen Worte, daß er von der Londoner-Freundschaft allein die Entscheidung der türkischen Frage erwarte, während seine Thaten die Existenz Englands gefährden. Abgesehen von der ferneren Gefahr, daß Rußland in unaufhaltsamem Vordringen gegen den

Kaukasus und gegen das auch bereits wieder wegen einer Forderung von 80 Millionen Franken von ihm gedrängte Persien auf geradem Wege nach den englischen Gränzen in Indien anrückt, und Englands Macht in Asien von Rußlands Gnade und gutem Willen abhängt, sobald es diese Gränzen erreicht — so sind bei der türkischen Frage an sich die empfindlichsten Interessen Englands, mehr als jeder andern Macht, betheiligt. Die Türkei ist für England ein Kunde von unermeßlicher Wichtigkeit, während der Handel mit Rußland nie bedeutend war und in neuester Zeit noch dazu in stetiger Abnahme begriffen ist; der geringste territoriale Fortschritt des russischen Prohibitiv-Systems nach dem Süden schlägt dem englischen Handel Todeswunden. Kein Ländererwerb könnte hier entschädigen; so magisch ist, wie der Pariser „Constitutionel" mit gewisser Schadenfreude vorrechnet, der geographische Zauber von Constantinopel, daß, wenn auch England etwa Aegypten und Candia als Beuteantheil erhielte, der Britte in Alexandrien doch immer nur der Pascha des Russen in Constantinopel bliebe. In dieser Noth nun muß dasselbe England, das alle Länder und Völker, wo es nur kann, räuberisch plündert und verschlingt, über Vergewaltigung der schwächern Türkei fruchtlos klagen und die Hände ringen nach — Oesterreich. Nach dem vor wie nach dem 6. und 18. Februar in seiner Presse mit so unmenschlicher Niedertracht behandelten Oesterreich, dessen Vernichtung die mächtige Partei Palmerston als die nationalste That Altenglands betrachtete, und seit 1848 praktisch betrieb, gegen das die Kossuth-Mazzini-Banditen von England aus Mord, Brand und Aufruhr rüsteten — und wieder um so muthiger rüsten, seitdem Lord Feuerbrand in dem nun kurzweg niedergeschlagenen Hale'schen-Raketen-Proceß die Komödie eines Possenreißers und nicht die Action eines Staatsmanns gespielt hat — dieses Oesterreich allein könnte England helfen!

Man sieht in England wie in Frankreich, in Deutsch-

land wie in der Türkei plötzlich klarer, als je, über die große Mission Oesterreichs. Welcher Umschwung gegen die Zeiten der Preußen-Kaiserwahl! Wenn nun das Kaiserhaus die Macht nicht hätte, Deutschland im Osten zu vertreten, wer anders kann den Czaren hindern, in den türkischen Gebieten nach Belieben zu schalten? Times, so stolz auf die Macht Englands zur See, und sonst eine Cloake der ehrlosesten Angriffe gegen den Kaiserstaat, antwortet unumwunden: Niemand! Times wird insbesondere nicht müde, zu demonstriren: Oesterreich müsse nicht nur für sich, sondern für ganz Deutschland die höchsten politischen und commerciellen Interessen an der Donau bis in's schwarze Meer vertheidigen; ja, es müsse dort Deutschland vor Louis Napoleon retten; eine deutsche Frage sei die Freiheit der untern Donau, und für den Kaiserstaat gelte es eine Ehrensache, die russische Besetzung der Donau-Fürstenthümer nicht zu dulden, aus denen — England durch die türkischen Häfen sein Getreide bezieht, und deren kostbarstes Stück, die Donaumündungen, im Jahre 1829 mit andern höchst wichtigen Erwerbungen im großen Halbkreise um Constantinopel bloß deßhalb den Russen in die Hände fielen, weil die von Rußland den Franzosen in Aussicht gestellte Rheingränze und Englands Zweideutigkeit die Mahnungen Oesterreichs zu gemeinsamem Einschreiten vereitelten.

Auf die „Ehre" Oesterreichs retiriren jetzt die, deren Unterstützung seit langen Jahren allen Feinden Oesterreichs gewiß war; aus deren Haus derselbe Kossuth noch heute „beständigen Krieg mit Oesterreich" führt, wie er selbst sagt, der einst die Moldau und Walachei revolutionirte, um sie schließlich sammt Ungarn einem russischen Prinzen zu Füßen zu legen, und dadurch den jetzt so verhängnißvollen Seneb von 1849 herbeigeführt hat; bei deren Gesandten in Constantinopel heute noch, wie immer seit 1845, die revolutio-

näre Emigration, mit oder ohne Roßschweife, wie im Bienenstock aus- und einschwärmt, den rothen Cordon vom Bosporus bis London vermittelnd, wie sie einst mit englischer Hülfe die ganze Türkei gegen das von den Rebellen bedrängte Oesterreich revolutionirte.

Ja, Oesterreich wird seiner hohen Mission nicht vergessen, aber auch nicht der guten Freunde im Rücken, namentlich nicht jener Politik, die in gottverlassener Verblendung alle ihre wahren Interessen im Orient mit größter Energie todtgeschlagen, aber dennoch alle Chancen hat, bei der nächsten Veränderung wieder auf den Stuhl des Meisters zu gelangen, und dann in unnatürlicher Allianz auch noch die übrigen conservativen Interessen Englands auf die Schlachtbank zu liefern. In jener entscheidenden Zeit, als es galt, ganz Europa, und zunächst Deutschland, an der untern Donau gegen Rußland zu retten, damals gab es aber auch — in Deutschland eine wahnsinnige Politik, die über die Siege der ungarischen und italienischen Rebellen frohlockte, statt dem Gränzwächter im Osten mit dem letzten Hauch von Mann und Roß zu Hülfe zu eilen. Ist sie gestorben oder bloß — eingeschlafen?

IV.

Curiosum:

Parere eines biedern Medicus über die deutsch-protestantischen Missionen an der Süd-Spitze Afrika's, oder das Sola am Cap.

Seit fünfzehn Jahren verweilt der sächsische Arzt, Dr. Kretzschmar, in der alten Heimath der Hottentotten und Kaffern am Cap der guten Hoffnung. Er hat sich in das Wesen jener Colonien eingelebt, so daß selbst sein deutscher Styl etwas fremdartig klingt, was er auch in dem Vorwort zu seinem interessanten, in diesen Tagen bei Hinrichs in Leipzig erschienenen Buche: „Südafrikanische Skizzen", eigens entschuldigt. Wie eine Fügung von Oben muß es erscheinen, daß gerade jetzt Ein Zeugniß über das protestantische Missionswesen dem andern auf dem Fuße folgt; das Testimonium des Dr. Kretzschmar aber ist an Kraft, Schärfe und Originalität eines der bedeutendsten von den vielen in diesen Blättern bereits aufgeführten. Sie verkünden alle die Wahrheit, daß der Protestantismus nur von dem Vorrath christlichen Geistes lebt, den er sich bei seinem Zerstörungswerk aus der Einen Kirche Gottes mitgenommen. In der alten Welt und auf altkatholischem Boden vegetirt er da und dort noch immer mit ziemlichem Schein; allein in der neuen Welt und auf heidnischem Boden, wo er selbstständig bauen soll und muß, da zeigt sich, daß die göttliche

Gnadengabe dazu ihm fehle, und was er schafft, sind nur zu oft kirchliche Mißgeburten, vor deren gräulichen Fratzen am Cap Dr. Kretzschmar ernstlich entsetzt ist.

Der Doktor erscheint als ein Mann gutherzigen und geraden Sinnes. Er erzählt selbst, wie der tiefe Friede der abendlichen Landschaft ihn heimwehmächtig angewandelt, als er einst zum Besuche der Cap-Station Wupperthal nahte, die in den Cederbergen liegt und der rheinischen Missions-Gesellschaft gehört. Wie der leichte Wind von der Missions-Kirche her die gemessenen Schläge der Glocke durch das stille Thal trug, so ergoßen die feierlichen Töne auch in seine Brust die Weihe des christlichen Friedens, und erweckten in ihm solchen Enthusiasmus für den schönen Beruf des Missionärs, daß er sich in diesem Augenblicke ihm mit Freuden hätte beigesellen können. Man thut wohl, diese Situation des guten Doktors im Auge zu behalten, um die sofort anzuführenden Aussagen seiner „Skizzen“ (S. 269—282) nicht zu mißverstehen, und ihren Autor etwa gar für einen abgesagten Christus-Feind zu halten. Nur so viel ist wahr, daß das protestantische Missionswesen am Cap, wie er es mit eigenen Augen beschaute, sein Innerstes empörte.

Schon am Morgen nach seiner Ankunft in Wupperthal, einem schönen Landgut, das die rheinische Gesellschaft zu enormem Preise für die Mission gekauft hatte, schwand alle und jede Begeisterung, und machte der bittersten Scham Platz; die Anstalt kam ihm vor, wie ein bloßer Futterkasten „afrikanisch-fauler Bestialität.“ Daß die Societät am Rhein noch immer den ganzen Unterhalt des Instituts beischaffen muß, daß sie ihre Schoßkinder unter den eingebornen „Braunen“ nicht mehr in Bontonken wohnen läßt, sondern ihnen niedliche Häuser aufmauert — das mag hingehen; aber welche Antwort erfolgte auf die Frage: „ob denn die große Zahl Erwählter auch in Speise und Trank von

der Societät" (die in Europa tagt) „erhalten werde"? „Ei bewahre!", erwiderte der Missionär: die Societät helfe bloß etwas nach; sonst lebten sie erstens von den Produkten ihrer Gärten, zweitens brächten die Gewerbe etwas ein, und drittens arbeiteten sie, Männer und Frauen, „wenn die Schule Zeit erlaube", bei den Booren (Bauern), d. i. den großen Grundbesitzern der Colonie, die fast durchgängig holländischer Abstammung sind.

Also, zum Theil von ihren Gärten leben die schwarzen oder, wie sie lieber hören, „braunen" Heiden-Christen! Der Missionär zeigte dem Doktor die „berühmten Gärten". Da lagen sie, durch Quitten-Zäune familienweise abgetheilt, diese „wunderbaren Fundgruben aller Lebensbedürfnisse", jeder ungefähr zwölf Quadratfuß groß, darin ein Pfirsichbaum, zwei Kürbisse, drei Calabassen, vier Tabakspflanzen und ein großer Busch Tacha, den die schwarzen Zöglinge aus alten hohlen Knochen rauchen, bis ihre vier Sinne von angenehmer Betäubung umnebelt sind; fette Hämmel aber wuchsen nicht in diesen Gärten.

Und zum noch größern Theile leben die protestantisirten „Braunen" von ihren Gewerben! Ja, die Societät wünscht sogar, daß die Missionen sich künftig durch eigene Hülfsmittel erhalten, und hat daher jedem Institut einige Brüder beigegeben, welche zur Gewerbthätigkeit anweisen sollen. In Wupperthal wirkten zu diesem Zwecke ein Schreiner, ein Hutmacher und ein Schuster — „Brüder, wie man sie nennt, weil der Geist über sie gekommen; sie gehören zur Schule der Asceten, tragen schwarze Glatzkäppchen und lächeln nie." Der Doktor sah ihre Werkstätten: die des Schreiners, der der zugleich Vicar, die des Schuhmachers, der zugleich Oeconom, Krämer und Küster, und die des Hutmachers, der zugleich Katechet und Geburtshelfer war; „vier braune kläglichen Stümper waren mit ihnen beschäftigt — vier aus einigen hundert Tagdieben."

Aber die Arbeit bei den Booren mit ihren ungeheuern Landgütern, die muß doch viele nähren! Freilich sah der wißbegierige Doktor den ganzen Rudel der frommen Seelen des Wupperthals unermüdlich beim Institut auf der Bärenhaut liegen, wo sie ihm vom himmlischen Manna recht schön zu gedeihen schienen; aber der Boor braucht ja nur für die Dauer der Säe- und Aerndtezeit größeres Dienstpersonal, vielleicht benützten daher die glücklichen Zöglinge des rheinischen Instituts bloß gerade die momentane Muße zur Erlernung des Evangeliums. Ach nein! — die Sache stellte sich dem Doktor bald als noch viel christeifriger heraus. Der Boor ist ein böser Mann und steht im Institut in übelm Geruche, da er allerlei Phantasien von Unvollzähligkeit seiner Heerden, von geleerten Weinstöcken, abgängigen Gänsen, weggelaufenen und wundgeritten zurückkehrenden Pferden hat, und dabei die müßigen Heiligen des Instituts in Verdacht zu ziehen wagt; der geistliche Hirte ist daher natürlich vielfach außer Stande, ihm eines seiner Schäflein zeitweilig zur Arbeit zu überlassen, ganz abgesehen von dem Seelenschaden der Schulversäumniß. Auch will der Boor die Dienste oft nicht gehörig lohnen; drei preußische Thaler fünf Neugroschen mit Beköstigung und Wein ist doch das Mindeste für den Tag in der Aerndtezeit. Endlich fährt der Boor gleich zu, und treibt sein Zuchtvieh in die Saaten, in der unverschämten Ueberzeugung, daß ihm die faulen Schüler der Missions-Anstalten, in der Fütterung des Instituts aller angestrengten Thätigkeit entwöhnt, doch wenig helfen würden, und Alles auf dem Felde stehen bleiben müsse, was er nicht mit eigenen Händen ärndten könne. „Dieß ist bittere Wahrheit!“ — ruft unser Doktor aus, dem von einem Missionär selbst geboten war, seine fünfunddreißigjährige Köchin von 9 bis 10 Uhr Vormittags täglich zur Schule zu schicken, wozu noch die Bedrohung mit dem höllischen Feuer kam, wenn sie Sonntags an die geringste Arbeit Hand legen würde.

Acht farbige Dienstboten würden nach der Population am Cap auf einen jeden der 10,000 weißen Ackerbauern treffen, deren Landgüter gewöhnlich fünf- bis zwanzigtausend Acres zählen; aber die Missions-Institute verschlingen das braune Volk. Dort wird den Braunen vor Allem eingeprägt, daß sie freie Menschen seien, und das haben sie sich trefflich gemerkt. Ueber 10,000 Farbige streifen als Vaganten auf den Oedungen in der Nähe von Städten und Dörfern umher, bisweilen durch Hunger oder Aussicht auf Branntwein zu ein paar Tagen Arbeit getrieben, gewöhnlich aber ohne andere sichtbaren Subsistenzmittel, als die massenhaften Heerden der Booren. Wenn etwa dann und wann gerichtliche Ueberweisung eines solchen Diebes vorkommt, so hat die Philanthropie der europäischen Justiz dafür gesorgt, daß der Malefikant seiner Zeit, durch Ruhe und gute Diät gestärkt, angenehme Erinnerungen aus dem comfortabeln Gefängniß mitnimmt. Sollte aber diesem heillosen Treiben je einmal mit Gewalt ein Riegel geschoben werden wollen, so haben die braunen Ritter der freien Bewegung immer noch Ein Refugium, nämlich in den Instituten „das Gewerbe der Heiligen zu erlernen"; die Eigenschaft eines Missionsschülers legt ihren ungebundenen Neigungen nicht viel mehr Zügel an, als das Vaganten-Leben. Ein solcher Fall drohte jüngst, und Dr. Kretzschmar mußte von seinem eigenen Braunen, der sich ihm zeitweise als Reitknecht verdingt hatte und den Namen Cupido trug, hören: „der große Baas*) will", sagt man, „ein Vagabunden-Gesetz erlassen; dann gehen wir alle nach den Instituten; wir sind freie Menschen, und Niemand kann uns zwingen, zu arbeiten." — Diese Dinge sagen nicht wir, sondern Dr. Kretzschmar sagt sie, nur mit viel mehr Worten; vernehmen wir einen weitern Theil seiner Berichte von Sylbe zu Sylbe!

*) d. i. der englische Gouverneur.

lung der Pforte im Interesse der Rajah, sondern auch um Reglementirung ihrer eigenen Verhältnisse zu thun sei.

Nach allem Dem scheint für ein ausschließliches Protektorat Rußlands, und dessen Verbriefung durch die Pforte sogar hinsichtlich der „weltlichen Vortheile", in der Türkei selbst weder Raum, noch Bedürfniß, noch auch nur Verlangen zu bestehen. Dennoch will und wird es sich eindrängen, und zwar auf einem Wege, der überall das Gegentheil von Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ist, wie die Circular-Depesche nur zu laut verkündet. Dieses Dokument ist und bleibt eine schwere Niederlage für Rußlands Credit im Occident; wie, wenn seine Geschichte mit ihm an einem Wendepunkt angekommen wäre? Die Depesche bemerkt unter anderm fast höhnisch: ehrgeizige Pläne im Orient hätte Rußland ja sehr leicht damals ausführen können und müssen, als die Revolutionen des Occidents die Regierungen in Ohnmacht versetzt gehabt, anstatt dessen sei es aber diesen Bedrängten zu Hülfe geeilt. In Wahrheit hat Rußland damals in den Nachbarn nur sich selbst gegen die Revolution vertheidigt, und dabei, wenigstens nach der Haltung der Depesche zu urtheilen, den schlimmsten Feind mit sich nach Haus genommen — eine übermüthige Politik, der bloß noch das Substrat des specifischen Griechenthums abgeht, um seiner Zeit England abzulösen in der Rolle als — Hauskreuz Europa's.

V.

England und die Nemesis; Oesterreich an der Tagesordnung.

Wem es seit Jahren so vorkam, als sitze England im Birkenwäldchen, und binde Ruthen für sich selber, der kann

jetzt auf den hochmüthigen Inselstaat weisen, wie er in rathloser Angst nach Osten blicke, wo der Schauplatz seiner ärgsten auswärtigen Sünden gewesen und nun der seiner ersten Strafe. England und die Revolution, gute Freunde nach wie vor dem 6. und 18. Februar, wie sind sie doch zur Zeit so verschieden humorisirt! Die Revolution ist voller Hoffnung und Freuden und seit dem ersten Allarm aus Stambul in regster Bewegung, von den Flüchtlingen in London und Malta, den Banditen in Mailand und der Schweiz, den fremden und einheimischen Rothen in Frankreich und der officiellen Demokratie in Piemont herab, bis zum Haus Gotha am Rhein mit seinen Fest- und Zweckessen und bis zu der „Kölner-Zeitung“; sie rüsten für die Türkei, der sie mit 30- bis 40,000 Mann Polen, Ungarn, Italiener, Deutsche u. s. w. beispringen wollen, und somit für England, wenn es nämlich, wie die Kölnerin sagt, „seine Schuldigkeit thut“; Kossuth allein will dem Sultan 10,000 Helden stellen, sein Gesandter verhandelt direkt mit den alten Freunden Omer Pascha und Reschid Pascha, die wie er der Meinung seien, daß jetzt die Zeit gekommen, die Schandthaten der Austro-Russen zu rächen, und nach Rußlands Niederlage Oesterreich umzuwerfen, wie ein Kartenhaus.

England aber ist, zum Erstaunen der handreichenden Revolution, trübe und düster von Sinnen; es muß jetzt erfahren, daß der große Monarch des Nordens, dem man den absolutistischen Barbarismus um der schismatischen Cäsaropapie willen so gerne verzieh, ein viel gefährlicherer Gegner sei, als der arme „auswärtige Potentat“ der Millionen katholischer Engländer; was helfen die gefälligen Worte, daß er von der Londoner-Freundschaft allein die Entscheidung der türkischen Frage erwarte, während seine Thaten die Existenz Englands gefährden. Abgesehen von der ferneren Gefahr, daß Rußland in unaufhaltsamem Vordringen gegen den

Kaukasus und gegen das auch bereits wieder wegen einer Forderung von 80 Millionen Franken von ihm gedrängte Persien auf geradem Wege nach den englischen Gränzen in Indien anrückt, und Englands Macht in Asien von Rußlands Gnade und gutem Willen abhängt, sobald es diese Gränzen erreicht — so sind bei der türkischen Frage an sich die empfindlichsten Interessen Englands, mehr als jeder andern Macht, betheiligt. Die Türkei ist für England ein Kunde von unermeßlicher Wichtigkeit, während der Handel mit Rußland nie bedeutend war und in neuester Zeit noch dazu in stetiger Abnahme begriffen ist; der geringste territoriale Fortschritt des russischen Prohibitiv-Systems nach dem Süden schlägt dem englischen Handel Todeswunden. Kein Ländererwerb könnte hier entschädigen; so magisch ist, wie der Pariser „Constitutionel" mit gewisser Schadenfreude vorrechnet, der geographische Zauber von Constantinopel, daß, wenn auch England etwa Aegypten und Candia als Beuteantheil erhielte, der Britte in Alexandrien doch immer nur der Pascha des Russen in Constantinopel bliebe. In dieser Noth nun muß dasselbe England, das alle Länder und Völker, wo es nur kann, räuberisch plündert und verschlingt, über Vergewaltigung der schwächern Türkei fruchtlos klagen und die Hände ringen nach — Oesterreich. Nach dem vor wie nach dem 6. und 18. Februar in seiner Presse mit so unmenschlicher Niedertracht behandelten Oesterreich, dessen Vernichtung die mächtige Partei Palmerston als die nationalste That Altenglands betrachtete, und seit 1848 praktisch betrieb, gegen das die Kossuth-Mazzini-Banditen von England aus Mord, Brand und Aufruhr rüsteten — und wieder um so muthiger rüsten, seitdem Lord Feuerbrand in dem nun kurzweg niedergeschlagenen Hale'schen-Raketen-Proceß die Komödie eines Possenreißers und nicht die Action eines Staatsmanns gespielt hat — dieses Oesterreich allein könnte England helfen!

Man sieht in England wie in Frankreich, in Deutsch-

land wie in der Türkei plötzlich klarer, als je, über die große Mission Oesterreichs. Welcher Umschwung gegen die Zeiten der Preußen-Kaiserwahl! Wenn nun das Kaiserhaus die Macht nicht hätte, Deutschland im Osten zu vertreten, wer anders kann den Czaren hindern, in den türkischen Gebieten nach Belieben zu schalten? Times, so stolz auf die Macht Englands zur See, und sonst eine Cloake der ehrlosesten Angriffe gegen den Kaiserstaat, antwortet unumwunden: Niemand! Times wird insbesondere nicht müde, zu demonstriren: Oesterreich müsse nicht nur für sich, sondern für ganz Deutschland die höchsten politischen und commerciellen Interessen an der Donau bis in's schwarze Meer vertheidigen; ja, es müsse dort Deutschland vor Louis Napoleon retten; eine deutsche Frage sei die Freiheit der untern Donau, und für den Kaiserstaat gelte es eine Ehrensache, die russische Besetzung der Donau-Fürstenthümer nicht zu dulden, aus denen — England durch die türkischen Häfen sein Getreide bezieht, und deren kostbarstes Stück, die Donaumündungen, im Jahre 1829 mit andern höchst wichtigen Erwerbungen im großen Halbkreise um Constantinopel bloß deßhalb den Russen in die Hände fielen, weil die von Rußland den Franzosen in Aussicht gestellte Rheingränze und Englands Zweideutigkeit die Mahnungen Oesterreichs zu gemeinsamem Einschreiten vereitelten.

Auf die „Ehre" Oesterreichs retiriren jetzt die, deren Unterstützung seit langen Jahren allen Feinden Oesterreichs gewiß war; aus deren Haus derselbe Kossuth noch heute „beständigen Krieg mit Oesterreich" führt, wie er selbst sagt, der einst die Moldau und Walachei revolutionirte, um sie schließlich sammt Ungarn einem russischen Prinzen zu Füßen zu legen, und dadurch den jetzt so verhängnißvollen Seneb von 1849 herbeigeführt hat; bei deren Gesandten in Constantinopel heute noch, wie immer seit 1845, die revolutio-

näre Emigration, mit oder ohne Roßschweife, wie im Bienenstock aus- und einschwärmt, den rothen Cordon vom Bosporus bis London vermittelnd, wie sie einst mit englischer Hülfe die ganze Türkei gegen das von den Rebellen bedrängte Oesterreich revolutionirte.

Ja, Oesterreich wird seiner hohen Mission nicht vergessen, aber auch nicht der guten Freunde im Rücken, namentlich nicht jener Politik, die in gottverlassener Verblendung alle ihre wahren Interessen im Orient mit größter Energie todtgeschlagen, aber dennoch alle Chancen hat, bei der nächsten Veränderung wieder auf den Stuhl des Meisters zu gelangen, und dann in unnatürlicher Allianz auch noch die übrigen conservativen Interessen Englands auf die Schlachtbank zu liefern. In jener entscheidenden Zeit, als es galt, ganz Europa, und zunächst Deutschland, an der untern Donau gegen Rußland zu retten, damals gab es aber auch — in Deutschland eine wahnsinnige Politik, die über die Siege der ungarischen und italienischen Rebellen frohlockte, statt dem Gränzwächter im Osten mit dem letzten Hauch von Mann und Roß zu Hülfe zu eilen. Ist sie gestorben oder bloß — eingeschlafen?

IV.

Curiosum:

Parere eines biedern Medicus über die deutsch-protestantischen Missionen an der Süd-Spitze Afrika's, oder das Sola am Cap.

Seit fünfzehn Jahren verweilt der sächsische Arzt, Dr. Kretzschmar, in der alten Heimath der Hottentotten und Kaffern am Cap der guten Hoffnung. Er hat sich in das Wesen jener Colonien eingelebt, so daß selbst sein deutscher Styl etwas fremdartig klingt, was er auch in dem Vorwort zu seinem interessanten, in diesen Tagen bei Hinrichs in Leipzig erschienenen Buche: „Südafrikanische Skizzen", eigens entschuldigt. Wie eine Fügung von Oben muß es erscheinen, daß gerade jetzt Ein Zeugniß über das protestantische Missionswesen dem andern auf dem Fuße folgt; das Testimonium des Dr. Kretzschmar aber ist an Kraft, Schärfe und Originalität eines der bedeutendsten von den vielen in diesen Blättern bereits aufgeführten. Sie verkünden alle die Wahrheit, daß der Protestantismus nur von dem Vorrath christlichen Geistes lebt, den er sich bei seinem Zerstörungswerk aus der Einen Kirche Gottes mitgenommen. In der alten Welt und auf altkatholischem Boden vegetirt er da und dort noch immer mit ziemlichem Schein; allein in der neuen Welt und auf heidnischem Boden, wo er selbstständig bauen soll und muß, da zeigt sich, daß die göttliche

Gnadengabe dazu ihm fehle, und was er schafft, sind nur zu oft kirchliche Mißgeburten, vor deren gräulichen Fratzen am Cap Dr. Kretzschmar ernstlich entsetzt ist.

Der Doktor erscheint als ein Mann gutherzigen und geraden Sinnes. Er erzählt selbst, wie der tiefe Friede der abendlichen Landschaft ihn heimwehmächtig angewandelt, als er einst zum Besuche der Cap-Station Wupperthal nahte, die in den Cederbergen liegt und der rheinischen Missions-Gesellschaft gehört. Wie der leichte Wind von der Missions-Kirche her die gemessenen Schläge der Glocke durch das stille Thal trug, so ergoßen die feierlichen Töne auch in seine Brust die Weihe des christlichen Friedens, und erweckten in ihm solchen Enthusiasmus für den schönen Beruf des Missionärs, daß er sich in diesem Augenblicke ihm mit Freuden hätte beigesellen können. Man thut wohl, diese Situation des guten Doktors im Auge zu behalten, um die sofort anzuführenden Aussagen seiner „Skizzen" (S. 269—282) nicht zu mißverstehen, und ihren Autor etwa gar für einen abgesagten Christus-Feind zu halten. Nur so viel ist wahr, daß das protestantische Missionswesen am Cap, wie er es mit eigenen Augen beschaute, sein Innerstes empörte.

Schon am Morgen nach seiner Ankunft in Wupperthal, einem schönen Landgut, das die rheinische Gesellschaft zu enormem Preise für die Mission gekauft hatte, schwand alle und jede Begeisterung, und machte der bittersten Scham Platz; die Anstalt kam ihm vor, wie ein bloßer Futterkasten „afrikanisch-fauler Bestialität." Daß die Societät am Rhein noch immer den ganzen Unterhalt des Instituts beischaffen muß, daß sie ihre Schoßkinder unter den eingebornen „Braunen" nicht mehr in Bontonken wohnen läßt, sondern ihnen niedliche Häuser aufmauert — das mag hingehen; aber welche Antwort erfolgte auf die Frage: „ob denn die große Zahl Erwählter auch in Speise und Trank von

der Societät" (die in Europa tagt) „erhalten werde"? „Ei bewahre!", erwiderte der Missionär: die Societät helfe bloß etwas nach; sonst lebten sie erstens von den Produkten ihrer Gärten, zweitens brächten die Gewerbe etwas ein, und drittens arbeiteten sie, Männer und Frauen, „wenn die Schule Zeit erlaube", bei den Booren (Bauern), d. i. den großen Grundbesitzern der Colonie, die fast durchgängig holländischer Abstammung sind.

Also, zum Theil von ihren Gärten leben die schwarzen oder, wie sie lieber hören, „braunen" Heiden-Christen! Der Missionär zeigte dem Doktor die „berühmten Gärten". Da lagen sie, durch Quitten-Zäune familienweise abgetheilt, diese „wunderbaren Fundgruben aller Lebensbedürfnisse", jeder ungefähr zwölf Quadratfuß groß, darin ein Pfirsichbaum, zwei Kürbisse, drei Calabassen, vier Tabakspflanzen und ein großer Busch Tacha, den die schwarzen Zöglinge aus alten hohlen Knochen rauchen, bis ihre vier Sinne von angenehmer Betäubung umnebelt sind; fette Hämmel aber wuchsen nicht in diesen Gärten.

Und zum noch größern Theile leben die protestantisirten „Braunen" von ihren Gewerben! Ja, die Societät wünscht sogar, daß die Missionen sich künftig durch eigene Hülfsmittel erhalten, und hat daher jedem Institut einige Brüder beigegeben, welche zur Gewerbthätigkeit anweisen sollen. In Wupperthal wirkten zu diesem Zwecke ein Schreiner, ein Hutmacher und ein Schuster — „Brüder, wie man sie nennt, weil der Geist über sie gekommen; sie gehören zur Schule der Asceten, tragen schwarze Glatzkäppchen und lächeln nie." Der Doktor sah ihre Werkstätten: die des Schreiners, der der zugleich Vicar, die des Schuhmachers, der zugleich Oeconom, Krämer und Küster, und die des Hutmachers, der zugleich Katechet und Geburtshelfer war; „vier braune kläglichen Stümper waren mit ihnen beschäftigt — vier aus einigen hundert Tagdieben."

Aber die Arbeit bei den Booren mit ihren ungeheuern Landgütern, die muß doch viele nähren! Freilich sah der wißbegierige Doktor den ganzen Rudel der frommen Seelen des Wupperthals unermüdlich beim Institut auf der Bärenhaut liegen, wo sie ihm vom himmlischen Manna recht schön zu gedeihen schienen; aber der Boor braucht ja nur für die Dauer der Säe- und Aerndtezeit größeres Dienstpersonal, vielleicht benützten daher die glücklichen Zöglinge des rheinischen Instituts bloß gerade die momentane Muße zur Erlernung des Evangeliums. Ach nein! — die Sache stellte sich dem Doktor bald als noch viel christeifriger heraus. Der Boor ist ein böser Mann und steht im Institut in übelm Geruche, da er allerlei Phantasien von Unvollzähligkeit seiner Heerden, von geleerten Weinstöcken, abgängigen Gänsen, weggelaufenen und wundgeritten zurückkehrenden Pferden hat, und dabei die müßigen Heiligen des Instituts in Verdacht zu ziehen wagt; der geistliche Hirte ist daher natürlich vielfach außer Stande, ihm eines seiner Schäflein zeitweilig zur Arbeit zu überlassen, ganz abgesehen von dem Seelenschaden der Schulversäumniß. Auch will der Boor die Dienste oft nicht gehörig lohnen; drei preußische Thaler fünf Neugroschen mit Beköstigung und Wein ist doch das Mindeste für den Tag in der Aerndtezeit. Endlich fährt der Boor gleich zu, und treibt sein Zuchtvieh in die Saaten, in der unverschämten Ueberzeugung, daß ihm die faulen Schüler der Missions-Anstalten, in der Fütterung des Instituts aller angestrengten Thätigkeit entwöhnt, doch wenig helfen würden, und Alles auf dem Felde stehen bleiben müsse, was er nicht mit eigenen Händen ärndten könne. „Dieß ist bittere Wahrheit!“ — ruft unser Doktor aus, dem von einem Missionär selbst geboten war, seine fünfunddreißigjährige Köchin von 9 bis 10 Uhr Vormittags täglich zur Schule zu schicken, wozu noch die Bedrohung mit dem höllischen Feuer kam, wenn sie Sonntags an die geringste Arbeit Hand legen würde.

Acht farbige Dienstboten würden nach der Population am Cap auf einen jeden der 10,000 weißen Ackerbauern treffen, deren Landgüter gewöhnlich fünf- bis zwanzigtausend Acres zählen; aber die Missions-Institute verschlingen das braune Volk. Dort wird den Braunen vor Allem eingeprägt, daß sie freie Menschen seien, und das haben sie sich trefflich gemerkt. Ueber 10,000 Farbige streifen als Vaganten auf den Oedungen in der Nähe von Städten und Dörfern umher, bisweilen durch Hunger oder Aussicht auf Branntwein zu ein paar Tagen Arbeit getrieben, gewöhnlich aber ohne andere sichtbaren Subsistenzmittel, als die massenhaften Heerden der Booren. Wenn etwa dann und wann gerichtliche Ueberweisung eines solchen Diebes vorkommt, so hat die Philanthropie der europäischen Justiz dafür gesorgt, daß der Malefikant seiner Zeit, durch Ruhe und gute Diät gestärkt, angenehme Erinnerungen aus dem comfortabeln Gefängniß mitnimmt. Sollte aber diesem heillosen Treiben je einmal mit Gewalt ein Riegel geschoben werden wollen, so haben die braunen Ritter der freien Bewegung immer noch Ein Refugium, nämlich in den Instituten „das Gewerbe der Heiligen zu erlernen"; die Eigenschaft eines Missionsschülers legt ihren ungebundenen Neigungen nicht viel mehr Zügel an, als das Vaganten-Leben. Ein solcher Fall drohte jüngst, und Dr. Kretzschmar mußte von seinem eigenen Braunen, der sich ihm zeitweise als Reitknecht verdingt hatte und den Namen Cupido trug, hören: „der große Baas*) will", sagt man, „ein Vagabunden-Gesetz erlassen; dann gehen wir alle nach den Instituten; wir sind freie Menschen, und Niemand kann uns zwingen, zu arbeiten." — Diese Dinge sagen nicht wir, sondern Dr. Kretzschmar sagt sie, nur mit viel mehr Worten; vernehmen wir einen weitern Theil seiner Berichte von Sylbe zu Sylbe!

*) d. i. der englische Gouverneur.

„Ein solches Missions-Institut ist der ganzen Nachbarschaft ein Dorn im Auge. Die meisten Dienstboten verlassen sehr bald ihre Dienstherren und ziehen nach dem Institute. Aus thätigen Domestiken werden übermüthige Vagabunden und verschmitzte Scheinheilige. Der Boor arbeitet sechs Tage und erwartet ein Gleiches von seinem Knechte. Mit Augenverdrehen wird sein Feld nicht gepflügt, mit Singen und Beten kommt seine Ernte nicht in die Scheuer. Und diese Ernte, sein Unterhalt für das kommende Jahr, muß er, wie schon erwähnt, bisweilen auf den Feldern verrotten sehen, weil er von den Hunderten, die sich im Institute mästen, keines Einzigen Dienstbarkeit erlangen kann." — „Aus den großen Missionsstationen von Wupperthal, Genadenthal, Bethelsdorp, Katrevier, Kaminsberg, Ebenezer, Schiloh, Butterworth, Theopolis, Blückwater, Klaarwater, Philipton, Groenekloef, Pachaltsdorp, Farmersfield, Salem, Enon, Hephzibat, Schietfontein, Hardenstlekloof, Kouman und vielen andern Stätten der Colonie wimmelt es von zukünftigen Heiligen, welche beten, fideln, singen, rauchen, in Säe- und Erntezeit gegen enormen Lohn in Dienste treten, so die Attribute eines guten Christen — eine schwarze Hose und einen ditto Frack — erlangen, und dann wieder in's alte dolce far niente zurücksinken."

„Die meisten Braunen ziehen nach den Missionsstationen, um auf eine gemächlichere Weise ihrem Unterhalte beizukommen, als alle anderen Umstände es erlauben würden, und werden Christen, um sich ihrem unverbesserlichen Hang zur Faulheit hingeben zu können. Und wer wollte sie tadeln? Sie führen ein sorgloses Leben und für ein wenig Gesang, Gebet und ein langes Gesicht verhilft ihnen europäische Philanthropie zu den nöthigen Bedürfnissen. In Ostindien wird jeder bekehrte Hindoo von den Missionären unterhalten, weil er Kaste verliert und, von allem Umgange mit seines Gleichen ausgeschlossen, mehr verachtet als ein Pariahund, des Hungertodes sterben müßte, würde er nicht von den Missionären unterhalten, obwohl es immer zweifelhaft bleibt, ob der Hindoo zum Christenthum oder zum Branntwein übergegangen sei. Was für eine Sorte Christen die afrikanischen Proselyten werden, kann sich Jeder leicht denken, der vorurtheilslos die Institute besucht,

Gewöhnlich haben sie außer Beobachtung einiger Förmlichkeiten gar keine Religion, und die Art des Unterrichtes ist in einzelnen Fällen wohl auch nicht sonderlich geeignet, ihnen einige richtigen Begriffe über Religion beizubringen, wie folgendes Wort für Wort stenographisch nachgeschriebene Fragment einer Missionspredigt darthun möchte: „„Ja, Geliebten, die Liebe ist — die Liebe. Da ist nichts anders als die Liebe in der Welt. Gott ist die Liebe, und das Lamm ist die Liebe, und das Blut ist die Liebe, denn es wäscht alle Sünden rein. Und, Geliebten, glaubt an die Liebe, seid in der Liebe und mit der Liebe. Durch die Liebe kommt ihr in den Himmel. Und nicht einer soll in den Himmel kommen, der die Liebe nicht hat. Liebt euern Nachbar, liebt eure Frau, euern Ochs, euern Esel; liebt jeglich Ding: denn ich sage Euch die Liebe! — ja — die Liebe!! — ja — die Liebe!!! Amen.““

„Ein Commentar hierzu ist wohl nicht nöthig*). Wenn die schwarzen Gläubigen aus der Kirche kommen, gleichen sie den zwei Bauern, welche den neuen Pfarrer das erstemal gehört hatten. „„Seine Ehrwürden ist ein knapp Kerlchen, Claus, er hat Latein geredet.““ „„Sehr wahr, Kunz; nur Schade, man konnte es nicht verstehen.““ „„Wie einfältig, Claus! das war ja eben die Schönheit der Sache.““ Es wäre, wie gesagt, thöricht anzunehmen, daß diese Heiden durch geistige Vortheile angezogen und im Insti-

*) „In Wupperthal“, erzählt Dr. Kretzschmar an einer andern Stelle, „hatte ich keine Gelegenheit, einer Katechisation der schwarzen Schooßkinder beizuwohnen, allein das interessante Fragment einer Katechisation in einem andern Institute wird diese Lücke genügend ausfüllen. „„Nahum, wer hat die Sünde in die Welt gebracht?““ „„Jesus““, erwiderte blitzschnell Nahum, ein sechs Fuß langer Kerl in schwarzem Frack und schwarzer Hose, die Hände gläubig über eine Bibel auf der Brust gefaltet, den Kopf seitwärts geneigt und aus den Augen blinzelnd. Der Missionär biß sich in die Lippen: „„Nahum, du irrst. Wer war der erste Mensch?““ „„Noah““ blitzschnell, wie zuvor. „„Nimm dir Zeit, Nahum; überlege, wer war Noah?““ „„Zwölf Apostel““, schrie Nahum triumphirend, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß er sich mit éclat aus der Verlegenheit gezogen habe.“

Kaukasus und gegen das auch bereits wieder wegen einer Forderung von 80 Millionen Franken von ihm gedrängte Persien auf geradem Wege nach den englischen Gränzen in Indien anrückt, und Englands Macht in Asien von Rußlands Gnade und gutem Willen abhängt, sobald es diese Gränzen erreicht — so sind bei der türkischen Frage an sich die empfindlichsten Interessen Englands, mehr als jeder andern Macht, betheiligt. Die Türkei ist für England ein Kunde von unermeßlicher Wichtigkeit, während der Handel mit Rußland nie bedeutend war und in neuester Zeit noch dazu in stetiger Abnahme begriffen ist; der geringste territoriale Fortschritt des russischen Prohibitiv-Systems nach dem Süden schlägt dem englischen Handel Todeswunden. Kein Ländererwerb könnte hier entschädigen; so magisch ist, wie der Pariser-„Constitutionel" mit gewisser Schadenfreude vorrechnet, der geographische Zauber von Constantinopel, daß, wenn auch England etwa Aegypten und Candia als Beuteantheil erhielte, der Britte in Alexandrien doch immer nur der Pascha des Russen in Constantinopel bliebe. In dieser Noth nun muß dasselbe England, das alle Länder und Völker, wo es nur kann, räuberisch plündert und verschlingt, über Vergewaltigung der schwächern Türkei fruchtlos klagen und die Hände ringen nach — Oesterreich. Nach dem vor wie nach dem 6. und 18. Februar in seiner Presse mit so unmenschlicher Niedertracht behandelten Oesterreich, dessen Vernichtung die mächtige Partei Palmerston als die nationalste That Altenglands betrachtete, und seit 1848 praktisch betrieb, gegen das die Kossuth-Mazzini-Banditen von England aus Mord, Brand und Aufruhr rüsteten — und wieder um so muthiger rüsten, seitdem Lord Feuerbrand in dem nun kurzweg niedergeschlagenen Hale'schen-Raketen-Proceß die Komödie eines Possenreißers und nicht die Action eines Staatsmanns gespielt hat — dieses Oesterreich allein könnte England helfen!

Man sieht in England wie in Frankreich, in Deutsch-

land wie in der Türkei plötzlich klarer, als je, über die große Mission Oesterreichs. Welcher Umschwung gegen die Zeiten der Preußen-Kaiserwahl! Wenn nun das Kaiserhaus die Macht nicht hätte, Deutschland im Osten zu vertreten, wer anders kann den Czaren hindern, in den türkischen Gebieten nach Belieben zu schalten? Times, so stolz auf die Macht Englands zur See, und sonst eine Cloake der ehrlosesten Angriffe gegen den Kaiserstaat, antwortet unumwunden: Niemand! Times wird insbesondere nicht müde, zu demonstriren: Oesterreich müsse nicht nur für sich, sondern für ganz Deutschland die höchsten politischen und commerciellen Interessen an der Donau bis in's schwarze Meer vertheidigen; ja, es müsse dort Deutschland vor Louis Napoleon retten; eine deutsche Frage sei die Freiheit der untern Donau, und für den Kaiserstaat gelte es eine Ehrensache, die russische Besetzung der Donau-Fürstenthümer nicht zu dulden, aus denen — England durch die türkischen Häfen sein Getreide bezieht, und deren kostbarstes Stück, die Donaumündungen, im Jahre 1829 mit andern höchst wichtigen Erwerbungen im großen Halbkreise um Constantinopel bloß deßhalb den Russen in die Hände fielen, weil die von Rußland den Franzosen in Aussicht gestellte Rheingränze und Englands Zweideutigkeit die Mahnungen Oesterreichs zu gemeinsamem Einschreiten vereitelten.

Auf die „Ehre" Oesterreichs retiriren jetzt die, deren Unterstützung seit langen Jahren allen Feinden Oesterreichs gewiß war; aus deren Haus derselbe Kossuth noch heute „beständigen Krieg mit Oesterreich" führt, wie er selbst sagt, der einst die Moldau und Walachei revolutionirte, um sie schließlich sammt Ungarn einem russischen Prinzen zu Füßen zu legen, und dadurch den jetzt so verhängnißvollen Seneb von 1849 herbeigeführt hat; bei deren Gesandten in Constantinopel heute noch, wie immer seit 1845, die revolutio-

näre Emigration, mit oder ohne Roßschweife, wie im Bienenstock aus- und einschwärmt, den rothen Cordon vom Bosporus bis London vermittelnd, wie sie einst mit englischer Hülfe die ganze Türkei gegen das von den Rebellen bedrängte Oesterreich revolutionirte.

Ja, Oesterreich wird seiner hohen Mission nicht vergessen, aber auch nicht der guten Freunde im Rücken, namentlich nicht jener Politik, die in gottverlassener Verblendung alle ihre wahren Interessen im Orient mit größter Energie todtgeschlagen, aber dennoch alle Chancen hat, bei der nächsten Veränderung wieder auf den Stuhl des Meisters zu gelangen, und dann in unnatürlicher Allianz auch noch die übrigen conservativen Interessen Englands auf die Schlachtbank zu liefern. In jener entscheidenden Zeit, als es galt, ganz Europa, und zunächst Deutschland, an der untern Donau gegen Rußland zu retten, damals gab es aber auch — in Deutschland eine wahnsinnige Politik, die über die Siege der ungarischen und italienischen Rebellen frohlockte, statt dem Gränzwächter im Osten mit dem letzten Hauch von Mann und Roß zu Hülfe zu eilen. Ist sie gestorben oder bloß — eingeschlafen?

IV.

Curiosum:

Parere eines biedern Medicus über die deutsch-protestantischen Missionen an der Süd-Spitze Afrika's, oder das Sola am Cap.

Seit fünfzehn Jahren verweilt der sächsische Arzt, Dr. Kretzschmar, in der alten Heimath der Hottentotten und Kaffern am Cap der guten Hoffnung. Er hat sich in das Wesen jener Colonien eingelebt, so daß selbst sein deutscher Styl etwas fremdartig klingt, was er auch in dem Vorwort zu seinem interessanten, in diesen Tagen bei Hinrichs in Leipzig erschienenen Buche: „Südafrikanische Skizzen", eigens entschuldigt. Wie eine Fügung von Oben muß es erscheinen, daß gerade jetzt Ein Zeugniß über das protestantische Missionswesen dem andern auf dem Fuße folgt; das Testimonium des Dr. Kretzschmar aber ist an Kraft, Schärfe und Originalität eines der bedeutendsten von den vielen in diesen Blättern bereits aufgeführten. Sie verkünden alle die Wahrheit, daß der Protestantismus nur von dem Vorrath christlichen Geistes lebt, den er sich bei seinem Zerstörungswerk aus der Einen Kirche Gottes mitgenommen. In der alten Welt und auf altkatholischem Boden vegetirt er da und dort noch immer mit ziemlichem Schein; allein in der neuen Welt und auf heidnischem Boden, wo er selbstständig bauen soll und muß, da zeigt sich, daß die göttliche

Gnadengabe dazu ihm fehle, und was er schafft, sind nur zu oft kirchliche Mißgeburten, vor deren gräulichen Fratzen am Cap Dr. Kretzschmar ernstlich entsetzt ist.

Der Doktor erscheint als ein Mann gutherzigen und geraden Sinnes. Er erzählt selbst, wie der tiefe Friede der abendlichen Landschaft ihn heimwehmächtig angewandelt, als er einst zum Besuche der Cap-Station Wupperthal nahte, die in den Cederbergen liegt und der rheinischen Missions-Gesellschaft gehört. Wie der leichte Wind von der Missions-Kirche her die gemessenen Schläge der Glocke durch das stille Thal trug, so ergoßen die feierlichen Töne auch in seine Brust die Weihe des christlichen Friedens, und erweckten in ihm solchen Enthusiasmus für den schönen Beruf des Missionärs, daß er sich in diesem Augenblicke ihm mit Freuden hätte beigesellen können. Man thut wohl, diese Situation des guten Doktors im Auge zu behalten, um die sofort anzuführenden Aussagen seiner „Skizzen" (S. 269—282) nicht zu mißverstehen, und ihren Autor etwa gar für einen abgesagten Christus-Feind zu halten. Nur so viel ist wahr, daß das protestantische Missionswesen am Cap, wie er es mit eigenen Augen beschaute, sein Innerstes empörte.

Schon am Morgen nach seiner Ankunft in Wupperthal, einem schönen Landgut, das die rheinische Gesellschaft zu enormem Preise für die Mission gekauft hatte, schwand alle und jede Begeisterung, und machte der bittersten Scham Platz; die Anstalt kam ihm vor, wie ein bloßer Futterkasten „afrikanisch-fauler Bestialität." Daß die Societät am Rhein noch immer den ganzen Unterhalt des Instituts beischaffen muß, daß sie ihre Schoßkinder unter den eingebornen „Braunen" nicht mehr in Bontonken wohnen läßt, sondern ihnen niedliche Häuser aufmauert — das mag hingehen; aber welche Antwort erfolgte auf die Frage: „ob denn die große Zahl Erwählter auch in Speise und Trank von

der Societät" (die in Europa tagt) „erhalten werde"? „Ei bewahre!", erwiderte der Missionär: die Societät helfe bloß etwas nach; sonst lebten sie erstens von den Produkten ihrer Gärten, zweitens brächten die Gewerbe etwas ein, und drittens arbeiteten sie, Männer und Frauen, „wenn die Schule Zeit erlaube", bei den Booren (Bauern), d. i. den großen Grundbesitzern der Colonie, die fast durchgängig holländischer Abstammung sind.

Also, zum Theil von ihren Gärten leben die schwarzen oder, wie sie lieber hören, „braunen" Heiden-Christen! Der Missionär zeigte dem Doktor die „berühmten Gärten". Da lagen sie, durch Quitten-Zäune familienweise abgetheilt, diese „wunderbaren Fundgruben aller Lebensbedürfnisse", jeder ungefähr zwölf Quadratfuß groß, darin ein Pfirsichbaum, zwei Kürbisse, drei Calabassen, vier Tabakspflanzen und ein großer Busch Tacha, den die schwarzen Zöglinge aus alten hohlen Knochen rauchen, bis ihre vier Sinne von angenehmer Betäubung umnebelt sind; fette Hämmel aber wuchsen nicht in diesen Gärten.

Und zum noch größern Theile leben die protestantisirten „Braunen" von ihren Gewerben! Ja, die Societät wünscht sogar, daß die Missionen sich künftig durch eigene Hülfsmittel erhalten, und hat daher jedem Institut einige Brüder beigegeben, welche zur Gewerbthätigkeit anweisen sollen. In Wupperthal wirkten zu diesem Zwecke ein Schreiner, ein Hutmacher und ein Schuster — „Brüder, wie man sie nennt, weil der Geist über sie gekommen; sie gehören zur Schule der Asceten, tragen schwarze Glatzkäppchen und lächeln nie." Der Doktor sah ihre Werkstätten: die des Schreiners, der der zugleich Vicar, die des Schuhmachers, der zugleich Oeconom, Krämer und Küster, und die des Hutmachers, der zugleich Katechet und Geburtshelfer war; „vier braune klägliche Stümper waren mit ihnen beschäftigt — vier aus einigen hundert Tagdieben."

Aber die Arbeit bei den Booren mit ihren ungeheuern Landgütern, die muß doch viele nähren! Freilich sah der wißbegierige Doktor den ganzen Rudel der frommen Seelen des Wupperthals unermüdlich beim Institut auf der Bärenhaut liegen, wo sie ihm vom himmlischen Manna recht schön zu gedeihen schienen; aber der Boor braucht ja nur für die Dauer der Säe- und Aerndtezeit größeres Dienstpersonal, vielleicht benützten daher die glücklichen Zöglinge des rheinischen Instituts bloß gerade die momentane Muße zur Erlernung des Evangeliums. Ach nein! — die Sache stellte sich dem Doktor bald als noch viel christeifriger heraus. Der Boor ist ein böser Mann und steht im Institut in übelm Geruche, da er allerlei Phantasien von Unvollzähligkeit seiner Heerden, von geleerten Weinstöcken, abgängigen Gänsen, weggelaufenen und wundgeritten zurückkehrenden Pferden hat, und dabei die müßigen Heiligen des Instituts in Verdacht zu ziehen wagt; der geistliche Hirte ist daher natürlich vielfach außer Stande, ihm eines seiner Schäflein zeitweilig zur Arbeit zu überlassen, ganz abgesehen von dem Seelenschaden der Schulversäumniß. Auch will der Boor die Dienste oft nicht gehörig lohnen; drei preußische Thaler fünf Neugroschen mit Beköstigung und Wein ist doch das Mindeste für den Tag in der Aerndtezeit. Endlich fährt der Boor gleich zu, und treibt sein Zuchtvieh in die Saaten, in der unverschämten Ueberzeugung, daß ihm die faulen Schüler der Missions-Anstalten, in der Fütterung des Instituts aller angestrengten Thätigkeit entwöhnt, doch wenig helfen würden, und Alles auf dem Felde stehen bleiben müsse, was er nicht mit eigenen Händen ärndten könne. „Dieß ist bittere Wahrheit!" — ruft unser Doktor aus, dem von einem Missionär selbst geboten war, seine fünfunddreißigjährige Köchin von 9 bis 10 Uhr Vormittags täglich zur Schule zu schicken, wozu noch die Bedrohung mit dem höllischen Feuer kam, wenn sie Sonntags an die geringste Arbeit Hand legen würde.

Acht farbige Dienstboten würden nach der Population am Cap auf einen jeden der 10,000 weißen Ackerbauern treffen, deren Landgüter gewöhnlich fünf- bis zwanzigtausend Acres zählen; aber die Missions-Institute verschlingen das braune Volk. Dort wird den Braunen vor Allem eingeprägt, daß sie freie Menschen seien, und das haben sie sich trefflich gemerkt. Ueber 10,000 Farbige streifen als Vaganten auf den Oedungen in der Nähe von Städten und Dörfern umher, bisweilen durch Hunger oder Aussicht auf Branntwein zu ein paar Tagen Arbeit getrieben, gewöhnlich aber ohne andere sichtbaren Subsistenzmittel, als die massenhaften Heerden der Booren. Wenn etwa dann und wann gerichtliche Ueberweisung eines solchen Diebes vorkommt, so hat die Philanthropie der europäischen Justiz dafür gesorgt, daß der Malefikant seiner Zeit, durch Ruhe und gute Diät gestärkt, angenehme Erinnerungen aus dem comfortabeln Gefängniß mitnimmt. Sollte aber diesem heillosen Treiben je einmal mit Gewalt ein Riegel geschoben werden wollen, so haben die braunen Ritter der freien Bewegung immer noch Ein Refugium, nämlich in den Instituten „das Gewerbe der Heiligen zu erlernen"; die Eigenschaft eines Missionsschülers legt ihren ungebundenen Neigungen nicht viel mehr Zügel an, als das Vaganten-Leben. Ein solcher Fall drohte jüngst, und Dr. Kretzschmar mußte von seinem eigenen Braunen, der sich ihm zeitweise als Reitknecht verdingt hatte und den Namen Cupido trug, hören: „der große Baas*) will", sagt man, „ein Vagabunden-Gesetz erlassen; dann gehen wir alle nach den Instituten; wir sind freie Menschen, und Niemand kann uns zwingen, zu arbeiten." — Diese Dinge sagen nicht wir, sondern Dr. Kretzschmar sagt sie, nur mit viel mehr Worten; vernehmen wir einen weitern Theil seiner Berichte von Sylbe zu Sylbe!

*) d. i. der englische Gouverneur.

„Ein solches Missions-Institut ist der ganzen Nachbarschaft ein Dorn im Auge. Die meisten Dienstboten verlassen sehr bald ihre Dienstherren und ziehen nach dem Institute. Aus thätigen Domestiken werden übermüthige Vagabunden und verschmitzte Scheinheilige. Der Boor arbeitet sechs Tage und erwartet ein Gleiches von seinem Knechte. Mit Augenverdrehen wird sein Feld nicht gepflügt, mit Singen und Beten kommt seine Ernte nicht in die Scheuer. Und diese Ernte, sein Unterhalt für das kommende Jahr, muß er, wie schon erwähnt, bisweilen auf den Feldern verrotten sehen, weil er von den Hunderten, die sich im Institute mästen, keines Einzigen Dienstbarkeit erlangen kann." — „Aus den großen Missionsstationen von Wupperthal, Genadenthal, Bethelsdorp, Katrevier, Kaminsberg, Ebenezer, Schiloh, Butterworth, Theopolis, Blückwater, Klaarwater, Philipton, Groenekloef, Pachaltsdorp, Farmersfield, Salem, Enon, Hephzibat, Schietfontein, Hardenstlekloof, Kouman und vielen andern Stätten der Colonie wimmelt es von zukünftigen Heiligen, welche beten, fideln, singen, rauchen, in Säe- und Erntezeit gegen enormen Lohn in Dienste treten, so die Attribute eines guten Christen — eine schwarze Hose und einen ditto Frack — erlangen, und dann wieder in's alte dolce far niente zurücksinken."

„Die meisten Braunen ziehen nach den Missionsstationen, um auf eine gemächlichere Weise ihrem Unterhalte beizukommen, als alle anderen Umstände es erlauben würden, und werden Christen, um sich ihrem unverbesserlichen Hang zur Faulheit hingeben zu können. Und wer wollte sie tadeln? Sie führen ein sorgloses Leben und für ein wenig Gesang, Gebet und ein langes Gesicht verhilft ihnen europäische Philanthropie zu den nöthigen Bedürfnissen. In Ostindien wird jeder bekehrte Hindoo von den Missionären unterhalten, weil er Kaste verliert und, von allem Umgange mit seines Gleichen ausgeschlossen, mehr verachtet als ein Pariahund, des Hungertodes sterben müßte, würde er nicht von den Missionären unterhalten, obwohl es immer zweifelhaft bleibt, ob der Hindoo zum Christenthum oder zum Branntwein übergegangen sei. Was für eine Sorte Christen die afrikanischen Proselyten werden, kann sich Jeder leicht denken, der vorurtheilslos die Institute besucht,

Gewöhnlich haben sie außer Beobachtung einiger Förmlichkeiten gar keine Religion, und die Art des Unterrichtes ist in einzelnen Fällen wohl auch nicht sonderlich geeignet, ihnen einige richtigen Begriffe über Religion beizubringen, wie folgendes Wort für Wort stenographisch nachgeschriebene Fragment einer Missionspredigt darthun möchte: „„Ja, Geliebten, die Liebe ist — die Liebe. Da ist nichts anders als die Liebe in der Welt. Gott ist die Liebe, und das Lamm ist die Liebe, und das Blut ist die Liebe, denn es wäscht alle Sünden rein. Und, Geliebten, glaubt an die Liebe, seid in der Liebe und mit der Liebe. Durch die Liebe kommt ihr in den Himmel. Und nicht einer soll in den Himmel kommen, der die Liebe nicht hat. Liebt euern Nachbar, liebt eure Frau, euern Ochs, euern Esel; liebt jeglich Ding: denn ich sage Euch die Liebe! — ja — die Liebe!! — ja — die Liebe!!! Amen.““

„Ein Commentar hierzu ist wohl nicht nöthig*). Wenn die schwarzen Gläubigen aus der Kirche kommen, gleichen sie den zwei Bauern, welche den neuen Pfarrer das erstemal gehört hatten. „„Seine Ehrwürden ist ein knapp Kerlchen, Claus, er hat Latein geredet.““ „„Sehr wahr, Kunz; nur Schade, man konnte es nicht verstehen.““ „„Wie einfältig, Claus! das war ja eben die Schönheit der Sache.““ Es wäre, wie gesagt, thöricht anzunehmen, daß diese Heiden durch geistige Vortheile angezogen und im Insti-

*) „In Wupperthal“, erzählt Dr. Kretzschmar an einer andern Stelle, „hatte ich keine Gelegenheit, einer Katechisation der schwarzen Schooßkinder beizuwohnen, allein das interessante Fragment einer Katechisation in einem andern Institute wird diese Lücke genügend ausfüllen. „„Nahum, wer hat die Sünde in die Welt gebracht?““ „„Jesus““, erwiderte blitzschnell Nahum, ein sechs Fuß langer Kerl in schwarzem Frack und schwarzer Hose, die Hände gläubig über eine Bibel auf der Brust gefaltet, den Kopf seitwärts geneigt und aus den Augen blinzelnd. Der Missionär biß sich in die Lippen: „„Nahum, du irrst. Wer war der erste Mensch?““ „„Noah““ blitzschnell, wie zuvor. „„Nimm dir Zeit, Nahum; überlege, wer war Noah?““ „„Zwölf Apostel““, schrie Nahum triumphirend, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß er sich mit éclat aus der Verlegenheit gezogen habe.“

tute zurückgehalten würden: sie kommen, weil sie sicher sind, immer Hunderte ihres Gleichen da anzutreffen, oder haben Beweggründe ähnlich denen, welche Cupido bezeichnete. Unter dem Vorwande, Arbeit zu suchen, gehen sie wieder, wenn es ihnen beliebt. Das Institut ist immer eine Herberge, wo menschenfreundliche Gastfreiheit gegen alle Schwarzen ausgeübt wird. Ein andächtiges Händehalten, geschicktes Verdrehen der Augen und einige melancholische Worte über die Noth der armen Seele und das Blut, das Alles wäscht, sind gangbare Münze für die nothwendigsten Bedürfnisse und der schlaue Teufel lacht sich in's Fäustchen über die ungeheure Ignoranz des Weißen, der sich durch solche grobe Taschenspielerstückchen so verblenden läßt."

„Nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalt in der Colonie konnte ich nicht die mindeste Verbesserung im moralischen Zustande der Farbigen, noch in ihrer socialen Stellung entdecken. Verbesserung? Ist nicht zu dem eingefleischten Hange zur Faulheit und Dieberei seitdem noch Uebermuth und Heuchelei gekommen? Ist ein erschwindelter schwarzer Frack besser, als einige ehrlich verdiente Rinder, mit welchen sonst des Dienstknechts Lohn bezahlt wurde? Ehe die Missionäre ihr Wirken im Caplande begannen, war der Braune dienstbar und gehorsam, jetzt — obschon er kaum genügend seine Nacktheit bedecken, oder den Heißhunger seines eingeschrumpften Magens anders beschwichtigen kann, als daß er einen Riemen fest um die Taille und einen großen Knopf auf den Magen bindet — bleibt er lieber auf dem Institute liegen, nicht weil es ihm an Gelegenheit gebricht, Arbeit zu bekommen, denn oft ist es geschehen, daß, wenn ein Dienstherr nach dem Institut gegangen, um einen Knecht zu miethen und um die Hülfe eines Schwarzen demüthig ersucht hat, der unverschämte Lump ihm geantwortet: „„Wer sagt euch, daß ich diene? wir sind gegenwärtig freie Menschen; das Blättchen hat sich gewendet und der Weiße arbeitet nun für uns"". Er weiß, daß er sich nicht zu bemühen braucht, und auf leichtgläubige europäische Philanthropie sich verlassen kann. Und ist zu erwarten, daß, was als allgemeine Klage tausendmal in den Zeitungen gestanden und in jedes Mund ist, den Missionären allein unbekannt sei? Und warum steuern sie nicht einer solchen abscheulichen Trägheit, die das Krebsgeschwür der Societät

am Cap der guten Hoffnung ist? Warum sammeln sie vor ihren Thüren, was in Europa nirgends, als in dem Arbeitshause geduldet werden würde? Ist es zu verwundern, daß die Colonisten mit Erbitterung auf die Missionäre blicken?"

„Die Bethörung der Missionäre und ihre Entschlossenheit, den fehlerhaften Bekehrungsplan, trotz allen Tadels, durchzuführen, ließe sich durch ihren Enthusiasmus in ihrem Berufe erklären; aber das Band, welches den Missionär an seine Gemeinde fesselt, scheint so locker, als, wie der Boor sagt, ein Seil aus Triebsand. Im jüngsten Kaffernkriege verließen alle Missionäre jenseits der Gränze ihre Stationen, obgleich sie von den Kaffernhäuptlingen die ernste Versicherung erhielten, daß sie nichts zu fürchten hätten, aber daß, sollten sie dennoch ihre Posten verlassen, man für die zurückgebliebenen Effekten, als von ihnen verlassen, nicht stehen wolle. Alle zogen hinweg; die nachgelassenen Effekten wurden zerstört; den Frommen (in Europa) ward eine klägliche Geschichte von den ungeheuern Verlusten, die man im Kriege erlitten, vorerzählt; rührende Missionspredigten wurden gehalten und Collekten für die Brüder gesammelt, denen man vielmehr einen derben Verweis hätte geben sollen, oder sie zum Amboß oder zur Nadel hätte zurückschicken müssen."

Dr. Kretzschmar scheint selbst zu fürchten, daß man seine Schilderungen für übertrieben halten könnte; er beruft sich dagegen auf das laute und allgemeine Zeugniß der ganzen Colonie, wo man doch am besten wissen müsse, was die Missionen nützten. In den jährlichen Missionsrapporten rühme man freilich die Fortschritte sittlicher Veredlung und staatsbürgerlichen Wohlstandes unter den Schwarzen; in der Colonie selbst aber habe man sich noch stets gehütet, Angesichts der nackten Wahrheit irgend eine Collecte für Missionszwecke zu veranstalten; das „leichtgläubige Europa" allein sei die Schatzkammer, woher die Subsidien in ununterbrochenem Strome flößen. In der That ist, seitdem die Welt steht, nirgends so viel und unverschämt gelogen worden, nach allen Tonarten vom plumpsten Humbug bis zur raffinirtesten Ro-

mantik, als in den Berichten der protestantischen Missionäre. Diese geben dann in Europa das quellenmäßige Material für die Legion rührender Missionspredigten ab. Man hat noch drastischere Kunstgriffe erfunden: da schreibt z. B. ein Hottentott einen „Brief an alle Christen“ voll Virtuosität im solagläubigen Kanal-Styl; der Brief wird den pommer'schen Bauern von der Kanzel verlesen; er macht „gewaltigen Eindruck“; die guten Pommern setzen sich zusammen, um ein Antwortschreiben an den „Hottentotten“ auszustudiren; dieser ist so höflich, die Correspondenz fortzusetzen, und das Glück der Missions-Collecte ist gemacht. Am Berliner Missionsfeste vom 24. bis 26. Mai d. Js. hat man nicht verfehlt, diese Praxis dringend zu empfehlen. Unser guter Doktor aber findet nicht Worte genug, solches Missions-Lügen-Treiben zu brandmarken:

„Die großartigen Anstalten, die zur Bekehrung der Heiden gemacht worden sind, sind allgemein bekannt; nicht minder, welche ungeheuern Summen jährlich zusammengebracht werden, um jene Anstalten zu erhalten. Natürlich wünscht ein Jeder, der zu dieser Steuer beiträgt, die von dem frommen Eifer der großen Menge erhoben wird, etwas von den glänzenden Resultaten zu hören, die die Verwendung solcher bedeutenden Mittel rechtfertigen, und Missionsrapporte, Missionspredigten, Traktate, fromme Flugblätter und religiöse Zeitschriften geben die erwünschte Belehrung. Hinein in die Wildniß dringen sie, die frommen Enthusiasten, die Selbstverläugner, die Apostel der Neuzeit; mit hoher Entschlossenheit trotzen sie allen Gefahren der Crocodile, der Löwen, der Schlangen, der Wilden selbst, die noch wilder sind, als die reißenden Thiere; sie haben nur ihre Bibel, und so treten sie hin in das fremde Land der Heiden, die gräßlichen Wilden stürzen aus tiefen Palmhainen, mit bunten Federn geschmückt, Keulen und Bogen mit gräßlichem Geschrei schwingend; aber der fromme Mann schmettert kühn ihre thönernen Götzenbilder zur Erde, öffnet mit unerschütterlicher Ruhe seine Bibel, und liest vor der tobenden Menge (gleichviel in welcher Sprache), und die Heiden

hören, staunen, werden gerührt, stürzen nieder, küssen ihm Stiefel und Kleider, und fühlen, daß sie ohne den Mann Gottes ewig verloren sind, „„und““, schreibt der Mann in seinem nächsten Rapporte, „„hundert und mehrere Heiden sind heute in der lieblichen Gemeinschaft des Geistes und in der heißduftenden Gnade des Herrn Jesus Christus aus dunkler Nacht des Aberglaubens errettet worden.““

„Nach Europa strömt die Sündfluth jährlicher Rapporte so rührend, daß ein Stein blutige Thränen weinen möchte; moderne Saule und modische Magdalenen laufen in Schaaren durch das Land, alle Jesum suchend; sie sind ganz unglücklich und heulen unaufhörlich, „„weil sie den Herrn nicht finden können““; sie sitzen verzweiflungsvoll hinter Büschen neben den Wegen, wo Jahr ein Jahr aus Niemand vorbeikommt; nichts destoweniger führt Gott einen Missionär vorbei, der die bejammernswürdigen Kreaturen, „„die Vater und Mutter für den Herrn Jesus verlassen haben““, obgleich sie nun bereits so alt sind, als Methusalem, da entdeckt und in Abrahams Schooß aufnimmt; sie laufen umher wie Besessene, bis der Mann Gottes den unreinen Geist austreibt; sie sind immer Menschen, die im tiefsten Pfuhle des Lasters und Verbrechens gerollt, ja vor lauter Sünde ganz schwarz sind; aber der fromme Mann ist unermüdlich, arbeitet ohne Unterlaß in seinem schwierigen Berufe, bis die ungeheuren Sünder Tugendhelden geworden: „„das Blut hat sie rein gewaschen, und ihre Seelen sind angethan mit einem blendenden Gewand wie frischer Schnee.““ Und diese entsühnten Tugendhelden, die jeglicher nützlichen Betriebsamkeit für das Streben nach christlicher Vollkommenheit entsagen, wo muß man sie suchen? Auf den Stationen? Das haben wir bereits zur Genüge aufgeklärt. Unter dem Regiment Hottentotten-Scharfschützen im Dienste des englischen Gouvernements? Sie sind meist alle Rebellen und Mörder geworden. — Ueberall und in jeder Lage habe ich die Farbigen in dem kläglichsten Zustande sittlicher Verbesserung und christlicher Heranbildung getroffen. Als Arzt habe ich oft an Sterbebetten Farbiger gestanden, und da der nahende Tod ein besonderer Prüfstein für den moralischen Zustand eines Menschen ist, habe ich von

dort gesammelten Resultaten meine Meinung theilweise bestimmen lassen. Ueberall fand ich die kläglichste Unwissenheit, übertüncht mit einigen gedankenlos recitirten Phrasen von der Sünde, dem Teufel, dem Erretter, dem Lamme, Blute, und ein Herplappern einiger Verschen, deren Bedeutung diesen exemplarischen Christen gänzlich unbekannt war.“

Man sieht, daß die Signatur der lutherischen Rechtfertigungslehre an den protestantischen Schwarzen es ist, welche den verständigen Doktor so unbeschreiblich anwidert. Ueberall macht diese furchtbare Lehre aus natürlichen Heiden christliche Carrikaturen von der unnatürlichsten Fratzenhaftigkeit, und überall ist sie der Anfang und das Ende und der ganze Inbegriff des „Evangeliums“, mit dem die armen Wilden übertüncht werden. Dr. Kretzschmar hat ihre Predigt am Cap nur allzu getreu copirt, und Angesichts ihrer schrecklichen Wirkungen auf die Moralität der Eingebornen ist ihm kaum zu verargen, wenn er fragt: wozu überhaupt solche Missionen in den Kolonien? Für Schulen, mit welchen stets Religionsunterricht verbunden sei, habe die englische Regierung in liberalster Weise gesorgt; ihre Lehrer seien durchschnittlich mit zweihundert Pfund Sterling jährlich bezahlt, und ihr Besuch ganz unentgeldlich; wozu also die „inspirirten Schuhflicker oder Schneider, die das Geschäft eines Religionslehrers ergreifen, weil sie zu jedem andern entweder zu träg, oder zu unbrauchbar sind?“

Und ließen sie es nur bei der religiösen Predigt bewenden, oder beschränkten sie sich darauf, für das zeitliche Wohl ihrer Schäflein so zu sorgen, wie der englische Missionär zu Kaminsberg in Namaqualand (beiläufig gesagt, ein Schmiedgeselle, in den der Geist gefahren war), welcher alljährlich eine hübsche Heerde Rinder sechshundert Meilen weit nach der Capstadt trieb, und sie dort für Rechnung seiner Braunen verkaufte. Aber der angeborne Dünkel läßt nicht zu, daß sie nicht auch als politische Lichter zu leuchten

versuchen sollten, und über die Folgen ihrer politischen Wirksamkeit am Cap insbesondere läßt Dr. Kretzschmar sich noch viel stärker vernehmen, als die bezüglichen Zeugnisse, welche in diesen Blättern vor vier Monaten *) aufgeführt wurden. Hören wir ihn zum Schlusse auch noch darüber:

„Es ist eben so notorisch als tadelnswürdig, daß die Missionäre nicht allein am Cap der guten Hoffnung, sondern meist überall, sich häufig in die Politik mengen. Manches falsche Gerücht haben sie durch ihre diplomatischen Fehltritte zusammengebraut, und die üblen Folgen solcher Anmaßung und Einmischung sollten auf die strengste Weise geahndet werden. Wir haben wohl nicht nöthig, an Tahiti und China zu erinnern." — „Am Cap gingen aus diesen Vorhöfen geistiger Veredlung und sittlicher Verbesserung im jüngsten Kaffern-Kriege Horden von Rebellen und Mördern hervor, die die Blätter ihrer Bibeln zu Gewehr-Pfropfen verwandten; Katrevier, das größte Institut Süd-Afrika's, wurde ein Mördernest. Seltsame Belege stellten sogar die Missionäre dieses Instituts bloß, und eine Reihe verdächtiger Umstände brandmarkte sie als Rädelsführer der Hottentotten-Rebellion. Sie wurden in Untersuchung gezogen; das Gericht sprach sie frei, aber nicht die öffentliche Meinung. „„An ihren Werken sollt ihr sie erkennen"", schrie die ganze Kolonie."

„Der Superintendent der Katrevier-Station wurde in folgenden Worten beschuldigt: „„Der Ehrw. Read senior hielt den Hottentotten, wie bekannt, kurz vor dem Ausbruche der Hottentotten-Rebellion eine politische, aufwiegelnde Predigt. Er gab ihnen zu verstehen, daß es ihre Pflicht sei, als Menschen, Väter und Christen, diesem Eingriffe auf ihre Rechte durch ein tyrannisches Gouvernement (einem Vagabunden-Gesetz, welches das Gouvernement in jener Zeit nicht abgeneigt war zu geben) Widerstand zu leisten. Dadurch wurden die Hottentotten der Meinung, daß die Rebellion ihrerseits gerechtfertigt sei."" Dieß war in Katrevier. Ebendaselbst fand am 21. Oct. 1850 eine Versamm-

*) S. Hist.-pol. Blätter Bd. XXXI. S. 314 ff.

lung unter Leitung des Ehrw. Jos. Read junior in der Kirche statt, wo erklärt wurde, daß die Zeit nun komme, wo der Braune sich gänzlich des Weißen Herrschaft entziehen solle. V. Front. Times 20. Mai 1851."

„Bischof Gray in Tour trough the Colony to Port Natal sagt, ihm sei bekannt, daß die öffentliche Meinung die Missionäre beschuldige, zur Rebellion der Hottentotten Veranlassung gegeben zu haben, daß er jedoch nicht glaube, direkte Aufreizung habe stattgefunden, aber daß er sich überzeugt halte, daß ihr Erziehungssystem zu keinem andern Ziele führen könne." — „Extract aus Lieut. Colonel Napier's Werk On South Africa: „„Mit Bezug auf den glücklichen Erfolg unserer Versuche, die Heiden zu bekehren, muß ich mich überzeugt halten, daß sie durchaus fehlgeschlagen sind, und die Kaffern haben neuerlich, wie bekannt, die Missionsbibeln zu Gewehrpfropfen gebraucht. Die Hottentotten sind mehr dem Trunke ergeben und lüderlicher, als je, und zu ihrer Schande sei es gesagt, einige der ehrwürdigen Leute geben ihnen nicht das beste Exempel zur Moralität.""

V.

Wie unsere Ahnen ihre hohen Dome bauten!

Das Münster in Ulm.

Wer weiß nicht von der wunderbaren Pracht des Münsters in Ulm, das nach Größe, wie nach Form und Maaß, unter den vornehmsten Zierden altdeutscher Baukunst prangt. Ueber ein Jahrhundert früher, als der Münchener Dom, im Plan entworfen, gibt es in künstlerischem Vergleich mit diesem Zeugniß von dem ungeheuern Schritt, den das geistige Leben der Deutschen in dieser Uebergangsperiode zwischen der mittlern und neuen Zeit vom sublim Geistigen zum Erdhaften gemacht hatte. Die finanzielle Seite der Baugeschichte des Ulmer Münsters aber bietet dasselbe rührende Bild glaubensfreudigen Zusammenwirkens der Aermsten und der Reichsten, wie wir es am Münchener Dome im Einzelnen erfahren; doch hebt sich dabei ein Unterschied hervor, der für die social-politischen Verhältnisse an jenem Wendepunkt der Geschichte des deutschen Reiches sehr bezeichnend ist. München, die Fürsten-Stadt, klammerte sich an den Papst, um mit seiner Hülfe die Gläubigen im weiten Umkreise zu Beisteuern aufzubringen; Ulm dagegen, die kleine aber stolze Reichs- und Handels-Stadt, setzte bei der ersten Verkündigung des Planes zu dem gewaltigen Gotteshaus-

Bau ausdrücklich als unverbrüchliches Gesetz fest: daß der Bau lediglich aus eigenen Mitteln der Stadt und ihrer Einwohner, ohne irgendwelche fremde Beihülfe und Steuer zu Stande kommen solle. Die Ulmer hielten auch getreulich Wort, so winzig klein im Verhältniß zu dem riesigen Unternehmen ihre Zahl war, und so sauer es sie während der hunderteilfjährigen Dauer des Baues oft angekommen seyn mag; denn über dem Bau durfte doch nichts vernachlässigt werden, was die Macht und Würde der Stadt zu heben geeignet war, wie auch gerade in jene Zeit die bedeutendsten Gebiets-Erweiterungen durch Ankauf, namentlich den der Grafschaft Helfenstein, und die Vergrößerung der Festungswerke fallen *). Aber damals hegte Ulm ja noch einen gottbegeisterten Suso in seinen Mauern, und hörte seine süßen Lieder in mächtiger Liebesglut zum Weltheiland und seiner gebenedeiten Mutter sich ergießen. Ihr vergoldetes Standbild mit dem Jesuskind in den Armen sollte einst die Krone über dem zierlich durchbrochenen Steinwerk des projektirten Thurmes bilden, der mit seiner Spitze selbst die Thürme des Kölner und Straßburger Domes überragt hätte. Während der äußere Bau zur Noth vollendet wurde, füllte sich auch das Innere mit architektonischen Wunderwerken im Kleinen. Kanzel und Taufstein noch überragt von der feierlichen Heimlichkeit des mystischen Hauses der hochheiligen Eucharistie, selbst die heitere Pracht des Chorgestühls von Syrleins, des Bildschnitzers, Meisterhand war schon aufgestellt. Zuletzt fügte sich noch, nach dem Gebrauche der katholischen Kirche, zur steten Erinnerung des in den Mühen und Nöthen des Alltagslebens hin- und herwandelnden Volkes an die bittern Leiden des Erlösers, der Außenseite der Kirche ein sogenannter Oelberg an, ein Miniatur-Münster für sich, unter dem Blei-Dache der sechs durchbrochenen Bögen die überlebensgroße

*) Vgl. Grüneisen und Mauch: Ulms Kunstleben im Mittelalter. Ulm 1840.

Gestalt des betenden Heilandes, den stärkenden Engel, die schlummernden Jünger und den falschen Verräther mit den Schergen des hohen Rathes zeigend. Das Werk — würdig, ein Denkmal zum Ruhme der schwäbischen Steinmetzen für alle Zeit zu seyn, war aber das Letzte, was frommer Eifer und edle Kunst in Ulm zur Ehre Gottes leisteten; es kam, wie die sonderbare Geschichte seiner Stiftung zeigt, selbst schon unter der Signatur der neuen Zeit, dem grimmigen Kampfe und schnellen Siege der materiellen Interessen über die geistigen, zu Stande; in demselben Jahre 1517 wurde es aufgestellt, als Luther seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg nagelte. Vierzehn Jahre später eroberten sich auch die Ulmer das lautere Wort; die plastische Darstellung des göttlichen Blutschwitzens am Münsterplatze war das Erste der monumentalen Andachtswecker der alten Kirche, das ihr solagläubiger Sinn unerträglich fand. Die Figuren des Oelbergs, mit Ausnahme der Pfeiler-Verzierungen, wurden daher fortgeschafft, und als am Anfange unseres Jahrhunderts die glorreichen Tage der zweiten Reformation anbrachen, und die bayerische Freimaurer-Regierung gerade in Ulm gewaltig war, da fühlte diese im Jahre 1807 das dringende Bedürfniß, auch noch den architektonischen Bau des Oelbergs mit Gewalt niederzustürzen und wegzuräumen. Das Münster selbst ist seit 1517 ungefördert geblieben; wie seitdem in ganz Deutschland nichts mehr in die Höhe ging, so auch nicht der halbvollendete Thurm zu Ulm, vielmehr bettelt man, nachdem in jüngster Zeit auch noch der reiche Baufond fiskalisch geworden, gerade jetzt bei König, Kammern und an allen Thüren, damit der vernachlässigte Prachtbau nur nicht ganz dem drohenden Einsturz verfalle. Hören wir dagegen, zum Zeugniß über solches Misere, den schlichten Bericht einer handschriftlichen Chronik *) über den Bau des Ulmer Münsters.

*) Sie rührt zum größten Theile von dem Ulmischen Herrschafts-

„Anno 1377 hat man die Pfarrkirchen, so damal vor der Stadt gestanden, folgender Ursachen willen abgebrochen, und in die Stadt gesetzt; denn weilen erstlich an Sonn- und Feiertagen das Volk häufig aus der Stadt in die Pfarrkirche ginge, möchte bei ohne das immer währenden Kriegszeiten eine Rebellion, Verrätherei und Ueberfall geschehen, daher es auch gekommen, daß reiche Leut diese Pfarr verlassen, und zu den Klöstern in der Stadt liefen, und ihre Almosen dahin wandten, hingegen die Pfarr zu Allerheiligen verarmte, und dergleichen mehr. Da wurde von einem ehrsamen Rath mit Consens der Geistlichkeit dieser Schluß gemacht, diesen Bau in Gottes Namen anzufahen. Da nun die Sach den Fürgang genommen, da hat man zu solchem Gebäu Raum und Platz gern und mit Willen gegeben. Erstlich kauft man den Nonnen St. Claren-Ordens, so man die Schwestern von Beuren nennt, ihr Kloster ab, ist gestanden, wo jetzt die Steinhütt steht; vorhin gab man's ihnen um Gottes willen, jetzt bezahlt man's. Item ein Badstub daselbst wurd abgebrochen; den Barfüsser Garten machte man zu Platz, wie gewöhnlich vor großen Thumen große Platz sind, und anders mehr. Als nun Platz geraumt, und alle Fürsehung angestellt gewesen, da hat man den großen und tiefen Grund gegraben, von 464 Schritt im Umkreis, von solcher Tiefe, daß dem Hinunterschauenden grauete. Im Grund schlug man starke und dauerhafte Pfähl ein, so mit großen Steinen gebüßet und ausgefüllt worden. Summa, alles wurd zu Legung des ersten Fundamentsteins geordnet, wie es dann den letzten Tag Junii anno 1377 geschah. Mit dem anbrechenden Tag stellte sich die ganze Ulmische Klerisei sammt vielen aus der Nachbarschaft in ihren priesterlichen und Meßgewanden sammt zierlichen Paternostern und Rosenkränzen, und andern bei

---

Pfleger Hans Greck her, welcher zur Zeit der Glaubens-Reuerung lebte, und dieser eifrig zugethan war.

sondern Festen und gebräuchlichen Umgangen hin, wie auch die ganze Gemeind, jung und alt, in gebührender Ordnung; als die Jugend und Schulkinder mit weißen Hemdern angethan, brennende Wachslichter in Händen, und von grünen Zweiglein zierlich gemachte Kränzlein auf den Häuptern, die Knaben auf jener, die Mägdlein auf der andern Seiten mit fliegenden Häärlein stehend. Und geschah der Anfang mit unaufhörendem allerhand musikalischem Instrumenten-Klang und Gesang. Also stieg Ludwig Kraft Bürgermeister sammt etlichen Edeln in den Grund, den hinabgelassenen ersten Stein zu empfahen. Der hing ob dem Grund an einer Zang; den Stein hieb und leitete in den Grund hinab der theuer Johann Ehinger, genannt Habfast, und Conrad Besserer, der Stadt Hauptmann; andere Herren des Raths griffen an den Stein, so ließ ihn ein ganzer ehrsamer Rath hinab, etliche an das Rad, etliche an das Seil greifend, und legten den unten in sein vorgemachtes Bett. Als nun der erste Stein gelegt war, griff Ludwig Kraft in sein Taschen, und legt 100 neuer römischer Goldgulden auf den Stein; das thaten auch die andern und so folgends ein ganzer Rath, wie auch ganze Burgerschaft und Beiwohner, opferte Alles freiwillig, jedes nach seinem Vermögen, also daß auf diesen Tag ein Ansehnliches gefallen. Folgends ist eine Hütt, wo das Pfarrkirchen-Bauamt zu amten pflegt, aufgeschlagen worden, dahin Jedes sein gutherzig Gäblein bracht; kein Fürfleck (Schürze), Niederlein, Gürtel oder Haarband wurd verschmäht, so nachmals auf dem bei den Nagelschmieden am Münster angerichteten Trumpelmarkt bestmöglichst verkauft wurde. Etliche Burger hatten ein ganzes, etliche ein halbes Jahr, 1, 2, 3 Monat mit Pferd und Leuten daran gefrohnet; etliche kauften Pferd darauf und wuchs das Werk also unter ihren Händen, daß in 111 Jahren, als Anno 1488, nicht allein der grose, überköstlich Tempel und Thurm aus-

geführt, gewölbet, gedecket, auch mit 52 Altären geziert wurde. Auch wurd zu diesem Bau kein fremde Hülf angeruft. Der Tempel sammt dem Thurm soll der Rechnung nach 9 Tonnen Golds gekostet haben. — Anno 1452 solle Clauß Lieb, den man den Kalchschmid genannt, die Sacristei als das vornehmbste Gebäu auf eigene Kosten haben erbauen lassen; zur Danksagung oder vielmehr auf Begehren, wie dann Jedem, der etwas gestift, ein Angedenken von Wappen, Tafeln oder Gemälden aufzuhängen unverwehrt gewesen, ist ihm sein Amboßstock gleich daneben in den Hausboden eingegraben worden; über der Thür der Küsterei steht: Claus Lieb, den man nennt Kalchschmid. — Vom Sakramenthäuslein im Münster, so von Stein aufgeführt, thun sich die Kunsterfahrnen hoch verwundern, und soll der Stein zu Geislingen nicht weit von Helfenstein gefunden worden seyn, und sollen solchen Stein 200 der besten Pferde nach Ulm gebracht haben. Für den Stifter wird Johann Ehinger, genannt Habfast, gepriesen, wie er denn knIend auf einem Postament-Stock in Lebensgröße mit aufgehobenen Händen zu sehen ist; hat auch einen Sack über die eine Achsel hangen, anzeigend, daß er all sein Hab und Gut daran gewandt. Soll erbaut worden seyn Anno 1450. — Anno 1517 wurde der Oelberg auf dem Münster gebaut. Es seind zwölf Bilder sammt des Herrn Christi und drei Apostel darauf zu sehen gewesen, welche noch vorhanden und in ziemlicher Größe, sammt dem Engel, der dem Herrn Christo den Kelch gereichet. Beim Oelberg's Riß steht geschrieben: den Oelberg hat Matthäus Böbinger von Eißlingen nach Ulm geordnet und hat viel Stein dazu gehauen. Die Stifterin, eine Süßbeckin in der Herbelgassen, wurd genannt Maria Tausendschöne; solle 7000 fl. daran gewandt haben und solches Alles ohne ihres Mannes Wissen und Willen, welches Geld sie nun ehrlich *) durch Abtrag

*) So liest die uns vorliegende, sehr fehlerhafte Copie aus dem 18ten

bekommen. Als der Mann solches erfahren, bloß ehe sie gestorben, hat er ihr nicht wollen mit der Leiche gehen; als man ihn aber dazu genöthet, so hat er einen blauen Rock und zwei gelbe Strümpf angethan, und darin geklagt. Diese Beckin soll neben der Sacristei unter einem weißen Stein begraben liegen. Jörg Syrle hat die Bilder zum Oelberg gehauen."

Sollten wir mit einem Vergleiche auf die Armseligkeit unserer Tage schließen? Schon im J. 1847 hat Freiherr von Harthausen, als er mitten in Großrußland unter dem Volke jenen Eifer unserer Ahnen für die Ehre Gottes wiederfand, die wehmüthige Bemerkung gemacht: „Einst konnte ein kleiner deutscher Kirchenfürst, ein Erzbischof von Köln, den Riesenplan des Doms zu Köln fassen und zur Hälfte ausführen; in jetziger Zeit hatte ganz Deutschland" (unter überreicher Zuthat von politisch-nationalem Enthusiasmus) „den Entschluß gefaßt, ihn zu vollenden, aber wie bald ist der edle Rausch verflogen, und immer spärlicher fallen die Sammlungen und Spenden aus. Hielten nicht die Könige fest an ihrem Entschlusse, beim Volke wäre die Sache längst antiquirt."

Jahrhundert; der Sinn möchte der seyn: die Stifterin habe das ausgelegte Geld von andern Gutthätern des Oelbergs allmählig wieder bekommen, wenn man nicht für „nun ehrlich" lesen will „unehrlich", weil die Verausgabung der für jene Zeit ungeheuern Summe hinter dem Rücken des Gemahles statthatte.

VI.

Blicke in die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens in Würtemberg.

Ein Beitrag zur Würdigung der bischöflichen Denkschrift und ihrer Beantwortung durch die Königlich Würtembergische Regierung.

Erster und zweiter Artikel.

Die Historisch-politischen Blätter haben neulich *) die Versicherung ausgesprochen, daß „die Lichtseite der staatlichen Verwaltung" (des katholischen Kirchenvermögens in Würtemberg) „auch eine starke Schattenseite habe." Da es nicht in dem Plane des dortigen Beurtheilers der Resultate der Karlsruher Conferenzen lag, auf Punkt XVII. des Antwortschreibens der königl. würt. Regierung an den Hochwürdigsten Bischof von Rottenburg näher einzugehen, so scheint es von Interesse zu seyn, diesen auf die bisherigen und in Aussicht gestellten Einrichtungen in Betreff der Verwaltung des Kirchenvermögens sich beziehenden Theil jener Antwort noch näher in's Auge zu fassen. Wir zweifeln zwar keinen Augenblick daran, daß der oberrheinische Episkopat bei der bevorstehenden einläßlichern Berathung über die zu ergrei-

*) Band XXXI. S. 625.

senden Maßregeln mit Nachdruck das Recht der Kirche, wie in Allem, so auch in diesem so wichtigen Punkte wahren wird. Gleichwohl macht die vielfach noch herrschende Unkenntniß unserer Finanzzustände die journalistische Thätigkeit nichts weniger als überflüssig. Wir beginnen, wie billig, mit dem betreffenden Theil der Denkschrift:

„Der bisher beliebten Art der Fürsorge für die Bisthümer kann der Charakter der Festigkeit und Sicherheit gewiß nicht zuerkannt werden, und es wird dieser Charakter nur erst dann erzeugt und gewahrt erscheinen, wenn in Wirklichkeit aus den Gütern der eingezogenen katholischen Stifter, Abteien und Klöster ein zur vollen Dotation der Bisthümer zureichender Complex ausgeschieden seyn wird. Es ist daher nur eine Forderung der Gerechtigkeit, wenn die vereinigten Bischöfe die endliche Veranstaltung einer solchen Ausscheidung ehrfurchtsvoll beantragen; — und da die neueren Verfassungsbestimmungen durchweg dem in der Natur der Sache liegenden Grundsatze huldigen, daß jeder Religionsgesellschaft mit dem Rechte der freien Ordnung ihrer Angelegenheiten auch das der selbstständigen Verwaltung ihres Vermögens zustehe, so ist es wiederum nur eine Folgerung aus diesem Princip, wenn wir auch die freie selbstständige Verwaltung dieses auszuscheidenden Dotationsfonds, sowie überhaupt alles katholischen Kirchen- und Stiftungs-Vermögens in Anspruch nehmen, dieweil — wie es die Bischöfe Deutschlands bereits in der mehrerwähnten Würzburger Denkschrift ausgesprochen — dieses überall zu den Zwecken der Kirche nur bestimmte Vermögen Eigenthum der Einen, als einiges Rechtssubjekt zu erkennenden, katholischen Kirchengesellschaft ist, welche die freie Verwaltung und Verwendung desselben nur in den Händen ihrer Bischöfe, als der von Gott verordneten Häupter der kirchlichen Gemeinde, gesichert zu erkennen hat."

Die bischöfliche Forderung erstreckt sich also, rücksichtlich der Diöcese Rottenburg, auf die Ausscheidung des zur vollen Ausstattung des Bisthums zureichenden Gütercomplexes, freie Verwaltung des Interkalarfonds, des Pfründvermögens und der kirchlichen Stiftungen. Unterstützt wird sie durch Rechts-

und Nützlichkeitsgründe. Es ist ein natürliches Recht jeder anerkannten Kirchengesellschaft, mit der Ordnung ihrer Angelegenheiten überhaupt auch das Recht der freien Vermögens-Verwaltung zu besitzen; die Vermögens-Bestandtheile sind überall nur zu den Zwecken der Kirche vorhanden, sie hat das dominium perfectum, d. h. das Eigenthumsrecht, das Recht der Administration und Nutznießung, und endlich ist die freie, den kirchlichen Zwecken ausschließlich zugewendete Verwaltung nur in den Händen der Bischöfe als gesichert zu betrachten. Diesem hält nun die königl. Regierung entgegen: die Betheiligung des Staats an der Verwaltung des Kirchen- und Stiftungsvermögens sei in dem Majestätsrechte begründet, somit könne den Forderungen des Episkopats um so weniger willfahrt werden, als der dafür angegebene Grund, daß dieses zu den Zwecken der Kirche bestimmte Vermögen Eigenthum der Einen, als einiges Rechtssubjekt zu erkennenden katholischen Kirchengesellschaft sei, nicht als in den Rechten begründet anerkannt werden könne; die Art der Verwaltung erledigter Pfründen entspreche ganz den Interessen, welche die Betheiligten daran haben, habe sich auch durch eine lange Reihe von Jahren so sehr bewährt, daß die Regierung keinen Grund zur Aenderung habe finden können. Das Gleiche gelte vom Interkalarfond, und endlich die Stiftungen anlangend, so sei ihre Verwaltung durch ein „Gesetz" geregelt, das den Organen der Kirche Befugnisse einräume, welche ausreichende Bürgschaften für die Erhaltung und bestimmungsmäßige Verwendung dieser Fonds darböten, weßwegen es auch dabei sein Verbleiben habe.

Im Verlaufe der folgenden Erörterung werden wir fast ausschließlich nur auf die aus der Nützlichkeit und Zuträglichkeit des bisherigen Zustandes genommenen Gründe unser Augenmerk richten. Wir werden also nicht über Rechts-

Principien eine Diskussion aufstellen, welche das Schicksal so vieler andern um so gewisser theilen würde, da gerade in dieser Sache unsere Gegner weder lernen noch verlernen. Thatsachen wollen wir beibringen, welche die angebliche Zweckmäßigkeit des bisherigen Zustandes der Verwaltung kirchlicher Güter und Einkünfte in das gehörige Licht zu stellen geeignet sind. Unser Zweck ist, nicht bloß die auf solche angebliche Zweckmäßigkeit sich stützenden Gründe des Antwort-Schreibens der königl. Regierung auf ihren wahren Werth zu reduziren, sondern auch den geflissentlich gepflanzten und mit Kunst unterhaltenen Glauben an die unschätzbaren „Verdienste“, die sich die Staatskirchenbehörde in diesem Stücke um die katholische Kirche in Würtemberg erworben haben soll, in seinen Wurzeln anzugreifen. Gerade dieser, selbst unter den Diöcesanpriestern fast durchweg herrschende fromme Glaube dient den Ansprüchen der weltlichen Gewalt zur Folie, und was ihnen an innerer Berechtigung abgeht, ersetzt die Festigkeit einer Ueberzeugung, von der man sich noch nie genaue Rechenschaft zu geben nöthig fand, weil man sie über jeden Zweifel erhaben glaubte. Daß die Staatsbehörde zur Administration so rein zeitlicher Dinge die ausschließliche Befähigung besitze, der kirchlichen Gewalt und ihren Inhabern dagegen eine unbedingte Unfähigkeit hiezu, somit auch die Unfähigkeit, dieses Recht je zu beanspruchen, so zu sagen immanent sei, galt als ein Axiom, das uns schon an der niedern Latein-Schule, neben vielen andern einschlägigen Sachen, eingeprägt wurde, wie ich mich noch sehr deutlich erinnere. Man darf sich deßwegen auch gar nicht wundern, daß man den Katholiken Würtembergs die finanziellen Vortheile, die sie angeblich genossen, als einen zureichenden Grund vorzuhalten nie aufhört, der sie zu ewiger Dankbarkeit gegen so unverdiente Gnaden verpflichte, ja daß man es als einen Beweis strafbarsten Undanks ansieht, daran nur im geringsten zu zweifeln. Wenn der „Staatsanzeiger für

Würtemberg" noch in seiner Nummer vom 4. Mai d. Js. diese „Wohlthaten" uns abermals in's Gedächtniß zurückruft, und damit die Mißbilligung motivirt, welche die bischöflichen Forderungen bei allen „einsichtsvollen" Katholiken gefunden, so hat er hiedurch die nähere Einsichtnahme in unsere Finanzzustände selbst provozirt. Je mehr wir uns mit denselben vertraut machen, desto mehr wird sich bewahrheiten, daß das katholische Stiftungsvermögen in Würtemberg seit dem Anfall an diese Krone einer fortwährenden Säcularisation unterlag; daß Privatpersonen, Gemeinden, der Staat und der Protestantismus das katholische Kirchenvermögen für ihren Vortheil ausbeuteten, während vielfach, ja mehr oder weniger durchgehends, die eigentlichen Stiftungszwecke Noth litten; daß dieß Alles geschah unter den Augen, ja unter Mitwirkung der Aufsichtsbehörden. Das wird sich durch einen Blick in die Geschichte der Diöcese Rottenburg ergeben, und damit liefern wir zügleich den Beweis, daß die von der königl. Regierung für die Zweckmäßigkeit des bisherigen Zustandes angeführten praktischen Gründe durchweg unstichhaltig sind, dagegen die Behauptung der bischöflichen Denkschrift vollständig in ihrem Rechte ist — die Behauptung nämlich, daß die Verwendung des Kirchenvermögens für die Stiftungs-Zwecke bloß in den Händen der rechtmäßigen kirchlichen Gewalt sicher sei.

I.

Rückblick auf die älteren Verwaltungssysteme.

Die Anfangs dieses Jahrhunderts erworbenen katholischen Ländertheile des Königreichs wurden unter dem Namen Neuwürtemberg vereinigt, und einer eigens bestellten Oberlandes-Regierung unterworfen. Diese hatte in der „Re-

gelung" der Verhältnisse der katholischen Kirche eines ihrer wichtigsten Geschäfte. Trotz des Vorbehaltes ungeschmälerter Erhaltung des Status quo der Diöcesanrechte, der Religions-Uebung und der hiezu bestimmten Fonds sollte der auf Herkommen und Recht gegründete Besitzstand hier, wie überall, einseitigen Neuerungen weichen. Es war daher eine der Hauptaufgaben der Oberlandes-Regierung, die katholischen Kirchengüter der geistlichen Verwaltung zu entziehen, und unter weltliche Administration zu stellen. Bis zum Jahre 1811 waren die Lokalstiftungen der Verwaltung der Kirchenconvente unterworfen, soweit sie in den neuwürtembergischen Landestheilen schon eingeführt waren. Die Stiftungs-Rechnungen wurden von der Amtsschreiberei, unter Oberaufsicht des Ober-Landes-Oekonomie-Collegiums, gestellt. Das ausdrücklich bezeichnete Motiv der am 9. Juli 1811 erfolgten Abänderung dieses Zustandes beweist, daß die Gemeinden durch das Organ der Kirchenconvente die Stiftungen zu ihrem Nutzen ausbeuteten, sowie daß zweckwidrige Ausgaben und die complicirte Administration viel Stiftungsgut verschlangen. Es wurden also — nach dem Wortlaut der königl. Verordnung vom 9. Juli 1811 — „zur Aufhebung der Mißbräuche, Verbesserung und Vereinfachung der Administration, Abschneidung unnöthiger und zweckwidriger Ausgaben, sowie zur Sicherstellung der der Absicht der Stifter entsprechenden Einrichtung", die Stiftungen den königl. Kameralämtern, und in der Folge den eigens dazu aufgestellten Stiftungsverwaltern übergeben, welche unter der Oberleitung des königl. Finanz-Departements die Verwaltung nach den königl. Kameralgesetzen führen sollten. Alle, auch die kleinsten, für den katholischen Kult zu machenden Ausgaben unterlagen hiernach der Cognition und Genehmigung dieser (protestantischen) Beamten. Die Rechnungen wurden von der Amtsschreiberei geführt, von den Stiftungs-Rechnungs-Revisoraten geprüft und abgehört. Diese hatten hinwiederum zuerst die dritte Abthei-

lung des Oberfinanz-Departements, hernach die besondere Sektion für Stiftungs- und Schulwesen, und endlich die Kreis-Regierung zur Oberaufsichtsbehörde. Wenn nur eine solche, überdieß noch gut besoldete Beamten-Hierarchie dem frühern Uebel abhelfen sollte und konnte, so kann man hieraus auf dessen Größe schließen. Indessen ist es klar, daß eine solche Einrichtung die Hoffnungen nicht erfüllen konnte, die man auf sie setzte. Während das Stiftungs-Vermögen früher mehr in den Gemeinden die säkularisirenden Abzugskanäle fand, dienten jetzt dessen Einkünfte mehr zum Nutzen der altwürtembergischen „Herren von der Feder". Damit ja dieses Schreiber-Regiment auf eine charakteristische und für es nutzbringende Weise inaugurirt werde, begann man im ganzen Lande damit, die schon erledigten Stiftungs-Rechnungen von dem Tage an, wo deren Verwaltung den Kirchenconventen war übergeben worden, einer abermaligen Revision zu unterwerfen, wie sich's von selbst versteht, auf Kosten der Stiftungen. Wir haben die Kosten der höheren Verwaltung bei einer Stiftung mit einem Grundstock von 17,000 fl. vom Jahre 1811 bis 1816 nachgerechnet, und hiebei (mit Ausschluß der Verwaltungskosten Seitens des Gemeinderechners) folgendes Resultat gefunden:

		fl.	kr.
1)	Revisions- und Abhör-Kosten der (schon erledigten) Rechnungen von 1808 bis 1811 durch die 1811 eingesetzte Verwaltungsbehörde	250 fl.	54 kr.
2)	Rechnungskosten durch die Stadt- und Amtsschreiberei	257 „	— „
3)	Revisionskosten	84 „	44 „
4)	Außerordentliche Revisionskosten für Aufnahme von Kapitalien, Vereinigung seither getrennter Stiftungen . . .	94 „	10 „
5)	Dazu Besoldungsbeitrag für den Revisor	60 „	— „
	Zusammen	745 fl.	48 kr.

d. h. nahezu den fünften Theil des gesammten Grundstock-

Ertrags. Bei der Durchsicht der Stiftungsrechnung eines andern Ortes finden wir ein ähnliches Resultat. Das Vermögen der Stiftung belief sich in jener Zeit auf 8 bis 9000 fl. Nur die Rechnungsstellungs-Kosten betrugen für jene Periode 190 fl. ohne das Stempelpapier, die Abhör-Kosten 124 fl.; dazu kommen jährliche Beiträge zur Besoldung des Rechnungs-Revisors mit 12 fl. 40 kr., und des Stiftungs-Verwalters mit 22 fl. Die weiten Schranken, welche die Einrichtung von 1811 der glaubensleeren und glaubensfeindlichen Willkür zog, genügten indessen der grausamen Säkularisirungs-Wuth noch lange nicht. Die Beamten verstanden es, sich auf künstliche Weise Geschäfte zu machen, und für diese in damals landläufigen enormen Ansätzen von der Stiftung sich bezahlen zu lassen. Die Stadt- und Amts-Schreiberei insbesondere trägt mit Recht ihren bezeichnenden Namen. Zur „Verbesserung und Vereinfachung der Stiftungsadministration" eingesetzt, brachte sie dieselbe gleichwohl in die größte Verwirrung. In jeder Stiftungsrechnung wiederholt sie ihre Klagen über die in derselben herrschende Confusion, und „daß die Rechner auf dem Lande in den würtembergischen Typum" nicht eingeschossen seien. Noch andere Herzensergüsse finden sich in den Rechnungen. Das Einemal beklagt sich der Amtsschreiber oder Substitut über schlechte, lebensgefährliche Wege, über Schnee oder Regen; das Anderemal über schlechte Wohnung in den Wirthshäusern, über Ungehorsam der Schuldner u. dgl. mehr. Diese Klagen nehmen in einer wohlbekannten Unzialschrift oft ganze Seiten ein, und trugen so wegen ihrer Kostspieligkeit in der That zu allmähliger „Vereinfachung" der Rechnung (und des Kapital-Vermögens) nicht wenig bei. Das Revisorat sah sich mehrmals bemüßigt, solche auf Kosten der Stiftung gemachten Weitläufigkeiten zu rügen; aber die Stadtschreiberei verdoppelte im nächsten Jahre ihre Klagen, und bemerkte zu dem Receß wörtlich also: „Wollte Gott, der Verfasser dieses Re-

gulativs" (durch welches nämlich der Kostenzettel der Stadt-Schreiberei etwas herabgesetzt wurde) „hätte alle neuwürtembergischen Orte zu versehen, alsdann würde er gewiß ein neues Regulativ" (mit höheren Taxen) „treffen, denn zwischen Alt- und Neu-Würtemberg ist ein Unterschied, wie zwischen Himmel und Hölle." Obwohl diese entsetzliche Wirthschaft sich noch ziemlich frisch im Andenken der lebenden Generation erhalten hat, so erinnern wir dennoch an die Eingabe der Stände des Königreichs vom 16. Oct. 1815, und an die wiederholte Bitte derselben vom 22. Nov. 1816, um Aufhebung der Schreiberei-Uebel. „Eine wichtige Ursache dieser Beschwerden" — sagt die letztere Eingabe — „ist, daß mehrere Stadt- und Amtsschreiber und ihre Gehülfen, ganz vorzüglich in Neuwürtemberg*), durch übermäßige Schreibverdienste sich große Bedrückungen gegen die ohnehin mit großen Leiden kämpfenden Unterthanen erlauben, wodurch zugleich die Commun-Oekonomie wesentlich Noth leidet. Das erschöpfte Land sieht mit Sehnsucht nach Hülfe dagegen." (Regierungsblatt 1816, S. 391.)

Dieser theuren Verwaltung sollte, wie rücksichtlich des Communal-, so auch des Stiftungs-Vermögens, durch organisches Edikt vom 31. Dez. 1818 (Rgbl. 1819, S. 22, Nr. III.) abgeholfen werden. Die frühere Administration hatte selbst bei den höchsten Behörden den Glauben an die fundationsmäßige Verwendung sowohl, als auch an die Erhaltung des Kirchenvermögens erschüttert. Die traurige Thatsache, daß manche solcher Fonds auf die Hälfte ihres ehemaligen Betrages herabgesunken, andere nahezu eingegangen waren, fand auch in jenem Edikt einen unverhüllten Ausdruck. „Die Erhaltung und fundationsmäßige Verwendung der Stiftungen", sagt dasselbe, „glauben wir nicht sicherer stellen zu können, als wenn wir die Verwaltung derselben wie-

*) Also gerade im katholischen Antheil des Landes am meisten!

der, wie vormals, den Gemeinden überlassen, die dabei ein nahes Interesse haben, insofern der Ertrag ihren Mitgliedern zu gut kommt, oder selbst auch zur Erleichterung gemeiner Lasten gereicht." So wurde also anerkannt, daß die Kirchengüter von der Zeit an, wo sie bei Gründung des neuen „Rechtszustandes" den bisher geschilderten Verwaltungsbehörden anheimfielen, einer fortwährenden Profanation preisgegeben waren, zuerst durch die Gemeinden, dann durch die „Schreiber", deren folgenschwere Herrschaft den neuwürtembergischen Landestheilen nicht bloß in diesem Punkte so empfindliche Wunden schlug.

Nach solchen Experimenten wäre der geradeste Ausweg in der Rückgabe der Administration dieser Güter an die kirchliche Gewalt gelegen. Statt aber die Competenz derselben auszusprechen, ging man lieber auf das schon einmal fehlgeschlagene Mittel zurück, und übergab die Verwaltung den Gemeinden, welche allerdings ein nahes „Interesse" an den Stiftungen haben, und es auch vielfach auf unverantwortliche Weise bethätigten. Von jetzt an ist der Charakter der Administration ein Gemisch der Uebelstände aus den beiden vorausgegangenen Systemen. Im Grunde blieb das alte Schreiberei-System bis zum Jahre 1826, während von jetzt an die Gemeinden unter dem Schutze eines dem katholischen Glauben und Kult abholden Zeitgeistes auf Kosten der Stiftungen, oder der von ihnen zu unterhaltenden Kultgegenstände, ihre Rechnung zu finden suchten. Die alten Rechnungsstell-Kosten für die Stadt- und Amtschreibereien hörten zwar auf; ebenso sollten nach den Bestimmungen (§. 19 bis 23) des genannten Edikts die Rechnungsabhör- und Revisions-Kosten wegfallen, die Kosten der Rechnungsstellung aber drei Viertheile der frühern nicht übersteigen. Aber mit dem §. 23 des Edikts und dessen Vorbehalt, „zur Bestreitung der hiedurch vermehrten Oberamts-Kanzleikosten die Stiftungskassen in verhältnißmäßige Concurrenz zu ziehen", war der alten

Praxis wenigstens ein Hinterpförtchen geöffnet. In der That belaufen sich die unserer erstgenannten Stiftung auferlegten jährlichen Beiträge zur Stiftungsverwaltung und zum Revisorate von jenem Zeitpunkte bis 1826 auf 578 fl. Hiezu kommen noch außerordentliche Revisionskosten mit 138 fl., Beitrag zur Stiftungs-Rechnungskammer in Stuttgart (vom Jahre 1823) mit 9 fl. 51 kr., abermaliger Kostenbetrag für Fertigung des Etats (zum Oberamt und Revisorat) mit 17 fl. 40 kr., endlich Stempelpapier für 130 fl., nebst einem Beitrag zu den königlichen Zucht-, Waisen- und Irren-Anstalten im Gesammtbetrag von 891 fl. 14 kr. — in so kurzer Zeit!

Welcher Vorschub dem Systeme, die Stiftungen auszubeuten, geleistet wurde, mag aus folgender Thatsache erhellen. Bei der Rechnungsrevision wurden nicht selten den Stiftungsverwaltern in Stadt und Amt einzelne Posten ihrer enormen Kostenzettel gestrichen. Da aber die „Schreiber“ gewaltige Herren waren, so war der Betrag (ich weiß nicht, als Regel oder Ausnahme!) der Stiftungskasse schon vor der Genehmigung abgepreßt. Solche gestrichenen Posten laufen in den folgenden Rechnungen als Ersatzposten. In dieser Richtung finden sich in einer von uns durchgesehenen Stiftungsrechnung fortlaufende jährlich steigenden Ersatzposten des Stadtschreibers; aber heimbezahlt wurden sie nie. Während die Revisionsbehörde bei allen andern Ersatzposten auf strenger Eintreibung bestand, waltete hier alle mögliche Nachsicht ob, so daß endlich der Posten mit 172 fl. für die Stiftung verloren ging. Die Kreisregierung äußerte sich nämlich nach mehreren Jahren bei der Revision also: „Bei den obwaltenden Umständen und der gänzlichen Mittellosigkeit des Stadt-Schreibers .... dürften die 172 fl. in Abgang dekretirt werden.“ Das geschah — und die Rechnung war in Ordnung. Bei einer andern kleinern Stiftung finden wir einen auf diese Art verlornen Ersatzposten von 180 fl. Es wird uns glaubwürdig mitgetheilt, daß die Verwaltungsbehörde einer dritten

Stiftung nach langen vergeblichen Versuchen endlich im Jahre 1827 Ersatzposten im Betrage von 19,230 fl. gestrichen habe. Näheren Nachweis können wir hierüber nicht geben; es genüge zu wissen, daß stiftungswidrige Ausgaben in so enormem Betrage gemacht worden waren.

Kehren wir zu unserer erstgenannten Stiftung zurück, und fassen wir, mit Ausschluß der Kosten für die Verwaltung bis 1811, die für die Administration von da bis 1826 zusammen, so belaufen sie sich auf 1637 fl. 2 kr. Dieser verhältnißmäßig kleinen Stiftung ist somit hiedurch bis heute, Zins aus Zins berechnet, ein Schaden von ungefähr 5500 fl. erwachsen.

Man hat sich bis jetzt schwerlich eine umfassende Vorstellung von der Tragweite dieser Säcularisation gemacht. Wollten wir die Wirkungen des langsam tödtenden Systems, das einzelne Stiftungen in ihrem Bestande gefährdet hat, alle aber, wäre es bis jetzt in ungeschmälerter Herrschaft geblieben, vollständig ruinirt hätte, in ihrem ganzen Umfange bemessen, so müßten wir die Nachrechnung auf alle ausdehnen. Indem wir das füglich jedem Einzelnen überlassen, dürfen wir gleichwohl sagen, daß sich, vom jetzigen Augenblick an zu zählen, der hiedurch dem kirchlichen Stiftungsvermögen erwachsene Schaden nicht bloß nach Tausenden und Hunderttausenden, sondern nach Millionen berechnet.

Eine solche Bewandtniß hat es mit der gepriesenen eminenten, ja ausschließlichen Befähigung des Staates, die Güter der Kirche zu verwalten. In der That, so kann es Jedermann. Wir würden diese alten Wunden nicht mehr aufreißen, wenn man den Katholiken in Würtemberg die empfangenen „Wohlthaten" nicht als nieversiegende Quelle schuldiger Dankbarkeit, im Weigerungsfalle aber als Anschuldigungs-Grund immerwährend vorhielte.

Mittlerweile wurde der Zweck der Stiftungen in dem-

selben Grade hintangesetzt, als die Bereicherung der Verwaltungsorgane durch Stiftungseinkünfte in den Vordergrund trat. Besser konnte man auch nicht für die „Abschleifung der katholischen Ecken" im Kultus und der Religionsübung sorgen, als daß man die Obsorge für die dazu nöthigen Hülfsmittel in die Hände von protestantischen Beamten legte, die zur Beurtheilung dieser Bedürfnisse weiter Nichts, als den damals zur Mode gewordenen flachen Indifferentismus mitbrachten. Aus jener Zeit schon stammt die Herrschaft der Begriffe, die endlich selbst das katholische Volk an die ärmlichste Unterhaltung der Kirchen, des Kultus und der dazu benöthigten Geräthschaften gewöhnten. Da sind die Anfänge jener Filzigkeit zu suchen, welche den letzten Rest der nicht einmal der Zopfperiode mangelnden splendiden, großartigen Anschauung zu Grabe trugen. Die Kirchen wurden im nacktesten „Kisten"- oder „würtembergischen Finanzkammer-Styl" erbaut, ohne Rücksicht auf die dem kirchlichen Sinne so immanente Forderung würdigerer Ausstattung; man stieg, um es kurz zu sagen, bis zur knappsten Pflichterfüllung herab, und selbst das ging nicht, ohne daß der Bauherr, Fiscus, Privatpatron, Gemeinde oder Stiftung, den Berechtigten gegenüber Jahre lang Prozeß führte. Selbstredend konnte diese Finanz-Oberherrlichkeit in solcher Weise nicht ohne Eingriffe in die Ausübung der Kult-Handlungen gehandhabt werden, welche genug Beweis liefern, daß die Kirche tiefliegende Motive besitzt, ihr natürliches Recht auf Verwaltung ihrer Güter zu reklamiren. Während, wie wir gesehen, zu Nutz und Frommen der Verwaltungsorgane hübsche Summen „paßierlich" waren, erging unter dem 20. Dez. 1811 folgendes Dekretum von der dritten Abtheilung der Sektion der Kron-Domainen:

„Im Namen des Königs!"

„Dem Landvogtei-Steuer-Rath N. übersendet man in der Anlage ein Regulativ über die Kult-Erfordernisse für die katholi-

schen Kirchen von 2, 3 und 1 Geistlichen, um die — in seinem Bezirke befindlichen Kameral-Verwalter mit dem Anhange hievon in Kenntniß zu setzen, daß künftig eine weitere Anrechnung unpaßierlich sei."

Verzeichniß der jährlichen Kultkosten in den katholischen Kirchen.

I.

Speise- der Kommunikanten und Meßwein.

a. Wo drei Geistliche angestellt sind . . . 30 fl.
b. Wo zwei Geistliche angestellt sind . . . 20 fl.
c. Wo Ein Geistlicher angestellt ist . . . 12 fl.

II.

Wachs.

a. Aus obigem Grund, jährlich 40 Pfd. weißes Wachs.
b. — — 30 " " "
c. — — 20 " " "

III.

Oel . . . . 52 Pfd.

IV.

Weihrauch 1 bis 1½ Pfd. guten Weihrauch und 4 Pfd. Waldrauch zum Begraben.

V. Hostien.

a. . . . . für 7 fl.
b. und c. . . . . " 6 fl.

VI. Kirchenwasch.

a. . . . . 16 fl.
b. . . . . 12 fl.
c. . . . . 8 fl.

VII.

„Für Besen, Döchte zum ewigen Licht, Kohlen, Baumwolle, Kreide, Salz, Nägel, Glufen, Bindfaden, Schmer und für das Direktorium in jeder Pfarrkirche, auch andere Kleinigkeiten, dürfte jedem Meßner jährlich die Summe von 4 fl. gegeben werden."

So das Regulativ, ein Produkt des Gutachtens des Königlich „geistlichen Rathes“ und cäsareopapistischer Diktatur, recht dazu geeignet, den katholischen Gottesdienst todt zu „reguliren.“ Gemeinden von drei Geistlichen, also von bedeutender Größe, möchten mit jenen 7 fl. unter V. a. gerade noch mit Ehren ihre Osterkommunion empfangen können, um dann für Anschaffung der Hostien bei öfterer Communion das Geld zusammenzubetteln. Wahrscheinlich ist an jenen 52 Pfd. Oel das ewige Licht erloschen, und die Beleuchtung des heiligen Grabes und dieses selbst zu Grabe gegangen. Ein bis anderthalb Pfund Weihrauch reicht nicht einmal zur Incensation des allerheiligsten Sakramentes in der Charwoche und der Frohnleichnamsoctav. Die würtembergische Regierung will, so viel an ihr ist, nicht gestatten, daß die Katholiken an den höchsten Festen ihren Gott im öffentlich ausgesetzten Sakramente anbeten, oder an solchen Tagen den Gottesdienst durch ein Hochamt mit Incensation ausgezeichnet sehen. Was soll man da von Abhaltung besonderer Andachten, von Bruderschafts-Gottesdiensten und derlei noch lange reden! Wie oft mußte ich meinem Stiftungspfleger noch in den letzten Jahren die Herbeischaffung des nöthigen Weihrauchs förmlich abpressen! Der gute Mann zitterte das ganze Jahr über bei dem Gedanken an die Rechnungsabhör, wo wegen der Etat-Ueberschreitungen Zank und Drohungen des (protestantischen) Oberbeamten seiner warteten. Ich erinnere mich nur mit Ekel an solche Scenen. Und dann noch die 4 Pfd. Waldrauch, à 24 kr., um den Todten die letzte Ehre zu erweisen und das Gebet der Kirche zuzuwenden: Odore coelesti pascat animam tuam Deus! Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß in Bezug auf die Posten für Wachs und Kirchenwasch das Regulativ einzuhalten eine pure Unmöglichkeit ist, es sei denn, daß man durch Unreinlichkeit in der Kirche, durch eilige und gewissenlose Darbringung des allerheiligsten Opfers und vollständige Unterdrückung aller und jeder außerordentlichen

Feier den Gläubigen Ekel und Geringschätzung gegen die Sache selbst hat einflößen wollen. Und das scheint man gewollt und leider auch erreicht zu haben. Ich kenne einen Ort, wo bis auf die allerneueste Zeit eilf Meßcaseln von den fünf verschiedenen Kirchenfarben das ganze Inventar für Sonn-, Fest- und Werktage ausmachten und das für mehrere Geistliche. Drei dieser Caseln, von Haus aus schon ärmlich, waren so herabgekommen, daß kaum die allergrößte Noth ihre Benützung erlaubte. Der ganze Vorrath ist keine 100 fl. werth. Die Stiftung war im Besitz eines nur für Kultbedürfnisse gestifteten Vermögens von 25,000 fl., wovon durch die Fürsorge der weltlichen Stiftungsraths-Mitglieder 2000 fl. der Gemeinde zum Bau eines Schul- und Rathhauses abgetreten wurden, weil keine Kultbedürfnisse zu decken waren, und da der Ertrag der Stiftungen „zur Erleichterung gemeiner Lasten gereicht." Allerlei mißliche Umstände machen es dagegen dem jetzigen Ortspfarrer zur Unmöglichkeit, die mittlerweile in ihrem Vermögen sehr geschmälerte Stiftung mit der Deckung des obenbezeichneten Mangels zu belasten. Die freiwilligen Beiträge, die er zu diesem Behufe sammelt, erregen natürlich den Zorn jener Judasmenschen, die überall mit ihrem ad quid perditio haec? Propaganda machen. „Der alte Pfarrer hat sich nicht geschämt, mit zerrissenen Meßgewändern auf den Altar zu steigen; zu selbigen Zeiten hat man auch noch für den Bürgersmann etwas erspart. Hat's da gethan, warum soll das jetzt nicht mehr gut genug seyn?" — so raisonirt das katholische Volk. Das sind keine Fiktionen, sondern lautere Thatsachen; ebenso wenig ist es ein exceptioneller Zustand, sondern mag wohl überall die Gedanken eines großen Theils des Volkes charakterisiren, wenigstens an allen Orten, wo der Glaube gesunken ist. Man hört von Katholiken die Protestanten beneiden, deren Stiftungen dem „Bürgersmann" zu gut kommen, weil ihnen eine Pflicht, für den Kult zu sorgen, nicht obliegt. Diese Thatsache mag beweisen,

welche Früchte die Maximen einer solchen Administration getragen haben. Es erinnert mich das an jene berüchtigte Anekdote, welche erzählt, daß ein Oberbeamter bei Prüfung eines Stiftungs-Etats den Posten für ein Pluviale gestrichen habe, mit der Bemerkung: „Zu viel für einen Regenmantel; da möchte sich wohlfeiles Wachstuch eignen." Wie man in den Wald hineinschreit, so kommt's heraus. Alles hat mit eiserner Consequenz zusammengewirkt, die Religionsübung der katholischen Kirche in den Augen der Gläubigen (und der Akatholiken) verächtlich zu machen. Kein Wunder, wenn das Volk allmählich die Vorstellung verloren hat, daß der Gottesdienst in erster Linie zur Ehre Gottes eingesetzt ist, und erst durch Erfüllung dieses ersten Zweckes auch dem zweiten, unserer Heiligung dient. So wurde der Gedanke „der religiösen Erbauung" als ausschließlichen Zweckes des öffentlichen Gottesdienstes das maßgebende Prinzip des Urtheilens über Sachen der Religion, und gerade dieser Umstand trägt viele Schuld an der Deutschthümelei, die in ihrer nationalen, schismatischen Opposition gegen die allgemeine Kirche ihren wahren Charakter unverhüllt zur Schau stellt. Wir haben hier nicht die Aufgabe, allen Fäden des Netzes nachzuspüren, das ausgespannt wurde, um die katholischen Gläubigen zu umgarnen. Auch brauchen wir in Zeiten, wo die Protestanten, gleichzeitig mit der beabsichtigten Hebung des confessionellen Bewußtseyns, der liturgischen Seite ihres Gottesdienstes eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit schenken, und der „Schwäbische Merkur" Namens der Stuttgarter-Protestanten die dortige Geistlichkeit um die Erlaubniß anbettelt, dann und wann das Vaterunser gemeinschaftlich beten und zu den liturgischen Gebeten das gemeinschaftliche Responsorium sprechen zu dürfen — in solchen Zeiten brauchen wir uns gegen einen falschen Spiritualismus nicht sonderlich zu wehren. Wenn daher der „Staatsanzeiger für Würtemberg" in seiner Nummer vom 24. Mai d. J. mit Entrüstung meldet, man verbreite zur

Aufreizung des Volkes in Sachen des zwischen Kirche und Staat eben obschwebenden Streites fälschlich das Gerücht: „der König wolle die Religion abschaffen", so bestreiten wir die Richtigkeit der Thatsache, daß das Gerücht, und zwar zum Zwecke der Aufreizung des Volkes, sei verbreitet worden; dagegen mit der andern Thatsache hat es seine volle Richtigkeit: seit die katholischen Landestheile an Würtemberg gefallen sind, arbeitet die Regierung, wir können und wollen nicht beweisen, ob mit klarer Erkenntniß des Zweckes oder nicht? darauf hin, den katholischen Glauben zu untergraben, sowohl was den Glauben als Inbegriff der kirchlichen Lehre betrifft, als auch, weil er ein lebendiger ist und darum in verschiedenen Beziehungen sich manifestirt, in diesen seinen nothwendigen Lebensäußerungen. Das können wir mit Thatsachen belegen, gegen welche — weil aus dem Gebiete des Glaubens unmittelbar genommen, die oben geschilderten Uebelstände wahre Bagatell-Sachen sind.

Wir müssen schließlich noch eines Mißstandes gedenken, der um seiner Unwürdigkeit wegen von besonderm Gewicht ist. Die heimbezahlten Stiftungs-Kapitalien flossen bei den Stiftungsverwaltern zusammen. Jedes neue Anlehen mußte bei ihnen in der Oberamtsstadt erhoben werden. In der Regel ging das nicht ohne Abzug von 4, 5 und 6 Prozent. Es wurde also mit den Stiftungsgeldern der gemeinste jüdische Wucher getrieben, der diesem Vampyr-Systeme die Krone aufsetzt, und um so unverantwortlicher ist, da er meistens mit den ärmeren Bürgern sein gewissenloses Spiel trieb.

So verhält es sich in dieser Periode mit dem Geiste der Verwaltung der Stiftungsgüter. Mit dem Jahre 1826 ist dieser exclusive Schreibergeist bedeutend beschränkt worden. Aber der dem katholischen Glauben abholde Zeitgeist ist nicht bloß in seiner alten Herrschaft geblieben, sondern hat mit den Jahren sein Gebiet erweitert. Deßwegen sind die Stiftungen

von fortwährender zweckwidriger Verschleuderung nicht frei geblieben. Dieß zu zeigen ist unsere nächste Aufgabe.

II.

Geist der neuern Verwaltung.

Die Bestimmungen des Verwaltungsedikts §. 120—122 hatten zur natürlichen Folge, daß die Stiftungen ihres kirchlichen Charakters vollends entkleidet und als Fonds betrachtet wurden, deren Genuß die politische Gemeinde anzusprechen habe. Der von der politischen Gemeinde gewählte Gemeinderath, den gleichfalls von der Gemeinde gewählten und von der Regierung bestätigten Schultheiß an der Spitze, bildet in Vereinigung mit dem Pfarrer und den übrigen Pfründinhabern von selbst auch das Collegium des Stiftungsrathes. Der Geistlichkeit ist sonach in diesem Rathe von vornherein die Stellung der Minorität gewiesen und sie besitzt nicht einmal das Recht, gegen einen kirchenfeindlichen oder ungerechten Beschluß rechtskräftig zu protestiren. Da das Verwaltungsedikt in dem Schultheiß auch einen Mitvorstand dieses Collegiums aufgestellt hat, so begünstigt das nur die Anschauung, daß der Ortsgeistliche nicht mehr sei, als Einer unter Vielen. Wohl aus keinem andern Grunde ist es schon oft vorgekommen, daß die weltlichen Stiftungsraths-Mitglieder für sich Beschlüsse faßten. Allein abgesehen von diesem prinzipiellen Unrecht, so liegt, wie die Verhältnisse sich einmal gestaltet haben, in einem weitern Umstande noch größere Gefahr. Die genannte Verwaltungsbehörde ist nämlich nicht immer der Art, daß sie gegen mögliche der Kirche und ihren Absichten feindliche Unternehmungen Bürgschaft leistete. Der Gemeinde-, beziehungsweise Stiftungsrath wird unter dem Einfluße der herrschenden politischen Faktion gewählt, und es ist eine erwiesene, gar nicht bestrittene Thatsache, daß die lautesten Schreier in der Regel mit ihren Absichten durchdringen. Ist dieß schon beim Gemeinde-

Rathe der Fall, so noch weit mehr bei der Wahl der Bürger-Ausschuß-Mitglieder, die als die eigentlichen Volkstribunen auch das Recht der Letztern theilen, gegen jeden mißliebigen Beschluß ihr Veto einzulegen. Da diese würtembergischen Grachen die Stelle der Opposition von Haus aus bekleiden, so richtet sich auch das Wahlgeschäft ganz hienach ein. Wenn auch nicht überall, so ist doch auf dem Lande das Demagogenthum mit einer gewissen Rohheit und Bengelhaftigkeit untermischt, die zur Kirche und ihrem Vertreter im Orte zum Voraus eine „mannhafte und selbstständige" d. h. brutale Stellung einnimmt, weil jene Qualitäten mit Glauben und Pietät unverträglich sind. Selbst in ruhigern Zeiten und Orten hat bis daher doch der gottlose Indifferentismus geherrscht, der eine billige Rücksicht auf das Amt der Gemeindecollegien als Stiftungsrathes schlechterdings nicht zuließ. Wenn je noch das Augenmerk auf diese Verhältnisse gelenkt wurde, so geschah es, um sich an dem Pfarrer wegen religiöser Meinungsverschiedenheit oder sonstiger Differenzen mit den Orts-Potentaten zu rächen, weil sich da Gelegenheit darbot, ihm feindselig gesinnte Personen als Opposition aufzuhalsen. So hatte man sich also ein geeignetes Organ geschaffen, die beabsichtigten Zwecke zu verfolgen. Kein Wunder, wenn nicht bloß Einkünfte und Kapitalien der Heiligenpflegen, sondern sogar suppremirter Kirchenstellen dazu dienen mußten, die sonst der Gemeinde obliegenden Lasten für die Zwecke der „Humanität und Volksbildung" theilweise oder ganz zu tragen, ja bei noch weit fremdartigern Ausgaben „zur Erleichterung gemeiner Lasten zu gereichen." Mit der von allen Seiten her angebahnten Abstumpfung des Rechtsgefühls ist vollends die letzte Schranke gegen die Willkür gefallen. Wenn daher der Stuttgarter-„Beobachter" seiner Zeit darauf aufmerksam gemacht, mit Mitteln der Heiligenpflegen die Organisation der Bürgerwehr, die sonst für manche Gemeinden unerschwinglich gewesen wäre, durchzuführen, so gebührt ihm die Ehre

nicht, diese Quelle zur Erleichterung gemeiner Lasten erst entdeckt zu haben. Nicht bloß das Demagogenthum kann revolutionär seyn; und so ist ihm gerade in dieser Richtung eine „conservative" Regierung mit gutem Beispiele vorangegangen. Wie und mit welchem Grund man gleichwohl den frommen und rechtlichen Sinn des Volkes aufrecht erhalten oder gar wieder erwecken zu können meint, ist völlig unbegreiflich. Im Jahre 1852 hat der gegenwärtige Chef des Ministeriums des Innern vor der II. Kammer der Stände die Hoffnung ausgesprochen", der fromme Sinn der Gläubigen werde sich wieder herbeilassen, durch milde Stiftungen für die (durch die Ablösung beeinträchtigte) Zukunft zu sorgen. Zu gleicher Zeit wurde von demselben Ministerium einer Stiftung das Ansinnen gestellt, zu Straßenbauten eine bedeutende Summe zu verwilligen, nachdem schon früher zu gleichen Zwecken die enorme Summe von 14,000 fl. verwendet worden war. Ohne besondere Garantie wird wohl Niemand eine fromme Stiftung machen, der mit so schonungslosen Händen die geheiligte Absicht älterer Stifter verletzen sieht.

Man mag läugnen und dissimuliren, soviel man will, es bleibt doch wahr, daß die „Abschleifung katholischer Ecken" nicht bloß bei der Verlegung der theologischen Fakultät von Ellwangen nach Tübingen ein Motiv gebildet hat. Den Bestand und den Einfluß der katholischen Kirche auf ihr Gebiet herabzudrücken, dagegen den Bestand und die Geltung des Protestantismus in katholischen Sachen und Orten zu heben, das ist die schlecht versteckte Absicht, die sich wie ein rother Faden durch unsere neuwürtembergische Geschichte hindurchzieht. Obgleich daher der §. 70 der Verfassungsurkunde des Königreichs jeder Confession den vollen Genuß ihrer Kirchen-, Armen- und Schulfonds zusichert, so hat doch der protestantische Missionseifer es nicht über sich gewinnen können, das hiemit eidlich garantirte Recht jeder Confession in seiner ungeschmälerten Geltung zu lassen. Das einige Jahre nach

Beschwörung der Verfassung erlassene Verwaltungs-Edikt enthält in §. 121 eine Bestimmung, welche die protestantischen Ortsgeistlichen in die Mitverwaltung katholischer Stiftungen einführt, also den Katholiken eine durch altes und neues Recht gesicherte Befugniß nimmt und den Protestanten einräumt. Die Verletzung dieses Rechts und des verfassungsmäßigen Versprechens ist durch eine Verordnung der Regierung gedeckt; was will man also zur Beschwichtigung des Gewissens noch mehr! Selbstverständlich hat man viel Mühe darauf verwendet, in erst noch ausschließlich katholischen Städten Protestanten anzusiedeln; ihnen folgte dann die Gründung einer Pfarrei auf dem Fuße. In Rottenburg, Gmünd, Mergentheim, Ellwangen existiren daher ganz ansehnliche Pfarrgemeinden protestantischer Confession. Hier und aller Orten wurde der §. 121 des Verwaltungs-Edikts mit großer Energie und unermüdeter Beharrlichkeit, ja zum Theil mit Anwendung von Zwang in's Leben geführt, wie wir unten aus der Geschichte der Stadt Mergentheim des Weitern nachweisen werden. Wo protestantische Pfarrgemeinden schon bestanden, sicherte der genannte Paragraph der protestantischen Geistlichkeit dasselbe Recht; und sie übt es, wie der zur Publicität einer Kammerverhandlung gekommene Fall der Bibracher-Stiftungen beweist, unbeirrt durch die Unnatürlichkeit ihrer Stellung und die aus der Verletzung der zartesten Rücksichten entspringenden Klagen der Katholiken bis auf den heutigen Tag. Für 10 bis 20 Protestanten gründet die Regierung mit einer Freigebigkeit, als ob wir, statt unserer 52 Millionen Schulden, ebenso viel an klingender Münze im Staatsschatze liegen hätten, auf Staatskosten protestantische Pfarrverwesereien an Orten, wo es das Bedürfniß Weniger erheischt, während gleichzeitig eine große Zahl Katholiken in der Zerstreuung geistigen Hunger leiden, bis der nicht von den Staatsbürgern, sondern von Zwischengefällen katholischer Pfründen genährte Interkalarfond sich ihrer erbarmen zu müssen glaubt. Allein das wäre das

Wenigste; es würde uns zunächst hier kaum berühren. Aber wie, wenn man, nachdem katholische Kirchen ganz abgetreten, oder zu Simultan-Kirchen umdekretirt waren, von katholischem Stiftungsvermögen sogar protestantische Geistliche bleibend besoldet — oder vorübergehend honorirt — ist das nicht schreiendes Unrecht? Staat und Protestantismus, Gemeinden und Privaten haben, seit wir an Würtemberg gekommen, von dieser kirchlichen Milch sich den Rahm abzuschöpfen gesucht; sie sind die handelnden und gewinnenden Persönlichkeiten; nach ihrem Willen und mit ihrer Zulassung sind nicht bloß Gemeindelasten, die den Zwecken der Stiftungen überhaupt und der für den Kult gemachten insbesondere noch etwas verwandter waren, wie z. B. Armen-Unterstützung, Schulgelder, Schulhausbauten, auf die Stiftungen gewälzt, sondern mit ihren Mitteln ganz fremdartige, ja lächerliche Zwecke verfolgt worden. Aus katholischen Stiftungen hat man Straßen gebaut, politische Feste gehalten, Graveur- und Turnschulen errichtet, Besoldung und Badereisen von Beamten, sogar von protestantischen Geistlichen bestritten, Bürgermilitär ausgerüstet und was derlei mehr ist. Und was ist uns nach so kühnen Griffen geblieben? Herabgekommene Kirchen, unreinlicher innen und außen vernachlässigter Kult, Mangel an Kultgeräthen — Dürftigkeit und Armseligkeit aller Orten — das ist das Facit der Rechnung, deren reine Summe zugleich die Größe der seit fünfzig Jahren empfangenen „Wohlthaten" repräsentirt, in denen wir, wenn man dem „Staatsanzeiger für Würtemberg" vom 4. und 24. Mai d. J. Glauben schenken dürfte, schon längst nahezu erstickt seyn müßten. Das ist gerade unser Jammer, daß wir, was wir haben, nur aus Gnade genießen, statt unseres Rechtes sicher zu seyn, das wir mitgebracht haben. Haben wir Alles verschuldet, daß es Gnade und Wohlthat seyn soll, uns nicht Alles zu nehmen? Gott sei Dank! die Erkenntniß hat sich besonders unter dem Klerus der Diöcese in den letzten Mo-

naten immer klarer ausgeprägt, daß der Kampf, den die Bischöfe der Provinz jetzt streiten, ein Kampf nicht um ein Mehr oder Weniger der kirchlichen Freiheit, sondern um den Rechtsbestand der katholischen Kirche überhaupt ist, und daß schon aus diesem Grunde die Acceptation einer Abschlagszahlung bis auf bessere Zeiten zu den Unmöglichkeiten gehört, wenn anders der begonnene Kampf nicht ohne allen und jeden Sieg bleiben soll. Diese, durch ungeschickte gegnerischen Manifestationen wesentlich erleichterte Reflexion ist einer jener Gründe, die den Klerus der Diöcese zur standhaften Verharrung in seiner dem Bischofe, wie schuldigen, so auch in der That in ihm lebenden kirchlichen Treue anspornt.

Fragen wir noch — um zu unserm Gegenstande zurückzukehren — nach den Hülfsmitteln, die der Kirche zur Wahrung ihrer Interessen bei der Stiftungs-Administration bis auf den heutigen Tag zu Gebot stehen. Wir haben schon gesagt, daß der Vertreter der Kirche in dem Administrations-Collegium nur die Geltung einer Person hat, die eben deßwegen der Majorität unterliegt. Zwar ist dieß nirgends auf dem Wege des Gesetzes oder einer Verordnung dem Wortlaut nach ausgesprochen, und man könnte sich deßwegen, wie schon manchmal nicht zum Nutzen des geistlichen Ansehens geschehen ist, der so natürlichen Illusion überlassen, es verstehe sich von selbst, daß, wie die Gemeinde durch den Gemeinderath, so die Kirche durch den oder die Ortsgeistlichen mit beiderseitig gleichen Rechten vertreten werde. Allein einzelne Entscheidungen der Oberämter und Kreisregierungen und das dadurch gebildete Präjudiz haben jenen Mangel ganz im Geiste der bestehenden Verordnungen supplirt. Das „deutsche Volksblatt" (Nro. 5. 1852) redet von einem solchen Falle. Zweimal wurde in einem Orte auf Antrag des Oberamtes der Beschluß gefaßt, den dritten Theil der Besoldung des Schultheißen der Stiftungskasse aufzubinden, und zwar ohne die beistimmende Unterschrift des Pfarrers, und dieser Beschluß

trotzdem zum zweitenmale von der Kreisregierung genehmigt. — In dem „gemeinschaftlichen Oberamte“, der nächsten dem Stiftungsraths-Collegium vorgesetzten Behörde, hat der Dekan mit dem weltlichen Oberbeamten in allen „gemischten“ Kirchensachen seine Wirksamkeit. Welches ist wohl diese nach dem eben erzählten Falle? Entweder hat er die traurige Pflicht der unbedingten Beistimmung, oder das nutzlose Recht, sein Veto ungehört einzulegen. Die Oberbeamten sind auch so sehr an ihre exclusive Geltung in diesem „gemeinschaftlichen Oberamt“ gewöhnt, daß sie häufig Forderungen oder Anordnungen desselben allein unterzeichnen. Ueber dem Oberamt steht die Kreisregierung, über dem Dekan der Bischof. Also — sollte man schließen — hat der Bischof wenigstens gleiche Rechte mit der Kreisregierung. Mit Nichten. In Sachen des Kirchenvermögens ist die katholische Kirche in Würtemberg nach der schottischen Presbyterialverfassung eingerichtet, (vielleicht auch noch in anderen Angelegenheiten) und darum sinkt der kirchliche Einfluß vom Priester an immer mehr. Das Wort „Bischof“ kennt man hier nicht; die Kreisregierung vertritt in letzter Instanz Kirche und Staat, somit ist die Centralisation fertig — und die Kirche auch. Und das heißt man in Würtemberg „Oberaufsichts-Recht!“

Die Dreistigkeit, mit der diese Oberherrlichkeit des Staates über das Kirchenvermögen von den Regierungsorganen, zum Theil bis zu den höchsten Verwaltungsstellen des Landes, zu Gunsten des Staates und des Protestantismus, der Gemeinden und Privaten, dagegen zum Schaden der Kirche ausgeübt wurde, erleichtert uns die Aufgabe, unsere bisherige Darstellung mit einzelnen Beispielen zu belegen.

Wenige Jahre vor Aufhebung des Jesuiten-Ordens stiftete der damalige Pfarrer Weickmann von Laupertshausen, Biberacher Landkapitels, später Caplan ad St. Mariam bei den Klosterfrauen zu B i b e r a c h, sein sämmtliches Vermögen zu dem Zwecke: 1. i n d e r S t a d t B i b e r a c h e i n e l a t e i-

nische Lehranstalt zu gründen, und 2. dieselbe durch Jesuiten besorgen zu lassen. Wie hoch sich die ursprüngliche Stiftungs-Summe belief, können wir nicht sagen; es genüge zu wissen, daß der jetzige Kapitalbestand ungefähr 19,000 fl. beträgt. Sofort wurde mit dem Bau eines Hauses begonnen; allein es war kaum in Angriff genommen, so erfolgte die Aufhebung des Jesuitenordens. Das Unternehmen stand, wie es scheint, einige Zeit still. Ungefähr gleichzeitig erhoben die Jesuiten von Dillingen Ansprüche auf diese Stiftung, indem sie dieselbe als den Jesuiten der oberdeutschen Provinz überhaupt gemacht erklärten. Obwohl der Rechtsstreit zu ihren Ungunsten ausfiel, so wurde doch der Grundsatz anerkannt, daß an die bloß für Biberach gestiftete Lehranstalt auch nur Jesuiten, beziehungsweise Ex-Jesuiten berufen werden dürften, solange dieselben überhaupt existirten. Nunmehr richtete der Magistrat der Reichsstadt Biberach die fragliche lateinische Schule ein, bildete für die Hauptfächer zwei geistliche Lehrstellen mit einer Besoldung von je 500 fl., die indessen nie ganz aus der Weickmann'schen Stiftung floßen. Denn da diese Lehrstellen vom Anfange an mit schon vorhandenen Caplaneien vereinigt wurden, so bezog der erste Lehrer als Caplan der Klosterfrauen jährlich 250 fl., der zweite als Spital-Caplan 400 fl., woraus folgt, daß die fraglichen Lehrer aus der Stiftung jährlich bloß 350 fl. erhielten. Ueberdieß war denselben freie Wohnung zugesichert. Die ersten Inhaber dieser geistlichen Professuren waren wirklich Jesuiten, nämlich Thaddäus Plazzari aus Dillingen, angestellt 1775, Franz de Paula Gebhard, angestellt 1777, und P. Froschmaier. Auf sie folgten, da die Exjesuiten ausstarben, Weltpriester. Es ist somit keinem Zweifel unterworfen, daß diese Stiftung einen, und zwar sehr bestimmt ausgesprochenen, katholischen Charakter hat. Diesen behielt sie auch bis zum Jahre 1806, übrigens abgesehen von der Unmöglichkeit, bei der damaligen Lage des Jesuiten-

Ordens die Weltpriester durch Jesuiten zu ersetzen, wie dieß nach Punkt 2 der Stipulation hätte geschehen sollen. Die neuen Länderverthеilungen der Reichsdeputation brachten die Reichsstadt Biberach an Baden, in einer Zeit, wo die „Staatsmänner“ die Fundamente des berüchtigten „Rechts-Zustandes“ zu legen begannen, der heutzutage den Titel zur Abweisung der auf rechtliche Anerkennung gehenden kirchlichen Forderungen bildet. Auch auf unsere Anstalt dehnte sich die Reform aus: sie wurde paritätisch. Als Biberach an Würtemberg fiel, schien der Zustand der Parität, beziehungsweise das neuerworbene Recht des Protestantismus, bereits durch Präskription gesichert zu seyn; denn die Anstalt wurde auf dem Status quo der Parität organisirt und die Bestimmung getroffen, daß je halbjährlich einer der katholischen Geistlichen und ein evangelischer Lehrer in der Direktion wechseln sollten. Im Jahre 1811 wurde das Gymnasium durch eine Realschule erweitert und erhielt einen Rektor, der bis in die neuere Zeit herein — in der man nur mehr einen protestantischen Geistlichen dazu bestellt — abwechselnd katholisch und protestantisch war. Durch Vermittlung des Oberamtes wurde im Jahre 1821 ein finanzieller Vergleich gemacht. Bis zu dieser Zeit hatte nämlich die paritätische Anstalt lediglich aus der „katholischen Kasse“, der die Weickmann'sche Stiftung einverleibt ist, ihr Haus und ihre übrigen Einkünfte bezogen. Offenbar zur Consolidirung der ferneren protestantischen Ansprüche an die katholische Stiftung, und zur bessern Fernhaltung unbequemer Consequenzen der Einen der Stiftungsbedingungen übernahm die gemeinschaftliche Kirchenpflege die Kosten der Anstalt, bezahlte der „katholischen Kasse“ für ihr Haus 8000 fl., und repartirte diese Summe zur einen Hälfte auf das katholische, zur andern auf das protestantische Kirchenvermögen. Die Besoldung der geistlichen Professoren aus ihren beiden Caplaneien im Betrag von 650 fl. aber blieb unverglichen; somit zahlt das katholische

Kirchengut 1) die Hälfte der Kosten dieser paritätischen Anstalt, 2) 650 fl. als Einkommen zweier Caplaneien mehr. Hiezu kommt, daß bei Veränderung des exclusiv katholischen Charakters der Anstalt den geistlichen Lehrern ausdrücklich ihr Recht auf freie Wohnung im Gymnasial-Haus gewahrt blieb — daß aber dessen ungeachtet Einer derselben bereits mit einem elenden Miethzins hinausgewiesen ist, der Andere aber nur darum bleiben durfte, weil der Rektor mit seiner Familie keinen Platz darin hatte.

Das ist die kurze Geschichte einer Lehranstalt, die, erst katholisch und dem Orden der Jesuiten stiftungsgemäß zugewiesen — nunmehr durch die Souverainetät einer „Rechts-Zustand" bildenden Regierung unter Beihülfe eines auf die neuen Ideen mit Freude eingehenden, confessionell gemischten, ja wohl vorherrschend protestantischen Magistrats nahezu protestantisch geworden ist.

Größern, wenn auch fruchtlosen Widerstand fanden ähnliche Bestrebungen in Mergentheim. Das dortige Spital wurde im Jahre 1340 von dem Deutschmeister Wolfram Grafen von Nellenburg gestiftet, 1418 durch die Wittwe Agnes Schreiber erweitert, und durch Stiftung des Deutsch-Meisters Heinrich von Bobenhausen, sowie des Ulrich von Lentersheim abermals bereichert. Vom Jahre 1771 datirt sich eine Stiftung des Oehringer von Gelchsheim mit 44,000 fl. und eine seiner Hausfrau von 10,000 fl. zur Pflege und Erziehung ehelich erzeugter, katholischer Kinder. Das Gesammt-Vermögen beläuft sich auf ungefähr eine halbe Million. Dieser Fond, zum Theil stiftungsgemäß zu katholischer Kinder-Erziehung bestimmt, jedenfalls aber der Administration des katholischen Religionstheils der übrigens bis weit in dieses Jahrhundert herein ungemischt katholischen Stadt Mergentheim unterworfen, wurde noch im Jahre 1819 ausdrücklich der Verwaltung des katholischen Pfarramts und Stadtraths überwiesen. Allein das schon genannte Verwaltungs-Edikt

vom 1. März 1822 (lauter März-Bescheerungen!) sollte auch hier mit Umkehrung des alten Rechtszustandes die Grundlinien zur Reform bilden. Im Jahre 1837 wurde das Verwaltungsrecht des Stiftungsrathes erstmals angetastet. Der Oberamtmann Schlitz, der schon in Gundelsheim durch Einführung der Protestanten in den Mitgenuß katholischer Stiftungen sich die goldenen Sporen verdient hatte, verlangte, daß der Stiftungsrath den protestantischen Stadtpfarrer zu seinen Sitzungen zulasse; dabei berief er sich auf den §. 121 des Verwaltungs-Edikts, nach welchem „die Ortsgeistlichen" gesetzlich(?) Mitglieder der Verwaltungs-Behörden seien. Wohl ist es richtig, daß das Verwaltungs-Edikt mit dieser Bestimmung die allgemeine Protestantisirung katholischer Stiftungen beabsichtigte; allein die Zaghaftigkeit ließ es nur zu diesem allgemeinen und darum zweideutigen Ausdruck des neugeschaffenen Privilegiums der protestantischen Geistlichkeit in katholischen Orten kommen. Nach allen Rechtsregeln hätte das höhere und deutlich sich ausdrückende Gesetz des Landes die allgemeinen Ausdrücke des auf dem Wege der Verordnung ergangenen Verwaltungs-Edikts interpretiren sollen. Der §. 70 der würtembergischen Verfassung nämlich garantirt jeder der drei anerkannten Confessionen den vollen, ungeschmälerten Genuß ihrer Kirchen-, Armen- und Schul-Fonds. Wären die Regierungs-Organe nicht, wie immer in solchen Sachen, Partei und Richter in Einer Person, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Allgemeinheit der Bestimmung des Verwaltungs-Edikts nach Maßgabe der Verfassung zu restringiren, oder vielmehr authentisch zu interpretiren; und das hätte um so mehr geschehen sollen, da die Regierungs-Organe sich nicht einmal den Schein der Verfassungs-Verletzung geben sollten. Der Stiftungsrath faßte die Sache naturgemäß in dieser Weise auf und berief sich — mit Hinweisung auf sein bisher ausschließlich geübtes Administrations-Recht — auf §. 70 der V.-U. Durch seine Berufungen war die

Streitsache im Jahre 1841 bis vor das Forum des königl. Geheimenrathes, der höchsten Administrativ-Behörde, gekommen. Dieser traf, wie vorauszusehen, die Entscheidung: „daß der protestantische Stadtpfarrer nach §. 121 des Verwaltungs-Edikts das Recht habe, sich bei den Stiftungsraths-Sitzungen zu betheiligen; was das ausschließliche Recht der Katholiken auf den Genuß der Stiftungen betreffe, so seien sie auf den Instanzen-Weg zu verweisen.“ Trotzdem sprach sich auch der Bürger-Ausschuß — ohne Rücksicht auf die dringenden Ermahnungen des Oberamtmanns (er drohte mit dem Mißfallen und der Ungnade Sr. Majestät, als ob der königliche Name ein Hort und Schutz willkürlicher Gewalt, und nicht vielmehr des Rechtes wäre!) — gegen die Zulassung des protestantischen Stadtpfarrers aus. Als der Stiftungs-Rath dieses Votum des Bürger-Ausschusses zum Beschlusse erhob, wurde er am 25. April 1845 sogleich in der Weise suspendirt, daß das Oberamt erklärte, es dürften bei Strafe ohne den protestantischen Stadtpfarrer keine Sitzungen mehr gehalten werden. Die zu selbiger Zeit eingetretene Vacatur der katholischen Stadtpfarrei war besonders günstig, um während derselben den längst verfolgten Plan in's Werk zu setzen. Die Zuziehung des protestantischen Stadtpfarrers wurde jetzt von der königl. Kreisregierung streng geboten, andernfalls den Katholiken aufgegeben, den Beweis für ihr ausschließliches Recht auf die Stiftung beizubringen, während doch diese Beweis-Last denjenigen obgelegen hätte, welche die Veränderung des Besitz- und Nutznießungs-Rechtes zu ihren Gunsten beanspruchten. Hiebei muß man erwägen, daß im Normaljahre 1624 keine Protestanten in Mergentheim waren, also an dem dortigen Stiftungsvermögen auch irgend einen Antheil nicht haben konnten, daß vielmehr erst nach dem Anfall der Stadt an Würtemberg seit 1809 sich dort Protestanten ansiedelten. Nunmehr ordnete das Oberamt eine gemeinschaftliche Stiftungsraths-Sitzung an, und drohte mit

hohen Strafen gegen die nicht erscheinenden Collegial-Mitglieder. Gleichwohl erklärte der Stiftungsrath einstimmig, daß er nicht erscheinen werde. Die Sitzung unterblieb. Aber am 28. Jan. 1846 wurde dem Stiftungsrathe unter Eröffnung eines Dekrets der königl. Kreisregierung vom 13. Jan. 1846 der 30. Januar zu einer Sitzung anberaumt, um den protestantischen Stadtpfarrer in den Stiftungsrath einzuführen. Für den Weigerungsfall wurde die Suspension, Einleitung des Entlassungsverfahrens und Einführung einer neuen Verwaltung angedroht. Während der Stadtpfarr-Verweser Dolfinger standhaft auf seiner Weigerung beharrte, erklärte der Stadtrath, daß er „der Gewalt weichend" erscheinen werde. So fand in der ohne den geistlichen Vorstand gehaltenen Stiftungsraths-Sitzung am 30. Jan. 1846 die seit neun Jahren angestrebte Einführung der Protestanten in die Mitverwaltung statt. Am selbigen Tage wurde Stadt-Pfarr-Verweser Dolfinger „wegen Renitenz" zu einer Geld-Strafe von 12 fl. verurtheilt.

Solche Dinge wären nicht so leicht möglich gewesen, wenn nicht eine andere, noch härtere Beeinträchtigung des katholischen Religionstheils vorausgegangen wäre. In Mergentheim besteht nämlich seit alten Zeiten eine von den Deutschmeistern gegründete und durch Beihülfe der Dominikaner, sowie durch Stiftungen von Priestern und katholischen Laien, erweiterte katholische Lehranstalt. Man kann über den confessionellen Charakter solcher Stiftungen am allerwenigsten im Zweifel seyn, da Nichts den Charakter der Parität, beziehungsweise den Indifferentismus, mehr ausschließt, als die Erziehung. Hiebei darf man über die Willensmeinung katholischer Stifter durchaus nicht im Zweifel seyn, und wenn es auch nicht absolut unzulässig ist, daß Protestanten an solchen Anstalten Unterricht genießen, so lange es ohne Beeinträchtigung des katholischen Religionstheils und der speziellen Stiftung geschehen kann, so ist es eine offenbare Verletzung

des sonst überall heilig gehaltenen Willens barmherziger Vorfahren, daß Protestanten an solchen Anstalten Lehrstellen bekleiden, und die zur Festigung des katholischen Glaubens vorhandenen Mittel zur Bekämpfung der katholischen Kirche und umgekehrt zur Hebung der protestantischen Confession mißbraucht werden. Fundationsgemäß sollten auch, wie man aussagt, drei katholische Geistlichen an besagter Anstalt lehren, und bis zum Jahre 1829 waren deren wenigstens zwei als Lehrer bestellt. Aber in diesem Jahre ist die oberste Lehrstelle und das damit verbundene Einkommen dem neubestellten und somit durch katholische Stiftungsmittel unterhaltenen protestantischen Stadtpfarrer zugewiesen worden. Dagegen ist in diesem Augenblicke kein katholischer Priester angestellt. Wirtemberg besitzt also — si licet parva componere magnis — eine sehr kräftige Parallele zu der Administration der katholischen Stiftungen der Universität Freiburg.

Um aber den der katholischen Stiftung zu Theil gewordenen „Schutz" näher kennen zu lernen und Beiträge zu liefern zur Beleuchtung des Begriffs „dominium", das den Katholiken, und des „dominium eminens", das der Staatsgewalt „zusteht", müssen wir noch näher in den Verlauf der Sache eingehen. In Mergentheim, einer im Jahre 1829 noch fast ganz katholischen Stadt, waren lauter protestantische Beamten angestellt. Sie wollten einen Seelsorger ihrer Confession; statt denselben durch Flüssigmachung protestantischer Hülfsmittel zu berufen, stellten sie das Ansinnen, einen protestantischen Prediger mit einer Lehrstelle zu betrauen. Griechisch und Lateinisch könne ein Protestant so gut lehren, als ein Katholik; sie wollten nur einen Lehrer für ihre Kinder und einen Prediger; das werde man ihnen nicht mißgönnen. Sie wollten," fügte der Oberamtmann hinzu, „Nichts von katholischen Stiftungen." Als ob sie nicht eine katholische Stiftung verlangt hätten, um ihren Prediger zu dotiren!

Solche zahmen Reden gewannen leider den damaligen Dekan Kuenzer, der denn auch, trotz aller Vorstellungen katholischer Bürger und besonders des geistlichen Professors Gayler, den Stiftungsrath endlich dazu vermochte, zur Berufung eines protestantischen Predigers als ersten Lehrers der Anstalt und zur Besoldung des protestantischen Pfarrers aus katholischen Mitteln die Hand zu bieten. Von Seite des Oberamts getröstete man den Stiftungsrath, durch diesen Toleranzbeweis die Scharte 1809 — den Vorwurf rebellischer Gesinnung — auszuwetzen. Natürlich fehlte dieser stiftungswidrigen Handlung nirgends die höhere Genehmigung. Vielmehr wurde der „Schutz" der weltlichen Gewalt den Katholiken in selbigem Geiste fortwährend zu Theil, in dem er begonnen hatte. Bis zum Jahre 1842 blieb der katholische Kirchenconvent ausschließlich die unmittelbare Aufsichtsbehörde der Anstalt. Es schien, die Protestanten hätten sich mit den bis jetzt katholischer Seits gebrachten Opfern um so mehr zufrieden stellen können, als in Folge der jetzt errichteten Pfarrstelle immer mehr Protestanten in die Stadt zogen. Allein es sollte auch noch die Betheiligung des protestantischen Kirchenconvents an den Rechten des Orts-Scholarchats als letztes Ziel erreicht werden, damit die ehemals ganz katholische Erziehungsanstalt nach und nach vorherrschend protestantisch werde. Zu diesem Zwecke diente ein scheinbar unbedeutender Umstand, der auf Antrag des protestantischen Oberpräceptors und auf Befehl des königl. Studienrathes in gemeinschaftlicher Sitzung der beiden Kirchenconvente sollte erledigt werden. Eine solche schließt als einmal vollendete Thatsache den Grundsatz der Gleichberechtigung, beziehungsweise eine Schmälerung des bisher allein geübten Rechtes des katholischen Religionstheils, auf die unmittelbare Leitung der Anstalt in sich. Der oben schon genannte Pfarrverweser Dolfinger, während dessen Amtsführung der Streit hierüber noch brannte, protestirte

naturgemäß fortwährend gegen diese Neuerung. Schon der unmittelbare Vorgänger im Amte, sowie die weltlichen Mitglieder des Kirchenconventes wurden mehrmals „wegen Ungehorsams“ zur Strafe gezogen. Das Alles konnte dieses Collegium nicht abhalten, sein Recht bei den höhern Behörden geltend zu machen; vom Geheimen-Rath wandte es sich an die Stände. Domdekan von Jaumann referirte in der Sitzung vom 28. Juni 1845 über die Beschwerdeschrift, wobei er besonders hervorhob, daß man den Katholiken Mergentheims durch Bestellung eines protestantischen Oberpräceptors und der mittelst katholischer Stiftungen bewerkstelligten Errichtung, einer protestantischen Stadtpfarrstelle schon wehe genug gethan habe. Durch Zuruf beschloß die Kammer, die Bestellung eines katholischen Geistlichen als Lehrer der Regierung zu empfehlen. Diese antwortete damit, daß am 3. Febr. 1846 einer der Stadträthe in dieser Eigenschaft, sowie in der eines Mitglieds des Stiftungsraths und Kirchenconvents suspendirt, ein anderer durch fortgesetzte Zwangsmaßregeln zur Niederlegung seines Amtes gezwungen, und die dem Pfarrverweser vom Studienrathe angesetzte, vom Ministerium des Innern, sowie vom Geheimen-Rathe aufrecht erhaltene Strafe von 84 fl. — einem Fünftel der Jahresbesoldung! — unter dem 6. Juni 1846 eingetrieben wurde. Unter dem 12. Juni 1846 wurde für dessen Nomination auf die Pfarrei Pfedelbach die königl. Bestätigung verweigert, „da man bei der Art und Weise, wie sich Dolfinger als Stadt-Pfarrverweser von Mergentheim in seinem Verhältniß zu dem königl. Studienrathe und auch zu der dießseitigen vom königl. Studienrathe angerufenen Behörde (dem königl. katholischen Kirchenrathe) in den daselbst anhängigen Schul- und Stiftungs-Sachen verhalten hat, sich keineswegs in der Lage sieht, ihm zur Zeit eine Pfarrei übertragen zu können.“ So der königl. katholische Kirchenrath, indem er die Perspektive auf den „Schutz der niedern Geistlichkeit gegen die Anmaßung unumschränkter bischöflicher Gewalt“ eröffnet!

Wir können kein schlagenderes Beispiel anführen, um den in allen Verwaltungsbehörden lebenden Geist zu charakterisiren. Fügen wir noch hinzu, daß dem protestantischen Stadtpfarrer in Biberach vor einigen Jahren 150 bis 200 fl. jährlicher Besoldungsbeitrag aus der Hospitalpflege zudekretirt wurden, daß die Katholiken der Stadt Biberach seit Jahren umsonst alle Behörden um Schutz gegen die in Folge des §. 121 des Verwaltungs-Edikts entstandenen und immer drohenden Beeinträchtigungen angefleht, daß sie vor ein Paar Monaten endlich auch von der Kammer der Abgeordneten mit ihrer Bitte abgewiesen wurden. Eine von solchem Geiste beseelte Vogtei des Staates wird katholische Ansprüche auf Gerechtigkeit nicht schützen, wie sie dieselben auch in der Vergangenheit nicht geschützt hat. Der Einfluß des Protestantismus auf die Politik einzelner Kabinete, auf die der Klein-Staaten nicht am geringsten, hat sich in neuester Zeit deutlich erwiesen. Die in Form und Sache maßlosen Forderungen der Heidelberger theologischen Schule an die Regierungen gegenüber der katholischen Kirche setzten ein sowohl auf genaue Kenntniß der Vergangenheit, sowie auf gute Diagnose des gegenwärtigen Standes gegründetes Vertrauen voraus. Die der katholischen Kirche, speciell den bischöflichen Forderungen so ungerecht vorgeworfene Herrschsucht ist weiter Nichts, als Selbstvertheidigung gegen die immer wachsenden Ansprüche des Usurpators. Die Defensiv-Mittel liegen, wie die traurige Geschichte unserer letzten Vergangenheit auf's Neue gezeigt, nicht außerhalb der Kirche. Eben darum kann sie, wie die bischöfliche Denkschrift es ausdrückt, die freie Verwaltung und Verwendung des zu den Zwecken der Kirche nur bestimmten Vermögens bloß in den Händen ihrer Bischöfe, als der von Gott verordneten Häupter der kirchlichen Gemeinde, gesichert erkennen.

VII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Die Kreuzzeitung und der Bundestag; ihr Preußen und seine Politik nach Innen und Außen, in religiöser und nationaler Richtung; Russomanie; wessen sich Deutschland zu einem solchen Preußen versehen dürfte? ob es realiter existirt? Preußen und der Bundestag.

Wer doch von Frankfurt aus mit der hoffenden Liebe zum deutschen Vaterlande, wenn auch in guter Meinung, so grausamen Spott treiben mag, daß er von Zeit zu Zeit die zuversichtlichsten Berichte über innere und materielle Erstarkung des deutschen Bundes, ja sogar über äußere und politische Kräftigung, und folgerichtig höhere Weltbedeutung desselben, in die deutsche Journalisten-Welt hinausschickt? Oesterreich freilich — man sollte nicht müde werden, es den Deutschen zu sagen! — hat durch seine ganze Thätigkeit am Bundestag, seitdem er wieder, wenigstens dem Namen nach, die centrale Spitze Deutschlands bildet, bewiesen, daß es der in harten Zeiten dem deutschen Volke gegebenen und feierlich verbürgten Versprechen nicht vergessen; Oesterreich weiß in

rückhaltsloser und uneigennütziger Hingebung die Interessen seiner kaiserlichen Macht identisch mit der Ehrenrettung des schwergekränkten deutschen Namens; Oesterreich ist darum unablässig bestrebt, dem Organe des deutschen Bundes eine Bedeutung für alle principiellen Fragen der internationalen und europäischen Politik zu sichern, welche das heilsamste Maß der von Preußen einst unbedingt und mit lautestem Selbstruhm bevorworteten „deutschen Einheit“ repräsentiren würde. Aber Oesterreich opfert sich umsonst; es besitzt am Bundestage nur Eine Stimme und sein Rivale im Präsidium scheint in allem und jedem Stücke schnurstracks entgegenzustreben. Nicht einmal zu einem gemeinsamen Protest gegen die Hegung der rothen Mordbuben auf Albion hätte das deutsche Central-Organ vor dieser Politik sich erschwingen dürfen.

Kaum zwei Wochen nachdem wieder einer der obenerwähnten Freudenrufe bitterer Täuschung aus Frankfurt ergangen — und zwar, höchst bezeichnend! an demselben 9ten Juni, wo der Bundestag per majora seine Incompetenz in der Kettenburgischen Sache decretirte — war es, daß die „Kreuzzeitung“ mit anerkennenswerther Offenheit die Grundlinien der preußischen Bundes-Politik der Mit- und Nachwelt zum Beschauen vorlegte. Von vielen Seiten, sagt sie, erhebe sich gegen den Bundestag wieder der Vorwurf, er friste in bekannter Unthätigkeit seine Existenz; daß er aber dieses thue, sei für den Bundestag der einzig mögliche Weg, den Beifall der Bannerträger des preußisch-evangelischen Staates zu gewinnen, und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens soll „der deutsche Bund, aus einem Nothstande hervorgegangen und wesentlich nur auf einen solchen berechnet, überhaupt niemals ein wohl eingerichteter, durchgeführter und vollständiger Regierungsapparat seyn, und entschieden muß die gegenwärtige Haltung desselben, gemäß den Principien, die bei seiner Gründung thätig waren, in Zeiten

des Friedens mehr negativ und abwartend seyn. Preussen geht heute ganz auf diesen dem Bundestag eigenthümlichen Charakter ein."

Zweitens, daß „unser Staat, in der Lage, in den großen Fragen Europa's als ein Fünftel der entscheidenden Macht eine imponirende und selbstständige Stellung einzunehmen", sich den Entscheidungen des Bundestags bequemen würde, könne man doch unmöglich erwarten; „Preußen sei es sich, seiner Geschichte und seiner Zukunft schuldig", den polizeilichen Eifer kleiner Mächte von sich fernzuhalten und ihn allmählig sich selbst verzehren zu lassen; Preußens ganze „eigenthümliche Entwicklung" hänge davon ab, daß es sich stets gegen alle Versuche stemme, am Bundestage eine gemeinsame Gesetzgebung über Presse, Vereinswesen u. s. w. herzustellen.

Drittens „kann aber Preußen eben sowenig die Aufgabe haben, im Bundestage die Ausführung der Verbesserungen durchzusetzen, welche ihm für Deutschland nützlich oder nothwendig erscheinen. Es darf und muß dazu einen andern und einfachern Weg wählen, den, zuerst in dem engern Kreise seiner Staaten das Neue einzuführen, und dann zu erwarten, daß dasselbe durch seinen moralischen Einfluß weitere Aufmerksamkeit und Theilnahme auch außerhalb der preußischen Gränze errege und, nachdem es sich bei uns bewährt, in der Fremde Nachahmung finde."

Viertens: „der Bundestag hat sonach gerade in unsern Augen in dieser zuwartenden und wenig hervortretenden und eingreifenden Stellung einen besondern Vorzug, und es steigert sich derselbe noch durch den Umstand, daß gerade nur der losere Zusammenhang es Preußen ermöglicht, unter dem Präsidium Oesterreichs ein Verhältniß des guten Einvernehmens mit diesem Großstaat zu bewahren."

Dieses Programm hat die „Kreuzzeitung" veröffentlicht, wenige Tage, nachdem der König Preußens von seinem

verwandtschaftlichen Besuche in Wien und den herzlichen Begrüßungen der Oesterreicher zurückgekehrt war. Niemand, der es Wort für Wort erwägt, wird verkennen, daß es die alte, mit Eclat zu Schanden gewordene Unions-Politik von 1849 sei, nur in anderm Gewande. Ihre rauhe oder positive Seite ist hinein-, ihre gleißende oder negative Seite herausgekehrt; indem sie den Bundestag bloß als Mittel gebraucht, allen einheitlichen Aufschwung Deutschlands zu hindern, will sie auf dem Umweg erreichen, was seit 1848 auf dem geraden Wege nicht zu erreichen war, weil jenes Deutschland, in dem Preußen aufgehen wollte, doch noch etwas bei Kräften stand. „Kehre deinen Pelz um, und auch umgekehrt wird er dich warm halten!" — sagt der „Kreuzzeitungs"-Vorsänger C. Wie das außerpreußische Deutschland auf dem legalen Boden des Bundestages zu völliger Ohnmacht gebracht werden könne, das ist es, was das Programm der „christlichen Germanen" von der „Kreuzzeitung" nachweist; die deutsche Central-Gewalt, die nach den Stürmen der preußischen Unions-Revolution als letzter und einziger Hoffnungs-Anker wieder aufgerichtet worden, ist zwar damals in Berlin erst nach langem Widerstreben anerkannt worden, jetzt hat man aber eingesehen, daß gerade sie als Werkzeug der unionistischen Heimtücke unschätzbare Vortheile gewährt. Dabei erfreut sich die „Kreuzzeitung" noch der altgewohnten eisernen Stirne, ihr Programm mit den Worten zu schließen: durch sothane rein negative Stellung des Bundestags allein könne Preußen „der österreichischen Diplomatie Gelegenheit geben, die letzten Reste und Reminiscenzen einer mehr tendenziösen als bundesfreundlichen, auch den realen Machtverhältnissen wenig entsprechenden Politik von sich abzustreifen."

So ist denn alles selbstgewollte Unheil vergessen, was seit dem 18. März 1848 über den Sand der alten Mark dahingegangen! Der Kaiser-Umritt, der parlamentarische Unionsgötze, der „wohleingerichtete, durchgeführte und voll-

ständige Regierungs-Apparat" des Berliner Fürstenraths mit seinen sehr positiven Militär-Conventionen, Unions-Gerichten u. s. w., wie der Schimmel von Bronnzell und der „aus einem Nothstand hervorgegangene" Rücktritt Preußens in den Bund: Erfurt wie Olmütz — Alles findet sich wieder in der neuen Bundespolitik beschlossen, des Durchbruchs je nach dem Glück der Umstände harrend! Der Bundestag ist also nichts als die unionistische Fickmühle für das Kreuz-Zeitungs-Preußen! Positiv zu wirken, wird er erst dann gnädige Erlaubniß erhalten, wenn die „Zeiten des Friedens" vorbei sind, und die Franzosen am Rheine stehen; dann wird er hundertfünfzigtausend Mann Bundestruppen zum Schutze des „Fünftels der entscheidenden Macht Europa's" westwärts decretiren dürfen; inzwischen aber hat er der „eigenthümlichen Entwicklung" Preußens zu dienen, und namentlich die „kleinen Mächte" mit ihrem „Polizei-Fanatismus" um die Bedingungen der Selbsterhaltung vergebens sich abmühen zu lassen.

Und das heutzutage, wo Niemand verkennt, daß die jetzige politische Lage Deutschlands gefährlicher ist, als vielleicht selbst zu den Zeiten Napoleon's I.! Welches Preußen statuirt die „Kreuzzeitung" dagegen? Ihr Preußen ist es, von dem bereits wieder in den Tagen der Carlsbader Conferenz ein süddeutscher Protestant an einen norddeutschen Biedermann *) schrieb: „Preußen ist vor Allem berufen, die Leitung zu übernehmen, um Deutschland als Deutschland zur Geltung zu bringen; aber wer glaubt an seine Ehrlichkeit? Nicht durch schöne Worte, sondern nur durch die That wäre dieß Mißtrauen zu beseitigen, daß es Deutschland durch allmählig anschließende Krystallisation an das Preußenthum zu einer nationalen Einheit erheben wolle; aber die Preußen scheinen in allen Beziehungen von Gott verlassen, und immer nur auf das Widersinnigste auszugehen." Eine Kritik, wie eigens gemacht für das Programm vom 9. Juni!

*) An Perthes in Hamburg, s. dessen Leben. II. 215.

„Schöne Worte!“ — daran darf es freilich auch bei der „Kreuzzeitung“ nicht fehlen. Aber selbst der „Rundschauer“, der selten einen Monat vorbeiläßt, ohne Anathem gegen Erfurt und Huldigung für Olmütz, hat kein Wort der Mißbilligung über das Programm vom 9. Juni, vielmehr muthet er in seiner jüngsten Rundschau allen „Gegnern der preußischen Unions-Politik von 1849“ zu: endlich einmal einzuräumen, daß diese die „Tendenz, Preußen groß zu machen auf fremde Kosten“ — nicht gehabt habe, wie denn in unserer Zeit überhaupt ganz außer Uebung gekommen, daß ein Staat auf Kosten des andern um sich zu greifen trachte! So sehr unterliegen auch die Besten unter der Kreuzzeitungs-Partei den jedesmaligen Eindrücken des Moments, daß ein Verlaß auf ihre Aussprüche kaum über Nacht gestattet ist. Heute bekämpft sie eine politische Stellung mit aller Macht und allen Mitteln; morgen siegt die angegriffene Stellung; übermorgen schreibt die „Kreuzzeitung“: „unser Triumph ist vollständig, die von uns stets vertheidigte Stellung erfreut sich des glänzendsten Sieges.“ Von dieser unerhörten Gewandtheit in politischen Schwenkungen, wie die Banner-Träger des „evangelischen Staats“ sie entwickeln, hat besonders der große deutsche Zoll- und Handelsstreit die drolligsten Musterproben geliefert.

Es war, wie auch diese Blätter seiner Zeit darlegten, eine zornige Erregtheit, die sich bis zum temporären Wahnsinn steigerte, mit der die „Kreuzzeitung“ mitten im hellen Haufen der Rothen und des Hauses Gotha gegen jede commercielle Verbindung Oesterreich's mit Deutschland auf Tod und Leben anstürmte; das wäre, hieß es unter obligatem Säbel-Geraffel, Preußens politischer Tod, seine Mediatisirung, „der letzte Hauch von Mann und Roß“ müsse dagegen aufgeboten werden. Aber siehe da! — als Oesterreich durchdrang und Preußen nachgab, zum unermeßlichen Segen für ganz Deutschland und (jetzt bereits eingestandenermaßen)

namentlich für Preußen, als der Handels-Vertrag des Zollvereins-Gebiets mit Oesterreich auf der fortbildungsfähigsten Grundlage abgeschlossen war — vertauschte da die „Kreuzzeitung" ihre gellenden Schlachtgesänge vielleicht mit dumpfen Klageliedern über den unvermeidlichen Ruin Preußens? O, weit gefehlt! Ihre triumphirendste Miene legte sie vielmehr sofort an und verkündete aller Welt: „Oesterreich vermochte nicht mehr, der preußischen Politik eine Thätigkeit in Deutschland streitig zu machen, welche ihr nach ihrer Geschichte und ihrem innern Leben gebührt." Und der „Rundschauer" frag'e — als wenn er nicht selbst über Jahr und Tag seine Feder in Niedermetzelung der Darmstädter geübt, sondern erst zur Stunde der Ratifikation des Handels-Tractats mit Oesterreich als publicistischer Recrut eingetreten wäre! — am 31. März voll „dankbarer Freude" für diesen Tractat: „wo sind nun die gegenseitigen Bitterkeiten und Reibungen, wo die Eifersüchteleien, aus denen sie hervorgingen, wo die Menschen, die in diesen trüben Wassern fischten?" U. s. w.

Woher derlei Monstruositäten der „Kreuzzeitungs"-Politik? Antwort: im tiefsten Grunde aus Mangel an der Directive strenger Wahrhaftigkeit! Anstatt die Lüge immer und überall, auch in der Politik, zu bekämpfen, bedient die Partei sich derselben vielmehr selbst, je nach den vermeintlichen Anforderungen des stets trügerischen Utilitäts-Princips, und seiner Seele in diesem Falle, des dünkelvollen Altpreußenthums. Dessen unveränderliche Zwecke diktiren die Schwenkungen des Moments. War z. B. der Rücktritt in den Bundestag und der Handels-Tractat mit Oesterreich durch die Noth erzwungen, nun, so konnte vielleicht mehr gewonnen, als verloren seyn; es galt den Versuch, die beiden Uebel zum Besten zu wenden, und altpreußisch auszubeuten, indem man ihre von der redlichen deutschen Politik gewollte Bestimmung in das Gegentheil verkehrte. Wie vortrefflich das mit dem Bundestage gehen kann, erweist sich

bereits; andererseits werden die Zollvereins-Conferenzen den Beweis auch nicht schuldig bleiben. Die „Freimüthige Sachsen-Zeitung“ ist ein protestantisches Organ, und steht auf demselben christlich-conservativen Standpunkt, dessen die „Kreuzzeitung“ sich rühmt; aber auch sie hat, zum Ueberflusse noch durch neuerliche Liebäugelei dieses Blattes mit der kurhessischen Demokratie scandalisirt, jüngst (den 17. Juni) das schwere Urtheil gefällt: „die conservative Partei in Preußen ruinirt sich selbst dadurch, daß sie Alles, was in Deutschland ehrlich, royalistisch und deutsch denkt, gegen sich in Harnisch bringt; sie macht sich immer mehr in ihrem eigenen Vaterlande unmöglich; sie hat es bereits dahin gebracht, daß ein Ministerium aus dieser Partei, an die Spitze der Geschäfte in Preußen gestellt, von allen conservativen Deutschen als eine gemeinsame deutsche Calamität betrachtet werden würde.“ — Blinden Russenhaß wirft die „Kreuzzeitung“ jetzt ihren Gegnern vor; in der That aber hassen wir an den Russen nur die Specimina „neupreußischen“ Conservatismus, wo sie solche von sich geben.

Mehr noch als Alles mußte überall die plötzliche Wendung auffallen, welche in der Haltung der „Kreuzzeitung“ bezüglich des religiösen Standpunktes von dem Augenblicke an eintrat, wo Friedrich Wilhelm IV. zur Reise nach Wien rüstete. Was fürchtete sie denn wohl? Sie hatte so eben noch die Katholiken-Hetze in Holland scharf mißbilligt, und sogar den oberrheinischen Bischöfen ihre Sympathie zugesichert; aber Alles verkehrte sich, sie ängstigte sich vor den drohenden „Triumphen der Gregore und Innocenze“, seitdem irgend eine Noth bei Gelegenheit der königlichen Reise einzuschärfen drängte (12. und 13. Mai): „Preußen habe die große Erbschaft des evangelischen Staatsthums zu verwalten, wie es zu Augsburg begründet ward“, deßgleichen die „Fortpflanzung des germanischen Geistes weit über seine Gränzen hinaus“; „das Bild des preußischen Gesammt-

Zustandes sei gegenwärtig das erfreulichste", weniger durch das Verdienst „einer positiven Staatskunst", als weil man „den preußischen Staat wiederum gleichsam nach dem Gesetze seiner eigenen Schwere sich geltend machen lasse." Von nun an fanden sich die ständigen Variationen über das Thema: „Preußen ein evangelischer Staat" mehr, als je zuvor, mit banalen Insulten gegen die Kirche verschnörkelt; sie liefen sämmtlich auf deren politische Verdächtigung hinaus. Man solle nur auf Frankreich sehen, „wo eine verhängnißvolle Allianz zwischen dem Katholicismus und dem Socialismus" bestehe, was das Prognostikon der „Kreuzzeitung" schon vor mehr als Jahresfrist gewesen; wo der Klerus Jedem diene, aber Keinem ganz sich hingebe, wozu das Blatt wörtlich erläutert: „die Jungfrauen, welche Jedem dienen, aber Keinem ganz sich hingeben, haben in der deutschen Sprache einen garstigen Namen!" Oder nach Belgien, wo die Kirche „die Neigung zur Revolution durch ihre Weihen entschuldigt habe", wie sie es überhaupt „sogar loben müsse", wenn man „katholische Provinzen aus der unnatürlichen Verbindung mit protestantischen Gebietstheilen loslöse." Oder man möge hinsehen wo immer: „in den römisch-katholischen Ländern ist es ohne Controverse am allerfaulsten"; Zeuge ist ihre revolutionäre Erregung! — ein bereits stabil gewordenes Argument, dem man zugeben mag, daß die Staaten entgegengesetzter Natur allerdings mehr Anlage verrathen, seiner Zeit an absoluter Impotenz zum Leben lautlos dahinzusterben, wie in ihnen die Einzelnen jetzt schon vorherrschende Neigung zeigen, den Strick oder Sprung in's Wasser den Nöthen und Mühen des Lebens vorzuziehen.

Daß bei Gelegenheit der Entdeckung des „großen" und „furchtbaren" Complotts der Rothen in Preußen, unmittelbar nach den Gräueln vom 6. und 18. Febr., ein Freund in London (den 5. Apr.) der „Kreuzzeitung" geschrieben: „Die Nachricht von den Verhaftungen in Berlin macht großes

Aufsehen, man glaubte in England an ruhigere Zustände in Preußen; wär's in Mailand oder Pesth, so wär' es etwas Anderes, aber Berlin ist weder Mailand noch Pesth" — das hat man jetzt über der „selbstbewußten Festigkeit conservativer Entwicklung" rein vergessen. Das Bild Oesterreichs z. B. ist das „allerfaulste", das des „evangelischen Staates" Preußen dagegen „das erfreulichste", nur Einen Mißklang abgerechnet, nämlich den — „heimathlosen Ultramontanismus." Daß „ohne den Protestantismus der Werth der Mark Brandenburg seit Kaiser Sigmund gewiß nur um den höhern Preis von Grund und Boden gestiegen wäre", das wollen die „preußischen Katholiken", wenigstens die der „Deutschen Volkshalle", „des Blattes der alten rheinischen Oppositionslust und Revolutionsmacherei unter dem Vorwande der Religion", nicht verstehen. Das ist die Revolution! Wir warten zur Stunde noch auf bessere Beweise für die Anklage, als die Verläumder in Berlin im Jahre 1837 gegen Erzbischof Clemens von Köln für dessen Verbindung „mit zwei revolutionären Parteien" beizubringen vermochten, denn sie brachten bekanntlich — keine; auf alle Fälle aber tragen nicht die Katholiken die Schuld, daß der „evangelische Staat" Preußen, wie er jetzt ist, keine Geschichte hat. Darum sind selbst Protestanten bedenklich „bei stärkerer Accentuirung" des „evangelischen" Charakters desselben, und ihrem drohenden „Geschrei" arbeitet der „Patriotismus" der „Kreuzzeitung" *) vergebens entgegen.

Was die Pflichten dieses „evangelischen Staates" betrifft, so mag man aus dem Beifall, dessen die heilsame „christliche Reaktion" in Holland sich erfreut, auf ihren Umfang schließen. Nur der „heimathlose Ultramontanismus" kann behaupten, daß eine solche Reaktion, bei der das gute Recht der Katholiken nirgends mehr bestehen kann, deutlicher auf

*) S. Num. 151; vgl. Num. 123 u. 132.

den Untergang weise, als die Kossuth-Mazzini'sche Revolutions-Großmacht; in Wahrheit ist diese Reaktion um so bewunderungswürdiger, als man dabei feierlich versichern kann, daß ja den Katholiken ihr verfassungsmäßiges Leben gewahrt bleibe. Wir wissen zwar nicht, wie weit eine Reaktion der Art ihrer Realisirung in Preußen bereits entgegengereift seyn dürfte; man vernimmt bloß, zugleich mit der Nachricht, daß der König endlich als summus episcopus der „evangelischen Kirche" deren Ordnung selbst persönlich zu Handen nehmen werde, officiöse Winke von wachsender Vorliebe für Revinscirung des Placet und von Englands großer Freude *), daß „man es in Berlin glücklicherweise verstehe, päpstliche Bullen bei den Hörnern zu fassen" (vgl. die Geschichte des Jahres 1837). Aber so viel ist richtig, daß die einzelnen „Rechte" der Katholiken nur Gnaden sind, oder vielleicht vorübergehende Consequenzen der momentanen Ansicht, daß es bedenklich sei, die Rheingränze mit „Heloten" vertheidigen zu wollen. Der „evangelische Staat" läßt ihnen ja die constitutionellen Freiheiten im Allgemeinen; er thut dieß schon um seiner selbst willen, denn die „Kreuzzeitung" ist von der über Jahr und Tag lang colportirten kränkenden Anschauung vom Constitutionalism zurückgekommen, als wenn er die politische Elephantiasis der Gesellschaft, insbesondere das hippokratische Gesicht Altpreußens sei. Sie sieht jetzt ein, daß er vielmehr die rechte Propaganda für „evangelisches Staatsthum" und „germanischen Geist" ist, sowie ein immerwährendes Zeugniß über katholisches Staatsthum, wo es nicht constitutionell zu seyn braucht. Den Katholiken in Preußen bleibt also immerhin das Recht — öffentlich zu klagen! Was wollen sie mehr! Der „Rundschauer", dessen Definitionen vom „evangelischen Staat" uns zwar allmonatlich unbegreiflicher werden **), dem wir aber für die

*) S. Kreuzzeitung vom 2. Juli.

**) „Ueberhaupt", sagt er jetzt, „keine Religion ist gemeint, wenn Preußen

mitten in dem Kriegslärm der „Kreuzzeitung" fast wehmüthige Milde seines sechszigsten Programms (vom Juni) dankbar sind, hat in der Mai-Rundschau selbst gesagt: „Wie sehr man" (die katholische Fraktion) „auch geklagt und geeifert hat, schon daß man so laut klagen und so heftig eifern durfte, mitten in Berlin, wo vor noch nicht siebzig Jahren der Krückstock so viel Ehrfurcht einflößte, im Mittagslichte der Oeffentlichkeit und der besetzten Ministerbank gegenüber — schon diese Eine Errungenschaft mußte und muß noch fernet jedem verständigen Römischkatholischen als ein hoher Grad kirchlichen Rechts und kirchlicher Freiheit erscheinen", als „ein so hoher Grad", wie ihn sonst, außer — England, kein Großstaat, namentlich kein katholischer, gewähren kann!

So macht denn, laut der „Kreuzzeitung", den Charakter Preußens aus, daß es ein Fünftel der entscheidenden Macht Europa's ist und ein evangelischer Staat; von deutsch hört man weiter nichts, als daß es die doppelte Mission habe, neben dem „evangelischen Staatsthum" auch die „Fortpflanzung des germanischen Geistes" zu betreiben, mag Ersteres den katholischen „Heloten", wenn sie auch fast die Hälfte

auf die evangelische Kirche von uns hingewiesen wird, sondern die Kraft- und Lebensfülle, welche die positivste aller Positionen, das Evangelium, nach dem wir uns nennen, in sich hat, die Position, welche die Basis unserer Gemeinschaft mit den römischen Katholiken, und die Bedingung der Möglichkeit des Zusammenlebens mit ihnen ist. Preußen ein evangelischer Staat — nicht ein akatholischer — ein Staat, der allzeit willig und fertig ist, all sein Thun und Seyn an der Urnorm des Evangeliums zu messen. Aber wie viel nur negativer Protestantismus klebt uns noch an!" Seine Betrachtungen schließt er mit den Worten: „Wir fassen den Ausgang noch nicht in's Auge, den Andere schon in's Auge fassen, daß der Papst Norddeutschland beherrsche auf den Trümmern der evangelischen Kirche und Preußens. Aber wer solchen Ausgang erlebte, der würde sagen, daß wir selbst, die Evangelischen des preußischen Staats, die Werkzeuge gewesen sind, ihn herbeizuführen."

aller preußischen Steuern bezahlen, lieb oder leid seyn. Bezüglich des zweiten Theils der doppelten Mission aber ist, gemäß des Programms vom 9. Juni, die Hauptaufgabe Preußens gegenwärtig die — ja zu sorgen, daß die deutsche Centralgewalt, der Bundestag, nichts Gutes stifte und nichts Uebles hindere. So lautet die internationale „Kreuzzeitungs“-Politik! Sie hat aber auch sonst schon glänzende Gelegenheit zur Bethätigung gefunden, in einer der folgenreichsten deutschen Fragen, der — russisch-türkischen.

Daß bei dieser Frage die empfindlichsten Interessen Deutschlands auf dem Spiele stehen, kann im Grunde Niemand läugnen, und der einfache deutsche Verstand schließt daraus, daß es heilige Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland sei, den deutschen Schwerpunkt im Osten, Oesterreich, in seiner überaus kritischen Lage mit allen physischen und moralischen Kräften zu unterstützen. Ganz Deutschland, in dieser Weise Eins, würde ein großes Gewicht in die Wagschaale legen, und Oesterreich vor den gleich gefährlichen Allianzen nach Osten wie nach Westen behüten. Wie aber argumentirt die „Kreuzzeitung“? Die russisch-türkische Frage — so lautete ihr erster Satz — geht uns als solche gar nichts an; ihr Streitobjekt hat für uns „kein eigenes direktes Interesse“, berührt nirgends unsere — Gränzen. Diesen Satz ließ sich die eminente Deutschheit des Nordens ziemlich allgemein gefallen; Preußen als deutsche Großmacht in Rechnung ziehen wollen, wäre beleidigend; für die Weltstellung des europäischen Fünftels aber war keine Aufgabe sichtbar; müßiges Zusehen schien daher den Meisten das Natürlichste. Nicht so der „Kreuzzeitung“! Hat Preußen keine Weltstellung in der Frage, so muß es sich sogleich eine solche machen — sagte sie, und schlug den 3. Juni das Axiom vor: „Preußen wird sich in der orientalischen Frage fast immer in gemeinsamer politischen Action mit Rußland befinden, und nur suchen müssen, sich da mit England zu einigen,

wo das besondere religiöse Interesse in den Vordergrund tritt." — Wie man sieht, ist diese „Weltstellung" für das deutsche und „rein deutsche" Preußen genau congruent mit dessen doppelter Mission der Förderung des „evangelischen Staatsthums", wie der „Fortpflanzung des germanischen Geistes" (respective der preußischen Gränzen unter Beistand des dankbaren Czarenthums)! Nur Eines ist mit großem Fleiß übersehen: daß es nämlich in der europäischen Politik ein Deutschland und Pflichten gegen dasselbe gibt, oder geben sollte! — Den 19. Juni erklärte die „Kreuzzeitung" weiter: nicht sogleich daran gehen, „die russischen Forderungen durch die Zustimmung Preußens zu stärken", heiße den „eventuellen Beruf" Preußens als europäische Großmacht verkennen. Auch ein neues Motiv brachte sie dafür bei: weil die „katholische Partei" von Rußland Gefahr fürchte, „schon deßwegen werden wir unsere Freunde und Bundesgenossen auf russischer Seite finden." — Den 26. Juni droht sie bereits: „Wir haben, wie jener alte Römer, in Bezug auf die orientalische Frage, Krieg und Frieden in den Falten unserer Toga. Krieg, wenn man den festbegründeten Forderungen Rußlands nicht nachgibt." Zugleich erklärt der Leitartikel unter Deutschland die ganze Frage für eine religiöse. — Den 29. Juni: großer Zorn, daß Preußen noch immer nicht rüste für Rußland, und die „inspirirte Presse" durch ihre Friedens-Versicherungen „nach Kräften die preußische Stellung compromittire." Nur Ein brennender Schmerz wühlt in dem „christlich-germanischen" Busen der „Kreuzzeitung": das heilige England verkennt seine theuersten Interessen und seinen evangelischen Beruf so sehr, daß es gegen Rußland steht, also den naturgemäßen Anschluß der doppelten Mission Preußens der czarisch-staatskirchlichen Seite allein überläßt, und nach der protestantisch-staatskirchlichen Seite hin beeinträchtigt. — Den 7. Juli: lebensgefährliche Drohun-

gen über das ministerielle Zaudern; sie hat zwar die Freude, die frühere Apathie gegen sofortige Allianz-Ergreifung Preußens „fast allseitig“ schwinden zu sehen, aber die Parole der Bekehrten lautet unbegreiflicherweise: „Anschließen an England!“ — allein. Hat sich denn die „Kreuzzeitung“ umsonst so viele Mühe gegeben, zu zeigen, daß England sich durchaus mit Rußland, und zwar zunächst gegen Frankreich, zu verbinden habe? Ja freilich „Anschließen an England!“ Aber nicht so, daß „Preußen Englands Demüthigung theile“, sondern daß „Preußen durch eine energische Haltung England vor den Gefahren bewahre“, Rußland im Orient unterliegen zu müssen. Also: wo möglich Anschluß an Rußland und England; jedenfalls aber „steht: Preußen mit Rußland! auf unserer Fahne, und diese Fahne werden wir aufrecht erhalten mit der eisernen Festigkeit voller Ueberzeugung bis an's Ende!“

Das wäre der „germanische Geist“ im „Kreuzzeitungs“-Preußen! Von Deutschland und Oesterreich kommt den Bundestreuen kein Traum in den Sinn, und doch könnten sie unbeschadet ihrer evangelisch-germanischen Politik dem armen deutschen Vaterlande noch einen letzten Dienst erweisen, wenn sie ihm wenigstens die muthwillige Schändung ersparten, und ihre Proclame in russischer Sprache mit englischen Bibellettern drucken ließen.

Die nationale Seite dieser eminent-evangelischen Politik wird aber von der religiösen noch überstrahlt. Der Protestantismus und das Schisma allein sollen sich, wie wir gesehen, in das reiche Erbe des Halbmonds theilen. Darin liegt zugleich die hochnothwendige Rettung des Evangeliums! Die „Kreuzzeitung“ hat zwar jüngst die Stirne gehabt, die katholische Kirche der „Proselytenmacherei“ zu zeihen, mit dem Bemerken: es sei das ein Zeichen der Verzweiflung an den Zuständen im eigenen Hause. In Wahrheit aber gilt, wie das Kind auf der Gasse weiß, von ihrem Kirchenwesen

dieß und Alles, was Verächtliches es immer an „Proselytenmacherei“ gibt oder je gegeben hat; sie kann die Angst vor der wachsenden Macht auch nur schlecht verbergen, welche die bettelarme, nicht subventionirte, unbewaffnete, unbeschützte, nicht alliirte Christuspredigt der Kirche zusehends gewinnt. Nur brutale Gewalt kann hier helfen! Die vielgerühmten „Waffen geistigen Kampfes“ waren in der That schon lange stumpf geworden, als der Schritt Rußlands gegen Byzanz glänzende Aussicht auf ein Ende aller Noth eröffnete. Ein morgenländisches Staats-Papstthum zieht ein zwischen England und Preußen getheiltes abendländisches Staats-Papstthum nach sich, und dann liegt der demüthige Erbe des armen Fischers in Rom hülflos zwischen zwei Mühlsteinen gefangen; seine Zermalmung ist das erste, die Vereinigung des Protestantismus mit dem Schisma das zweite Stadium in der Kirchengeschichte der Zukunft. Ein scharfblickender Freund hat sich gegen uns vor drei Jahren schon geäußert: „Kommt einst der Czar, so werden sie alle ihm die Stiefel an den Absätzen küssen und vom Kopf bis zum Fuß mit dem griechischen Kreuz sich beschlagen!“ und wirklich sehen wir die Extreme bereits dazu entschlossen — Herrn Bruno Bauer und die „Kreuzzeitung.“ Ist's ja doch nicht der Papst! Daß aber dann das „evangelische Staatsthum“ und der „germanische Geist“ Preußens wenigstens über ganz Deutschland herrlich herrschen wird, versteht sich von selbst.

„Die Einheit der gesammten Kirche Gottes ist das erhabene Ziel, welchem die Entwicklungen der Welt entgegeneilen!“ — das ist der Eindruck, den die russisch-türkischen Wirren auch auf den „Rundschauer“ machen; mit Bewunderung spricht er von jener „uralten Hälfte der christlichen Kirche, der morgenländischen, die festhält, fester zum Theil als die römische Kirche, an der Urtradition, und gewiß noch voll Geistesfunken ist, die wir nicht sehen“ (wir auch nicht!). Wir lassen dahingestellt, ob dabei Herr von Ger-

lach gleichfalls denselben politischen Weg zum „erhabenen Ziele" sich denkt, wie das Gros der „Kreuzzeitung." Diese hegt den genannten Plan, allgemeine Kirche zu machen, in allem Ernste. Schon den 26. Juni bekannte sie auf den Vorwurf: Rußlands Forderungen an die Pforte seien Uebergriffe in fremde Souverainetät und Bruch der Verträge, sich zu dem Wunsch: daß Preußen in eben der Weise, wie hier Rußland, die Protestanten der verschiedenen Länder „unter seinen Schutz nehme"; nur, meinte sie, sei eben „ein Recht ohne die Möglichkeit der Exekution ein leeres Ding", und für jetzt noch gingen „unserm Preußen die realen Machtverhältnisse" dazu ab. Aber bis zum 8. Juli scheint der Partei in unverwandtem Hinblick auf Rußlands Beistand auch deßfalls der Muth schon gewachsen zu seyn. Man wolle, sagt sie, nicht dulden, daß Rußland Protektor der türkischen Griechen sei; „hat man wohl bedacht, daß durch dieses Urtheil auch unserm Staate das Recht streitig gemacht wird, in ähnlicher Weise unsere Religions-Verwandten zu schützen, und der evangelischen Kirche ein Schirmvoigt zu seyn" — ein Recht, das von der „Hegemonie im corpus evangelicorum" (!!) her datire. Aber „die Leidenschaft des politischen Interesses" lasse eben die Kurzsichtigen die religiösen Interessen vergessen und auf eine Entscheidung gegen Rußland hinwirken, „welche — die preußische Zukunft binden, vielleicht ihre Lebensadern unterbinden müßte."

Diese Sprache in Deutschland! Angesichts des westphälischen Friedens, der Bundesacte, aller alten und neuen Reichs- und Landesgesetze über das Verhältniß der Confessionen! Und jene „preußische Zukunft" soll noch im Bundestag sitzen! Wahrlich! diese evangelische Begeisterung hat Fortschritte gemacht, seitdem sie Deutschland mit den Wohlthaten des dreißigjährigen Krieges beglückte. Sie verhält sich ebenso revolutionär gegen allen und jeden Rechtsboden in Deutsch-

land und in Europa, als Kossuth und Mazzini, und dennoch will sie Andern bei jeder Gelegenheit verrätherische, undeutsche Buhlerei vorwerfen, will sie von einem Revolutions-Bunde „zwischen der liberalen und der ultramontanen Partei“ sprechen, weil die Katholiken nicht nur den Rothen und der „Kreuzzeitung“, sondern vorkommenden Falls Jedermann und selbst dem Czarenthum den strengen Boden der Wahrheit und des Rechts vorzuhalten entschlossen erscheinen. Die Lüge — sie ist und bleibt es doch auf jeden Fall, was keinen Theil hat an uns, mag Gott sonst was immer von bösen Gewalten über seine Kirche kommen lassen! — das bedenke die „Kreuzzeitung“ wohl, wenn sie (den 7. Juni) unsere Sorge vor dem Staatspapstthum beleuchtet, und für sich darüber die Freude eines vom gewissen Tode Erretteten äußert, wie folgt:

„Die ultramontane Partei hat richtig erkannt, daß ein Sieg Rußlands der Türkei gegenüber, ein Sieg, ausschließlich auf religiösem Boden und in religiösen Interessen erfochten, den Bau der russisch-griechischen orthodoxen Kirche um Vieles erhöhen und die Concurrenz und Rivalität derselben mit dem Papstthum um Vieles gefährlicher machen müßte. Und wenn die Römer zunächst auch nicht viel von einer Propaganda und Ausbreitung der griechischen Confession fürchten, so steht doch bei ihnen die Ueberzeugung fest, daß der Augenblick, in welchem sich die Herstellung eines Gleichgewichts zwischen Petersburg und Rom, zwischen dem Patriarchat und Papat vollzieht, die evangelische Confession eine Garantie für ihre Ruhe und für ihre Macht erhielte, gegen welche die größten Anstrengungen vergeblich seyn müßten. Denn naturgemäß würde der Ausbau und die Vollendung einer hierarchischen Structur“ (!) „der griechischen Kirche sogleich die Wiederaufnahme eines Kampfes zwischen den beiden lang getrennten Kirchen zur Folge haben, an dessen Schlichtung die Concile des Mittelalters vergeblich gearbeitet haben. Und gestehen wir es uns, daß die griechische Kirche, weil sie zugleich eine russische ist, in diesem Kampfe gegen die katholische, weil

diese eine römische ist, in großem Vortheile seyn müßte. Die breite Basis eines gewaltigen realen Staatsorganismus liefert dem Fuße des Fechtenden einen bessern Halt" (wie evangelisch gesprochen!), „als jenes alte verschüttete Fundament, das aus den Trümmern heidnischer und christlicher Geschichte, und aus Erinnerungen und Wünschen zusammengestückt ist. Die Römischen ahnen vielleicht die Gefahren eines solchen Kampfes, und nichts kann ihnen zu seiner Vermeidung gelegener kommen, als ein Bündniß mit der liberalen Partei, mit den Revolutionären aller Sorten und Farben. Haben diese doch eine gleiche Angst vor dem „„barbarischen"" Rußland".

Um nachzuweisen, was Deutschland von dem „evangelischen Staatsthum" und dem „germanischen Geist" der „Kreuzzeitung" überall, im Bundestag, wie in der europäischen Politik, zu gewärtigen hätte, haben wir den Raum nicht gespart, denn es handelt sich nicht um ein bloßes Zeitungsblatt. Für das Erste vertritt die „Kreuzzeitung" die sprüchwörtlich gewordene „kleine aber mächtige Partei" und war wenigstens sonst im Rufe, oftmals die Ansichten maßgebender Kreise treuer abzuspiegeln, als die ministeriellen Organe. Zweitens ist ihr Auftreten an sich schon mehr als Alles geeignet, die ungemeine Tragweite der russischen Forderungen und deren innerste Natur zu charakterisiren, auch ganz abgesehen von den Beziehungen des Blattes zur czarischen Diplomatie in Berlin, die sehr intim seyn sollen. Drittens endlich, hat die Partei sich so oft für das Salz der protestantisch-preußischen Erde erklärt, bis man ihr wohl glauben mußte, es sei dem so, daß Preußens Großwerden oder Untergang von ihrem Siegen oder Unterliegen abhänge. Ob das Ministerium Manteufel selbst, metamorphosenreich wie es ist, sich endlich doch noch zu der auswärtigen Politik der „Kreuzzeitung" bekehren werde, steht dahin. Es wird zwar in diesem Blatte noch vom 18. Juni, also vier Tage nach dem Erlaß des erschütternden Czaren-Manifests, aus

St. Petersburg geschrieben: man werde daselbst, in Anbetracht der königlichen Versippung und Anderm, „trotz der zögernden Haltung, die Preußen officiell angenommen zu haben scheine“, nicht „irre an den preußischen Freunden.“ Rußland pocht nicht weniger auf die schuldige Dankbarkeit Preußens als auf die Oesterreichs! „Und will sich irgendwo eine Stimme mißbilligend äußern, so rufen hundert Stimmen gleich: Still, nichts gegen Preußen, Preußen ist unser Bruder, seine Hand kann nicht aufgehoben seyn wider uns; es ist eine Verleumdung Preußens, wenn man in ihm etwas Anderes sieht als den treuesten Bundesgenossen Rußlands!“ Doch gibt es noch eine zweite, und in diesem Augenblicke sehr einflußreiche, specifisch-preußische Partei, die des Berliner-„Wochenblatts“, welche verlangt, Preußen solle sich neutral „im Hintergrunde“ halten, bis es sehe, auf welche Seite der Vortheil neige, um dann mit seiner Allianz einzufallen. Im Munde der Bethmann-Hollweg'schen Secundogenitur des Hauses Gotha und Duzbruderschaft mit der „evangelischen Allianz“ heißt das wohl mit andern Worten: Sieh zu, auf welcher Seite Oesterreich steht, gegenüber liegt Preußens Heil! — Jedermann hat nun die Wahl zwischen der treuen und edlen Deutschheit der „Kreuzzeitung“ und der des Berliner-„Wochenblatts.“

Ist auch die auswärtige Politik der „Kreuzzeitung“ noch nicht officiell, so sucht man bei der preußischen Regierung doch umsonst nach einer Dementirung ihrer Aufstellung von den Pflichten Preußens als „evangelischer Staat“ und am deutschen Bunde — zwei Punkte, in welchen innige Harmonie mit dem „Wochenblatte“ herrscht. Im Gegentheil findet man Beweise genug, daß sie approbirt sei. Ueber den tüchtigsten derselben, die Incompetenz-Erklärung des Bundestags in der Kettenburgischen Klagsache, sind selbst redliche Protestanten, die nicht zum „evangelischen Staate“ Preußen gehören, von Herzen erschrocken. Wir wollen dem Faktum

nicht nochmals „Radiai!“ entgegenrufen; denn man hat nicht einmal erfahren, ob die Sache als Religionsangelegenheit behandelt worden, oder als mecklenburgische Hoheitsfrage. In beiden Fällen hätten zwar alle Quellen des Bundesrechts die Competenz, nur unter verschiedenem Modus der Abstimmung, als Pflicht geboten; aber Preußen setzte mit zehn Stimmen gegen die drei katholischen und vier protestantische die Incompetenz durch; die Rechtsfrage blieb ganz unberührt und sogar die Incompetenz-Erklärung — unmotivirt. Womit hätte man sie auch vor Deutschland motiviren können? „Wenn es wahr ist“ — hatte die „Freimüthige Sachsenzeitung“ schon den 21. Mai erklärt — „daß von Seite Preußens ein solcher Ausgang der Sache betrieben würde, so könnte man sich kaum von dem Gedanken frei machen, es sei darauf abgesehen, dem Bundestage an Autorität und Selbstständigkeit so viel Boden als nur immer möglich zu entziehen, um diese höchste Behörde als Das hinzustellen in der öffentlichen Meinung, was die Politik à la Erfurt so gerne aus ihr machen möchte.“ „Was wir fürchten“ — äußerte sie den 17. Juni — „ist die Politik, welche den Beschluß in der Kettenburg'schen Angelegenheit hervorbringen konnte; rund herausgesagt: es ist die Politik gewisser Regierungen, welche auf Abschwächung, Ertödtung des Bundeswesens gerichtet ist.“ — Am Tage der Incompetenz-Erklärung aber hatte das Kreuzzeitungs“-Programm vom 9. Juni Preußens heilige Pflicht gepredigt: auch das für Deutschland Nöthigste und Nützlichste lieber gar nicht, als durch den Bund, geschehen zu lassen. Was sich an auswärtiger Politik in der „Kreuzzeitung“ und im „Wochenblatte“ ergab, waren bloß die Consequenzen! Armes Deutschland!

II.

Russenglocke für Türkenglocke; die griechischen „Vorrechte“ in der Türkei; der russische Moniteur in Berlin.

Der Papst-Kaiser der öcumenischen griechischen oder anatolischen Kirche hat sich proclamirt; der Patriarch von Konstantinopel ist mediatisirt; der Czar, und respective sein Vertreter auf dem Präsidentenstuhl der „heiligen Synode“, Husarenoberst Protasof, stehen als geistliches Oberhaupt über ihm; die morgenländische Kirche mit ihren verschiedenen, bislang selbstständigen Primaten ist zur église gréco-russe, wie schon Fürst Mentschikoff den Türken sagte, vereinigt; die Orthodoxen in Oesterreich so gut, wie die in der Türkei, haben jetzt ihren Papst am Czaren in St. Petersburg — Alles auf sein bloßes Wort, vor dessen Allmacht alle Verschiedenheiten der beiden Kirchen, der griechischen und der russischen, in Dogma, Verfassung und Kult verschwinden mußten, vielmehr nicht existiren durften. Eine große gottesdienstliche Feier in der Isaakskirche hat die neue Stellung inaugurirt; dabei hat, wie die Berichte sagen, der Czar das große griechische Kreuz, als Abzeichen des Oberhaupts der anatolischen Kirche, auf der Brust getragen. Darauf erging der Befehl an die Armee, den Pruth zu überschreiten, und sofort das große, von den Kanzeln zu verlesende Manifest vom 14. Juni, in dem der Czar die Schiffe hinter sich verbrannte, und zu der heiligsten und vornehmsten Pflicht des Czarenthums, Vertheidiger der orthodoxen Kirche zu seyn, sich bekannte; als solcher werde er gegen die Pforte und alle Welt „die Unantastbarkeit der Rechte und Privilegien Unserer orthodoxen

Kirche", und „die durch Jahrhunderte geheiligte, den Orthodoxen so theure Ordnung", welche „mit gänzlicher Mißachtung" bedroht sei, aufrecht erhalten. Unermeßlicher Jubel wogte durch die lichtstrahlende, wonnetrunkene Stadt; wo immer der Czar erschien, warfen Tausende von treuen Russen sich an offener Straße nieder auf die Knie, unter enthusiastischem Hymnenklang tanzten andere, die nationalen Pantomimen zeigend, vor dem Wagen des „großen Czaren", vor dem „Vertheidiger des orthodoxen Glaubens, dem streitbaren Helden des heiligen Rußland" einher. Das war ein Schlag in das glatte Gesicht unseres gottverlassenen Materialismus! Die englischen Blätter wissen nicht genug von dem Erstaunen und Abscheu des Publikums über die „Kreuzfahrer-Sprache" des Manifestes zu reden, wie man für Blasphemie erkläre, in der Mitte des 19ten Säculums um eine „orthodoxe Kirche" Krieg anfangen zu wollen, und dabei den Namen des Allmächtigen anzurufen. Gott gesegne ihnen den Schrecken, der von nun an in langer Reihe durch Rußlands gewaltige Hand das glaubenslose Europa schütteln wird! Was übrigens zum „Kreuzzug" nicht paßt, ist bloß die modern hinterhaltige Diplomatie der Circular-Depeschen gewesen.

Gewissermaßen spricht sich das Manifest viel offener aus. Unter der Versicherung, daß Rußland einen Krieg nicht beabsichtige, erklärt es die Occupation der Moldau und Walachei für eine Exekution gegen die Pforte, um „ein Pfand in Händen zu haben, das Uns eine Bürgschaft für die Aufrechthaltung Unserer Rechte gewähren soll", und betheuert, daß der Czar auch jetzt noch bereit sei, „die Bewegungen der Truppen zu hemmen, wenn sich die osmanische Pforte heilig verpflichte, die Unantastbarkeit der rechtgläubigen Kirche aufrecht zu erhalten!" Daß diese Verpflichtung Rußland, „de facto, im Namen der Religion, ein beständiges Recht der Einmischung in die inneren Angelegenheiten

der Türkei verleihe", läugnen bloß die Circular-Depeschen gegenüber der europäischen Diplomatie; das Manifest aber, als eine Adresse an das gläubige Volk der Russen, dem das anatolische Mekka, Constantin's heilige Stadt, Tag und Nacht im Sinne liegt — läugnet die nothwendige und primo loco beabsichtigte Consequenz natürlich nicht. Es sagt bloß: „Wir gehen nicht auf Eroberung aus, Rußland bedarf ihrer nicht." Selbst das ist für den Augenblick wahr, obgleich dem Frieden von Adrianopel ganz dieselben Betheuerungen vorangegangen sind. Die Orthodoxen in der Türkei, sowohl die hellenischen Romaiks, als ihre spinnefeindlichen Brüder, die serbischen, bulgarischen rc. Slaven, sind für czarisches Regiment noch nicht reif, ihm vielmehr zum Theil sehr abgeneigt; auch würde die „Eroberung" und Erhaltung immerhin noch Blut und Geld in Strömen kosten. Rußland ist daher nichts weniger als gesonnen, sich einen Gotteslohn und Christi erneuete Gnade für Europa zu verdienen, indem es jetzt für die schmachvolle Türkenwirthschaft kurzen Proceß und gründliches Ende machte.

Mit gutem Fug beruft sich also das jüngste Circulare vom 20. Juni auf die Mühe, mit welcher der Czar in den Jahren 1833 und 1839 das Pfortenreich vor „unvermeidlicher Zerstückelung" gerettet, und erklärt es als „Grundprincip" der czarischen Politik, „so lange als möglich den gegenwärtigen status quo im Orient aufrecht zu erhalten", „als nützliches Mittelglied zwischen mächtigen Staaten." Es wäre gewiß für Rußland noch jetzt ein unberechenbarer Schlag, wenn die sultanische Hartnäckigkeit ihm den Weg friedlicher oder geistlicher Eroberung versperrte, und es zum Sturz der Pforte zwänge. Im Gegentheil will es wirklich die türkische Wirthschaft, nach geschehener Exemtion der Orthodoxen, aufrecht erhalten, und wird, gerade durch sie gegen ganz Europa gedeckt, vermittelst des „beständigen Rechts der Einmischung", das Terrain so lange bearbeiten, bis es ihm ungetheilt,

kosten- und mühelos zu guter Stunde von selbst in den Schooß fällt. Europa aber ist so glücklich, auf permanenten Alarm gestellt, Gewehr im Arm dem interessanten Russificirungs-Proceß zusehen zu können.

Der russische Autokrat handelt dabei nicht als Czar, sondern bloß als der Papst aller Orthodoxen in der Welt, der zufällig über eine halbe Million Soldaten gebietet. Die Frage ist also, wie die „Kreuzzeitung" einsieht, eine rein religiöse. Daß die Pforte dem orthodoxen Papst auch die sehr ausgedehnten politischen Vorrechte seiner Gläubigen garantiren soll, beruht in den eigenthümlichen Verhältnissen des Staatspapstthums, und kann am allerwenigsten nachgesehen werden, da das „beständige Recht der Einmischung" Rußlands gerade darauf basirt seyn muß, auf die „durch Jahrhunderte geheiligte, den Orthodoxen so theure Ordnung", welche „mit gänzlicher Mißachtung" bedroht seyn soll. Wir haben jüngst diese „theure Ordnung" beschrieben, durch welche die orthodoxen Patriarchen und Metropoliten als politische Chefs mit allen Attributen der civilen und administrativen Jurisdiktion als Pascha's, und wie Pascha's, ihre Schäflein regieren und scheeren. Daß sie das Fundament der russischen Zukunft in der Türkei sei, haben wir nie verkannt; es ist vielmehr die „Kreuzzeitung" selbst, welche sich auf das unbesonnenste an der „durch Jahrhunderte geheiligten" Operationsbasis vergreift und erklärt: „das sei ein Verhältniß, welches zu abnorm ist, um für die Dauer geduldet werden zu können; die Forderungen Rußlands könnten dadurch in ein milderes Licht gestellt, vielleicht gar gerechtfertigt werden."

Welche Verwirrung der Begriffe! Die „geheiligten" Verhältnisse sind zwar freilich sonst für Jedermann Mißbräuche und „zu abnorm"; was aber geht dieß Rußland an, dem sie „theure Ordnung" und unantastbare „Vorrechte" der Orthodoxen sind! Wer das nicht in's Auge faßt, ist unfähig

zu jeglichem Verständniß der russisch-türkischen Frage. Weshalb hat denn der sultanische Ferman vom 6. Juni, der die Rechte und Freiheiten aller Religions-Bekenntnisse feierlichst bestätigt, so großen Zorn erregt, daß die russischen Consuln in der Moldau und Walachei ihn zu proclamiren verboten, und die russische Diplomatie in demselben vielmehr eine Erschwerung, als eine Erleichterung des Uebereinkommens sah. War es vielleicht der Mangel des obligatorischen Charakters? Oder der Glaube und die ausgesprengte Verdächtigung, daß der ganz nach den Ausdrücken des zweiten Mentschikoff'schen Seneb-Entwurfs gefaßte Ferman wirklich bloß die droits spirituells der Orthodoxen meine? Also die Furcht, daß die Pforte über kurz oder lang die weltliche Gerichtsbarkeit der Patriarchen einseitig aufheben, und auch die Orthodoxen ganz unter die türkische Gerichtsbarkeit stellen wolle? Mit Nichten! Einzig und allein das war der Hauptfehler des Fermans, daß er die lateinischen Christen auf Eine Linie mit den griechischen stellte! Denn man bedenke nur: würde er demnach ausgeführt, so müßte fast nothwendig jenes „zu abnorme" Verhältniß allmählig von selbst absterben, und für alle Christen in der Türkei eine eigene christliche Civil-Behörde in's Leben treten! Diese Gleichstellung ist nicht zu verwechseln mit der von dem wieder aufgehobenen Tanzimat oder Hatti-Scheriff von Gülhaneh den Christen eingeräumten „Gleichberechtigung vor dem Gesetz", welche ihnen neben den sehr problematischen Vortheilen auch alle Lasten der Moslemin, z. B. die Militär-Pflichtigkeit, auferlegte, und sie ist es, was Rußland fürchtet. Sie würde dem „beständigen Recht der Einmischung" die Basis völlig entziehen, die Russificirung der türkischen Orthodoxen verunmöglichen, ja sogar höchst wahrscheinlich das türkische Erbe über kurz oder lang, statt in fremde Hände, getheilt oder ungetheilt in die Hände der eingebornen Christen bringen. Man vergesse nicht, daß selbst unter den

gedrückten Verhältnissen die eilf bis zwölf Millionen türkischer Christen in neuester Zeit in demselben Maße aufgekommen, als die paar Millionen Osmanen verkommen! Das ist die wahre Sachlage; der sultanische Ferman hat sie gezwungen, aus dem diplomatischen Dunkel zu Tage zu treten, und in sofern ist er ein politischer Meisterstreich.

Um „Vorrechte" der Orthodoxen handelt es sich bei der „theuern Ordnung" des Manifests; daß sie Mißbräuche und „zu abnorm" sind, wird der Czar erst nach vollbrachter Russificirung der Türkei einsehen; bis dahin müssen sie die unentbehrliche Unterlage der Operation bilden. Gerade so hat Rußland einst in Polen das Protektorat über die „alten Rechte" der Dissidenten, das heißt über die alten Mißbräuche, welche die wahren Vaterlandsfreunde abschaffen wollten, übernommen, bis es 1772, zwei Jahre vor dem Vertrage von Kainardshi, zur ersten Theilung Polens kam. Noch einmal! die Gleichstellung aller Christen unter dem Sultan, sie ist es, was Rußland fürchtet. Das muß der russische Moniteur in Berlin selbst zugeben, wenn er nicht neben allem gesunden Menschenverstand auch die eigenen Correspondenzen aus Odessa vom 15. und 26. Juni verläugnen will. Man erwäge doch nur folgende Zuschrift:

„Der Ferman (vom 6. Juni) ist das bei Weitem feindseligste Actenstück, das die Pforte gegen Rußland erlassen. Sie natürlich können in Berlin wohl damit zufrieden seyn, daß der Großherr Ihren Glaubensgenossen im Orient dieselben Freiheiten gibt, die bisher Vorrechte der Mitglieder der griechischen Kirche waren; aber was diese Kirche selbst und ihre Mitglieder angeht, so haben sie nicht nur nichts erhalten, sondern sie sind allen Andern gleichgestellt, und es ist ihnen durch den Ferman auch ein wesentlicher Schaden durch die Gleichberechtigung der Secten zugefügt. Während also Se. Maj. der Kaiser Nicolaus will, daß sich die Pforte durch ein bindendes Versprechen anheischig mache, die griechische Kirche in allen ihren Vorrechten zu

schützen, verhängt der Sultan einen gegen sie geradezu feindseligen Act, und die liberalen Zeitungen in Europa verlangen, Se. Majestät der Kaiser solle das als eine Erfüllung seiner Wünsche betrachten. Gewiß, das ist stark!"

Noch deutlicher beweist die Zuschrift vom 26. Juni die Richtigkeit unserer Zeichnung der Sachlage. Das russische Protektorat ist identisch mit der Aussicht auf die Knute und allen Jammer der russischen Militär-Conscription, daher unter den Griechen selbst vielfach eben so wenig beliebt, als die „theure Ordnung" allgemein verhaßt ist. Rußland sieht mit Entsetzen die Möglichkeit, es möchte unter den Orthodoxen eine Bewegung ausbrechen, zum Zwecke, die geheiligten „Vorrechte" für Befreiung von „der theuern Ordnung" daran zu geben und die Gleichstellung der religiösen und politischen Rechte aller Christen unter dem Sultan mit eigener Civil-Gerichtsbarkeit sich gefallen zu lassen. Es sieht „eine gewisse Diplomatie" nicht nur beim Divan gerade darauf hinwirken, sondern, o Unheil! — „an die griechische Kirche selbst sich machen, vielleicht, daß es ihr doch gelänge, zu theilen und zu herrschen." Und nun höre man weiter:

„Die katholische Mission secundirt ihr" (jener Diplomatie) „in der Levante seit Langem eifrigst dazu, freilich ohne großen Erfolg, denn sie kann den armen Gefangenen nur ein Dogma bringen, aber keine Freiheit" (die Knute!) „und — kein Vaterland" (ah! das russische!). Aber es gibt unter den Griechen allerdings eine kleine" (aber, weil aus Optimaten bestehend, mächtige) „Partei, welche die Autorität des Patriarchen, insoweit dieselbe eine richterliche ist, beseitigen und durch eine Civilbehörde, die in allen nicht reingeistlichen Dingen befugt seyn soll, ersetzen möchte. An diese Partei möchte man heut gern eine Bewegung der griechischen Kirche knüpfen, welche ihren Organismus, wie er in der Türkei sich seit 1453 geschichtlich entwickelt hat, zerstören soll.

Dieser Organismus sichert aber der griechischen Kirche, wie der alte Gennadios schon einsah, ihre Existenz."

So liegt die Sache! Um Erhaltung der „zu abnormen" Vorrechte der Orthodoxen und um Abwehr der Gleichstellung aller Christen in der Türkei ist es Rußland zu thun. Wir aber haben jüngst schon erklärt: daß Rücksichten auf die Integrität und Souverainetät der Pforte uns durchaus nicht abhalten können, den Christen in der Türkei den kräftigsten und feierlich verbrieften auswärtigen Schutz zu wünschen, bedürfen auch einer Entschuldigung deßfalls nicht, wie die „Kreuzzeitung", welche ihre legitimistischen Gewissensbisse plötzlich einmal mit der Ausrede beschwichtigt: „geschichtliche Produkte, die aus einem revolutionären Anstoß hervorgegangen, könnten im Flusse einer geschichtlichen organischen Entwicklung sich legitimiren." Aber zu einseitigen politischen Zwecken darf ein solcher Schutz nicht ausgebeutet werden; darum muß er nicht ein einseitiger, sondern ein gemeinschaftliches Protektorat aller Mächte über alle Christen der Türkei seyn. Wirklich sollen nun die Gesandten der vier Mächte an der Pforte auf dieser Grundlage einer gemeinsamen Garantie aller Mächte und für alle Bekenntnisse vermitteln wollen, und in London darüber Beschluß gefaßt seyn. Was würde Rußland dazu sagen? Der Berliner russische Moniteur gibt (den 9. Juli) eine Antwort, welche der wahren Natur der russischen Pläne durchaus angemessen ist.

„Es kann Rußland eine solche Aufwägung seines Einflusses mit dem der übrigen Diplomatie" (wie die ministerielle „Zeit" sie vorgeschlagen) „nicht genügen, es will und muß in Wahrheit mit einer unabhängigen (!) Türkei in dieser Frage, die sich auf eigenthümliche und allen andern Staaten fremde confessionelle Verhältnisse bezieht, unterhandeln. Nur indem man die confessionelle (!) Frage zwischen Rußland und der Türkei allein erledigen läßt, wird man die Einmischung anderer Länder rechtlich fern halten, und die politische Frage wieder von einer

europäischen zu einer orientalischen verkleinern. — Und was soll es schließlich für einen Sinn haben, Evangelischen und Katholischen die Schirmvoigtei über die griechische Kirche anzuvertrauen?"

Allerdings, wenn Rußland nicht ganz allein und speziell über die zwar „zu abnorme", aber doch „so theure" und „durch Jahrhunderte geheiligte Ordnung der Orthodoxen" das Protektorat gewinnt und die eventuelle Gleichstellung aller türkischen Christen nicht verhindert, so ist das „beständige Recht der Einmischung" sehr problematisch, der Eintritt in die türkische Erbschaft einer mehr oder minder fernen Zukunft zugeschoben, vielleicht ganz vereitelt — zu Gunsten selbstständiger slavisch-griechischer Staatenbildung. Sollte nun aber, wie die Circular-Depeschen behaupten, ein solcher weitgreifender Plan überhaupt gar nicht, sondern, außer in der politischen Phantasie Europa's, bloß die uneigennützige Absicht bestehen, die Rechte der türkischen Orthodoxen gegen den koranischen Fanatismus der Moslemin zu schirmen; sollte die jüngste Depesche vom 20. Juni mit Recht versichern, Rußland verlange von der Pforte nur, was es durch die Convention von Kainardshi und andere Verträge, die sämmtlich bloß von der „christlichen Religion und Kirche" in genere und dem „griechischen Cultus" in specie sprechen, schon längst besitze! — dann wird Rußland ohne Anstand auf den Vorschlag der Mächte eingehen. Auf alle Fälle wird dieser die Maske abziehen, wenn eine solche vorhanden ist.

Offenbar ist das Verdienst jenes Vermittlungs-Vorschlags, wenn er wirklich existirt, Oesterreich mitzuverdanken; und es scheint eine Ahnung des — wie wir nicht wünschen aber fürchten! — wahren Sachverhaltes, wenn eine bedeutsame Stimme aus Wien in der „Allg. Zeitung" vom 10. Juli äußerte: das vorherrschend kirchliche Moment, welches das Manifest geltend mache, gebiete den übrigen Mächten fortan sich der Bevorwortung solcher Forderungen zu enthalten; „es ruft ihnen unabweislich die eigene Gewissenspflicht gegen die

Kirche zu, der ihre Souveraine, der ihre Unterthanen mit Liebe und Hingebung zugethan sind; Oesterreich als große katholische Macht kann und wird sich nicht berufen fühlen, eine in ihren Folgen unabsehbare Einigung der Kirchen des anatolischen Schisma unter dem Primat eines der mächtigsten Potentaten der Welt zu fördern." Das ist freilich bloß die negative Seite des Berufs der katholischen Mächte, dem Orient ihre Sorge zu widmen. Welche Schicksale überhaupt der katholischen Kirche in diesem Gebiete werden sollen — wird Oesterreich wohl bedenken. Man mag sagen, sie wären doch von keiner Macht der Erde abzuwenden; der Einwand dispensirt aber nicht von der Pflicht, ihr bei Zeiten einen sichern Rechtsboden im Orient zu verschaffen.

Die faktische Stellung des Czaren, wohl in's Auge gefaßt, läßt wenig Hoffnung übrig, daß der genannte Vermittlungs-Vorschlag, wenn anders die Mächte ihn wirklich gewagt haben, annehmbar befunden werden sollte. Geben alsdann die Mächte Rußlands Forderungen nach und unterwirft sich die Pforte, so kann es nicht fehlen, daß ganz Europa von dem Moment an auf dem permanenten Qui-vive für die sultanische Souverainetät steht — eine besonders tröstliche Aussicht! wenn auch nur zum zwanzigsten Theil wahr ist, was Pariser-Blätter behaupten: daß der durch die Aufregung in der orientalischen Frage der Industrie Englands und Frankreichs allein zugefügte Verlust sich jetzt schon auf eine Milliarde berechne. Es leuchtet ein, daß auch der Ausweg die europäische Calamität nicht im Geringsten linderte, welcher jüngst von Odessa aus angedeutet wurde, und nicht minder der entschiedenste Sieg Rußlands wäre: daß nämlich der Czar das von Reschid Pascha zu unterzeichnende Ultimatum mit einem Recipiß erwidere, in welchem die Garantie der vollen Souverainetät des Sultans, dem russischen Protektorat gegenüber, eingetragen werde. Fruchtet aber alle Vermittelung nicht, kommt es zu einer Weigerung Rußlands,

die gemeinsame Garantie anzuerkennen, und darüber zum Kampfe mit der Türkei, dann muß die Loosung der Mächte heißen: „Gleichmäßiger Schutz für alle türkischen Christen."

Oesterreichs Lage wäre besonders kritisch, aber es hat die Macht der Ehrlichkeit und des guten Gewissens für sich; seine Politik im Orient war allzeit correkt, während England von Stambul aus die Revolution gegen Ungarn und Italien dirigirte, und dort in Allem verfuhr, als wenn es bei Rußland im Taglohn stünde; hier wie sonst überall war Oesterreichs Diplomatie stets frei von Perfidie, die jedesmal revolutionär und immer nur der Anfang einer langen Kette öffentlichen Unglücks ist, wie wir an Preußen erfahren haben, an England noch erfahren. Erwiesen sich nur dießmal die Befürchtungen bezüglich der Haltung Preußens als eitel, dann könnte Deutschland ruhig in die ernste Zukunft blicken! — Jedenfalls lieber allein als mit England, das die rechte Hand Kossuth und Mazzini, die linke dem ehrenreichen Kaiserstaat bieten möchte — jenes England! das vielleicht morgen schon wieder den Befehlen Lord Palmerstons gehorcht, das Rußland hinterhaltige Politik gegen die Türkei vorwirft, und in demselben Moment die Kretenser vom Sultan abtrünnig zu machen sucht und sie aufhetzt, für ihre wohlgelegene Insel englische Oberherrlichkeit zu fordern, abgesehen von den andern „Besprechungen über wichtige Eigenthumsfragen", welche Lord Redcliffe mit Reschid Pascha gerade jetzt unterhält, um die zu leistende Hülfe zum Voraus sich honoriren und dann den Schützling sammt dem alliirten Frankreich, je nach den Vortheilen des Moments, endlich dennoch zu betrügen und sitzen zu lassen. Alles — nur keine Allianz mit England!

VIII.

Ein Exempel katholischer Missions-Predigt

von der Liebe des Heilandes *).

Diese Blätter haben erst jüngst wieder eine merkwürdige Schilderung von der höchst verderblichen Art falscher Ascese mitgetheilt, vielmehr von jener ausgebildetsten Ironie auf die wahre christliche Ascese, welche überall da grassirt, wo es dem Missionseifer der Protestanten gelungen ist, ihr Evangelium unter barbarischen oder civilisirten Heidenvölkern auszubreiten, und zwar nirgends zufällig im Gefolge dieser Christuspredigt erscheint, sondern stets die nothwendige moralische Seite ihrer selbst ist. Wenn der arme sündige Mensch in dem Verhältnisse zu Gottes Richter-Ernst steht, daß ihm die im Sola-Glauben ergriffene fremde Gerechtigkeit Christi bloß zugerechnet, und er so rechtfertig wird, dann muß ein hartnäckiger Kampf der Seelenführer gegen die Leidenschaften des alten Adam in den Missions-Zöglingen nicht nur unnütz, sondern von wegen der lauernden Werkgerechtigkeit sogar äußerst bedenklich seyn. Die Praxis der wahren christlichen Ascese müßte nothwendig die eigene Theorie vom Evangelium Lügen strafen; was aber die falsche protestantische unter den

*) Vgl. „Hist.-pol. Blätter“-Heft vom 16. Juli. S. 91.

Heiden wirkt, bezeugen die Gemeinden ihrer Neubekehrten in allen Welttheilen. Bilde man sich nur in Gedanken einen Vergleich zwischen den Angaben über das praktische Christenthum dieser Armen z. B. am Cap, und dem thätigen Glaubens-Leben der von katholischen Missionären für die Kirche erzogenen Heidenchristen, z. B. der ehemaligen Indianer-Gemeinden, welche die Jesuiten in Paraguay durch die bloße Predigt und Uebung des Gottesworts aus Menschenfressern herangebildet hatten. Für ein Beispiel aber, wie reiche Mittel die ächte Lehre von der Erlösung zum Kampfe gegen die moralischen Gebrechen Einzelner und gegen die Erbübel ganzer Volksstämme besitzt, und für beliebige Maßnahme, wie solche Ascese mit der Uniformität der protestantischen Imputations-Theorie sich vertrüge, wählen wir eine Erzählung des berühmten Jesuiten Bresciani in seinem Buche über die Insel Sardinien *). Sie betrifft einen Feldzug der Ordens-Genossen gegen das im Volkscharakter der Sardinier nicht weniger, als bei den Korsikanern verknöcherte und wie unausreißbar eingewurzelte National-Uebel der heidnischen Familien-Blutrache mit allen ihren unchristlichen Consequenzen.

Als einige Jesuiten im J. 1840 in einem volkreichen Dorfe der Insel geistliche Uebungen hielten, ward ihnen bedeutet, daß ihre Predigten unmöglich fruchtbringend und von nachhaltiger Wirkung seyn könnten, falls es ihnen nicht gelänge, einen gewissen einflußreichen Edelmann der Nachbarschaft zu bewegen, daß er einem jungen Manne christliche Verzeihung gewähre, mit dem er in Todtfeindschaft stehe. Dieser Edelmann, ein hochbejahrter Greis, hatte einige Jahre vorher den einzigen Sohn, die Hoffnung und die Stütze seines Hauses, durch Mord aus Eifersucht verloren, und seitdem lebten

*) S. das Werk: Dei Costumi dell' Isola di Sardegna comparati cogli antichissimi Popoli Orientali. In due volumi. Per Antonio Bresciani D. C. D. G. Napoli 1850.

die beiden Familien des Ermordeten und des Mörders mit ihrem ganzen Anhang in unversöhnlichem Hasse. Alle Versuche, den Zorn des alten Mannes zu sänftigen, waren fruchtlos geblieben; der einzige Gedanke beschäftigte und tröstete ihn, noch so lange zu leben, bis er den Mörder des Sohnes todt zu seinen Füßen sehen würde. Als die Missionäre das hörten, gingen sie den Greis zu besuchen, der im Lehnstuhle am Heerde sitzend sie auf das freundlichste empfing, ihnen Wein und Erfrischungen anbot, und des Dankes über die Ehre und Freude ihres Besuches kein Ende finden konnte. Kaum lenkte aber der ältere der beiden Priester das Gespräch, so schonend wie möglich, auf die Christenpflicht, den Feinden zu verzeihen, als das Gesicht des alten Mannes zu flammen begann, und er, die Hände krampfhaft vor der Brust geballt, aufsprang und schrie: „Seht, hier ist sein Herzblut geflossen, seht, hier hat die Erde sein Blut getrunken! heute wie damals sehe ich es rauchen und zum Himmel um Rache schreien!“ Die Missionäre überzeugten sich bald, daß ihnen nichts übrig bleibe, als den Greis mit ruhigen Worten zu besänftigen, und entfernten sich dann, dem Allmächtigen ihre Noth empfehlend. Indeß wohnte der Edelmann, wie männiglich im Orte, den Predigten sehr eifrig bei; Tag für Tag sah man ihn, von seiner ganzen Partei umgeben, den Einen Theil der Kirche einnehmen, während der Mörder und sein Anhang am entgegengesetzten Theile standen. Die Missionäre waren im Verlaufe des Unterrichts endlich auf die Parabel vom verlornen Sohne gekommen, und der Prediger zeigte mit aller Kraft der Rede, wie der milde Herr Jesus in derselben die Güte und Barmherzigkeit Gottes vor Augen stelle. Die Zuhörer schwammen in Thränen, zerknirscht schlugen sie an die Brust, und riefen zu Gott um Barmherzigkeit und um Vergebung der Sünden. Da ließ der Prediger, als er Alle von Reuegefühl ergriffen sah, ein Crucifix vor der Kanzel auf den Boden hinlegen,

und brach mit ernster, feuriger Beredsamkeit in die Worte aus: „Wer immer seinem Feinde verziehen hat, der komme und küsse die Wundmale seines Heilandes, in festem Vertrauen darf er hoffen, daß seine Sünden, auch die schwersten, ihm vergeben sind; wer aber dem Feinde nicht vergeben will, soll nicht wagen, vor den barmherzigen Gott hinzutreten, der am Kreuze für seine Feinde starb; das göttliche Blut ist das Blut der Liebe, aber für Jeden, der Gott nicht liebt und nicht verzeiht, ist es das Blut des schrecklichsten Gerichtes." Ein Volk voll lebendigen Glaubens, wie die Sarden, mußten diese Worte, gleich einer scharfen Geisel, zu den Wundmalen treiben, um, sie küssend, ihre ganze Seele auszugießen. Alle, die von feindlichem Hasse ihr Gewissen rein wußten, warfen sich um das Crucifix zur Erde nieder, und bedeckten es mit Küssen und Thränen. Und siehe da! inmitten dieser Scene fühlte Johannes (so hieß der greise Edelmann) heißes Verlangen, sich gleichfalls vor dem Bilde des Gekreuzigten niederzuwerfen; tiefer Reueschmerz erfüllte seine Seele, so daß er zitterte wie ein Kind, und wie von Sinnen schien; bald nach Gavino, dem Mörder des geliebten Sohnes, bald nach dem Crucifix hinblickend, seufzte und stöhnte er im Zustande der furchtbarsten Aufregung; zuletzt, unfähig den Aufruhr in seiner Brust, den Kampf zwischen Gut und Bös, länger zu ertragen, ballte er die Hände, stieß einen Schrei aus und rief laut auf: „Gavino komm hieher!" Der junge Mann stand blaß und zitternd vor Verwirrung. Als er endlich, von seinen Freunden ermuthigt, dem wiederholten lauten Rufe des alten Mannes folgte, empfing dieser ihn mit ausgebreiteten Armen unter tiefem Seufzen und Stöhnen, warf sich ihm an die Brust und rief, ihn an's Herz drückend, mit feierlichem Ernste: „Gavino, ich vergebe dir." Der Jüngling sank unter der Gewalt dieser Worte ohnmächtig zusammen; das Volk ringsum brach in lautes Weinen aus; die beiden feindlichen Faktionen fielen sich unter

dem Rufe: Vergebung! Vergebung! in die offenen Arme, küßten und baten sich unter Thränen: „Vergib mir du, den ich beleidigt! Verzeihe mir, mein Bruder!" u. s. w. Der Missionär auf der Kanzel und die Priester unten, so erfreut wie erstaunt über diese heilige Erregung, hatten Mühe, mit Blicken und Gebärden (denn mit der Stimme in solchem Tumulte durchzudringen, war unmöglich) den Eifer des Volkes zu mäßigen, besonders bei den Frauen, welche über dem Anblick ihrer sich versöhnenden Männer, in Ströme von Thränen zerfließend, unter den feurigsten Freundschaftsversicherungen sich umarmten und den feindlichen Haß abbaten, der sie seit Jahren getrennt hatte. Als die Ruhe wieder hergestellt war, wurden sie, Einer nach dem Andern, zum Kusse des Crucifixes geführt, und Alle entsagten dort für alle Zukunft aller Feindschaft, allem Streite, aller Rache. Der Erste, den Schwur abzulegen, war Johannes, der Greis; den jungen Gavino an der Hand, rief er die ganze Gemeinde zu Zeugen auf, daß er diesen an Sohnesstatt für den verlornen Antiochus annehmen, und ihm seine einzige Tochter vermählen wolle. Und das Alles waren nicht etwa vorübergehende Regungen und eitle Worte; noch ehe die Missionäre das Dorf verließen, sahen sie jeden Streit und Hader vergessen. Auch waren Vorgänge ähnlicher Art überall, wo Missionen gehalten wurden, sehr häufig, so daß König Karl Albert mehr als einmal gegen Bresciani äußerte: er schlage für Sardinien zwölf Missionäre höher an, als zwölf Regimenter Soldaten. „Wollte ich", schließt dieser, „meine Leser mit der Geschichte der Missionen dieses Landes aus den letzten zwanzig Jahren bekannt machen, so würden sie die Wahrheit des königlichen Ausspruches in einer Ausdehnung erkennen, die Allen unglaublich seyn muß, welche den festen Glauben und den großartigen Charakter der Sarden nicht kennen."

IX.

Blicke in die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens in Würtemberg.

Ein Beitrag zur Würdigung der bischöflichen Denkschrift und ihrer Beantwortung durch die Königlich Würtembergische Regierung.

Dritter Artikel.

Weitere Musterproben von dem Geist der neuern Verwaltung.

Auch der Staat hat ihm obliegende Verpflichtungen auf Stiftungen gewälzt. Es gereicht uns zur besondern Genugthuung, hier mit einem Beispiele den Anfang machen zu können, das einen tiefern Blick in die genossenen „Wohlthaten" gestattet. Bei den Kammer-Verhandlungen über die bischöfliche Motion, und seitdem bei jeder Gelegenheit, wird der Kirche, wie einer Bettlerin, das unverdiente Almosen vorgehalten, womit ihr, wie man sagt, der Staat rein aus Gnaden das Leben friste. Mit einer Sicherheit, die jeglichen Zweifel für Unmöglichkeit hält, sagt die „Erwiderung der königlichen Regierung an den Bischof von Rottenburg" unter Num. IV. in dieser Beziehung also: „Der höhere Convikt in Tübingen und die niedern Convikte zu Rottweil und Ehingen sind von der königl. Regierung aus Wohlwollen gegen die katholische Kirche, ohne irgendwie dazu verbunden zu

seyn, mit Staatsmitteln gegründet und unterhalten, um den künftigen Candidaten des geistlichen Standes die Vorbereitung und Ausbildung für diesen Beruf zu erleichtern. Es sind daher Anstalten, deren Leitung und Beaufsichtigung der Staatsbehörde vorbehalten bleiben muß." Wenn schon der §. 35 des Reichsdeputations-Hauptschlusses die Bestimmung trifft, daß „alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster . . . der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherren sowohl zum Behufe des Aufwandes für den Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen bleiben" sollten, so ist dieser mit den säkularisirten Gütern übernommenen rechtlichen Verpflichtung in dem 5ten Punkte der Bulle: „Ad dominici gregis custodiam" noch ein in's Einzelne gehender Ausdruck verliehen worden. Dort heißt es: decernimus ac mandamus: Quinto: In Seminario Archiepiscopali vel Episcopali is Clericorum numerus ali atque ad formam Decretorum Sacri concilii Tridentini institui ac educari debebit, qui Dioecesis amplitudini et necessitati respondeat, quique ab Episcopo congrue erit definiendus. Die Zusagen endlich, welche der Circumskriptions-Bulle vom 16. Aug. 1821 und der „Ad Dominici Gregis Custodiam" vorausgingen, lassen die Errichtung von Knaben-Seminarien nicht als eine Gnade, sondern als die einfache Erfüllung einer schuldigen Gerechtigkeit erscheinen *). Aber selbst den Fall gesetzt, es wäre diese ge-

---

*) Die beiden Bullen erhielten unter dem 24. Oct. 1827 die königl. Sanktion, „in soweit solche die Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Begränzung, Ausstattung und Einrichtung der dazu gehörigen fünf Bisthümer mit ihren Domkapiteln, sowie die Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle und der domstiftischen Präbenden zum Gegenstande haben." Wüßten wir nicht ausdrücklich, daß der heil. Stuhl, besonders nach den Erfahrungen, die er mit den Frankfurter-Verhandlungen gemacht, nur

europäischen zu einer orientalischen verkleinern. — Und was soll es schließlich für einen Sinn haben, Evangelischen und Katholischen die Schirmvoigtei über die griechische Kirche anzuvertrauen?"

Allerdings, wenn Rußland nicht ganz allein und speziell über die zwar „zu abnorme", aber doch „so theure" und „durch Jahrhunderte geheiligte Ordnung der Orthodoxen" das Protektorat gewinnt und die eventuelle Gleichstellung aller türkischen Christen nicht verhindert, so ist das „beständige Recht der Einmischung" sehr problematisch, der Eintritt in die türkische Erbschaft einer mehr oder minder fernen Zukunft zugeschoben, vielleicht ganz vereitelt — zu Gunsten selbstständiger slavisch-griechischer Staatenbildung. Sollte nun aber, wie die Circular-Depeschen behaupten, ein solcher weitgreifender Plan überhaupt gar nicht, sondern, außer in der politischen Phantasie Europa's, bloß die uneigennützige Absicht bestehen, die Rechte der türkischen Orthodoxen gegen den koranischen Fanatismus der Moslemin zu schirmen; sollte die jüngste Depesche vom 20. Juni mit Recht versichern, Rußland verlange von der Pforte nur, was es durch die Convention von Kainardshi und andere Verträge, die sämmtlich bloß von der „christlichen Religion und Kirche" in genere und dem „griechischen Cultus" in specie sprechen, schon längst besitze! — dann wird Rußland ohne Anstand auf den Vorschlag der Mächte eingehen. Auf alle Fälle wird dieser die Maske abziehen, wenn eine solche vorhanden ist.

Offenbar ist das Verdienst jenes Vermittlungs-Vorschlags, wenn er wirklich existirt, Oesterreich mitzuverdanken; und es scheint eine Ahnung des — wie wir nicht wünschen aber fürchten! — wahren Sachverhaltes, wenn eine bedeutsame Stimme aus Wien in der „Allg. Zeitung" vom 10. Juli äußerte: das vorherrschend kirchliche Moment, welches das Manifest geltend mache, gebiete den übrigen Mächten fortan sich der Bevorwortung solcher Forderungen zu enthalten; „es ruft ihnen unabweislich die eigene Gewissenspflicht gegen die

Kirche zu, der ihre Souveraine, der ihre Unterthanen mit Liebe und Hingebung zugethan sind; Oesterreich als große katholische Macht kann und wird sich nicht berufen fühlen, eine in ihren Folgen unabsehbare Einigung der Kirchen des anatolischen Schisma unter dem Primat eines der mächtigsten Potentaten der Welt zu fördern." Das ist freilich bloß die negative Seite des Berufs der katholischen Mächte, dem Orient ihre Sorge zu widmen. Welche Schicksale überhaupt der katholischen Kirche in diesem Gebiete werden sollen — wird Oesterreich wohl bedenken. Man mag sagen, sie wären doch von keiner Macht der Erde abzuwenden; der Einwand dispensirt aber nicht von der Pflicht, ihr bei Zeiten einen sichern Rechtsboden im Orient zu verschaffen.

Die faktische Stellung des Czaren, wohl in's Auge gefaßt, läßt wenig Hoffnung übrig, daß der genannte Vermittlungs-Vorschlag, wenn anders die Mächte ihn wirklich gewagt haben, annehmbar befunden werden sollte. Geben alsdann die Mächte Rußlands Forderungen nach und unterwirft sich die Pforte, so kann es nicht fehlen, daß ganz Europa von dem Moment an auf dem permanenten Qui-vive für die sultanische Souverainetät steht — eine besonders tröstliche Aussicht! wenn auch nur zum zwanzigsten Theil wahr ist, was Pariser-Blätter behaupten: daß der durch die Aufregung in der orientalischen Frage der Industrie Englands und Frankreichs allein zugefügte Verlust sich jetzt schon auf eine Milliarde berechne. Es leuchtet ein, daß auch der Ausweg die europäische Calamität nicht im Geringsten linderte, welcher jüngst von Odessa aus angedeutet wurde, und nicht minder der entschiedenste Sieg Rußlands wäre: daß nämlich der Czar das von Reschid Pascha zu unterzeichnende Ultimatum mit einem Recipiß erwidere, in welchem die Garantie der vollen Souverainetät des Sultans, dem russischen Protektorat gegenüber, eingetragen werde. Fruchtet aber alle Vermittelung nicht, kommt es zu einer Weigerung Rußlands,

die gemeinsame Garantie anzuerkennen, und darüber zum Kampfe mit der Türkei, dann muß die Loosung der Mächte heißen: „Gleichmäßiger Schutz für alle türkischen Christen."

Oesterreichs Lage wäre besonders kritisch, aber es hat die Macht der Ehrlichkeit und des guten Gewissens für sich; seine Politik im Orient war allzeit correkt, während England von Stambul aus die Revolution gegen Ungarn und Italien dirigirte, und dort in Allem verfuhr, als wenn es bei Rußland im Taglohn stünde; hier wie sonst überall war Oesterreichs Diplomatie stets frei von Perfidie, die jedesmal revolutionär und immer nur der Anfang einer langen Kette öffentlichen Unglücks ist, wie wir an Preußen erfahren haben, an England noch erfahren. Erwiesen sich nur dießmal die Befürchtungen bezüglich der Haltung Preußens als eitel, dann könnte Deutschland ruhig in die ernste Zukunft blicken! — Jedenfalls lieber allein als mit England, das die rechte Hand Kossuth und Mazzini, die linke dem ehrenreichen Kaiserstaat bieten möchte — jenes England! das vielleicht morgen schon wieder den Befehlen Lord Palmerstons gehorcht, das Rußland hinterhaltige Politik gegen die Türkei vorwirft, und in demselben Moment die Kretenser vom Sultan abtrünnig zu machen sucht und sie aufhetzt, für ihre wohlgelegene Insel englische Oberherrlichkeit zu fordern, abgesehen von den andern „Besprechungen über wichtige Eigenthumsfragen", welche Lord Redcliffe mit Reschid Pascha gerade jetzt unterhält, um die zu leistende Hülfe zum Voraus sich honoriren und dann den Schützling sammt dem alliirten Frankreich, je nach den Vortheilen des Moments, endlich dennoch zu betrügen und sitzen zu lassen. Alles — nur keine Allianz mit England!

VIII.

Ein Exempel katholischer Missions-Predigt

von der Liebe des Heilandes *).

Diese Blätter haben erst jüngst wieder eine merkwürdige Schilderung von der höchst verderblichen Art falscher Ascese mitgetheilt, vielmehr von jener ausgebildetsten Ironie auf die wahre christliche Ascese, welche überall da grassirt, wo es dem Missionseifer der Protestanten gelungen ist, ihr Evangelium unter barbarischen oder civilisirten Heidenvölkern auszubreiten, und zwar nirgends zufällig im Gefolge dieser Christuspredigt erscheint, sondern stets die nothwendige moralische Seite ihrer selbst ist. Wenn der arme sündige Mensch in dem Verhältnisse zu Gottes Richter-Ernst steht, daß ihm die im Sola-Glauben ergriffene fremde Gerechtigkeit Christi bloß zugerechnet, und er so rechtfertig wird, dann muß ein hartnäckiger Kampf der Seelenführer gegen die Leidenschaften des alten Adam in den Missions-Zöglingen nicht nur unnütz, sondern von wegen der lauernden Werkgerechtigkeit sogar äußerst bedenklich seyn. Die Praxis der wahren christlichen Ascese müßte nothwendig die eigene Theorie vom Evangelium Lügen strafen; was aber die falsche protestantische unter den

*) Vgl. „Hist.-pol. Blätter"-Heft vom 16. Juli. S. 91.

Heiden wirkt, bezeugen die Gemeinden ihrer Neubekehrten in allen Welttheilen. Bilde man sich nur in Gedanken einen Vergleich zwischen den Angaben über das praktische Christenthum dieser Armen z. B. am Cap, und dem thätigen Glaubens-Leben der von katholischen Missionären für die Kirche erzogenen Heidenchristen, z. B. der ehemaligen Indianer-Gemeinden, welche die Jesuiten in Paraguay durch die bloße Predigt und Uebung des Gottesworts aus Menschenfressern herangebildet hatten. Für ein Beispiel aber, wie reiche Mittel die ächte Lehre von der Erlösung zum Kampfe gegen die moralischen Gebrechen Einzelner und gegen die Erbübel ganzer Volksstämme besitzt, und für beliebige Maßnahme, wie solche Ascese mit der Uniformität der protestantischen Imputations-Theorie sich vertrüge, wählen wir eine Erzählung des berühmten Jesuiten Bresciani in seinem Buche über die Insel Sardinien *). Sie betrifft einen Feldzug der Ordens-Genossen gegen das im Volkscharakter der Sardinier nicht weniger, als bei den Korsikanern verknöcherte und wie unausreißbar eingewurzelte National-Uebel der heidnischen Familien-Blutrache mit allen ihren unchristlichen Consequenzen.

Als einige Jesuiten im J. 1840 in einem volkreichen Dorfe der Insel geistliche Uebungen hielten, ward ihnen bedeutet, daß ihre Predigten unmöglich fruchtbringend und von nachhaltiger Wirkung seyn könnten, falls es ihnen nicht gelänge, einen gewissen einflußreichen Edelmann der Nachbarschaft zu bewegen, daß er einem jungen Manne christliche Verzeihung gewähre, mit dem er in Todtfeindschaft stehe. Dieser Edelmann, ein hochbejahrter Greis, hatte einige Jahre vorher den einzigen Sohn, die Hoffnung und die Stütze seines Hauses, durch Mord aus Eifersucht verloren, und seitdem lebten

---

*) S. das Werk: Dei Costumi dell' Isola di Sardegna comparati cogli antichissimi Popoli Orientali. In due volumi. Per Antonio Bresciani D. C. D. G. Napoli 1850.

die beiden Familien des Ermordeten und des Mörders mit ihrem ganzen Anhang in unversöhnlichem Hasse. Alle Versuche, den Zorn des alten Mannes zu sänftigen, waren fruchtlos geblieben; der einzige Gedanke beschäftigte und tröstete ihn, noch so lange zu leben, bis er den Mörder des Sohnes todt zu seinen Füßen sehen würde. Als die Missionäre das hörten, gingen sie den Greis zu besuchen, der im Lehnstuhle am Heerde sitzend sie auf das freundlichste empfing, ihnen Wein und Erfrischungen anbot, und des Dankes über die Ehre und Freude ihres Besuches kein Ende finden konnte. Kaum lenkte aber der ältere der beiden Priester das Gespräch, so schonend wie möglich, auf die Christenpflicht, den Feinden zu verzeihen, als das Gesicht des alten Mannes zu flammen begann, und er, die Hände krampfhaft vor der Brust geballt, aufsprang und schrie: „Seht, hier ist sein Herzblut geflossen, seht, hier hat die Erde sein Blut getrunken! heute wie damals sehe ich es rauchen und zum Himmel um Rache schreien!“ Die Missionäre überzeugten sich bald, daß ihnen nichts übrig bleibe, als den Greis mit ruhigen Worten zu besänftigen, und entfernten sich dann, dem Allmächtigen ihre Noth empfehlend. Indeß wohnte der Edelmann, wie männiglich im Orte, den Predigten sehr eifrig bei; Tag für Tag sah man ihn, von seiner ganzen Partei umgeben, den Einen Theil der Kirche einnehmen, während der Mörder und sein Anhang am entgegengesetzten Theile standen. Die Missionäre waren im Verlaufe des Unterrichts endlich auf die Parabel vom verlornen Sohne gekommen, und der Prediger zeigte mit aller Kraft der Rede, wie der milde Herr Jesus in derselben die Güte und Barmherzigkeit Gottes vor Augen stelle. Die Zuhörer schwammen in Thränen, zerknirscht schlugen sie an die Brust, und riefen zu Gott um Barmherzigkeit und um Vergebung der Sünden. Da ließ der Prediger, als er Alle von Reuegefühl ergriffen sah, ein Crucifix vor der Kanzel auf den Boden hinlegen,

und brach mit ernster, feuriger Beredsamkeit in die Worte aus: „Wer immer seinem Feinde verziehen hat, der komme und küsse die Wundmale seines Heilandes, in festem Vertrauen darf er hoffen, daß seine Sünden, auch die schwersten, ihm vergeben sind; wer aber dem Feinde nicht vergeben will, soll nicht wagen, vor den barmherzigen Gott hinzutreten, der am Kreuze für seine Feinde starb; das göttliche Blut ist das Blut der Liebe, aber für Jeden, der Gott nicht liebt und nicht verzeiht, ist es das Blut des schrecklichsten Gerichtes.“ Ein Volk voll lebendigen Glaubens, wie die Sarden, mußten diese Worte, gleich einer scharfen Geißel, zu den Wundmalen treiben, um, sie küssend, ihre ganze Seele auszugießen. Alle, die von feindlichem Hasse ihr Gewissen rein wußten, warfen sich um das Crucifix zur Erde nieder, und bedeckten es mit Küssen und Thränen. Und siehe da! inmitten dieser Scene fühlte Johannes (so hieß der greise Edelmann) heißes Verlangen, sich gleichfalls vor dem Bilde des Gekreuzigten niederzuwerfen; tiefer Reueschmerz erfüllte seine Seele, so daß er zitterte wie ein Kind, und wie von Sinnen schien; bald nach Gavino, dem Mörder des geliebten Sohnes, bald nach dem Crucifix hinblickend, seufzte und stöhnte er im Zustande der furchtbarsten Aufregung; zuletzt, unfähig den Aufruhr in seiner Brust, den Kampf zwischen Gut und Bös, länger zu ertragen, ballte er die Hände, stieß einen Schrei aus und rief laut auf: „Gavino komm hieher!“ Der junge Mann stand blaß und zitternd vor Verwirrung. Als er endlich, von seinen Freunden ermuthigt, dem wiederholten lauten Rufe des alten Mannes folgte, empfing dieser ihn mit ausgebreiteten Armen unter tiefem Seufzen und Stöhnen, warf sich ihm an die Brust und rief, ihn an's Herz drückend, mit feierlichem Ernste: „Gavino, ich vergebe dir.“ Der Jüngling sank unter der Gewalt dieser Worte ohnmächtig zusammen; das Volk ringsum brach in lautes Weinen aus; die beiden feindlichen Faktionen fielen sich unter

dem Rufe: Vergebung! Vergebung! in die offenen Arme, küßten und baten sich unter Thränen: „Vergib mir du, den ich beleidigt! Verzeihe mir, mein Bruder!“ u. s. w. Der Missionär auf der Kanzel und die Priester unten, so erfreut wie erstaunt über diese heilige Erregung, hatten Mühe, mit Blicken und Gebärden (denn mit der Stimme in solchem Tumulte durchzudringen, war unmöglich) den Eifer des Volkes zu mäßigen, besonders bei den Frauen, welche über dem Anblick ihrer sich versöhnenden Männer, in Ströme von Thränen zerfließend, unter den feurigsten Freundschaftsversicherungen sich umarmten und den feindlichen Haß abbaten, der sie seit Jahren getrennt hatte. Als die Ruhe wieder hergestellt war, wurden sie, Einer nach dem Andern, zum Kusse des Crucifixes geführt, und Alle entsagten dort für alle Zukunft aller Feindschaft, allem Streite, aller Rache. Der Erste, den Schwur abzulegen, war Johannes, der Greis; den jungen Savino an der Hand, rief er die ganze Gemeinde zu Zeugen auf, daß er diesen an Sohnesstatt für den verlornen Antiochus annehmen, und ihm seine einzige Tochter vermählen wolle. Und das Alles waren nicht etwa vorübergehende Regungen und eitle Worte; noch ehe die Missionäre das Dorf verließen, sahen sie jeden Streit und Hader vergessen. Auch waren Vorgänge ähnlicher Art überall, wo Missionen gehalten wurden, sehr häufig, so daß König Karl Albert mehr als einmal gegen Bresciani äußerte: er schlage für Sardinien zwölf Missionäre höher an, als zwölf Regimenter Soldaten. „Wollte ich“, schließt dieser, „meine Leser mit der Geschichte der Missionen dieses Landes aus den letzten zwanzig Jahren bekannt machen, so würden sie die Wahrheit des königlichen Ausspruches in einer Ausdehnung erkennen, die Allen unglaublich seyn muß, welche den festen Glauben und den großartigen Charakter der Sarden nicht kennen.“

IX.

Blicke in die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens in Würtemberg.

Ein Beitrag zur Würdigung der bischöflichen Denkschrift und ihrer Beantwortung durch die Königlich Würtembergische Regierung.

Dritter Artikel.

Weitere Musterproben von dem Geist der neuern Verwaltung.

Auch der Staat hat ihm obliegende Verpflichtungen auf Stiftungen gewälzt. Es gereicht uns zur besondern Genugthuung, hier mit einem Beispiele den Anfang machen zu können, das einen tiefern Blick in die genossenen „Wohlthaten" gestattet. Bei den Kammer-Verhandlungen über die bischöfliche Motion, und seitdem bei jeder Gelegenheit, wird der Kirche, wie einer Bettlerin, das unverdiente Almosen vorgehalten, womit ihr, wie man sagt, der Staat rein aus Gnaden das Leben friste. Mit einer Sicherheit, die jeglichen Zweifel für Unmöglichkeit hält, sagt die „Erwiderung der königlichen Regierung an den Bischof von Rottenburg" unter Num. IV. in dieser Beziehung also: „Der höhere Convikt in Tübingen und die niedern Convikte zu Rottweil und Ehingen sind von der königl. Regierung aus Wohlwollen gegen die katholische Kirche, ohne irgendwie dazu verbunden zu

seyn, mit Staatsmitteln gegründet und unterhalten, um den künftigen Candidaten des geistlichen Standes die Vorbereitung und Ausbildung für diesen Beruf zu erleichtern. Es sind daher Anstalten, deren Leitung und Beaufsichtigung der Staatsbehörde vorbehalten bleiben muß." Wenn schon der §. 35 des Reichsdeputations-Hauptschlusses die Bestimmung trifft, daß „alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster . . . der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherren sowohl zum Behufe des Aufwandes für den Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen bleiben" sollten, so ist dieser mit den säkularisirten Gütern übernommenen rechtlichen Verpflichtung in dem 5ten Punkte der Bulle: „Ad dominici gregis custodiam" noch ein in's Einzelne gehender Ausdruck verliehen worden. Dort heißt es: decernimus ac mandamus: Quinto: In Seminario Archiepiscopali vel Episcopali is Clericorum numerus ali atque ad formam Decretorum Sacri concilii Tridentini institui ac educari debebit, qui Dioecesis amplitudini et necessitati respondeat, quique ab Episcopo congrue erit definiendus. Die Zusagen endlich, welche der Circumskriptions-Bulle vom 16. Aug. 1821 und der „Ad Dominici Gregis Custodiam" vorausgingen, lassen die Errichtung von Knaben-Seminarien nicht als eine Gnade, sondern als die einfache Erfüllung einer schuldigen Gerechtigkeit erscheinen *). Aber selbst den Fall gesetzt, es wäre diese ge-

*) Die beiden Bullen erhielten unter dem 24. Oct. 1827 die königl. Sanktion, „in soweit solche die Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Begränzung, Ausstattung und Einrichtung der dazu gehörigen fünf Bisthümer mit ihren Domkapiteln, sowie die Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle und der domstiftischen Präbenden zum Gegenstande haben." Wüßten wir nicht ausdrücklich, daß der heil. Stuhl, besonders nach den Erfahrungen, die er mit den Frankfurter-Verhandlungen gemacht, nur

europäischen zu einer orientalischen verkleinern. — Und was soll es schließlich für einen Sinn haben, Evangelischen und Katholischen die Schirmvoigtei über die griechische Kirche anzuvertrauen?"

Allerdings, wenn Rußland nicht ganz allein und speziell über die zwar „zu abnorme", aber doch „so theure" und „durch Jahrhunderte geheiligte Ordnung der Orthodoxen" das Protektorat gewinnt und die eventuelle Gleichstellung aller türkischen Christen nicht verhindert, so ist das „beständige Recht der Einmischung" sehr problematisch, der Eintritt in die türkische Erbschaft einer mehr oder minder fernen Zukunft zugeschoben, vielleicht ganz vereitelt — zu Gunsten selbstständiger slavisch-griechischer Staatenbildung. Sollte nun aber, wie die Circular-Depeschen behaupten, ein solcher weitgreifender Plan überhaupt gar nicht, sondern, außer in der politischen Phantasie Europa's, bloß die uneigennützige Absicht bestehen, die Rechte der türkischen Orthodoxen gegen den koranischen Fanatismus der Moslemin zu schirmen; sollte die jüngste Depesche vom 20. Juni mit Recht versichern, Rußland verlange von der Pforte nur, was es durch die Convention von Kainardshi und andere Verträge, die sämmtlich bloß von der „christlichen Religion und Kirche" in genere und dem „griechischen Cultus" in specie sprechen, schon längst besitze! — dann wird Rußland ohne Anstand auf den Vorschlag der Mächte eingehen. Auf alle Fälle wird dieser die Maske abziehen, wenn eine solche vorhanden ist.

Offenbar ist das Verdienst jenes Vermittlungs-Vorschlags, wenn er wirklich existirt, Oesterreich mitzuverdanken; und es scheint eine Ahnung des — wie wir nicht wünschen aber fürchten! — wahren Sachverhaltes, wenn eine bedeutsame Stimme aus Wien in der „Allg. Zeitung" vom 10. Juli äußerte: das vorherrschend kirchliche Moment, welches das Manifest geltend mache, gebiete den übrigen Mächten fortan sich der Bevorwortung solcher Forderungen zu enthalten; „es ruft ihnen unabweislich die eigene Gewissenspflicht gegen die

Kirche zu, der ihre Souveraine, der ihre Unterthanen mit Liebe und Hingebung zugethan sind; Oesterreich als große katholische Macht kann und wird sich nicht berufen fühlen, eine in ihren Folgen unabsehbare Einigung der Kirchen des anatolischen Schisma unter dem Primat eines der mächtigsten Potentaten der Welt zu fördern." Das ist freilich bloß die negative Seite des Berufs der katholischen Mächte, dem Orient ihre Sorge zu widmen. Welche Schicksale überhaupt der katholischen Kirche in diesem Gebiete werden sollen — wird Oesterreich wohl bedenken. Man mag sagen, sie wären doch von keiner Macht der Erde abzuwenden; der Einwand dispensirt aber nicht von der Pflicht, ihr bei-Zeiten einen sichern Rechtsboden im Orient zu verschaffen.

Die faktische Stellung des Czaren, wohl in's Auge gefaßt, läßt wenig Hoffnung übrig, daß der genannte Vermittlungs-Vorschlag, wenn anders die Mächte ihn wirklich gewagt haben, annehmbar befunden werden sollte. Geben alsdann die Mächte Rußlands Forderungen nach und unterwirft sich die Pforte, so kann es nicht fehlen, daß ganz Europa von dem Moment an auf dem permanenten Qui-vive für die sultanische Souverainetät steht — eine besonders tröstliche Aussicht! wenn auch nur zum zwanzigsten Theil wahr ist, was Pariser-Blätter behaupten: daß der durch die Aufregung in der orientalischen Frage der Industrie Englands und Frankreichs allein zugefügte Verlust sich jetzt schon auf eine Milliarde berechne. Es leuchtet ein, daß auch der Ausweg die europäische Calamität nicht im Geringsten linderte, welcher jüngst von Odessa aus angedeutet wurde, und nicht minder der entschiedenste Sieg Rußlands wäre: daß nämlich der Czar das von Reschid Pascha zu unterzeichnende Ultimatum mit einem Recipiß erwidere, in welchem die Garantie der vollen Souverainetät des Sultans, dem russischen Protektorat gegenüber, eingetragen werde. Fruchtet aber alle Vermittelung nicht, kommt es zu einer Weigerung Rußlands,

die gemeinsame Garantie anzuerkennen, und darüber zum Kampfe mit der Türkei, dann muß die Loosung der Mächte heißen: „Gleichmäßiger Schutz für alle türkischen Christen."

Oesterreichs Lage wäre besonders kritisch, aber es hat die Macht der Ehrlichkeit und des guten Gewissens für sich; seine Politik im Orient war allzeit correkt, während England von Stambul aus die Revolution gegen Ungarn und Italien dirigirte, und dort in Allem verfuhr, als wenn es bei Rußland im Taglohn stünde; hier wie sonst überall war Oesterreichs Diplomatie stets frei von Perfidie, die jedesmal revolutionär und immer nur der Anfang einer langen Kette öffentlichen Unglücks ist, wie wir an Preußen erfahren haben, an England noch erfahren. Erwiesen sich nur dießmal die Befürchtungen bezüglich der Haltung Preußens als eitel, dann könnte Deutschland ruhig in die ernste Zukunft blicken! — Jedenfalls lieber allein als mit England, das die rechte Hand Kossuth und Mazzini, die linke dem ehrenreichen Kaiserstaat bieten möchte — jenes England! das vielleicht morgen schon wieder den Befehlen Lord Palmerstons gehorcht, das Rußland hinterhaltige Politik gegen die Türkei vorwirft, und in demselben Moment die Kretenser vom Sultan abtrünnig zu machen sucht und sie aufhetzt, für ihre wohlgelegene Insel englische Oberherrlichkeit zu fordern, abgesehen von den andern „Besprechungen über wichtige Eigenthumsfragen", welche Lord Redcliffe mit Reschid Pascha gerade jetzt unterhält, um die zu leistende Hülfe zum Voraus sich honoriren und dann den Schützling sammt dem alliirten Frankreich, je nach den Vortheilen des Moments, endlich dennoch zu betrügen und sitzen zu lassen. Alles — nur keine Allianz mit England!

VIII.

Ein Exempel katholischer Missions-Predigt

von der Liebe des Heilandes *).

Diese Blätter haben erst jüngst wieder eine merkwürdige Schilderung von der höchst verderblichen Art falscher Ascese mitgetheilt, vielmehr von jener ausgebildetsten Ironie auf die wahre christliche Ascese, welche überall da grassirt, wo es dem Missionseifer der Protestanten gelungen ist, ihr Evangelium unter barbarischen oder civilisirten Heidenvölkern auszubreiten, und zwar nirgends zufällig im Gefolge dieser Christuspredigt erscheint, sondern stets die nothwendige moralische Seite ihrer selbst ist. Wenn der arme sündige Mensch in dem Verhältnisse zu Gottes Richter-Ernst steht, daß ihm die im Sola-Glauben ergriffene fremde Gerechtigkeit Christi bloß zugerechnet, und er so rechtfertig wird, dann muß ein hartnäckiger Kampf der Seelenführer gegen die Leidenschaften des alten Adam in den Missions-Zöglingen nicht nur unnütz, sondern von wegen der lauernden Werkgerechtigkeit sogar äußerst bedenklich seyn. Die Praxis der wahren christlichen Ascese müßte nothwendig die eigene Theorie vom Evangelium Lügen strafen; was aber die falsche protestantische unter den

*) Vgl. „Hist.-pol. Blätter“-Heft vom 16. Juli. S. 91.

Heiden wirkt, bezeugen die Gemeinden ihrer Neubekehrten in allen Welttheilen. Bilde man sich nur in Gedanken einen Vergleich zwischen den Angaben über das praktische Christenthum dieser Armen z. B. am Cap, und dem thätigen Glaubens-Leben der von katholischen Missionären für die Kirche erzogenen Heidenchristen, z. B. der ehemaligen Indianer-Gemeinden, welche die Jesuiten in Paraguay durch die bloße Predigt und Uebung des Gottesworts aus Menschenfressern herangebildet hatten. Für ein Beispiel aber, wie reiche Mittel die ächte Lehre von der Erlösung zum Kampfe gegen die moralischen Gebrechen Einzelner und gegen die Erbübel ganzer Volksstämme besitzt, und für beliebige Maßnahme, wie solche Ascese mit der Uniformität der protestantischen Imputations-Theorie sich vertrüge, wählen wir eine Erzählung des berühmten Jesuiten Bresciani in seinem Buche über die Insel Sardinien *). Sie betrifft einen Feldzug der Ordens-Genossen gegen das im Volkscharakter der Sardinier nicht weniger, als bei den Korsikanern verknöcherte und wie unausreißbar eingewurzelte National-Uebel der heidnischen Familien-Blutrache mit allen ihren unchristlichen Consequenzen.

Als einige Jesuiten im J. 1840 in einem volkreichen Dorfe der Insel geistliche Uebungen hielten, ward ihnen bedeutet, daß ihre Predigten unmöglich fruchtbringend und von nachhaltiger Wirkung seyn könnten, falls es ihnen nicht gelänge, einen gewissen einflußreichen Edelmann der Nachbarschaft zu bewegen, daß er einem jungen Manne christliche Verzeihung gewähre, mit dem er in Todtfeindschaft stehe. Dieser Edelmann, ein hochbejahrter Greis, hatte einige Jahre vorher den einzigen Sohn, die Hoffnung und die Stütze seines Hauses, durch Mord aus Eifersucht verloren, und seitdem lebten

---

*) S. das Werk: Dei Costumi dell' Isola di Sardegna comparati cogli antichissimi Popoli Orientali. In due volumi. Per Antonio Bresciani D. C. D. G. Napoli 1850.

die beiden Familien des Ermordeten und des Mörders mit ihrem ganzen Anhang in unversöhnlichem Hasse. Alle Versuche, den Zorn des alten Mannes zu sänftigen, waren fruchtlos geblieben; der einzige Gedanke beschäftigte und tröstete ihn, noch so lange zu leben, bis er den Mörder des Sohnes todt zu seinen Füßen sehen würde. Als die Missionäre das hörten, gingen sie den Greis zu besuchen, der im Lehnstuhle am Heerde sitzend sie auf das freundlichste empfing, ihnen Wein und Erfrischungen anbot, und des Dankes über die Ehre und Freude ihres Besuches kein Ende finden konnte. Kaum lenkte aber der ältere der beiden Priester das Gespräch, so schonend wie möglich, auf die Christenpflicht, den Feinden zu verzeihen, als das Gesicht des alten Mannes zu flammen begann, und er, die Hände krampfhaft vor der Brust geballt, aufsprang und schrie: „Seht, hier ist sein Herzblut geflossen, seht, hier hat die Erde sein Blut getrunken! heute wie damals sehe ich es rauchen und zum Himmel um Rache schreien!“ Die Missionäre überzeugten sich bald, daß ihnen nichts übrig bleibe, als den Greis mit ruhigen Worten zu besänftigen, und entfernten sich dann, dem Allmächtigen ihre Noth empfehlend. Indeß wohnte der Edelmann, wie männiglich im Orte, den Predigten sehr eifrig bei; Tag für Tag sah man ihn, von seiner ganzen Partei umgeben, den Einen Theil der Kirche einnehmen, während der Mörder und sein Anhang am entgegengesetzten Theile standen. Die Missionäre waren im Verlaufe des Unterrichts endlich auf die Parabel vom verlornen Sohne gekommen, und der Prediger zeigte mit aller Kraft der Rede, wie der milde Herr Jesus in derselben die Güte und Barmherzigkeit Gottes vor Augen stelle. Die Zuhörer schwammen in Thränen, zerknirscht schlugen sie an die Brust, und riefen zu Gott um Barmherzigkeit und um Vergebung der Sünden. Da ließ der Prediger, als er Alle von Reuegefühl ergriffen sah, ein Crucifix vor der Kanzel auf den Boden hinlegen,

und brach mit ernster, feuriger Beredsamkeit in die Worte aus: „Wer immer seinem Feinde verziehen hat, der komme und küsse die Wundmale seines Heilandes, in festem Vertrauen darf er hoffen, daß seine Sünden, auch die schwersten, ihm vergeben sind; wer aber dem Feinde nicht vergeben will, soll nicht wagen, vor den barmherzigen Gott hinzutreten, der am Kreuze für seine Feinde starb; das göttliche Blut ist das Blut der Liebe, aber für Jeden, der Gott nicht liebt und nicht verzeiht, ist es das Blut des schrecklichsten Gerichtes.“ Ein Volk voll lebendigen Glaubens, wie die Sarden, mußten diese Worte, gleich einer scharfen Geißel, zu den Wundmalen treiben, um, sie küssend, ihre ganze Seele auszugießen. Alle, die von feindlichem Hasse ihr Gewissen rein wußten, warfen sich um das Crucifix zur Erde nieder, und bedeckten es mit Küssen und Thränen. Und siehe da! inmitten dieser Scene fühlte Johannes (so hieß der greise Edelmann) heißes Verlangen, sich gleichfalls vor dem Bilde des Gekreuzigten niederzuwerfen; tiefer Reueschmerz erfüllte seine Seele, so daß er zitterte wie ein Kind, und wie von Sinnen schien; bald nach Gavino, dem Mörder des geliebten Sohnes, bald nach dem Crucifix hinblickend, seufzte und stöhnte er im Zustande der furchtbarsten Aufregung; zuletzt, unfähig den Aufruhr in seiner Brust, den Kampf zwischen Gut und Bös, länger zu ertragen, ballte er die Hände, stieß einen Schrei aus und rief laut auf: „Gavino komm hieher!“ Der junge Mann stand blaß und zitternd vor Verwirrung. Als er endlich, von seinen Freunden ermuthigt, dem wiederholten lauten Rufe des alten Mannes folgte, empfing dieser ihn mit ausgebreiteten Armen unter tiefem Seufzen und Stöhnen, warf sich ihm an die Brust und rief, ihn an's Herz drückend, mit feierlichem Ernste: „Gavino, ich vergebe dir.“ Der Jüngling sank unter der Gewalt dieser Worte ohnmächtig zusammen; das Volk ringsum brach in lautes Weinen aus; die beiden feindlichen Faktionen fielen sich unter

dem Rufe: Vergebung! Vergebung! in die offenen Arme, küßten und baten sich unter Thränen: „Vergib mir du, den ich beleidigt! Verzeihe mir, mein Bruder!" u. s. w. Der Missionär auf der Kanzel und die Priester unten, so erfreut wie erstaunt über diese heilige Erregung, hatten Mühe, mit Blicken und Gebärden (denn mit der Stimme in solchem Tumulte durchzudringen, war unmöglich) den Eifer des Volkes zu mäßigen, besonders bei den Frauen, welche über dem Anblick ihrer sich versöhnenden Männer, in Ströme von Thränen zerfließend, unter den feurigsten Freundschaftsversicherungen sich umarmten und den feindlichen Haß abbaten, der sie seit Jahren getrennt hatte. Als die Ruhe wieder hergestellt war, wurden sie, Einer nach dem Andern, zum Kusse des Crucifixes geführt, und Alle entsagten dort für alle Zukunft aller Feindschaft, allem Streite, aller Rache. Der Erste, den Schwur abzulegen, war Johannes, der Greis; den jungen Gavino an der Hand, rief er die ganze Gemeinde zu Zeugen auf, daß er diesen an Sohnesstatt für den verlornen Antiochus annehmen, und ihm seine einzige Tochter vermählen wolle. Und das Alles waren nicht etwa vorübergehende Regungen und eitle Worte; noch ehe die Missionäre das Dorf verließen, sahen sie jeden Streit und Hader vergessen. Auch waren Vorgänge ähnlicher Art überall, wo Missionen gehalten wurden, sehr häufig, so daß König Karl Albert mehr als einmal gegen Bresciani äußerte: er schlage für Sardinien zwölf Missionäre höher an, als zwölf Regimenter Soldaten. „Wollte ich", schließt dieser, „meine Leser mit der Geschichte der Missionen dieses Landes aus den letzten zwanzig Jahren bekannt machen, so würden sie die Wahrheit des königlichen Ausspruches in einer Ausdehnung erkennen, die Allen unglaublich seyn muß, welche den festen Glauben und den großartigen Charakter der Sarden nicht kennen."

IX.

Blicke in die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens in Würtemberg.

Ein Beitrag zur Würdigung der bischöflichen Denkschrift und ihrer Beantwortung durch die Königlich Würtembergische Regierung.

Dritter Artikel.

Weitere Musterproben von dem Geist der neuern Verwaltung.

Auch der Staat hat ihm obliegende Verpflichtungen auf Stiftungen gewälzt. Es gereicht uns zur besondern Genugthuung, hier mit einem Beispiele den Anfang machen zu können, das einen tiefern Blick in die genossenen „Wohlthaten“ gestattet. Bei den Kammer-Verhandlungen über die bischöfliche Motion, und seitdem bei jeder Gelegenheit, wird der Kirche, wie einer Bettlerin, das unverdiente Almosen vorgehalten, womit ihr, wie man sagt, der Staat rein aus Gnaden das Leben friste. Mit einer Sicherheit, die jeglichen Zweifel für Unmöglichkeit hält, sagt die „Erwiderung der königlichen Regierung an den Bischof von Rottenburg“ unter Num. IV. in dieser Beziehung also: „Der höhere Convikt in Tübingen und die niedern Convikte zu Rottweil und Ehingen sind von der königl. Regierung aus Wohlwollen gegen die katholische Kirche, ohne irgendwie dazu verbunden zu

seyn, mit Staatsmitteln gegründet und unterhalten, um den künftigen Candidaten des geistlichen Standes die Vorbereitung und Ausbildung für diesen Beruf zu erleichtern. Es sind daher Anstalten, deren Leitung und Beaufsichtigung der Staatsbehörde vorbehalten bleiben muß." Wenn schon der §. 35 des Reichsdeputations-Hauptschlusses die Bestimmung trifft, daß „alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster . . . der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherren sowohl zum Behufe des Aufwandes für den Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen bleiben" sollten, so ist dieser mit den säkularisirten Gütern übernommenen rechtlichen Verpflichtung in dem 5ten Punkte der Bulle: „Ad dominici gregis custodiam" noch ein in's Einzelne gehender Ausdruck verliehen worden. Dort heißt es: decernimus ac mandamus: Quinto: In Seminario Archiepiscopali vel Episcopali is Clericorum numerus ali atque ad formam Decretorum Sacri concilii Tridentini institui ac educari debebit, qui Dioecesis amplitudini et necessitati respondeat, quique ab Episcopo congrue erit definiendus. Die Zusagen endlich, welche der Circumskriptions-Bulle vom 16. Aug. 1821 und der „Ad Dominici Gregis Custodiam" vorausgingen, lassen die Errichtung von Knaben-Seminarien nicht als eine Gnade, sondern als die einfache Erfüllung einer schuldigen Gerechtigkeit erscheinen *). Aber selbst den Fall gesetzt, es wäre diese ge-

*) Die beiden Bullen erhielten unter dem 24. Oct. 1827 die königl. Sanktion, „in soweit solche die Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Begränzung, Ausstattung und Einrichtung der dazu gehörigen fünf Bisthümer mit ihren Domkapiteln, sowie die Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle und der domstiftischen Präbenden zum Gegenstande haben." Wüßten wir nicht ausdrücklich, daß der heil. Stuhl, besonders nach den Erfahrungen, die er mit den Frankfurter-Verhandlungen gemacht, nur

ringfügige Abschlagszahlung ein Akt der Wohlthat, und die Unterdrückung so vieler Klosterschulen, in denen die Candidaten des geistlichen Standes ein wohlfeiles Unterkommen fanden, hätte in der Errichtung von ein Paar Staatsschulen ein ausreichendes Supplement erhalten, so folgt daraus eben sowenig ein Recht des Staats auf die „Leitung und Beaufsichtigung" dieser Schulen durch die Staatsbehörde, als der Patron aus der Dotirung einer Kirche das Recht ableiten kann, der bischöflichen Vollgewalt über dieselbe zu seinen Gunsten einen Abtrag zu thun. Wenn nun vollends die behauptete ausschließliche Dazwischenkunft der Staatsmittel eine Unwahrheit enthält, wie dann? Und in der That, die Regierung hat es wohl verstanden, aus kirchlichen (und zum Theil aus Commun-)Geldern ihre Schulden gegen die Kirche abzutragen, wofür sie jetzt den Dank in Anspruch nimmt, der Kirche den Schaden überlassend. — Nachdem die Errichtung zweier niedern Convikte für die Candidaten des katholischen geistlichen Standes beschlossen war, übergab der Stadtrath von Ehingen die Bitte, daß einer dieser Convikte in die genannte Stadt verlegt werden möge. Die Regierung ging auf die Bitte ein,

---

nach vollständiger Vereinigung der in Punkt V. und VI. der Bulle „ad Dom. gregis custodiam" festgesetzten Rechtsverhältnisse die Bulle selbst erließ, so könnte man schon aus der Wichtigkeit der Sache den Schluß ziehen, daß gerade die gewichtigsten Punkte der Convention nach vorausgegangenen rechtskräftigen Verhandlungen mit beiderseitiger Genehmigung festgesetzt worden seien. Kann unter solchen Umständen die einseitig beschränkte königl. Genehmigung der Bullen die Verpflichtung der königl. Regierung verändern und beschränken? Mit Nichten. Und selbst nachdem der Minister von Schmidlin in seiner Inaugural-Rede an den Bischof und das Dom-Kapitel von Rottenburg diese Beschränkung formulirt und erklärt hatte, „daß hierunter namentlich der V. und VI. Art. der Ergänzungsbulle nicht begriffen, und somit von der Staatsregierung nicht anerkannt sind", so kann dieß an der einmal eingegangenen Verpflichtung naturgemäß Nichts ändern.

und knüpfte mit der Stadt Unterhandlungen an. Am 1. Febr. 1825 traten die Regierungs-Commissäre mit dem Stadt- und Stiftungs-Rathe im Beiseyn des Dekans und Oberamtmanns von Ehingen zusammen, und schlossen einen Vertrag, dessen Wortlaut sammt dem Genehmigungsdekret des k. kathol. Kirchen-Rathes wir hier wörtlich beizufügen für gut finden.

„Verhandelt Ehingen a. D. den 1. Febr. 1825."

Nachdem die Errichtung 2 niederer Convicte für die Zöglinge des kathol. geistl. Standes in dem Regierungsblatte ausgesprochen war, übergab der Stadtrath von Ehingen bei Sr. kön. Maj. die Bitte, daß der 2. Convict in diese Stadt verlegt werden möchte."

„Der Director des k. kath. Kirchenraths, Cammerer, und der Oberstudien-Rath Schebler erhielten den Auftrag, sich nach Ehingen zu begeben, die theils für das obere und untere Gymnasium, theils für den Convict erforderlichen Gebäude sammt Zugehör auszumitteln, und über die von den Stadtvorstehern angebotenen Beiträge förmliche Verhandlung zu pflegen. . . . Nach vorläufiger Besprechung traten heute die Commissarien mit Stadt- und Stiftungsrath, auch dem Bürgerausschuß, im Beiseyn des Oberamtmanns Bagnato und des Decans und Stadtpfarrers Kirchenraths Dr. Vanotti, zusammen."

„Man vereinigte sich über den Grundsatz, daß die Stadt Ehingen mit oder ohne Zuziehung ihrer Localstiftungen diejenigen Auslagen für Gymnasium und Convict, welche in der Stadt Ellwangen nicht vorgekommen wären, zum Voraus um so mehr zu übernehmen habe, als diese Ausgaben sonst dem Staatsgut zur Last fallen würden, und als der Stadt durch die neuen Anstalten ganz besondere Vortheile zufließen. — In Anwendung dieses Grundsatzes kommt zu bemerken, daß in Ehingen erst vor einigen Jahren das untere Gymnasium größtentheils auf Kosten des Staats mit 2 höhern Classen zu einem Lyceum erhoben wurde, und daß, um das obere Gymnasium zu ergänzen, und einen Convict zu errichten, noch die 2 höchsten Classen mit 3 Professoren ausgemittelt werden müssen, ferner, daß das obere und untere Gymnasium hier besondere Baukosten erfordern."

„Endlich erklärten sich Stadt- und Stiftungsrath mit dem

Bürger-Ausschuß zu folgender Uebereinkunft verbindlich, und sie werden dieselbe der k. Kreisregierung zur gesetzlichen Genehmigung vorlegen, sonach den k. Commissarien zuschicken, damit diese theils durch den k. kath. Kirchenrath nach erfolgter Zustimmung des bischöfl. Generalvicariats, theils durch den k. Studienrath, sie zur höchsten Bestätigung bringen."

1) „Das bisherige Lyceumsgebäude (vormals Franciscaner-Kloster) sammt dazu gehörigem Garten wird gegen das bisherige Spital-Gebäude (vormals Collegium) sammt dazu gehörigem Garten, jedoch mit Ausnahme des Thurms und des kameralamtlichen Frucht-Kastens (vormals Collegiumskirche!) vertauscht, und jenes der Stadt überlassen, dieses aber theils zum obern Gymnasium, theils zum Convict bestimmt. Das Eigenthum der bisherigen Lyceumskirche sammt dem Thurm steht bereits vertragsmäßig der Stiftungsverwaltung zu."

2) „Zum untern Gymnasium sammt der Wohnung des Rectors und des Famulus wird von der Stadt das angekaufte Propst'sche Haus in der Nähe des Collegiums an der Stadtmauer sammt der Remise und beiden Gärtchen als steuerfrei abgegeben."

3) „Wenn wider Verhoffen das Gymnasium ganz oder zum Theil, oder der niedere Convict aufhören sollte, so fällt das bisherige Lyceumsgebäude an den Staat, und das bisherige Spitalgebäude, sowie das Probst'sche Haus, an die Stadt mit allem Zugehör zum vollen Eigenthum zurück."

4) „Die erstmalige bauliche Einrichtung des obern und untern Gymnasiums sammt Wohnung des Rectors und Famulus nach den aufgenommenen Baurissen wird von der Stadt übernommen."

5) „Die erstmalige bauliche Einrichtung und Möblirung des Convicts wird aus der Convicts-Casse bestritten."

6) „Das ganze Spitalpersonal . . . muß in möglichster Bälde in ein städtisches Gebäude untergebracht werden."

7) Die ganze forthinige Baulast, sowie die etwa nothwendige Wiedererbauung nicht nur an den beiderlei Gymnasial-Gebäuden, sondern auch am Convict einschließlich des Brunnens, der Garten- und Hofmauern, das Weißen rc. und die übrigen Bewohnersleistungen, insofern diese nicht durch die Be-

wohner selbst ersetzt werden müssen, übernimmt die Stadt unter der Controle des Gymnasial-Rectors oder des Convict-Vorstandes."

„Auch die Beiträge für die Brandversicherung der Gebäude fallen auf die Stadt. Dagegen bezahlt die Convict-Casse wegen des Convicts der Stadt sowohl für das laufende Bauwesen, als zur Sammlung eines Convict-Hauptbaufonds alljährlich, 1825/26 erstmals, 400 fl. Der Stadtrath hat am Ende jedes Jahres einen vom Convict-Vorstand bezeugten Ausweis über die Ausgaben 2c. an den Kirchen-Rath einzuschicken. Die innere Einrichtung des Gartens besorgt die Convict-Casse. Sollte die Stadt in Erfüllung ihrer Bau-Unterhaltung säumen, so behält man sich von Seite des Convicts vor, diese Baulichkeiten selbst zu besorgen auf Kosten der Stadt."

8) „Da der Stadtrath gebeten hat, und der Decan und Stadtpfarrer einverstanden ist, daß die erledigte Caplanei zur Dreieinigkeit in ein beständiges Vicariat verwandelt, und die zu den 3 Königen aufgehoben werde, so versprechen die k. Commissäre, es bei dem k. Kirchenrath einzuleiten, daß die Genehmigung sowohl vom Generalvicariat als vom Staat erfolge." Hienach soll

9) „das bisherige Caplanei-Haus sammt anliegendem Garten zur Dreieinigkeit, auf dem Gänseberg, einem Professor dergestalt eingeräumt werden, daß er nur die Bewohnersleistungen und das bisherige Betreffniß des Gartenzauns zu bestreiten habe. Das Haus ist der Brandversicherung einzuverleiben. Die ganze Baulast, Wiedererbauung, Brandversicherungsbeiträge leistet die Stadt, welche auch sogleich Eine Kammer in eine Küche, und eine andere in eine Speiskammer, ebenso im obern Stock einige Zimmer 2c. einrichten, das Ganze ausbessern und die Stadtmauer abnehmen lassen muß." Ebenso soll

10) „das bisherige Caplanei-Haus sammt Garten „„zu den 3 Königen"", mit einer darauf haftenden Wochenmesse für die Stifter der aufgehobenen 3 Königs-Caplanei, einem Professor, welcher etatsmäßig keine freie Wohnung anzusprechen hat, so eingeräumt werden, daß er nur Bewohnersleistungen und das

bisherige Betreffniß des Gartenzauns zu bestreiten hat. Das Haus ist der Brandversicherung 2c., wie oben bei 9."

11) „Der Stadtrath wird die Gelegenheit begünstigen, wenn eines dieser 2 Häuser, mit Vortheil für den Professor, für ein dem Gymnasium näheres vertauscht werden kann. Sollten sie keinen Professor mehr zum Bewohner erhalten, so fallen sie ihrer ursprünglichen Bestimmung als Kirchenpfründfonds zurück."

12) „Für den neuen Vicar wird die Stadt dießmal in dem pfarrlichen Nebengebäude das zweite Zimmer des bisherigen Vicars mit einem kleinen Ofen 2c. zu Wohn- und Schlafzimmer einrichten lassen. Nachher bleibt die Baulast wie bisher."

13) „Durch die Aufhebung der Caplaneien werden folgende Pfründ-Gefälle erübrigt":

a) „von der Dreieinigkeits-Caplanei die Activ-Capitalien mit 3353 fl. 30 kr.;"

b) „von der Dreikönigs-Caplanei die Activ-Capitalien — mit Ausnahme der zwei österreichischen — 1567 fl. 30 kr. Die Dinkelbesoldung mit 5 Schäff. 6 Sri. von der Stiftungsverwaltung;"

c) „von der Stadtpfarrstelle: die Activ-Capitalien, mit Ausnahme der österreichischen, 4684 fl. 50 kr. Die Geldbesoldung von der Stiftungsverwaltung mit 65 fl. 2 kr."

„Diese Capitalien und Besoldungen werden an die Stiftungsverwaltung von Georgii 1825 an abgetreten; dagegen übernimmt sie eine Geldbesoldung an einen der drei geistlichen Professoren des obern Gymnasiums vom Tage der Ernennung an ununterbrochen mit 850 fl. Will der Studien-Rath einen Theil dieser Geldbesoldung in Holz verwandeln, so wird die Stiftungsverwaltung nicht dagegen seyn."

14) „Stadt- und Stiftungskasse leisten auch in Zukunft an das Gymnasium und dessen Lehrer, was sie bisher an das Lyceum 2c. abgegeben; weiter übernehmen sie noch":

a) „den sich vermehrenden Brennholz-Bedarf für das Ober- und Untergymnasium, das Zuführen, Spalten, Einheitzen, Reinigen der Zimmer 2c.;"

b) „sämmtliche Mobilien der Lehrzimmer des ganzen Gymna-

siums, besonders auch Kästen für die Bibliothek, Dinte, Schwamm 2c., sowie jährlich 15 fl. dem Rector zu Schreib-Materialien;"

c) „statt der bisherigen jährlichen 70 fl. zur Bibliothek 2c. an die Rectoratskasse jährlich 100 fl."

15) „Der Famulus behält nebst der neuen Wohnung und Beholzung seinen ganzen Meßnergehalt der Lyceumskirche mit 60 fl. und 4 Schäff. Dinkel. Da derselbe den Dienst an der bisherigen Lyceumskirche nicht mehr versehen kann, wird die Stadt für einen andern sorgen. Sollte der dermalige Kameralamts-Fruchtkasten (Collegiums-Kirche) dem Gottesdienst zurückgegeben werden, so ist der Famulus Meßner, und die Stiftungspflege gibt ihm eine Zulage von 20 fl."

16) „Da deßhalb die Werktagsmesse für den Convict in einem Betsaal gehalten werden muß, so sollen die erforderlichen Paramente aus der Lyceumskirche dahin genommen werden, ebenso alle Cultkosten von der Stiftungsverwaltung bestritten werden."

„In Urkund dessen:

Folgen Unterschriften."

Der k. kath. Kirchenrath an das k. Oberamt und Decanat Ehingen.

„Auf Antrag des Stadt- und Stiftungsraths in Ehingen und nach der Verabredung vom 1. Febr. d. Js. wird im Einverständniß mit dem Generalvicariat genehmigt, daß zur Einrichtung eines niedern katholischen Convicts und eines vollständigen obern Gymnasiums daselbst die erledigte Caplanei zur Dreieinigkeit in ein ständiges Vicariat verwandelt, und die ebenfalls erledigte Caplanei zu den 3 Königen aufgehoben werde, und zwar beides mit dem 22. April 1825."

„Für diesen zweiten Vicar wie oben Num. 12."

„Von der bisherigen Caplanei zur Dreieinigkeit übergehen an die Stadtpfarr-Stelle sämmtliche Obliegenheiten, namentlich auch die auf der Pfründe haftenden drei, nunmehrigen zwei Wochenmessen für die Pfründestifter, am Montag und Mittwoch in der Stadt-Pfarrkirche: zugleich auch folgende Pfründgefälle":

„Das eigene Krautland, die eigenen 12 Morgen Acker, die

sämmtlichen Grundgefälle von Lehen und Zinsgütern, $\frac{1}{5}$ von der ganzen Besoldung für die Hilfspriester daselbst von der Universität Freiburg, $\frac{1}{5}$ an den besondern Hilfspriester-Obliegenheiten und Gebühren von der Pfarrkirche und Spitalpflege; $\frac{1}{6}$ von den Obliegenheiten und Gebühren von der Präsenz und Prädicatur; die bürgerlichen Ortsnutzungen, besonders an Holz und Reisach."

„An die Stadtpfarrstelle übergehen von der aufgehobenen Dreikönigs-Caplanei zwei Krautländer, Gefälle von Lehen und Zinsgütern, an dem $\frac{1}{5}$ der ganzen Besoldung für die Hilfspriester von der Universität Freiburg die Hälfte, ebenso von den besondern Hilfspriester-Obliegenheiten x. x., wie im Vorigen, an dem $\frac{1}{6}$ von den Obliegenheiten x., wie oben, $\frac{1}{5}$, die zwei bei Oesterreich stehenden, dermal noch nicht ganz zinsflüssigen Activ-Capitalien mit 469 fl. 12 kr."

„Dagegen tritt der Stadtpfarrer von seiner Pfarrpfründe an die Stiftung ab":

„Die Activ-Capitalien, mit Ausnahme der bei Oesterreich stehenden 240 fl., mit 4684 fl. 50 kr.; die von der schon früher in ein Vicariat verwandelten Anna-Caplanei herrührende Geldbesoldung von der Stiftungsverwaltung mit 65 fl. 2 kr."

„Jeder der bleibenden zwei Capläne zu Georg und Catharina bekommt von der aufgehobenen Dreikönigs-Caplanei an dem $\frac{1}{5}$ der Hilfspriester x. x. $\frac{1}{4}$; an dem $\frac{1}{5}$ der besondern Hilfspriester-Obliegenheiten x. x. (wie oben) $\frac{1}{4}$; an dem $\frac{1}{6}$ der Obliegenheiten x. $\frac{1}{5}$."

„Die zwei Wohnhäuser sammt Gärtchen der Dreieinigkeits- und Dreikönigs-Caplanei werden zwei Professoren eingeräumt; auf dem zu den 3 Königen haftet eine Wochenmesse für die Stifter der Caplanei; derselbe Professor hat auf Verlangen des Stadt-Pfarrers an Sonn- und Festtagen Früh- oder Mittelmesse, oder Amt in der Pfarrkirche zu halten."

„An die Stiftungsverwaltung in Ehingen gehen über (wie oben Num. 13); die zweite Stadt- und bisherige Lyceumskirche wird Spitalkirche. Der tägliche wie sonntägliche, vor- und nachmittägige Gottesdienst muß von einem der beiden Capläne gehalten werden."

„Der Famulus x. (wie oben Num. 15.)"

„Die Werktagsmesse (wie oben Num. 16). Für die Gym-

nasiken wird ein Professor in der Pfarrkirche die Schulmesse halten; an Sonn- und Festtagen wird in der Pfarrkirche der Gymnasiums-Gottesdienst um 10 Uhr mit Predigt und Amt von einem Professor besorgt, Nachmittags die Vesper besucht."

„Hienach hat Oberamt und Decanat das Erforderliche zu besorgen, auch der Decan und Stadtpfarrer sich mit dem Gymnasial-Rector zu benehmen."

Stuttgart, den 21. Mai 1825.

Cammerer.

Nagel."

Zum Voraus hatte man es also darauf abgesehen, die Gemeinde- und Stiftungsmittel der Stadt Ehingen zu bestimmten Ausgaben umsomehr in Anspruch zu nehmen, „als diese Ausgaben sonst dem Staatsgute zur Last fallen würden." Nicht gerechnet die Beiträge oder ein für allemal präſtirten Zahlungen der städtischen Kasse, nicht gerechnet die Capitalien der zwei supprimirten Caplaneien, „zur Dreieinigkeit" und zu den „drei Königen" (!), ist die Stiftung, wenn wir in Bausch und Bogen rechnen, mit einem Capital von nahezu 20,000 fl. in's Mitleiden gezogen worden. Wenn die Staatskasse in allerneuester Zeit, wie man sagt, diese Lasten auf sich genommen, so hat sie damit das Unangemessene der seitherigen Leistungen selbst anerkannt. Indessen bezieht sich auch diese Erleichterung nur auf das Laufende.

Ganz in ähnlicher Weise wurden die sechs in der Bulle „Ad dominici gregis custodiam" geforderten Dom-Vicariate nicht alle auf Staatskosten errichtet; vier schon vorhandene Caplaneistiftungen wurden dazu umgeschaffen und mit zwei neuen vermehrt, obgleich §. 35 des Reichsdeputations-Hauptschlusses sehr bestimmt von der Ausstattung der Domkirchen als einer auf den säkularisirten Gütern ruhenden Last spricht. Die theils auf Zehent- und Gefäll-Bezügen, theils auf Gütern ruhenden Meßner- und Organisten-Besoldungen sind mit dem Laufe der Zeit mehr und mehr säkularisirt worden, indem die

Staats-Ober-Schulbehörde diese Dienste in Schuldienste umschuf und im Falle der Unzulänglichkeit des Einkommens dieses durch Gemeindemittel ergänzte. Auf diese in Schuldienste verwandelten Meßner- und Organistenstellen hat die Kirche trotz des doppelten Rechtstitels nicht den geringsten Einfluß; der Staat hat die Volksschule gegründet, (so sagt man, während Gemeinden und Stiftungen die Sustentation derselben tragen müssen), der Staat erzieht die Schuldiener, Meßner und Organisten, der Staat stellt sie an, der Staat beaufsichtigt, straft und belohnt sie. Ueberhaupt hat sich in der Bestreitung der Schul-Bedürfnisse ein starker Abzugscanal zur Entleerung der Stiftungen gebildet. In den Jahren 1845 bis 47 hat die Hospital-Pflege Biberach 30,000, nach andern Angaben 36,000 fl. auf den Neubau eines Schulhauses verwendet, obschon sie gar keine Verpflichtung dazu hat. Jetzt nach der Ablösung müssen es die Armen büßen. Die Ellwanger-Stiftung prästirte zu gleichem Zwecke 1400 fl., die von D. gleichfalls einige Tausend, die ausschließlich für den Kult bestimmte Stiftung zu R. 2000 fl. für den Bau des Schul- und Rathhauses. Indessen ist es hier nicht nothwendig, auf einzelne Beispiele zu verweisen. Es wird kaum ein Oberamt seyn, das nicht einen oder mehrere Fälle der Art aufzuweisen hätte. Wir sagen hiemit nicht, daß die Verfolgung dieser Zwecke nicht an und für sich löblich sei. Wir sagen nur, der Staat habe die Säkularisation des Kirchengutes fortgesetzt, um die jetzige Staatsschule zu organisiren; ohne dieß wäre ihm die Erreichung des angestrebten Zieles kaum möglich gewesen. Die Kirche kann doch nicht gleichgültig zusehen, wie man ihr die letzten Mittel nimmt, mit denen sie für ihre Zwecke in ihrem Geiste wirken kann, während damit eine Staatsanstalt ausgestattet wird, welche es sich, bewußt oder unbewußt, zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, in einer der Kirche entfremdeten, ja in vielen Fällen sogar feindlichen Stellung ihren Ruhm zu suchen. In jedem

Falle aber muß es Bedenken erregen, das „Oberaufsichts-Recht" über das Kirchengut in den Händen derer zu wissen, welche, während sie mit der „Volksschule" und der „Volksbildung" wahren Götzendienst getrieben haben, den Interessen des Glaubens mit eigentlich stiefmütterlicher Neigung nur zu wohl beigethan blieben.

Wir haben oben schon gesagt, daß die Regierung von der Stiftung zu Wiesensteig noch im Anfang vorigen Jahres zur Erbauung einer Straße einen Zuschuß verlangte. Dieselbe Stiftung hatte früher schon 14,000 fl. zum Bau einer Straße in ein benachbartes Ort verausgabt. Solch eine Ausgabe wird ohne Anstand genehmigt. Zur Errichtung von drei Altären in der neuen Kirche zu N. hat der Fiskus bloß 340 fl. zu verwenden erlaubt. Zwar hat man Ausgaben jener Art den Charakter von Armen-Unterstützungen beigelegt. Davon haben aber noch jedesmal gut besoldete Staatsdiener, Bau-Inspektoren, Aufseher, reiche Material-Lieferanten und bemittelte Maurermeister vorher der Rahm abgeschöpft. Wenn es wahr ist, daß die Säkularisation en bloc zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Pauperismus gewiß einen Hemmschuh nicht angelegt hat, so wird auch die fortgesetzte, den Schein Rechtens mit etwas mehr Anstand wahrende Entfremdung kirchlichen Guts seinen Fortschritten keinen Einhalt thun.

Endlich die Gemeinden, wie haben sie die Bedeutung der Stiftungen für „Erleichterung gemeiner Lasten" aufgefaßt! Und welchen Schutz haben ihnen die von gleichem Geiste beseelten „Oberaufsichts-Behörden" hiebei geleistet? Das „deutsche Volksblatt" (1852 Nr. 5 und 6) veröffentlicht folgendes Beispiel, das wir hier zur Orientirung in den Zusammenhang einreihen.

„Ein Beispiel, wie Stiftungen verwaltet werden."

„Von der Alp..... Im Oberamte B. befindet sich eine kleine Gemeinde, die zwar kein bedeutendes Vermögen, aber doch auch

keine Schulden hat. Die einzelnen Bürger sind zum größten Theile nicht gerade wohlhabend, jedoch im Stande, sich durchzubringen, was schon daraus zu schließen seyn dürfte, daß die Gemeinde keinen Bettler hat, und nur einige wenige Personen ein kleines Almosen genießen. Auch kann das ganze Jahr hindurch, außer den Erwachsenen, fast jedes Schulkind täglich wenigstens einige Kreuzer verdienen. In dieser Gemeinde ist eine Stiftung, welche neben circa 150 Morgen Gütern, ungefähr 20 — 25,000 fl. Vermögen besitzt. Von diesem Vermögen müssen jährlich mehrere hundert Gulden an Besoldungen bestritten werden, im Uebrigen aber ist nur eine höchst unbedeutende Summe ausdrücklich und stiftungsgemäß zu andern als rein kirchlichen Zwecken zu verwenden. Wie wurde nun seit geraumer Zeit dies Vermögen verwaltet und verwendet?"

„Die 150 Morgen Güter wurden nicht, wie man im Interesse der Stiftung und wohl auch von Rechtswegen hätte erwarten dürfen, an den Meistbietenden verpachtet, sondern an die Ortsbürger auf je 15 Jahre durch's Loos vertheilt, so daß bei der neuesten Vertheilung jedem Bürger, der davon wollte, etwa 2½ Morgen zufielen, woraus derselbe dann jährlich 2 Sri. Dinkel und 1½ Sri. Haber an die Stiftung zu entrichten hat, die Stiftung also im höchsten Falle aus 2½ Morgen Feld einen Ertrag von 2 fl. empfängt, und nebenbei noch die Kosten der Verleihung, die Anschaffung von Pfählen zum Ausstecken der einzelnen Parcellen u. s. w. aufgebürdet erhielt."

„Seit dem Jahre 1829 hat der Stiftungsrath für gut befunden und die Kreisregierung genehmiget, daß die Stiftung den dritten Theil der Besoldung des Schultheißen bezahle; dieser Beschluß wurde für gut befunden, auf höhern Antrag sogar, und damit motivirt, weil ja der Schultheiß auch viele Geschäfte mit der Stiftung habe; auf oberamtliche Veranlassung ward er im vorigen Jahre — und zwar ohne die beistimmende Unterschrift des Pfarrers — zum zweitenmale gefaßt und zum zweitenmale genehmiget."

„Im Jahre 1827 schuldete die Gemeinde der Stiftung an Capital und Zinsen 5120 fl. Wie entledigte sie sich dieser Schuld? Man kam überein, der Stiftung das Gebäude anzuhängen, das

die Gemeinde zu einem Schulhaus angekauft hatte. Daher beschloß der Stiftungsrath, dies Schulhaus, das die Stiftung lediglich zu nichts für ihre Zwecke zu verwenden wußte, ihr um 1200 fl. zu verkaufen, und diese 1200 fl. an jener Schuld zu löschen. Die Stiftung ging natürlich den Handel ein, das Schulhaus wurde ihr überlassen, und blieb das Schulhaus der Gemeinde bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterschiede, daß die Stiftung es bezahlen durfte und es mit allen seinen Einrichtungen unterhalten und versteuern darf. Dabei ist zu bemerken, daß der Stiftung nicht die mindeste Verpflichtung obliegt, für solche Zwecke etwas zu bestreiten, und daß ihr seither die Gemeinde nicht einen Heller Miethzins bezahlt."

„Mit diesem Erlös von 1200 fl. wäre aber die Schuld der Gemeinde noch lange nicht getilgt gewesen. Der Gemeinderath machte daher an den Stiftungsrath noch weitere Forderungen, nämlich an Steuer von den Stiftungsgütern von 1809 bis 1824 1020 fl., was auf das Jahr nicht weniger als 68 fl., und nahezu den ganzen Ertrag der Güter nach der oben angeführten Verleihung ausmacht; ferner wurden verlangt für Frohnen 400 fl., und endlich noch für die Unterhaltung eines Brunnens, der in der Nähe des Schulhauses fließt, für 20 Jahre nicht weniger, als 600 fl., so daß die Unterhaltungskosten dafür jährlich auf 30 fl. zu stehen kämen — eines Brunnens, deß, wie jeder andere im Orte, von den Gemeindeangehörigen benützt wird, den die Stiftung lediglich zu nichts nöthig hat, und von dem es überdieß noch sehr zweifelhaft ist, ob er Eigenthum der Stiftung sei, den sie aber jedenfalls damals noch keine 20 Jahre in Besitz gehabt haben könnte. Mit Inbegriff der 1200 fl. für das Schulhaus betrugen also diese Forderungen 3200 fl., und hätte sonach die Gemeinde nur noch 1920 fl. an die Stiftung zu bezahlen gehabt. Der Gemeinderath aber war großmüthig und beschloß auf den Vorschlag des Oberamts, der Stiftung statt der 1920 fl. (5120 fl.) noch 2400 fl. zu geben. An der höhern Genehmigung zur Vornahme dieser vom Stiftungsrath ausgegangenen Stiftungsbeschneidung fehlte es nicht."

„Obwohl die Stiftung nicht die mindeste Verpflichtung hat,

irgend etwas für die Schule zu thun, wurde doch bei der bisherigen Verwaltungsweise von dem Stiftungsrathe, d. h. Gemeinderathe, derselben nicht bloß der besagte Ankauf des Schulhauses, sondern auch die fortwährende Unterhaltung desselben aufgebürdet, außerdem aber auch noch die Anschaffung sämmtlicher Schulbücher für alle Schulkinder ohne Ausnahme, nebst allen Schul-Geräthschaften, die Bestreitung der Beiträge für die Schul-Bibliothek und die von jedem Schulkinde jährlich in den Schulfond zu bezahlenden 6 kr., ja sogar die Entschädigung für die Gänge des Schulmeisters zu den Conferenzen, und damit ja die Bürger nichts zu leisten hätten, wurde nach und nach das Einkommen des Schuldienstes zum größten Theil aus den Mitteln der Stiftung so aufgebessert, daß allen Bürgern die Entrichtung des Schulgeldes erlassen werden konnte. Die sämmtlichen kleineren Ausgaben für die Schule verursachen der Stiftung im Durchschnitt jährlich immerhin noch einen Verlust von 80 — 90 fl."

„Mit allem Diesem noch nicht zufrieden, verlangte der Gemeinde-, d. h. Stiftungsrath im Jahre 1843 wieder, nur auf 4 Jahre lang, 300 fl. jährlich von der Stiftung geschenkt, und brachte — wer sollte da nicht staunen! — als triftigen Grund für diese Forderung abermals den oben angeführten Steuerrückstand vor, der ja, sogar wenn die Forderung damals eine gerechte gewesen wäre, schon im Jahre 1828 bereinigt war. Weiter wurde geltend gemacht, daß die Stiftung nie zu den Gemeindelasten beigetragen habe, als ob Alles bisher Aufgezählte kein Beitrag zu den Gemeindelasten wäre! Der stärkste Grund bestand aber in dem Vorbringen — die Stiftung habe sich großen Theils auf Kosten der Gemeinde bereichert! und zum Hohne wurde noch beigefügt, daß die Gemeinde ja auch die Stiftung so wohlfeil in den Besitz eines Schulhauses gebracht habe. Das Alles ist zu lesen im Stiftungsraths-Protokoll."

„Schon im Jahre 1849 verlangte der Stiftungsrath abermals 400 fl. von der Stiftung für die Gemeindekasse und faßte Beschluß darüber ohne Zuziehung des Geistlichen."

„Mich weiterer Einzelnheiten enthaltend, bemerke ich nur noch, daß die Gemeindekasse, wenn sie gerade leer ist, nicht selten

in der Eile ein unverzinsliches Anleihen bei der Stiftung macht, und daß die Stiftung heute noch Zins-Rückstände von mehr als 900 fl., zum größten Theil bei Ortsangehörigen, hat, die sich nicht etwa bloß von einem oder zwei Jahren, sondern zum Theil noch vom Jahre 1845 her datiren. Die Folge dieser schonenden Behandlung der Schuldner, mit der es bald so weit kommen wird, daß kein Ortsangehöriger mehr Zinsen bezahlt, ist dann keine andere, als daß die Stiftung mit den jährlichen Einnahmen, die so bloß auf dem Papier, aber nicht in der Kasse sind, ihre Ausgaben nicht mehr decken kann, und eingehende Capitalien verwenden muß."

„Um jedoch, wo möglich, einen Ueberschuß auf dem Papier zu bewirken, der als solcher einen Grund abgeben könnte, seiner Zeit der Gemeinde zugewendet zu werden, wird für die eigentlichen Stiftungszwecke, für die Kirche und deren Bedürfnisse, möglichst wenig gethan, und wenn je etwas geschieht, so geschieht es unter der Gefahr, die ganze Gemeinde gegen den Geistlichen aufgebracht zu sehen."

„Man möchte vielleicht entgegnen: wozu denn der Ortsgeistliche im Stiftungsrath sitze, wenn doch solche Dinge vorkommen können? Ich stelle die nämliche Frage auch; aber was vermag die einzelne Stimme gegen sechs andere, bei denen das eigene Interesse im Spiele ist? Sieht er auch davon ab, daß er sich durch seine Renitenz den Haß der ganzen Gemeinde auf den Hals laden würde, muß er nicht fürchten, daß es dennoch umsonst seyn und die Beschlüße der Mehrheit dennoch die höhere Genehmigung erhalten werden? Das ist eine traurige Lage, die für sich allein den Wunsch rechtfertigt, es möchte die Kirche nichts unversucht lassen, um die Verwaltung ihrer Stiftungen wieder zu erlangen."

In Ellwangen herrschte eine ähnliche Haushaltung. Da schon im Jahre 1817 dem Kirchen-Inventar an Silber und Paramenten ein Werth von 18,817 fl., im Jahre 1805 den Cultstiftungen an Activ-Capitalien 68,524 fl. entzogen worden waren, hätte der Geist der Schonung um so mehr Platz greifen sollen. Gleichwohl mußten, laut Recesses vom 8. Nov. 1827, in diesem Jahre 19,230 fl. 18 kr. Ersatzposten

gestrichen werden. Zu dem Armenfond wurden seit 19 Jahren jährlich 880 fl., zusammen 16,720 fl., zur Erleichterung der Stadtkasse (eines jetzt gemischten Ortes) seit 1833 jährlich 600 fl., also im Ganzen 12,000 fl., regelmäßig beigetragen. Ueberdieß hat die Stiftung an Schulgeld seit 1822 3030 fl., zum Bau eines Schulhauses, wie schon gesagt, 1400 fl., und 3300 fl. seit 11 Jahren zur Realschule bezahlt, zum Zweck der Abgrabung des Marktplatzes 1000 fl., zur Feuerlöschanstalt 150 fl. prästirt, und im Jahre 1848 für politische Feste und zur Herstellung der Reichsfahne auf der Stiftskirche ihre milde Hand geöffnet. Der letztere Umstand hat indeß das Gute gehabt, die Opposition gegen die Anschaffung einer neuen Fahne zu Leichenbegängnissen stumm zu machen. Man findet es nach solchen Vorgängen begreiflich, daß man in dem Versuche, die Kosten der Straßenbeleuchtung theilweise oder ganz auf die Stiftung zu überwälzen, durchaus keine Ungereimtheit erblickte. Aehnliche Verwaltungs-Maximen bestimmten wohl auch jenen Beschluß des Verwaltungsraths eines anderen Ortes, der seinem gut besoldeten Stiftungs-Beamten die Kosten einer Badereise mit etwa 150 fl. aus der Stiftung vergütete.

In Biberach ist eine Masse von Schulausgaben, sogar die für Turnen und Exerzieren, auf kirchliche Fonds gewälzt. Derlei bringt man viel leichter über's Herz, als die Herstellung und Unterhaltung der Altäre in der Stadtpfarr-Kirche. Sonst erhalten wir von Freundeshand noch folgende Nachrichten aus dem würtembergischen Oberlande: „Schon lange besteht in M. eine Stiftung, durch deren Einkünfte die Cultkosten bestritten, und erst, wenn sich hierüber ein Ueberschuß ergibt, auch die Armen unterstützt werden sollen. Es ist eine Bruderschafts-Stiftung, deren Grundstock sich gegenwärtig auf 9 bis 10,000 fl. beläuft. Mit dieser Stiftung wurde nun folgender Weise verfahren“:

a) „Ein Erlaß der Kreisregierung in Ulm d. d. 28. Jan.

1829 genehmigte, daß aus ihrer Kasse dem Lehrer für Abhaltung der Sonntagsschule jährlich 12 fl. verabreicht werden, so lange ein Ueberschuß sich ergebe. Vom Jahre 1829 bis 1851 wurden diese 12 fl. aus besagter Stiftung genommen, aber nicht an den Lehrer bezahlt, sondern der Gemeindekasse einverleibt, „„weil diese zwölf Gulden schon in die Lehrerbesoldung eingerechnet seien."" Erst im Jahre 1851 wurde auf Verwenden der Orts-Geistlichen die Ausgabe der Gemeindekasse überwiesen *)."

b) „Schon seit langer Zeit wurden jährlich 6 kr. für jedes Schulkind (also auch für die Kinder der Reichen) aus dieser Stiftung bestritten. Diese Ausgabe beläuft sich jährlich auf 25 bis 27 fl."

c) „Wurde aus dieser Kasse schon vor zwanzig Jahren und mehr ein Bürger-Militär errichtet. Der gegenwärtige Schultheiß des Ortes erinnert sich noch aus seiner Jugend, daß einmal 500 fl. und ein andermal 600 fl. zur Anschaffung verschiedener Erforderniſſe zum Bürger-Militär genommen wurden; und faktisch ist, daß bis jetzt noch jedes Jahr 50 fl. vom Zins des Capitals an den Grundstock gelegt werden müssen, bis die Schuld von 1000 fl. abgetragen ist, welche von einem Angriff des Fonds zu bürgermilitärischen Zwecken herrührt. Ob obige 1100 fl. mit diesen 1000 fl. zusammenfallen, konnte nicht ermittelt werden; wahrscheinlich ist es. Daß auch das nöthige Schießpulver (das indessen am Frohnleichnams-Feste gebraucht wird) mit 12 bis 15 fl., ja gar 20 fl., aus dieser Kasse bestritten wird, ebenso auch die Trommeln und andere militärische Werkzeuge, ist nach den genannten Vorgängen natürlich."

---

*) Sollte eigentlich heißen: „erst im Jahre 1851 hörte die Bereicherung der Gemeindekasse durch die Stiftung auf." A. d. V.

d) „Die Armen wurden, da die Armenstiftung sehr schwach ist, fast ganz von dieser Kasse unterhalten, was fundationsgemäß erst in zweiter Linie und nach Erfüllung des ersten Zwecks geschehen sollte. Seit langer Zeit that unter solchen Umständen die Gemeindekasse beinahe gar Nichts für diesen Zweck. Die hierauf aus der Stiftung verwendete jährliche Summe mag sich auf 60 bis 80 fl. belaufen."

„Fragt man nun, wie für die Bedürfnisse der Kirche gesorgt wurde, so lautet die Antwort: schlecht. Im Jahre 1849 mußten fast alle Meßgewande, mit Ausnahme der neuesten, reparirt werden, so allgemein war das Verderben geworden. Die Alben waren zerlumpt, und jetzt noch wäre die Anschaffung von vier bis fünf neuen Alben ein wahres Bedürfniß. Die Canonen-Tafeln waren kaum mehr leserlich, und erst im vorigen Jahre mußte die Geistlichkeit freiwillige Beiträge betteln, um nur auf die Festtage schönere Canonen-Tafeln zu haben. Der Baldachin ist uralt, unansehnlich und an mehreren Stellen geflickt u. s. w. Wohl hat man seit einigen Jahren hie und da Etwas in der Kirche renovirt, aber das Geld hiezu aus der Stiftungskasse zu erlangen, ging schwer, weil die sonstigen Ausgaben zu groß sind. Im letzten Etatsjahre (18$\frac{5}{5}\frac{1}{2}$) blieben von etwa 400 fl. Einnahmen höchstens 60 bis 80 fl. zur Disposition für rein kirchliche Zwecke, und besonders zur Anschaffung von Kirchenparamenten übrig. Abgerechnet die Ausgaben für das Frohnleichnamsfest sollten aber, wenn nicht zu viele andere, gegen den Stiftungszweck laufenden Ausgaben vorhanden wären, immerhin 200 fl. zu reinkirchlichen Zwecken verwendet werden können."

Soweit unser Gewährsmann. Wir haben ihn schon mit einer Bemerkung unterbrochen, und fügen deßhalb bloß noch bei, daß die Natur dieser Stiftung in sofern besondere Aufmerksamkeit verdient, als sie eine „Bruderschafts-Stiftung"

ist. Aus der speciellen Sorge für das Frohnleichnamsfest zu schließen, ist diese Bruderschaft, oder eine derselben, wenn deren mehrere combinirt sind, die vom hochwürdigsten Gute. Für diejenigen, welche sich eine katholische Bruderschaft denken können — wovon die josephinische Bruderschaft von der allgemeinen Menschenliebe allerdings Nichts begreift — bedarf es weiter keiner Bemerkung, um begreiflich zu machen, wie sehr die Stiftung gegen ihren Zweck mißbraucht wird.

Was unser ebengenannter Gewährsmann uns zum Schluße sagt, soll nicht vorenthalten werden. „Vielleicht“, sagt er, „kann ich Ihnen bald etwas noch Erbaulicheres von einer andern Stiftung näher berichten, die sich erst aus dem Jahre 1844 datirt, damals 2500 fl. Vermögen besaß, widerrechtlich von der Gemeindebehörde ohne Geistliche verwaltet wurde, und bei der vor einigen Tagen publizirten Rechnung einen Vermögensstand von nur noch 1000 fl. ausweist, also in sieben bis acht Jahren 1500 fl. verloren hat.“

So wirthschaftet man bis auf den heutigen Tag mit dem Vermögen der Kirche. Fast gebricht es uns an Muth, die Verluste in ihrem annähernden Umfange zu berechnen, welche in einer langen Reihe von Jahren für uns daraus erwachsen sind. Wenn einzelne Stiftungen solche Schwächung ihrer Mittel erfahren haben, was wird im großen Ganzen das Resultat seyn? Mag sich indessen der Schaden nach Hunderttausenden oder Millionen berechnen — Eines liegt klar am Tage: einzelne Stiftungen konnten nur mit Hintansetzung ihrer Hauptpflicht solche fremdartige Zumuthungen ertragen, so daß der innere, Glauben und Sitten berührende Nachtheil von ungleich bedeutenderen Folgen ist, als der Verlust von Geld und Gut. Andere Stiftungen sind theilweise so geschwächt, daß sie bei der herkömmlichen Belastung mit fremdartigen, zweckwidrigen Ausgaben eine außerordentliche Leistung für den Hauptzweck gar nicht prästiren können. In

diesem Falle wird die letztere zum Schaden der Kirche und der Gläubigen unterlassen werden, oder es treten, wenn sie subsidiarisch auf die Gemeinde gelegt wird, alle jene, in jetziger Zeit doppelt zu fürchtenden, Zerwürfnisse ein, die noch in den meisten Fällen das gute Einvernehmen zwischen Gemeinde und Seelsorger auf lange gestört haben.

Es ergibt sich also abermals das Resultat, daß das Kirchenvermögen unter der bisherigen Verwaltung den größten Schaden genommen hat. Nirgends können wir die freie Verwaltung und Verwendung desselben als gesichert erkennen, wenn nicht in den Händen der Bischöfe als der von Gott geordneten Häupter der kirchlichen Gemeinde. Aber es ist höchste Zeit, daß die Kirche ihre natürliche Freiheit zurückerhalte; denn einen Zustand, wie der des verflossenen halben Jahrhunderts, könnte sie ohne fast unheilbaren Schaden kaum mehr ertragen. Deßwegen ist es aber auch die heiligste, schwerste Gewissenspflicht für jeden Priester, zur glücklichen Entscheidung des Kampfes nach Maßgabe seiner Kräfte und seiner Stellung das Seinige beizutragen. Aus dem Bisherigen erhellt zur Genüge, daß einerseits die aus der Wahl der bürgerlichen Gemeinde hervorgegangenen Verwaltungsbehörden, und der fast ausschließliche Einfluß des „gemeinschaftlichen Oberamtes“, sowie der Kreisregierung als oberster Aufsichtsbehörde, andererseits die fast auf Null gesunkene Wirksamkeit der Pfarrer, die noch geringere der Dekane und die gänzliche Ausschließung der bischöflichen Cognition die Grundwurzeln des Uebels sind. Mit diesen muß das Uebel selbst gehoben werden. Gerechtigkeit wird der Kirche nur widerfahren durch eine kirchlich normirte und angeordnete Wahl des niedern Verwaltungs-Collegiums und durch bischöfliche Bestätigung desselben, Prüfung und Genehmigung des Etats durch den Bischof und Rechnungsablegung an eben denselben. Aus diesem Geiste sind auch die rechtlichen Bestimmungen der Kirche hervorgegangen. Nach dem

Concil von Trient *) sind alle geistlichen und weltlichen Verwalter von Kirchenfabriken, Hospitälern, Bruderschaften und andern frommen Stiftungen gehalten, dem Bischofe jährlich Rechnung abzulegen. Im Falle durch die Stifter selbst die Rechnungsablegung an eine dritte Person bestimmt ist, soll gleichwohl der Ordinarius beigezogen werden. Alle dem entgegenstehenden Bestimmungen sind aufgehoben. Schon im Jahre 1287 lieferte eine Würzburger Synode den Beweis, wie die Kirche immer bestrebt war, Fesseln zu brechen, die ihre freie Bewegung deßfalls hemmten. Ihr Beschluß beraubt alle die durch Laien ohne Zustimmung der kirchlichen Obern verordneten Verwalter ihres Amtes, und verbietet die fernere Aufstellung solcher, sei es geistlicher oder weltlicher Administratoren, ohne Zustimmung des Bischofs **).

*) Sess. 7. cap. 15. de ref. Sess. 22. cap. 9. de ref. Sess. 25. cap. 8. de ref.

**) Laicos in nonnullis partibus praetextu fabricae ecclesiae reparandae sine consensu praelatorum deputatos, praesentis constitutionis tenore hujusmodi officio ex nunc volumus esse privatos, et alios laicos vel clericos sine praelati seu capituli ecclesiarum reparandarum assensu prohibemus in posterum ordinari. — Con. Wirceburg. a. 1287. Bei Walter „Lehrbuch des Kirchenrechts" 9. Aufl. §. 271 Anm. g.

X.

Die russischen Prätensionen und das historische Recht an den heiligen Stätten.

In Einem Punkte hatte der russische Czar, bereits ehe Fürst Mentschikoff an der hohen Pforte eintraf, angefangen, als Oberhaupt der ganzen église gréco-russe aufzutreten, ohne daß man wüßte, wie, wann und durch wen er zur höchsten geistlichen Würde über das gesammte anatolische Schisma gelangt wäre. Genug, er steht in der Frage um die heiligen Stätten plötzlich als Repräsentant der „griechisch-russischen Kirche" vor den erstaunten Augen Europa's, und legt in der ersten Circular-Depesche des Grafen von Nesselrode vielleicht gerade deßhalb den Ton viel weniger auf das geforderte Recht des Protektorats in der Türkei, weil ja dieses sich als nothwendiges Attribut der neuen Würde von selbst versteht, als auf die thatsächliche Verletzung derselben durch einseitige Verhandlungen zwischen Frankreich und der Pforte wegen gewisser Rechte der Lateiner im heiligen Lande. Daß Frankreich sich um diese angenommen, soll eine direkte Provokation und ein Angriff auf die Rechte des Czarenthums, daß die Pforte den Propositionen La Valette's Gehör gab, die strafbarste Treulosigkeit gewesen seyn, und

den welterschütternden Schritten des Czaren im Grunde die alleinige defensive Absicht unterliegen, sich vor derlei Unbilden für die Zukunft zu schützen, während die Lateiner, zunächst Frankreich im Einverständniß mit der Pforte, es gewesen, die angriffsweise vorgegangen, und an den heiligen Stätten zu Jerusalem und Bethlehem mehr und mehr aggressiv sich vorgedrängt hätten. Die erste Circular-Depesche erklärt daher: nichts Anderes habe jene fürstliche Sendung veranlaßt, als daß „in Folge der ersten von Frankreich erlangten Zugeständnisse zu Gunsten der Lateiner in Jerusalem, zum Schaden der Jahrhunderte alten, den Griechen bewilligten Privilegien, der Kaiser, welcher täglich sah, wie die offenbare Parteilichkeit der Pforte für die Lateiner sie zu Zugeständnissen hinriß, die für die Rechte und Interessen des orientalischen Cultus immer bedenklicher wurden, einen ernsten Brief an den Sultan zu richten sich genöthigt sah.“

Demnach sollte Jedermann glauben: erst jetzt habe Frankreich, mit Hülfe der Pforte und zum Schaden Jahrhunderte alter Berechtigung der Griechen, die Lateiner vorzuschieben getrachtet, und weil der Czar seine „griechisch-russische Kirche“ gegen solche rechtswidrigen Eingriffe zu vertheidigen Miene gemacht, deßhalb habe sogar England seine Flotte an den Eingang der Dardanellen gesendet, dieses England, das in seinem Parlament lachend fragt: „Heilige Stätten! — quid ad nos?“ In der That hat auch Frankreich in aller Ruhe Herrn La Valette von der Pforte abberufen und sich zufrieden gegeben, als der Sultan die den Lateinern kaum bewilligten Fermane eiligst durch entgegengesetzte paralysirte, welche nun Fürst Mentschikoff erhielt. Im ferneren Verlauf der russisch-türkischen Wirren traten die heiligen Stätten so sehr in den Hintergrund, daß sie ganz vergessen und ohne Weiteres an Rußland geopfert erscheinen. Von so völlig untergeordneter Bedeutung ist leider! für alle andern Mächte das, was der Czar als das einzige Motiv

seiner gewaltigen Erhebung erklärt! Wir täuschen uns nicht darüber, dem guten und klar erwiesenen Recht wird Rußland nicht weichen, wenn es nicht die Gewalt zur Seite drohen sieht, und auf einen solchen Anblick ist keine Hoffnung. An energischer Protestation gegen die Gewaltthat soll es aber nicht fehlen, und deßhalb ist es Pflicht der katholischen Presse, den vorgeschützten Rechtsstandpunkt, d. i. „die Jahrhunderte alten Privilegien der Griechen", oder besser: der „griechisch-russischen Kirche" zu prüfen.

Was zunächst die Kirche vom heiligen Grabe betrifft, so ist die Kuppel über dem Grabe des Erlösers dem Einsturz nahe, und daran knüpfte sich der jüngste Streit zwischen den Lateinern und den Griechen, welcher nun so folgenschwer geworden ist. Bis zum großen Brande von 1808 hatten die lateinischen Väter das ganze Heiligthum in ihrer Hut behalten; damals aber, während Napoleon I. das Abendland verwüstete, gelangten die Griechen durch List zu einem Ferman, der ihnen das Recht zum Neubau verlieh, worauf sie, obwohl nur der Chor abgebrannt war, die ganze Kirche umgestalteten, die innern Räume ohne Weiteres in Besitz nahmen, und für sich, als die eigentlichen Herren darin, abmauerten. Die gemeine Sage beschuldigte sie, Angesichts der Vortheile, welche sie aus dem Unglück zu ziehen wußten, ganz allgemein, die Kirche selbst muthwillig angezündet zu haben. Ihr Kuppelbau, übereilt und nicht einmal im ursprünglichen Style durchgeführt, stand nicht dreißig Jahre, als der Regen bereits durch alle Ritzen schlug, und ist jetzt so ruinös, daß es wie durch geöffnete Rinnsale den ganzen Winter hindurch auf die Grabkapelle niedergießt, und das Ganze jeden Augenblick herabzustürzen droht. Nun begehrten die Väter Franciskaner (wie im J. 1808), als Hüter des heiligen Grabes und kraft ihrer uralten Berechtigung, daß die Bauführung, und namentlich die Herstellung der Decke nach dem ursprünglichen Plane und mit der alten Solidität, ihnen

überlassen bleibe; der heilige Stuhl und Frankreich unterstützten sie; Rußland dagegen sprach das Recht zum Neubau, und zwar im byzantinischen Style, für die Griechen an, indem es beständig sich selbst statt dieser substituirte. Der Sultan aber, um aus der Verlegenheit zu kommen, glaubte den für die Muselmannen gewiß sehr erbaulichen Streit damit schlichten zu müssen, daß die Pforte sich nun bereit erklärt, den Kuppelbau auf ihre Kosten zu führen.

Aber nicht vom Jahre 1808, sondern von „Jahrhunderten" her datirt Rußland das Recht seiner griechischen Kirche am heiligen Grabe. Berufen sich die Lateiner für ihr Eigenthumsrecht auf die unläugbare Thatsache, daß ohne die Dazwischenkunft der Monarchen des Abendlandes seit den Tagen Karls des Großen von Rechten auswärtiger Christen in Jerusalem überhaupt keine Rede wäre, und daß die Griechen nur successive den lateinischen Vätern nachgerückt, und an ihrer Seite sich eingedrängt, so schützt Rußland dagegen ein noch älteres Besitzrecht vor, seit — Kaiser Constantin nämlich. Als dessen Nachfolger nimmt der Czar den Grabdom in Anspruch, und als solcher behauptet er ein Recht der Griechen, die Restauration des Tempels auf Golgatha vorzunehmen, wo ja Constantin die erste Grabkirche gebaut habe. Diese Begründung der russischen Prätensionen hat eine Bedeutung von unberechenbarer Tragweite. Ausschließliche Besitzer des heiligen Grabes zu seyn, ist der immanente Gedanke aller morgenländischen Orthodoxen. Die Herrlichkeit über Jerusalem gibt der Oberhoheit über Stambul erst ihre rechte Signatur; als gottgesandter Kaiser der Christenheit tritt der Großherr von Moskow seiner Zeit in das ganze Erbe Constantins ein. Das ist selbst dem großen Haufen der Orthodoxen so klar, wie die Sonne am Mittag.

Man könnte freilich fragen, ob denn Constantin ein schismatischer, nicht vielmehr ein römisch-katholischer Kaiser gewesen, ob er nicht selbst den Stuhl seiner kaiserlichen Macht

eben erst von Rom nach Byzanz verlegt? Ob die Russen nicht mit gleichem Recht die Moschee Aksa requiriren müßten, welche Justinian auf dem Grund des salomonischen Tempels zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut hat? Wir wollen aber nicht einen Principienstreit mit den Schismatikern anheben, sondern an das Urtheil der Geschichte über die Gerechtigkeit der wechselseitigen Ansprüche appelliren. Was ist aus der constantinischen Kreuzkirche seit ihrer Einweihung im J. 336 geworden?

Im Juni des Jahres 614 ward die Basilika Constantin's bereits von den Persern unter Chorazizeh, dem Feldherrn des Chosroes, durch Feuer zerstört. Der Abt Modestus stellte sie zwar, mit Hülfe des Patriarchen Eleemon von Alexandrien und mittelst der aus ganz Syrien gesammelten Beiträge, zwischen 616 und 626, jedoch nach verändertem Plane und dürftiger als zuvor wieder her, und im Jahre 628 hielt Heraklius seinen Einzug in dem neuen Heiligthum, das aus einer Kirche der Auferstehung über dem heiligen Grabe, aus der Kapelle auf Golgatha und der sogenannten Kirche Constantin's bestand. Aber schon im Jahre 637 eroberte Chalif Omar die heilige Stadt, und 162 Jahre später empfing Karl der Große, gerade ein Jahr vor der Kaiserkrönung in Rom, vom Patriarchen zu Jerusalem durch einen Mönch die Schlüssel des heiligen Grabes. Karl entließ den Abgesandten mit dem Priester Zacharias, indem er ihnen reiche Geschenke aufgab, welche sie in seinem Namen am Grabe des Erlösers niederlegen sollten. Eginhard hat über ihre Sendung in seiner Vita Caroli M. wörtlich eingetragen: Cum Aaron (Harun al Raschid), rege Persarum, talem habuit in amicitia concordiam .... Ac proinde cum legati ejus, quos cum donariis ad sacratissimum Domini ac Salvatoris nostri sepulcrum locumque resurrectionis miserat, ad eum venissent, et ei domini sui voluntatem indicassent, non solum quae petebantur fieri permisit, sed etiam sacrum

illum et salutarem locum, ut illius potestati adscriberetur, concessit. Diese Abtretung der heiligsten Orte der Christenheit an den großen Karl, welcher sofort das erste fränkische Pilgerhaus in Jerusalem errichten ließ, brachte Sang und Sage zuwege: Karl habe selber den ersten Kreuzzug nach dem gelobten Lande unternommen, und die heilige Stadt den Sarazenen abgewonnen. Karl ist aber ebensowenig der Gründer einer französischen Monarchie, als ein Gäle von Geburt, sondern der erste Repräsentant des römisch-christlichen Weltreichs deutscher Nation, welches tausend Jahre zu Recht bestanden hat.

Ein Jahrzehent später drohte die Kuppel der Auferstehungskirche den Einsturz; der Patriarch Thomas aber ließ in Verbindung mit einem reichen Aegyptier, Bokam, und auf dessen Kosten Cedernholz und Fichtenstämme von Cypern kommen, und so zwischen 813 und 820 die Kuppel wieder in Stand setzen. Im Jahre 936 stifteten die Muhamedaner einen Aufruhr an, steckten am ersten Ostertage die Südthore der Constantins-Kirche, sowie den Vorhof, in Brand und verwüsteten die Auferstehungskirche sammt der Schädelstätte; 969 wiederholten sich diese Gräuel, wobei der Patriarch Johannes in den Flammen umkam. Die Geschichte schweigt über die neue Restauration, und meldet nur wieder, wie der wahnsinnige Fatimite Hakem ibn Rilla durch seinen Statthalter in Ramla, Hiarot, 1010 die Grabkirche dem Erdboden gleich machen ließ, bei welchem Zerstörungswerk die Juden, wie die Chroniken melden, getreulich mithalfen. Indeß strömten die Pilger in unglaublicher Menge herbei, und lieferten die Mittel zum Neubau, der im Jahre 1055 vollendet ward, jedoch ein äußerst kümmerliches Ansehen bot.

Aber vierzig Jahre später entwickelte Papst Urban II. auf den großen Synoden zu Piacenza und zu Clermont die traurigen Schicksale des heiligen Grabes und die unerhörten Bedrückungen der Pilger seit der Eroberung Jerusalems durch

die Seldschuken (1077), und es zündete jene wundersame Begeisterung in den Herzen der abendländischen Christen, die Tausende und Hunderttausende, das Schwert in der einen, den Pilgerstab in der andern Hand, nach dem Morgenlande zu ziehen trieb, um das Grab des Erlösers zu befreien. Zweihundert Jahre lang dauerte dieser christliche Heroismus, wobei Millionen ihr Leben einsetzten, aber weniger durch das Schwert der Sarazenen, als durch das Klima und die Treulosigkeit der Griechen umkamen, die, anstatt von der gleichen Glaubensgluth sich entzünden zu lassen, vielmehr alle Kräfte daran wendeten, die Kreuzheere durch Verrath an die Heiden und jegliche Nichtswürdigkeit noch weit vor dem Ziele zu Grunde zu richten, daher die graeca fides im Abendlande neuerdings sprüchwörtlich ward. Gleichwohl wurde die Stadt Gottes erobert; als aber die Kreuzritter ihren Einzug hielten, trafen sie nur eine kleine Rotunde, das Martyrium geheißen, über dem heiligen Grabe, eine Kapelle an der Salbungsstätte, dazwischen einen Hofraum mit ärmlich darangebauten Oratorien, von wo aus eine offene Treppe zur Leidensstätte hinanstieg. Die Basilika Constantins war längst zertrümmert, und bei dem vier- oder fünfmaligen Aufbau des Heiligthums nicht wieder aufgerichtet worden.

Nun begannen die Franken, welchen der Raum zu enge schien, jenen großartigen Neubau, um die sämmtlichen heiligen Stätten in Einem majestätischen Dome zu vereinigen. Den wunderreichen romanischen Tempel, welcher das Erstaunen Aller erweckte, umringte ein großer Kreuzgang; gegen Osten aber, da, wo noch immer die Franziskaner der Grabhut obliegen, war das Gebäude für die Chorherren angebaut, damit sie bei Tag und Nacht für die gesammte Christenheit an der heiligsten Stätte zu Gott beteten. Dieselbe Grabkirche ist es, die im Wesentlichen noch steht; aber wo waren damals die Griechen, der Russen zu geschweigen, als sie gebaut ward? Es ist derselbe Dom, wo Gottfried von Bouillon

als König von Jerusalem sich weigerte, mit einer Krone von Gold sich krönen zu lassen, weil der Heiland selbst hier einst eine Dornenkrone getragen. Das Grabmal Gottfrieds, Balduins und ihrer Nachfolger haben die Griechen seit dem Brande von 1808 zerstört, die Sarkophagsteine vermauert; noch aber bewahren die Väter vom Orden des heiligen Franziskus als ein Palladium das Schwert des großen christlichen Helden, und vollziehen damit noch immer den Ritterschlag an den neuerwählten Mitgliedern des Ordens vom heiligen Grabe. Auf der Plattform des Thurms soll die Inschrift stehen: Jordanes me fecit! — der Name des Baumeisters vielleicht vom ganzen hehren Dom, der das Muster und Vorbild aller Kreuzkirchen und der herrlichsten romanischen Cathedralen wurde, wie sie noch besonders am Rheine zu sehen sind, während ganz Griechenland und Rußland nicht Einen ähnlichen Bau aufzuweisen haben. In den Jahren 1103 bis 1130 entstand das Werk unter fränkischen Händen. Die Grabkapelle wölbte sich nun über dem Hochaltar des großen Münsters, die Golgathakapelle an der Stelle der früheren Kirche wurde ebenfalls in's Innere aufgenommen, statt der ehemaligen Marienkirche aber erhob sich neben dem Calvariberg-Felsen, dem Glockenthurm gegenüber, eine Marienkapelle, zu der man von Außen Stufen hinansteigt.

Im verhängnißvollen Jahre der Eroberung unter Saladin (1187) zerstörten die Sarazenen den Calvarienberg; auf der Spitze des Golgathafelsens wurde der Koran ausgerufen, das Kreuz vom Thurme herabgeschleudert, die Glocken zertrümmert, und der Thurm selbst fast bis zur Hälfte des Kirchendaches abgetragen, damit er zur Demüthigung der Christen von den benachbarten Minarets überragt würde. Schon dachte man das ganze Gebäude mit seinen herrlichen Portalen, Kreuzgewölben und Spitzbogenfenstern dem Untergange zu weihen, um den Franken für immer die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu verleiden, und im Jahre 1218 trugen

sich die Muhamedaner wieder mit solchen Anschlägen; eilf Jahre später aber trat der ägyptische Sultan Camil Jerusalem mit dem heiligen Grabe durch friedlichen Vertrag an Kaiser Friedrich II. ab, unter der Bedingung, daß auch den Muhamedanern der Besuch der großen Moschee auf Moria freistehen sollte. Im Jahre 1244 zerstörten die erobernden Charesmier das Grab des Herrn; die kostbaren Kunstwerke der Wände und Gewölbe wurden großentheils vernichtet, ein völliger Bildersturm vorgenommen, ja selbst die Säulen der heiligen Kapelle als Siegeszeichen hinweggeschleppt, und die Vorderseite der Grabkirche verwüstet. Doch besaß die Kirche um 1310 wieder prächtige Altäre, ein Jahrhundert später wird der dreißig umlaufenden Hallen, um 1400 der zwei Kuppeln gedacht, und einige Decennien nachher ließ Herzog Philipp von Burgund die Kirche ausbessern und schickte noch überdieß alljährlich ansehnliche Summen dahin.

Jeder abendländische Pilger hatte bisher seine Opferspende auf das Grab des Erlösers niedergelegt, besonders aber Ludwig der Heilige von Frankreich den Tempel reich begabt. Das größte Opfer brachte Robert von Anjou, genannt der Gütige, König von Neapel und Ungarn, indem er 1342, fünfzig Jahre nach dem Falle von Ptolemais, mit seiner später im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Gemahlin Sanchia von den ägyptischen Sultanen sämmtliche Sanktuarien für den ungeheuern Preis von 14 Millionen Piaster erkaufte, so daß die abendländische Christenheit nicht bloß in Folge der vorangegangenen Eroberungen und vertragsmäßigen Abtretung, sondern selbst kraft der friedfertigsten Erwerbung mittelst Kauf das Eigenthumsrecht an den heiligen Stätten zu Jerusalem, Nazareth und Bethlehem hat — ein Besitzstand, der den Hütern des heiligen Grabes auch durch fortgesetzte, bis in die neuere Zeit herabreichende Fermane garantirt ist. Zum dankbaren Andenken, daß jenes Königspaar die Heiligthümer für ewige Zeiten der katholischen Kirche

überwies, wird noch jetzt jeden Mittwoch an geweihter Stätte das heilige Opfer für sie dargebracht, sowie achtzigmal im Jahre für Sophie von Ungarn, eine andere große Wohlthäterin des heiligen Landes. Ferdinand der Katholische von Spanien schloß 1502 durch Peter Martyr mit dem Sultan von Aegypten einen neuen Vertrag wegen Erhaltung des heiligen Grabes und des Schutzes der Pilger, und auch jetzt, nachdem alle andern Mächte der Lateiner ihrer Rechte im gelobten Lande vergessen zu wollen scheinen, erhebt Spanien zuerst seine Stimme. Während Frankreich sich vor Rußlands Zorn zurückzog, gründete Spanien ein Consulat in Jerusalem zum Schutze seiner alten und wohlverdienten Privilegien und zur Handhabung der spanischen Väter vom Franciskaner-Orden bei ihren palästinensischen Sitzen und im Verbande mit Rom. Auch neue Verdienste will Spanien, durch Herstellung eines Erziehungshauses für die Franciskaner, um das heilige Land sich sammeln, während es durch eine eigene Commission die Archive und Finanzen seiner alten Stiftungen in Jerusalem untersuchen, und die Beweismittel seines Schutzrechts über die heiligen Stätten erforschen läßt.

Was aber die Griechen betrifft, so waren es auch hier wieder die Stürme im Gefolge der Reformation, welche die Augen des Abendlandes von dem theuer errungenen Besitz im heiligen Lande abwendeten, was die schlauen Schismatiker benützten, um sich mit List und Gewalt anzueignen, wofür sie nie einen Tropfen Blut vergossen hatten. Bereits 1602 unternimmt der griechische Patriarch Sophronius die Ausbesserung des Grabtempels, welche sein Nachfolger Theophanes vollendete; dafür wird aber auch schon wieder im Jahre 1620 über den Ruin der auf zwölf Säulen gestellten Kuppel geklagt, und im Jahre 1658 waren die herrlichen Mosaiken am Grabdome fast verschwunden. Zur selben Zeit wies Philipp IV. von Spanien 70,000 Skudi zur Restauration der Bauten an den heiligen Orten an; 1719 wurde die

Grabkuppel, die vor Alter einzustürzen drohte, wirklich umgebaut — aber nicht durch die Griechen, sondern hauptsächlich durch die französische Nation, und auf Betrieb des Grafen von Toulouse. Unter der Bedingung, daß anderthalbhundert türkische Sclaven Erlösung finden sollten, erwirkte der Gesandte an der ottomanischen Pforte, Marquis von Bonnac, vom Großherrn einen Hattischerif, der den Franciskanern die nothwendige Ausbesserung des Grabdoms und ihres anstoßenden Hospitiums zusprach, doch daß der Bau in der alten Weise geführt, und die Griechen, Armenier u. s. w. in ihren Besitzrechten nicht beeinträchtigt werden sollten. Der Vikar des heiligen Landes, Marcel Ladoire, nahm den Bau in Angriff; für Beibringung der Baumaterialien von Joppe nach Jerusalem hatte Ludwig XIV. selber gesorgt. Die Griechen aber brüteten über Anschlägen zur Vertilgung der lateinischen Mönche, bestachen und verhetzten die Muhamedaner, so daß die armen Väter keinen Augenblick des Lebens sicher waren, und wirklich stürmten dreihundert Mann, mit Flinten und Säbeln, Handschar und Stöcken bewaffnet, am letzten Mai 1719 das Salvatorkloster, wobei den türkischen Behörden nur durch strenge Strafeinschreitung und Hinrichtung der sechs Rädelsführer die Gefahr abzuwenden gelang. Am 15. Juli begann der Abbruch einer Moschee und der an den Grabdom angebauten Wohnung eines Santon, das alte Gewölbe wurde bis auf die Gallerie abgetragen, und am 25. Juli der erste Stein zum neuen Kuppelbau gelegt; am 13. Dezember war das Werk vollendet, und das Innere der Kirche gemäß Hattischerifs, statt der früher angebrachten musivischen Arbeit, der Bilder der alt- und neutestamentlichen Könige und der mit Sprüchen und Heiligenschein von allen Wänden herabblickenden und predigenden Propheten, von oben bis unten übertüncht. Trotz dieser modernen Reform drohte aber die ganze Kuppel, aus 2000 bleibedeckten Brettern auf 133 Balken gebildet, im Jahre 1797 schon wieder den Einsturz.

Den letzten großen Versuch, ihrem Fanatismus gegen die berechtigten Lateiner Luft zu machen, hatten inzwischen die Griechen im Jahre 1757 angestellt, wo sie, fünfhundert an der Zahl, einen förmlichen Sturm auf die Grabkirche organisirten, alle goldenen und silbernen Gefäße, Candelaber und Weihgeschenke der christlichen Fürsten des Abendlandes zertrümmerten, die silbernen Statuen der Apostel stahlen, die damastenen Teppiche zerrissen und mit Füßen traten u. s. w.

Indeß begann die französische Revolution ihre segensreichen Wirkungen auch auf das gelobte Land zu erstrecken. Bei der ersten Nachricht von der Landung der Franzosen in Aegypten drohten die Türken zu Jerusalem alle Franziskaner, die sich zusammen in die heilige Grabkirche geflüchtet hatten, niederzumetzeln, und vor den Pforten des Tempels selbst Kanonen aufzuführen, weil sie glaubten, die Mönche stünden im Einverständniß mit Bonaparte. Wie wenig aber von dieser Seite Gutes für sie zu hoffen war, zeigte sich bald; denn hatte früher der Pascha von Damascus gedroht, den Grabdom in eine Moschee zu verwandeln, so kam jetzt sogar der griechische Patriarch mit zwölf armenischen Bischöfen zum General Köhler während dessen Anwesenheit in Jerusalem, und erzählte ihm in großer Angst, der französische Obergeneral habe verlauten lassen, er wolle an dem Orte, wo Christus gekreuzigt worden, einen Freiheitsbaum aufpflanzen und den ersten französischen Grenadier, der im Angriff falle, in das heilige Grab legen lassen.

Endlich in der Nacht vom 11. auf 12. Oktober 1808 brach vom griechischen Kloster her jener unglückselige Brand aus, und in einem Zeitraum von vierzehn Jahren erlebte die Christenheit den Einsturz des heiligen Grabdomes wie der Paulskirche in Rom. Krachend brachen die Pfeiler und Bogengänge, dazu die Säulen der Grabkapelle zusammen, in Strömen goß das glühende Blei von der Kuppel nieder, die Marmorsäulen sprangen, und zwischen fünf und sechs Uhr

Morgens stürzte das Gewölbe hernieder, wobei auch die kleine Kuppel über dem Grabe des Erlösers eingedrückt wurde. Alles, was in den höhern Räumen der Kirche, sowie in dem anstoßenden griechischen, armenischen und fränkischen Convente brennbar war, wurde vom Feuer verzehrt; Lösch- oder Rettungsversuche machten fast nur die Franciskaner, wie auch Tobler in seinen sorgfältigen Forschungen über Golgatha einräumt. Nun verschwanden auch die Grabmäler der fränkischen Könige und Befreier des heiligen Grabes. Aber nicht das Feuer erreichte die Stätte, wo die Sarkophage Gottfrieds von Bouillon, Balduins und Anderer, auf je vier Säulen ruhend, standen, sondern der Haß der Griechen, welche bereits im Jahre 1583 die Gelegenheit ersehen hatten, die Inschriften davon abzukratzen, ging jetzt soweit, daß sie die Gräber zerschlugen, um mit ihrer Vernichtung in den Augen der Menschen das Andenken an die Eroberer Jerusalems und Erbauer der heiligen Grabkirche selbst erlöschen zu machen. Auch die Denkmäler Philipps von Burgund und Philipps I. von Spanien verschwanden. Erst in den letzten Jahren hat Belgien sich wegen der Wiederherstellung der Grabmäler Gottfrieds und Balduins bei der Pforte verwendet, und zu seines eigenen Namens Ehre dem ersteren auch ein würdiges Standbild in Brüssel errichtet.

Gewiß ist, daß die Griechen schon vor dem Brande die Capitalien und Materialien zum Neubau bereit liegen hatten, wie auch Prokesch versichert, aber nicht minder gewiß, daß eine Reparatur auch vor dem Brandunglück schon erforderlich war. Die Pfortenminister, der Bestechung zugängig wie immer, erließen einen Ferman, welcher das Recht des Neubaus den Griechen zusprach, unter dem völlig fingirten Motive, daß diejenigen, welche den Brand gelöscht hätten, auch zur Wiederherstellung allein berechtigt seyn sollten. Das Feuer hatte aber bis zum andern Mittag Nahrung gefunden, und war zuletzt in sich selber erloschen. Noch viel mehr jedoch mußte

die Thatsache gerechte Entrüstung erregen, daß die hinterlisti- gen Griechen nunmehr Alles, was noch vom alten Bau stand und hielt, niederzureißen bemüht waren, um den Neubau als ihr ausschließliches Eigenthum ansprechen zu können. Vergebens protestirte der Prokurator des lateinischen Klosters „gegen die scheußlichen Gewaltthätigkeiten und die Gräuel der Verwüstung", umsonst wirkte der französische Geschäftsträger Latour Maubourg 1811, wiewohl zu spät, von der Pforte einen Gegenbefehl aus. Die Griechen beeilten und beeiferten sich allzusehr, nach einem von Comeano Calfa in Constantinopel gefertig- ten Plane mit möglichster Raschheit das heilige Grab und die Gallerien wieder unter Dach zu bringen, und schon nach zwölf Monaten waren sie damit fertig. Die Lateiner wurden nicht bloß gehindert, ihre alten Wappen an Ort und Stelle zu erhalten, sondern jetzt auch aus der Hälfte ihrer seit Jahr- hunderten besessenen Heiligthümer verdrängt. Statt der frü- heren dreifachen Gallerie läuft nun ein einfacher erhöhter Bogengang hin, statt der luftigen Säulen, die man ver- mauerte, dienen Pfeiler zu Stützen der Hallen; alle Mosaik und Bildhauerarbeit ist verschwunden, und was das Aergste ist, der innere Raum zwischen den Pfeilern des Schiffes ist abgeschlossen und von den Griechen in eine eigene Kirche in- nerhalb der Kirche zu ihrem ausschließlichen Gebrauche umge- wandelt, so daß man von keiner Seite mehr freien Durch- gang oder einen Totaleindruck gewinnt.

Das ist die Geschichte der Kirche vom heiligen Grabe; sie ergibt klar, wie es mit den „Jahrhunderte alten Privi- legien" der Griechen steht, zu deren Schaden, nach dem Laut der Circular-Depesche, Frankreich jetzt mit Hülfe der Pforte die Lateiner vorzuschieben getrachtet haben soll. Die historische Wahrheit spricht ganz anders; nicht erst von der Herrschaft der Osmanen her datirt sich der Besitzstand der Lateiner; er ist weit älter als ihre Existenz in Palästina, und stammt zugleich aus einer Zeit, da Rußland (ἡ *Ρωςία*) in

der festgesetzten Rangordnung der unter dem Patriarchen von Constantinopel stehenden Kirchenstühle, nach der Erklärung des Kaisers Andronikus Paläologus des Aeltern (1282 bis 1328), die 72ste Metropole bildete *), und, im tiefsten Schnarchen der Barbarei befangen, von nichts weniger als den Ansprüchen träumte, die es jetzt auf ein Schutzrecht über die 71 vorhergängigen Metropolen gründen möchte.

Schon Sultan Saladin cedirte die heilige Grabkirche, als das Besitzrecht darauf nicht mehr kraft der Eroberung durch die Kreuzfahrer geltend gemacht werden konnte, an Guy de Lusignan, und die Fermane der Franken (d. h. nicht bloß der Franzosen, wie der Ami de la religion und das Univers es verstanden wissen wollen) stützen sich auf Hattischerife, deren Besiegelung in die Jahre 1212, 1213, 1217, 1310 zurückfällt, über drei Jahrhunderte früher, ehe noch ein Byzantiner oder Russe in Jerusalem Ansprüche zu erheben wagte. Erst seit dem glückseligen Jahre 1517 drängten die Griechen sich ein. Eine Art Banquerott der Georgier, welche ihre Station in Jerusalem nicht mehr aufrechthalten zu können glaubten, gab Gelegenheit. Die Franciskaner, durch den Fanatismus der Türken und die Intriguen der Juden seit 1470 vom Grabe Davids und dem Cönaculum am Berge Sion, den der Guardian noch in seinem Titel führt, vertrieben, erkauften von ihnen Kirche und Kloster San Salvador, welche sie noch besitzen. Die Griechen ihrerseits erhandelten sich von denselben Georgiern die Hälfte vom Calvarienberge, nämlich die Stätte der Kreuzerhöhung, und Sultan Selim bestätigte 1553 die Abtretung, aber erst nachdem das Besitzthum aller übrigen Sanktuarien den Lateinern feierlich zugesichert war.

Damit haben wir die historischen Ansprüche der Russen ab antiquo erschöpft. Obwohl nämlich von Rußland damals

*) Vgl. Heinrich Schloßer: Die Kirche Rußlands und das europäische Abendland. Heidelb. 1845. S. 12.

noch gar nicht die Rede war, so schließt doch jetzt seine Diplomatie: die russische und die griechische Kirche sind identisch, mithin gehören die von dieser erworbenen Heiligthümer jetzt dem Czar. Zum Ueberflusse liegt noch ein anderer Besitztitel dafür bereit, seitdem der Donner moskowitischer Kanonen zuerst das Echo des Kaukasus in Aufruhr gebracht, und Heraklius, der Chan von Kartalinien und Kachet, 1783 sein Land unter den Schutz der Czarin, Katharina II., gestellt hat; Georgien ist jetzt russisch, mithin Rußland ab antiquo Herr alles Besitzes, der einst den Georgiern zugehörte. So klein waren die Anfänge, und schon ist auf dem Golgathafels nächst der Stätte, wo das Kreuz der Erlösung stand, der römische Titel hinweggenommen und dafür eine Platte eingesetzt, die, in Basalt eingelegt, den — russischen Adler zeigt! Rußland hat in der heiligen Stadt noch nicht Fuß gefaßt, und ist noch hinter den Engländern mit ihrer neuen Judenkirche auf dem Zionsberge zurückgeblieben; erst jetzt fordert es von der Pforte einen Platz zur ersten Erbauung einer russischen Kirche mit Kloster in Jerusalem, und dennoch reden seine Circular-Depeschen von Aufrechthaltung der Interessen und Immunitäten des griechisch-russischen Cultus in der heiligen Stadt!

Dieselben Depeschen sprechen von russischer Mäßigung, welche „die Gefahren" beseitigt, und die Lateiner im Besitze „neuer Vortheile" gelassen habe. Demnach müßten sich die Lateiner in den letzten Jahren bedeutende Uebergriffe auf Kosten der Griechen erlaubt haben! Welches sind aber die „neuen Vortheile" der Lateiner? Erzählt doch die ganze Geschichte nur von Beraubungen derselben! Von älteren Verlusten zu schweigen! — die Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge und der romanische Bau der St. Annakirche am Stephansthor, welche einst den Oesterreichern gehörte, sind längst in Moscheen verwandelt; die Johanniterkirche liegt in Ruinen und ihre Stätte, dieses Denkmal von unvergänglicher Bedeutung, dient, zur Schmach Europa's, bis auf diesen

Tag als allgemeiner Schindanger; die prächtige St. Jakobs-Kirche auf Sion, einst den Spaniern gehörig, sammt dem Hause des Kaiphas haben die schismatischen Armenier an sich gerissen; aus der Marienkirche im Thale Cedron (tombeau de la sainte Vierge), einem wunderbar erhabenen Dome, sind die Lateiner seit 1775 durch die List und Gewalt der Griechen verdrängt, und daß Frankreich neulich durch Herrn La Valette einen Ferman auswirkte, der für die Franciskaner eine kurze Zeitfrist auszumitteln befahl, in der sie ihren Gottesdienst wieder in dem Dome halten könnten, das heißt in der czarischen Depesche Eingriff in die uralten Rechte der Griechen. Fünfzehn Monasterien besitzen diese Schismatiker, noch außer der Magdalenen- und Johanneskirche, ohne daß den Lateinern je eingefallen wäre, sie aus einem derselben verdrängen zu wollen; ruhig leben sie hier der Uebung ihres Cults in der leider! nur allzu bekannnten auferbaulichen Weise; hier lehren sie die massenhaften Schaaren orthodoxer Pilger, daß die abendländischen Christen schlechter seien, als Juden und Heiden; hier pressen sie ihnen mit allerlei Aberglauben den letzten Rubel aus, und für welche Heiligthümer! Schreiber dieser Zeilen würde es nicht für möglich halten, wenn er nicht selbst mit eigenen Augen die tätowirten Arme, die Stücke geweihten Baumwollenzeugs u. s. w. gesehen, nicht selbst ein paar hochgeweihte Medaillen erworben hätte, worauf statt der Modonna — Kaiserin Katharina II. geprägt war!

Und wie steht es de jure und de facto vollends mit der Kirche vom heiligen Grabe! Gehen wir den griechisch-russischen „Rechten ab antiquo" noch weiter in die Vergangenheit nach, so stoßen wir allerdings schon im J. 1636 auf einen bezüglichen Ferman, nämlich auf eine Drohung des Sultans Murad IV., womit er den „auf falsche Dokumente gestützten Ansprüchen der Griechen an die beiden Grabkuppeln" die Sanktion verweigert, mit der Erklärung: „sie hätten so

wenig Recht darauf, als an den Convent von San Salvador und an die übrigen Kirchen und Klöster von Jerusalem, welche allzeit und ohne Widerspruch den Lateinern gehört." Noch übrigen die Fermane gleichen Inhalts, welche 1621 unter Ludwig XIII. durch den französischen Geschäftsträger Deshayes, unter Ludwig XIV., 1673, durch Herrn von Nointel, 1690 durch Herrn von Chateauneuf ausgewirkt wurden, und 1720 unter Achmed III. neuerdings die Bestätigung des Besitzrechts der Lateiner an der heiligen Grabkirche enthielten, sowie auch das Jahr 1740 eine Erneuerung der alten Verträge mit sich brachte. Seitdem aber mit dem großen Brande von 1808 das Blatt sich gewendet, ist die eine Eingangspforte der Kirche von den Türken bewacht, die andere von den Griechen vermauert, vor deren unausgesetzten Quälereien die Osmanli's den Lateinern nur den nothdürftigsten Schutz zu gewähren vermögen; der eigenmächtig von den Griechen abgeschlossene innere Kirchenraum, wo man zugleich den Mittelpunkt der Erde an der Oberfläche zu sehen bekommt, ist mit russischen Gemälden (von übrigens feiner Arbeit) über und über behangen, und russische Kronleuchter mit dem czarischen Adler und andern bezeichnenden Devisen hängen von der Decke herab, um die Lateiner ihre „neuen Vortheile" nicht vergessen zu lassen.

Auch die Kirche der Geburt zu Bethlehem endlich gehört aus „Jahrhunderte alten" Privilegien den Gräco-Russen! Das heißt doch in flagranti sich ertappen lassen! Denn noch im Jahre 1847 documentirte der goldene Stern an der Stätte der Geburt mit der Inschrift: „Hic pro hominum salute Jesus Christus natus est", das uralte Besitzrecht der Lateiner, auch da noch, als die Griechen lange schon den Altar in Beschlag genommen, und den Franciskanern auch nicht einmal mehr ausnahmsweise Gottesdienst daselbst zu celebriren gestatteten. Den ganzen Chor der Helenenkirche haben die Schismatiker für sich abgemauert, die abendländischen

Mönche sind aus dem Heiligthum hinausgedrängt und auf ein nahes Kirchlein beschränkt. Indeß dient das prachtvolle Schiff der uralten Basilika bloß zum Durchgang oder zur öffentlichen Verunreinigung. Welch einen Lärm aber würden die Schismatiker erheben, wenn die Franciskaner auch nur hier einen ständigen Altar aufrichten wollten! Hören wir nur die russische Note, wie sie sich erbittert: „Der schreiendste Eingriff (in das ab antiquo herstammende Besitzrecht der Griechen!) bestehe in der Uebergabe des Schlüssels zur Hauptthüre der Kirche von Bethlehem in die Hände des lateinischen Patriarchen.“ Diese Uebergabe sei, dem Wortlaute des Fermans zuwider, ein empfindlicher Verstoß gegen die Geistlichkeit und die ganze Bevölkerung des griechisch-russischen Ritus, weil gemäß den in Palästina geltenden Ideen der Besitz des Schlüssels für sich allein den des ganzen Tempels anzudeuten scheine; demnach habe die Pforte, „selbst gegen ihr eigenes Interesse“, den Lateinern, „die Suprematie gewährt.“

Auch hier scheint das Aktenstück darauf zu sündigen, daß man in Europa über die Thatsachen entweder gar nicht unterrichtet sei, oder die Gleichgültigkeit das Interesse an den heiligen Orten überwiege. Zu wissen ist, daß die römischen Katholiken, oder die zugleich italienisch sprechende Bevölkerung Bethlehems der griechischen mehr als bloß das Gleichgewicht hält; ferner daß der griechische Patriarch ebenfalls einen Schlüssel zur Basilika führt, also ein Anspruch auf den Besitz des ganzen Tempels aus dem Mitbesitz eines Schlüssels gar nie abgeleitet werden könnte; endlich daß der Schlüssel der abendländischen Mönche sie nur der Nöthigung überheben soll, den Eintritt in ihr eigenes Kloster durch das Kirchenschiff von der Gnade der fanatischen Griechen abhängig gemacht zu sehen.

Und nun das historische Recht! Erst im Jahre 1632 brachten die Griechen einen von den drei Schlüsseln zum Sanktuarium in Jerusalem und einen Schlüssel zur Helenen-

Kirche in Bethlehem an sich, und jetzt pochen sie auf ihr uraltes Besitzrecht; die man anfangs aus christlicher Toleranz geduldet, beanspruchen jetzt exclusive Herrschaft. Man sollte bei der Sprache, die das Circular anstimmt, meinen, die Väter des lateinischen Klosters hätten etwa den russischen Adler an der Kreuzesstätte auf Golgatha aus dem Boden gerissen, worüber sich Rußland nun mit gerechtem Zorne beschwere, während doch umgekehrt gräco-russische Pilger oder ihre Mönche in fanatischem Geiste den seit Jahrhunderten an der Stätte der Geburt glänzenden Stern mit Gewalt herausgesprengt und gestohlen, weil er ihnen als urkundlicher Beweis für das Eigenthumsrecht der Abendländer ein Dorn im Auge war. Der französische Botschafter erwirkt einen Ferman, kraft dessen der Stern wieder hergestellt werden soll. Und nun erhebt die Declaration von St. Petersburg im gereizten Tone die Anklage, als ob die Franken mit Hülfe der doppelzüngigen Pforte die Griechen aus ihrem Besitzthum *ab antiquo* verdrängen wollten? Geht das nicht über den Wolf in der Fabel?

Es ist tief zu beklagen, daß gerade die heiligsten Stätten der Christenheit es sind, an denen die neue „griechisch-russische" Kirche unter czarischem Primat Beweis liefert, wie sie fremdes Recht zu behandeln verstehe. Und einem solchen Rivalen gegenüber haben die Lateiner keinen andern Schutz, als den Ruhm Frankreichs, daß es das Protektorat über die heiligen Stätten führe! Wir sagen: den Ruhm Frankreichs! denn in Wahrheit erkaufte sich der lateinische Convent Schutz von der türkischen Regierung um den Preis von 13 Millionen Piaster innerhalb des Zeitraums von 25 Jahren, was beiläufig der Summe von mehr als 1,300,000 fl. entspricht, welche der bayerische Ludwigs-Missions-Verein seit seinem Bestehen (1838) für Missionen überhaupt aufgebracht hat, oder einer jährlichen Besteuerung von 30,000 Thalern. Und dennoch war der Besitzstand der Abendländer weder ru-

hig noch gesichert, während Frankreich seinem Protektorat ausschließlich nationale Bedeutung zu vindiciren suchte, und dadurch zwischen den Wächtern am heiligen Grabe und dem französischen Consul zu Jerusalem stete Spannung stiftete. Diese war durch das Gerücht, Frankreich, das kein einziges Ordensglied in der Custodia des heiligen Landes zählt, beabsichtige die Franciskaner überhaupt zu verdrängen, und durch Lazaristen oder sonst französische Mönche zu ersetzen, schon vor fünf Jahren bis dahin gewachsen, daß die Väter vom französischen Protektorat sich völlig lossagten und erklärten, fortan lieber mit dem Schutz des Pascha und der türkischen Regierung allein sich begnügen zu wollen. Frankreich wechselte damals seinen Consul, und es gelang, den würdigen P. Paulus a Moretta, Präsidenten der Terra santa, zu stürzen. Seitdem hat Rom in der Person des Monsignore Valerga einen Patriarchen zu Jerusalem eingesetzt, der aber, von einer kümmerlichen Unterstützung der Propaganda lebend, weder eigene Kirche noch Seminar und Klerus hat, während die Griechen und Armenier herrliche Kirchen, die Muselmänner prachtvolle Moscheen, die Juden mehrere Synagogen, sogar der melchitische Patriarch und der kinderreiche englisch-preußische Bischof Gobat eigene Kirchen aufweisen. Dahin ist es mit den Lateinern im heiligen Lande gekommen, seitdem Oesterreich in der unseligen Zeit Joseph's II. seine Hand von dem palästinensischen Protektorate zurückzog. Und wenn jetzt die Türkei völlig unter den gewaltthätigen griechisch-russischen Primat gebeugt werden soll, was bleibt den Lateinern an den heiligen Stätten sonst noch übrig, als laut und öffentlich im Angesicht der Christenheit gegen die Unterdrückung zu protestiren? Sie haben dieß namentlich schon nach dem Brande von 1808 gethan, als der napoleonische Geschäftsträger an der Pforte, General Sebastiani, zwar einen Hattischeriff erzielte, wonach die heiligen Stätten ihren früheren Besitzern wieder eingeräumt werden sollten, der Vollzug aber

gleichwohl unterblieb. Damals schon, wo das heilige Grab thatsächlich an die Griechen verrathen ward, erhob der Präsident des heiligen Landes, Don Manuel Garcia, in der Schrift Direchos legales y estado de tierra santa klagenden Hülferuf an die Monarchen Europa's, freilich in vergeblichen Worten, indem er bedeutsam betonte: daß Oesterreich sogut wie Frankreich das Protektorat über die katholischen Christen im heiligen Lande zustehe!

XI.

Milliarden und Märtyrer, oder Si tacuisses —!

Ein Wort an Herrn Generalsuperintendenten Dr. W. Hoffmann in Berlin, die protestantischen Missionen betreffend.

Die „Historisch-politischen Blätter" haben in dem Hefte vom 16. Dez. 1852 (Bd. XXX. S. 854), bei Gelegenheit der Ankündigung des ihnen von Basel aus erklärten Krieges und in Widerlegung der vorläufigen Tendenzlügen, welche die Herren in Basel auf die „nach Blut riechende" Kirche gehäuft, namentlich aber ihrer aus der Südsee hergeholten Verläumdungen, unter Anderm die Aeußerung fallen lassen: „Es thut Noth, daß fortan die Geschichte der protestantischen Missionen scharf in's Auge gefaßt werde, denn nirgends zeigt sich schlagender, was der Protestantismus, behend zum Verwüsten, aber unfähig zum Aufbauen, naturgemäß wirke." Die „Blätter" haben seitdem getreulich Wort gehalten; sie haben die jenseitigen Missions-Erfolge auf den Südsee-Inseln, im Orient, am Cap der guten Hoffnung, auf Cey-

lon, in Indien und wieder in Südafrika nach den neuesten und unverdächtigsten Quellen geprüft; das Bild, wie es allmählig aus dem Rahmen hervortrat, ist freilich ein wahrhaft erschreckendes, aber es ist der öffentlichen Kritik bloßgestellt, und bis auf diese Stunde hat aus den Schaaren der Gegner keiner zu sagen gewagt, daß es falsche Züge trage.

Selbst unser freundliches Vis-à-vis in Basel, die „Protestantischen Monatsblätter", sind über den 16. Dez. 1852 noch nicht hinausgekommen, und erst jetzt, in ihrem Juli-Hefte S. 49 ff., geben sie sich den Anschein, unsere Schilderungen einiger Beachtung würdigen zu wollen, nicht zwar, wie zu erwarten ist, die vorgeführten Thatsachen, wohl aber die darauf gebauten Conclusionen. Dennoch scheinen unsere Angaben einigen Eindruck hinterlassen zu haben; wenigstens nennen die Basler jene Aeußerung, daß katholischerseits die Geschichte des protestantischen Missionswesens fortan scharf in's Auge gefaßt werden müsse u. s. w. — „einen berüchtigten Ausfall", und haben sogar den bekannten Hofprediger und Generalsuperintendenten Dr. Wilhelm Hoffmann in Berlin wider uns in's Feld gerufen. Dieser Herr gilt für einen der berufensten deutschen Kenner des protestantischen Missionswesens, und was seine Wahrheits-Liebe betrifft, so genügt zu wissen, daß er es ist*), der vor den guten Leuten im Berliner „Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke" die Jubelrede vom 31. Jänner 1853 über die „Epochen der Kirchengeschichte Indiens" gehalten, und sie glauben gemacht hat: die Siege des „lautern Worts" in Indien seien überaus glänzend, seitdem das „falsche Ordens"- und das „Staats-Christenthum" aufgehört. Ohne Scham und Gram wagte er den blindgläubigen Zuhörern vorzutragen: „nach allen Richtungen hin sitze die indische Jugend in vielen Tausenden von Schulen zu den Füßen des

*) Vgl. Hist.-pol. Blätter Bd. XXXI. S. 732.

Kreuzes, zu Zehntausenden seien bereits die christlich erzogenen Kinder, zu Tausenden die eingebornen Lehrer und Prediger zu zählen, und wenn man die Zahl der vom Lichte Christi nur Angeleuchteten (!) ermessen könnte,[1] so würde sie um's Zehnfache Alles übertreffen, dessen die Jesuiten in ihrer glänzendsten Zeit und in ihren übertriebensten Berichten sich gerühmt."

Einen solchen Sachkundigen gegen die „Historisch-politischen Blätter" in's Feld stellen können, welches Glück! In welchen Winkel werden sie nur vor Scham sich verkriechen, alle unsere protestantischen Augen- und Ohrenzeugen, wie Emerson Tennent, die Heidenboten des Leipziger „Evangelisch-lutherischen Missionsblatts", Dr. Kretzschmar u. s. w., oder ihre armen Nachbeter, wie Dr. Andree in Bremen, der Verfasser der „Glaubenslehrjahre" u. s. w.? nachdem Herr Generalsuperintendent ihnen nun gesagt, daß jene Zeugen in loco selbst von allerlei Carrikaturen geträumt, und dafür 700,000 exemplarische Christen völlig übersehen hätten, die man doch sogar von Berlin aus Mann für Mann zu zählen vermag! Es ist leicht zu ermessen, wie schlimm erst wir bei dem Herrn G.-S. wegkommen werden, nachdem unsere Gewährsmänner sammt und sonders also zu Schanden geworden! Vorderhand hat er unsere Aufsätze noch nicht gelesen, aber, ohne Zweifel! er wird sie lesen, und dann —? Es haben ihm bis jetzt die Basler bloß zu wissen gethan, wie und wasmaßen die „Hist.-pol. Blätter" vor einem halben Jahre und darüber zu schreiben gewagt hätten: „die Rechnungen der Missionsvereine des Protestantismus lauten in diesem Augenblicke schon auf eine Milliarde, und noch fragt man sie umsonst nach einem Blutzeugen!" Und der wahrhaftige Redner vom 31. Jan. hat den Baslern einen Aufsatz entgegengesendet, der unter dem Titel: „Milliarden und Märtyrer", dem Schreiber dieses Satzes in gar witziger Weise nachweist, daß ihm eben vor Neid und Aerger

„bei dem Anblick der protestantischen Missionen sichtlich das Asthma bis an den Hals heraufgekrochen", und er sich dann, wie „rohe Menschen" zu thun pflegen, mit einem „Fluche in großen Zahlen", etwa wie: Millionen S........!, Luft gemacht!

Ob der geistreiche Psycholog und Generalsuperintendent dieses arcanum specificum gegen missionsgeschichtliche Beklemmungen aus eigener Erfahrung kennen mag oder nicht, jedenfalls „kann er sich einen andern Ursprung der „„Milliarde"" nicht denken"; „denn", fügt er bei, „es wäre doch gar zu unbescheiden, wenn ich annehmen wollte, daß ein Mann, der die Zahlen so sehr in den Vordergrund stellt, etwa nicht wissen sollte, daß eine Milliarde tausend Millionen beträgt." Wir verfehlen denn auch nicht, für die unverdiente Schonung unserer arithmetischen Reputation gebührenden Dank zu sagen, indem wir im Uebrigen bedauern, in demselben Moment den Herrn G.-S. auf das ernstlichste anhalten zu müssen, sich dennoch „einen andern Ursprung der Milliarde" zu denken, als unsere allenfallsige Neigung in großen Zahlen zu fluchen. Es ist nämlich an der angegriffenen Stelle der „Hist.-pol. Blätter", Band XXX, S. 855, Zeile 18 von Oben zu lesen: „Die Rechnungen u. s. w. lauten in diesem Augenblicke auf eine halbe Milliarde", id est: fünfhundert Millionen! — eine Summe, die gewiß auch Herr G.-S. selbst eher für zu niedrig, als zu hoch angeschlagen halten wird, wenn er auch die amerikanischen Missions-Vereine außer Anschlag lassen, und bloß die englisch-deutschen in Rechnung ziehen will. Der „Ursprung der Milliarde" ist demnach allerdings ein sehr häßlicher und lügenhafter, nur sind wir es nicht, die ihn verschuldet. Wir verantworten nur 500 Millionen; die andern 500, welche das geniale Uebersehen des bedeutungsvollen Wörtleins „halbe" vor „Milliarde" uns auch noch aufgeladen, lassen wir hinüber zu noch glänzenderer Begründung der Hoffmann'schen Rede vom 31. Jänner 1853, im Verlauf der nächsten De-

cennien, so Gott will! und zur Bekehrung unserer obgenannten Gewährsmänner, von Dr. Kretzschmar an bis zum „Ev.-luth. Missionsblatt.“

Die „Milliarde“ wäre also in's Reine gebracht; wie aber steht es mit den abgeläugneten „Blutzeugen“? Herr G.-S. will die Abläugnung zurückweisen, bewegt sich aber dabei mit einer qualvollen Unsicherheit, die ein Herz von Stein zum Mitleid bewegen müßte, wenn der unmittelbar vorherlaufende kecke Hohn wegen der „Milliarde“ nicht den gutmüthigen Eindruck verwischte. Zunächst gibt er ohne Weiteres „die größere Seltenheit der Blutzeugenschaft in der evangelischen Mission“ zu, und „findet es ganz begreiflich, daß die römisch-katholische Mission viel eher die Heiden zu blutigem Widerstande aufreize, als die evangelische.“ Denn „wo sie richtig nach den Grundsätzen ihrer Kirche getrieben wird“, kommt sie „nothwendig mit dem Anspruch, die Verfassung der Gesellschaft von vorn herein zu ändern, und da, wo die religiöse Macht zu den Gerechtsamen des weltlichen Herrschers gehört, diesem das Eine seiner zwei Schwerter aus der Hand zu nehmen.“ Vortrefflich! die evangelische Mission ist demnach loyaler, und garantirt den heidnischen Königen und Häuptlingen, wie recht und billig, ihre jura in sacra als den legitimen summis episcopis der einzelnen Länder, während die Katholiken noch stets „eine Hierarchie gestalteten, und damit eben so viele Steine des Anstoßes aufpflanzten, an welchen der Strom der heidnischen Macht um so gewisser anprallen mußte, als sie sich so recht Mühe gaben, sichtbar und eckig hervorzutreten, und als die Missionäre selbst, in Ermangelung frischen und reichen Lebens in den Herzen der Eingebornen (!), den Hauptwerth auf die Ausmauerung eines Quadernbaues kirchlicher Organisation legten.“ Man sieht: ultramontane Uebergriffe in die episcopalen Rechte des Götzendiener-Staats, in das kirchliche Schutz- und Oberaufsichtsrecht der heidnischen

Majestäten, das man in Japan so gut, wie in Bayern für die köstlichste Perle der Krone halten muß, welche „Perle" überall bloß der Protestantismus ganz rein zu conserviren weiß — nichts Anderes als dieß ist es, was die vielen katholischen Märtyrer macht! „Darum traf auch das Heidenschwert die hervorragenden kirchlichen Würdenträger zumeist, und sie wurden nicht als Verkünder eines neuen Glaubens, sondern als Rebellen gegen die weltliche Hoheit des Landesherrn getödtet."

So, aus vorwiegend politischen Motiven, erklärt sich Herr G.-S. die „ganz wenigen Fälle" katholischen Martyriums aus der Zeit, während welcher „beide christlichen Kirchen zugleich missionirten." Im Vorbeigehen möchte man es auffallend finden, warum nicht auch der andern Seite einige Märtyrer durch den „Umstand" zukamen, daß die englischen, und die den brittischen Societäten affiliirten deutschen, Missionäre bekanntermaßen zugleich als diplomatische Agenten der Raubvogel-Politik Albions arbeiten, und die „weltliche Hoheit" der heidnischen Majestäten nur zu oft und handgreiflicher gefährden, als alle ultramontane Hierarchie, von dem politischen Liberalismus, den die frommen Heidenboten z. B. am Cap so siegreich verbreiteten, ganz zu schweigen. Betrachten wir aber lieber den höchst interessanten und instruktiven Versuch des Herrn G.-S., auf directem Wege, seinem Bekenntnisse die in Abrede gestellten Blutzeugen zu vindiciren.

„Wenn", sagt er, „unser Unbekannter meint, es habe Märtyrer der evangelischen Mission noch gar nie gegeben, so fragt es sich, ob nur diejenigen als solche zu betrachten seien, denen geradezu die Wahl zwischen Abschwörung Christi und dem gewaltsamen Tode gelassen worden ist, oder ob unter solche Benennung auch die fallen, die in kühner Hingabe für die Bekehrung der Heiden auch dem Tode freudig und ruhig in sein Schreckensantlitz geschaut und ihn wirklich erlitten haben. Beschränkt er den Na-

men der Märtyrer auf Erstere, dann freilich möchte auf evangelischer Seite die Zahl der Blutzeugen, da hier die Missionen noch neu sind — eine sehr kleine seyn."

Um so mehr, als demnach die Zahl solcher evangelischen Märtyrer rechter und unbezweifelter Art, eingestandener Maßen, „eine sehr kleine" ist, sollte man meinen, Herr G.-S. werde nicht säumen und zu unserer Belehrung und Beschämung die leichte Mühe auf sich nehmen, die Mitglieder dieser „sehr kleinen" Zahl namentlich aufzuführen. Es wäre dieß sogar ein dem Andenken gefeierter Glaubenshelden schuldiger Ehrenact! Statt dessen aber gleitet Herr G.-S., mit auffallender Eilfertigkeit, und ohne der „sehr kleinen" Zahl weiter mit einer Sylbe zu gedenken, zu der zweiten Art von evangelischen Märtyrern über. Deren zählt er Hunderte und Tausende; und was er bei der „sehr kleinen" Zahl wahrer Märtyrer versäumt hat, leistet er, mit überraschendem Eifer, bei diesen großen Schaaren: er nennt mehrere aus ihnen namentlich!

„Nimmt unser Unbekannter aber den weitern Begriff des Märtyrthums an, so möchte ich fragen, warum John Williams und seine Begleiter, welche von den Heiden mit Keulen erschlagen wurden, warum Layman und sein Gefährte, welche die wilden Batta's auf Sumatra auffraßen, warum der fromme Methodisten-Missionär, den wilde Dammara's erstachen, warum Missionär Croß, den eine vielleicht französische Kugel auf Tahiti niederstreckte, warum Missionär Smith in Demerara, der um der Sache der Neger willen im Kerker starb, warum die Missionäre der Brüdergemeinde, die mit Frauen und Kindern auf einem Meerfelsen in Westindien des langsamen Todes verblichen ..... und so viele Andere, nicht auch mit dem Ehrenkranze der Blutzeugen um ihre Schläfe in unserm ehrenden Gedächtnisse stehen sollten? Und wenn er nicht bloß europäische Märtyrer, sondern auch Eingeborne im Sinne hat, so möge er mir erlauben, ihm Madagascar zu nennen, und die Hunderte, ja die Tausende,

die da eines qualvollen Todes für ihren evangelischen Glauben gestorben sind."

Herr G.-S. zweifelt mit allem Rechte an unserm guten Willen, diesen „weitern Begriff" des Martyriums zu acceptiren. Die katholischen Canonisations-Processe verfahren bekanntlich mit äußerster Scrupulosität. Das bloße Faktum des Erschlagen-, Aufgefressen-, Erstochen-, Erschossen-Werdens, oder des Verhungerns auf wüsten Inseln im missionarischen Beruf beweist offenbar „den Opfersinn bis in den Tod" noch nicht; es kann Jedem, trotz der prämeditirtesten Zuversicht, mit heiler Haut durchzukommen, begegnen, ja zum Theil durch ganz ungeistliche Ursachen zufällig veranlaßt seyn, z. B. durch einen mehr als billig animirten Streit mit den diebischen und jähzornigen Wilden um den Strickbeutel der Frau Missionärin, oder in Vertheidigung der Reisekoffer mit dem unentbehrlichen missionarischen Comfort, oder durch ähnliche Gefahren, deren nur die — katholischen Missionäre überhoben sind. Kurz — es fehlt jenem „weitern Begriff" an jeder Direktive. Wie wollte sich denn Herr G.-S. z. B. der Zumuthung erwehren, wenn morgen Einer käme und die Martyr-Palme für alle Heidenboten-Frauen, welche den Mangel geschickter Accoucheurs mit dem Leben büßen müssen, um so mehr anspräche, als die Basler noch immer vernachlässigt haben, in ihrem Hauptinstitut eine Musterschule für den betreffenden Zweig der Chirurgie zum Behuf des missionarischen Hausgebrauchs einzurichten? Leidet ja doch Herr G.-S. selbst schon an solchen unangemessenen Consequenzen, indem er „noch ein anderes Märtyrthum, als das blutige" der Katholiken statuirt, von dem er behauptet, „daß es auf evangelischer Seite zahlreicher und leidensvoller vorhanden sei", und es also definirt: „Wer sind die Sendboten der römischen Kirche? Meist Mönche, längst gewohnt an ein monotones Leben der Entsagung, das kaum ärmer, wohl meist reicher wird, wenn sie in die Lande der Heiden ziehen. Wer

sind die evangelischen Missionäre? Hervorgegangen sind sie aus der Mitte des christlichen Familienlebens, berechtigt, ihren Herd mit allem Segen und aller Freude desselben zu umgeben" u. s. w. Das heißt also: unter den „weitern Begriff" des unblutigen Märtyrerthums gehört auch temporär erzwungene Junggesellen- und Strohwittwerschaft! — worüber freilich Katholiken nicht zu streiten geziemt.

Unser Gegner gibt sich aber doch den Anschein, „Hunderte, ja Tausende" rechter Märtyrer seines Bekenntnisses zu bezeichnen, und nennt Madagaskar. Wehe! welch' unseliger Gedanke des Herrn G.-S., Madagaskar zu nennen! Wir sind nicht im Entferntesten gewillt, den an sich hochachtungswerthen Eifer vieler protestantischen Heidenboten abzuläugnen; aber von missionarischem „Opfersinn bis in den Tod" reden, und dabei das Wort Madagaskar in den Mund zu nehmen wagen, das ist zu arg! Wir mäkeln auch nicht an der Zahl derer, welche jene Insel auf den Namen Jesu sterben sah; sie sind als Bekenner der wahren Kirche Christi, der sie angehören wollten, mit der ewigen Palme geschmückt, aber den protestantischen Missionären gehört — kein Theil an ihnen. Sie sind alle davongelaufen, als ungetreue Hirten, und haben ihre Heerde in der pfadlosen Wüste allein gelassen, als der Wolf heidnischer Wütherei erst noch aus weitester Ferne zu heulen begann. Kennt denn Herr G.-S. die History of Madagascar von Will. Ellis, dem Sekretär des Auswärtigen bei der Londoner-Missionsgesellschaft, (II, 406 ff.) nicht? oder wenigstens Wiggers' „Geschichte der evangelischen Mission" (II, 319)? Wenn nicht, so möge er hier einige Thatsachen über den „Opfersinn" der protestantischen Missionäre auf Madagaskar finden.

Mit dem Tode des Königs Radama (27. Juli 1828), der nicht nur Missionäre, sondern auch englische Ansiedler mit großem Eifer in's Land gezogen, und den Britten namhafte politischen

Vortheile gewährt hatte, hörte die Vorliebe für europäische Ideen am Hofe allmählig auf, und endlich unterlag die Königin Ranavalomanjaka den wahren oder falschen Einflüsterungen der Heidenpartei völlig. Diese Partei behauptete: die englischen Fremdlinge seien der nationalen Freiheit sehr gefährlich; schon hätten sie sich durch ihren Unterricht in den Schulen, ihre Verbindungen und ihre Bücher vieler Eingebornen von Rang und Vermögen in der Armee und unter den Regierungsbeamten versichert, ebenso vieler Gutsbesitzer und Bauern, sowie zahlreicher Schaaren von Sclaven, welche sie fleißig in ihre Schulen zögen; das sei nur die Vorbereitung für die Zeit, wo die Missionäre nach ihrem Vaterlande berichten könnten, daß nun Alles parat sei, wenn englische Truppen kommen und das Königreich in Besitz nehmen wollten; ohnehin sei das Volk seiner Regierung bereits entfremdet und für die Fremdlinge eingenommen. Doch dauerte es sieben Jahre lang, bis diese Ansichten bei Hof durchdrangen; die Missionäre betrieben auch hier, wie überall, das Profan-Schulwesen als Hauptgeschäft, und das war bei Hofe, auch jetzt immer noch, und besonders für Heranbildung besserer Officiere, wohl gelitten, so daß einzelne Missionäre nur schwer die Erlaubniß zur Heimkehr erhielten. Indeß fingen sie bald alle an, über „das Aufhören aller Aufmunterungen ihres Schulwesens“ zu klagen, und über die sichtliche Ungunst, mit der die hohe Beamtenwelt den religiösen Theil ihrer Mission betrachte. Schon vom Herbste 1829 an traten sie, anfangs noch immer unter den gnädigsten Achtungserweisen des Hofes, ihren Exodus an, Einer nach dem Andern. Noch bestand aber gesetzlich Religionsfreiheit; hochgestellte Personen meldeten sich zur Taufe, und man mahnte höheren Orts bloß vertraulich ab; nur mit dem behutsamsten Zögern schritt die Königin ein. Zunächst wurde das allgemeine Wein-Verbot auch auf das Abendmahl ausgedehnt, sodann der Empfang der Taufe und der Com-

munion, zuerst den Soldaten und Zöglingen der Regierungs-Schulen, später allen Eingebornen, verboten; die Missionäre fügten sich Allem. Erst den 26. Febr. 1835 erließ die Königin, von jenen Angaben über politische Umtriebe der Fremdlinge mehr und mehr geängstigt, an diese das Verbot, mit Eingebornen Gottesdienst zu halten; den von den Missionären selbst stets ostensibel vorangestellten Schulen aber sollte kein Eintrag geschehen, da die Königin „zwar gute Gesinnungen und für ihr Land nützliche Kenntnisse billige, die Sitten ihrer Vorfahren aber nicht verlassen wissen wolle." Den 1. März wurde die Annahme des Christenthums bei Todesstrafe untersagt, zugleich die Anmeldung der schon Uebergetretenen und ihr Rücktritt innerhalb kürzester Frist befohlen. „Weitaus die Meisten" gaben sich sofort als gewesene Christen an, und lieferten ihre Bibeln ab; sie wurden nichtsdestoweniger, und trotz ihrer Reuebezeugungen, mit Arrest oder Degradation bestraft; Blut jedoch war noch kein Tröpflein geflossen, kein Häärlein der Herren Missionäre bedroht. Dennoch hatten sie den Druck ihrer Bibel-Uebersetzung schon seit geraumer Zeit mit großer Eile betrieben, auf den Fall, daß ihre persönliche Predigt incommodirt werden sollte, und erachteten jetzt sammt und sonders „für nutzlos", länger zu bleiben, und „für Pflicht", davonzugehen; innerhalb der Zeit vom 18. Juni 1835 bis Juli 1836 reisten sie alle mit ihren Weibern und Kindern ab, auch die Herren Cameron und Chich nicht ausgenommen, obgleich die Regierung sie ihres technischen Wissens willen angegangen hatte, im Lande zu bleiben. „Nun kannte", sagt Wiggers, „der Haß gegen die Christen keine Gränzen mehr, und alle Gräuel und Schrecken der heidnischen Zeit lebten wieder auf." Was könnte aber wohl gegen die Schlußfolgerung aus dem ganzen Vorgang eingewendet werden: daß die erbärmliche Feigheit der Missionäre allein die blutige Verfolgung in dem Maße, wie sie auftrat, verschuldet habe? Die tapfern Glaubenshelden

hatten, nachdem sie Fersengeld gegeben, ihren „Opfersinn bis in den Tod“ zum Theil auf die nahe englische Insel St. Mauritius in Sicherheit gebracht, und berichteten von da aus, nach dem Hörensagen, von den ausgebrochenen Heidengräueln und über ein unter steter Lebensgefahr noch immer bestehendes Häuflein heimlicher Christen auf Madagaskar; aber „an einen Wiederanfang der Mission war unter solchen Umständen nicht zu denken. Doch hat Mr. Johns zu Ende 1841 einige Theile der Insel besucht, wohin die Macht der Königin nicht reichte.“ — Das ist die Geschichte der Vertheidigung des „lautern Worts“ auf Madagaskar; wie katholische Missionäre in demselben Falle sich benommen hätten, lassen wir Herrn G.-S., etwa unter dem Gesichtspunkte von China und Japan, selbst ausdenken!

Aber — „unfähig zum Aufbau“ haben wir die protestantische Mission genannt, und doch kann der berühmte Kenner dieser Mission uns die Schaar von 700,000 evangelischen Christen“ entgegenhalten, welche sie „nach kaum fünfzigjähriger Arbeit“ aus Heiden und Juden gesammelt! Zugegeben die Quantität, aber wie steht es mit der Qualität? Zum Beispiel am Cap? Oder — denn darauf stützt sich Herr G.-S. hauptsächlich! — in Indien? Kommen uns doch allwöchentlich nur neue Bekräftigungen unserer früheren Angaben zu! So ist, um einige Exempel anzuführen, nicht zu verkennen, daß die Missionäre der deutschen Lutheraner in Indien mit täglich wachsender Mühe sich ihre Verzweiflung verbergen. „Die heilige Schrift“ — berichtet neuerdings Herr Ochs aus Mayaveram — „wird in zehn orientalischen Sprachen dem Volke angeboten, aufgedrungen sogar; erst kürzlich circulirte zur Begutachtung ein Plan, sämmtliche Wohnungen in Indien mit dem Worte Gottes zu versehen; jeder Missionär kann Bibel-Colporteure auf Kosten der Bibelgesellschaft ausschicken; außer einer Fluth von Tractaten wird das Volk überdieß noch durch periodische Blätter

für das Christenthum zu gewinnen gesucht"; „die Missions-Schulen" (und deren wird eine ungemein große Zahl aufgeführt) „sind gefüllt, sobald sie eröffnet sind; ein großes Verlangen ist rege, europäische Sprachen zu lernen, und mit der europäischen Literatur bekannt zu werden, sei es auch nur um des äußern Vortheils willen." Was die letztere Exception sagen will, geht nur zu klar aus den öffentlichen Verhandlungen des englischen Parlaments vom Juni d. Js. über die indische Bill hervor; der Colonialminister Wood erklärte unumwunden: „über die Erfolge der Missionsschulen, in denen mit Vorwissen der Braminen die Bibel gelesen wird, lägen befriedigende Berichte vor, zwar glaube er, daß am Ende nicht viele Hindus zum Christenthum überträten, aber auf ihre sittliche Bildung wirke der Besuch christlicher Schulen sehr gut." Es ist also allerdings wahr, was Herr G.-S. in der großen Jubelrede vom 31. Jän. sagte, daß „die indische Jugend zu Tausenden in den Schulen sitze"; aber nicht „zu den Füßen des Kreuzes" sitzt sie darin, sondern zu den Füßen des goldenen Kalbes. Das ist die Frucht jenes Volksschulwesens, das überall der Hauptträger der protestantischen Mission ist! Sie getraut sich nicht einmal offen zu gestehen, daß sie damit im Dienste des Christenthums wirken wolle.

Der Missionär Ochs gibt auch selbst obige Daten nur zu dem Zweck, daß man jetzt, nach 150jähriger Arbeit, doch nicht daran denken solle, „Indien als ein Missionsfeld aufzugeben." Er hat sonst Anlaß genug, die Motive indischer Uebertritte zum Protestantismus zu würdigen; erst am zweiten Weihnachtstage 1852 ergriff er die Gelegenheit, „den Reischristen, die für's Predigthören bezahlt seyn wollen, das beschämende Vorbild der (opfernden) Hirten vorzuhalten." Zwischen den Deutschlutheranern und den Engländern, welche diese als „Verbündete der Jesuiten wider die englische Kirche" ausschreien, herrscht darum auch

steter Hader, weil die Anglikaner die christlichen Einsichten ihrer Convertirten reichlicher honoriren können, als alle anderen Missionäre, und kein Bedenken tragen, sogar die Angehörigen protestantischer Confessionen auf dem Wege des Meistgebots an sich zu kaufen. Es ist daher unter den christlichen Sekten selbst ein rastloses Wechseln. Zu allem Unglück für Herrn G.-S. scheinen aber demnach, und gemäß anderer Geständnisse des lutherischen „Missionsblattes“, die von der freien Predigt des „Evangeliums“ gewonnenen Heiden um nichts besser zu seyn, als die vom englischen „Staats-Christenthum“ eingesteigerten. Auch Lord Ellenborough erzählte den 26. Mai dem englischen Oberhause, ein amerikanischer Missionär in Indien habe ihm freimüthig gestanden: „Wir machen nie einen Proselyten, außer wenn wir ihm mit dem Christenthum zugleich eine Anstellung geben können *).“

Das Alles kann denn doch nichts Anderes seyn, als — um mit Herrn G.-S. Hoffmann selbst zu reden! — „göttlicher Unsegen.“ Welch düsteres Licht würde sich erst über das mit menschlichem Reichthum und Glanz auf das Ueppigste ausgestattete Bild des jenseitigen Missionswesens legen, wenn wir ihm einen Abriß des in anspruchsloser Stille und unscheinbarer Bettlersgestalt überall, selbst in China und Japan, so fröhlich gedeihenden Missionswerkes der Kirche entgegenstellen würden. Kann ja in jüngster Zeit sogar die „Allgemeine Zeitung“ nicht mehr umhin, von einzelnen Daten Notiz zu nehmen! Was aber Indien insbesondere betrifft, so ersuchen wir Herrn G.-S., die Jammerberichte im englischen Parlament, im „Evang. luth. Missionsblatt“ u. s. w. nur einmal zu vergleichen mit dem Briefe des apostolischen Vicars

*) „Evangelisch-lutherisches Missionsblatt“, Redakteur Diakon Schneider in Leipzig. 1853. Num. 11, 9 und 14; vgl. „Allgemeine Zeitung“ vom 2. und 15. Juni 1853.

Bettachini zu Jaffna im jüngsten Hefte der Münchener „Annalen der Verbreitung des Glaubens“ (Num. 113, S. 249 ff.); er wird statt verzweifelter Klagen nichts finden, als freudigen Dank gegen Gott für die großen und stets wachsenden Erfolge der Kirche Indiens unter Protestanten, wie unter Heiden — Erfolge, die um so tröstlicher sind, je geringer an Zahl und schwächer an menschlichem Vermögen die katholische Mission verhältnißmäßig dort ist; er wird sogar finden, daß die katholisch gewordenen Indier allein es sind, die den Bibelspruch nicht umkehren: „Geben ist seliger als Nehmen.“

Schließlich haben wir für die „Protestantischen Monatsblätter“ selbst, welche laut des ihrem zweiten Bande vorangeschickten Programms den „sittlichen und geistigen Adel der Nation“ zu einer neuen Reformation um sich sammeln wollen, noch die Frage: ob sie endlich der Pflicht der Ehrenhaftigkeit nachkommen, und die unter dem 10. Juni 1853 von uns geforderte Genugthuung für die in Sachen des „Rambler“ auf uns gehäuften Verläumdungen geben werden, oder ob sie uns zwingen wollen, auch noch auf anderm Wege, als bloß in diesen Blättern, den rechten Namen für ihre Polemik zu veröffentlichen, die nun, anstatt das alte Unrecht gut zu machen, demselben noch die neue, unergründlich freche Lüge von der „Milliarde“ beigefügt hat?

XII.

Römische Lebensbilder aus dem Anfang unsers Jahrhunderts.

I. Alois Felici.

Der Gesellschaft Jesu gehörte zur Zeit ihrer Unterdrückung Alois Felici an. Damals stand er in dem angehenden Mannesalter. Von dem Geist des Ordens, der dessen Glieder zu jeder Art von Thätigkeit im Dienste der Kirche und zum Besten ihrer Angehörigen ermuthigte und befähigte, war auch Felici durchdrungen. Konnte er diese Thätigkeit nicht mehr in der Verbindung, die ihn den Ihrigen nannte, entwickeln, so sollte sie ihre Segensfrüchte in anderer Weise tragen. Er sah, wie Gottlosigkeit und Laster selbst in Rom immer weiteren Boden gewannen. Ihnen denselben streitig zu machen, erachtete er als eine Aufgabe, der er auch außerhalb der frühern Verbindung sich unterziehen könne und solle. Er vereinigte um sich eine auserwählte Zahl gleichgesinnter Priester, gab denselben wenige und leicht zu erfüllende Vorschriften, theilte sie je nach ihrer Verrichtung in verschiedene Klassen, und stellte den gesammten Verein unter die Obhut des Apostels Paulus, von dem er die Benennung erhielt. Die Wirksamkeit des Vereins umfaßte den Religions-Unterricht der Jugend, deren Vorbereitung zur Beichte und zum Empfang des allerheiligsten Altarssakraments, ihre Ueberwachung bei den Andachten, woneben sie an heiteren Tagen zu Spielen in's Freie geführt wurde. Nach Jahren noch hat mancher Handwerker in Rom bekannt, daß er seinen Glauben und dessen Früchte in einem wohlgeordneten Leben diesen wöchentlichen Zusammenkünften verdanke. Viele vortrefflichen Priester schloßen sich dem würdigen Stifter an, der durch vierzig Jahre des Vereines Haupt und Seele blieb, und es als einen Lohn Gottes erkannte, wenige Jahre vor seinem Hinscheiden als 82jähriger Greis in die durch Pius VII. hergestellte Gesellschaft wieder eintreten zu können.

XIII.

Blicke in die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens in Würtemberg.

Ein Beitrag zur Würdigung der bischöflichen Denkschrift und ihrer Beantwortung durch die Königlich Würtembergische Regierung.

Vierter Artikel.

Verwaltung des Intercalarfonds.

Zur Zeit, wo das weltliche Regiment factisch ἐπίσκοπος τῶν ἔξω und τῶν ἔσω war — im Jahre 1808 — traf der königl. kath. Kirchenrath in Einführung einer gleichmäßigen Ordnung in der Pfründverwaltung erledigter Kirchenstellen die Anordnung, daß durch die übrigbleibenden (Intercalar-) Gefälle ein besonderer Fond „für außerordentliche katholisch-geistliche Ausgaben" gebildet werden solle. Unter dem 30. Dez. 1808 erfolgte die Genehmigung „der höhern Staatsbehörden." Der Intercalarfond ist somit seiner Natur nach reines Pfründvermögen. Hierüber spricht der königl. kath. Kirchenrath selbst folgende Grundsätze aus: „Durch seine Quelle und Natur unterscheidet sich der Intercalarfond sowohl von dem katholischen Bisthums- und allgemeinen Kirchengut, als von allen übrigen Stiftungsfonds, und deßwegen, sowie vermöge der Kirchen- und Staats-Verfassung

kann er nur zum Besten der Kirchenstellen, nicht zu andern, obgleich kirchlichen, Zwecken verwendet werden." (Reg.-Blatt 1821, S. 819.) Ohne hier die Frage über die Rechtmäßigkeit dieser Expropriation zu erheben, ist doch so viel klar, daß sie in dieser vorliegenden Gestalt der Requisite des rechtlichen Bestandes entbehrt. Das im Allgemeinen der Kirche zustehende Recht, die Verwendung der Zwischengefälle zu regeln, respective einzelnen Personen das Eigenthumsrecht derselben zu verleihen, hat in kirchlichen Bestimmungen einen Ausdruck erhalten, welche bis zu den einseitigen Reformen einzelner weltlicher Partikular-Gesetzgebungen in unbestrittener Geltung verblieben. Eine Reform oder gänzliche Abänderung der alten Regeln steht nur dem ersten Legislator oder dem rechtmäßigen Erben seiner Gewalt zu. Somit erscheinen die Anordnungen einer Staatsgewalt über die in Frage stehenden Rechte als eine einseitige Neuerung, welche weder von den Kirchenobern ausgegangen, noch durch den Consens der Betheiligten sanktionirt ist, und darum trotz der angeblichen Verwendung des neuen Fonds zu ausschließlich „katholisch-geistlichen" Zwecken den Charakter der Säkularisation eben so vollständig und eigentlich an sich trägt, als die nicht durch die Kirchenobern ausgesprochene und ohne Zustimmung der Betheiligten durch die Staatsgewalt vollzogene Suppression einer Pfründe zum Zwecke ihrer anderweitigen Verwendung zu „katholisch-geistlichen Ausgaben." Dadurch, daß der Staat die Kirche und kirchlichen Rechte nach der Säkularisation in ihrem ganzen Umfange als herrenloses Gut betrachtete, ist seine Besitzergreifung noch nicht geheiligt. Der Zustand des Rechtes ist so lange in Frage gestellt, als nicht Alles, was durch das angemaßte Spolien-Recht an die weltliche Gewalt gekommen, vollständig restituirt ist.

Allein, wie wir schon Eingangs des ersten Artikels erklärt haben, derartige, die rechtliche Seite unseres Gegenstandes berührende Fragen liegen nicht in der Aufgabe, die

wir uns hier gesteckt. Das Nützlichkeits-Princip fordert auch hier mit zwingender Nothwendigkeit die rechtmäßige kirchliche Verwaltungsbehörde. Nicht erst seit gestern hat die bisherige Verwaltung vielfach das Vertrauen eingebüßt; und wo sie es bis jetzt noch besitzt, da ist es die Frucht einer überlieferten frommen Meinung, die sich selbst noch nie Rechenschaft gegeben hat. Daß es noch sehr viele Katholiken, ja selbst Priester gibt, welche behaupten, ohne die financielle Vorsorge des königl. kath. Kirchenrathes wäre die katholische Kirche in Würtemberg vollends in chaotischen Zustand versunken — diese Thatsache läugnen wir nicht, aber wir sprechen ihr eine Berechtigung vollständig ab, und zwar aus guten Gründen.

Obgleich der k. kath. Kirchenrath es als Maxime ausgesprochen hat, daß sich der Intercalarfond seiner Natur nach wesentlich von dem Bisthums- und allgemeinen Kirchengute unterscheide, und deßwegen nicht zu solchen Zwecken verwendet werden könne, die im Bereich jenes allgemeinen Kirchengutes liegen, so liegt doch im Geiste der ganzen Intercalarfonds-Verwaltung das Bestreben, die noch übrigen Güter der Kirchenpfründen unter dem Scheine Rechtens und langsam zu säkularisiren, und dadurch einen Fond zu gründen, der wenigstens theilweise die Verpflichtungen des versprochenermaßen erst auszuscheidenden allgemeinen katholischen Kirchen-Guts prästiren, und somit die Ausscheidung selbst mehr und mehr überflüssig machen sollte. Bei der die Verfassung des Königreichs berathenden Ständeversammlung forderten die Protestanten, unter Vorlage einer sehr umfangreichen und detaillirten Rechnung und Nachweisung aller Schuldigkeiten des Staates an die altwürtembergische Landeskirche, die Ausscheidung des evangelischen Kirchengutes. Die katholischen Abgeordneten erblickten hierin einen starken Wink, was für sie Pflicht sei. Allein sie entbehrten aller

Hülfsmittel, die sie hätten in Stand setzen können, ihre Forderungen in gleichem Umfange und mit gleicher Sicherheit geltend zu machen. Sie wandten sich an den k. kath. geistlichen Rath in der Hoffnung, dort nicht bloß die Beischaffung nöthiger Materialien, sondern auch moralische Unterstützung zu finden. Was that nun derselbe? Er getraute sich nicht einmal, die Anfrage amtlich zu beantworten, sondern gab dieselbe, mit ausweichenden, überall im Interesse des Staats gemachten und nicht einmal mit einer Unterschrift versehenen Bemerkungen (von der Hand des nachmaligen Direktors dieses Collegiums, Kammerer) wieder zurück. Weiter als hier scheint die Fürsorge des Kirchenrathes für die Kirche nie gegangen, die Sorge für das Staats-Interesse aber nie unter das bezeichnete Maß herabgesunken zu seyn. Darum wurden die Ausgaben für den Tischtitel auf den Intercalarfond gewälzt, obgleich bei der durch die Säkularisation erfolgten Unmöglichkeit eines bischöflichen Tischtitels, oder des Titels der Klöster oder ähnlicher Corporationen die Verpflichtung, für die Kirche zu sorgen, wenigstens nach Maßgabe des unumgänglichsten Bedürfnisses, auf dem säkularisirten Kirchen-Vermögen haftet und — sofern eine bischöfliche Kirche bei der Unmöglichkeit, vollends nach Aufhören des titulus paupertatis, doch noch auf den Tischtitel Priester zu weihen, nicht gedacht werden kann — wohl auch in §. 35 des Reichsdeputations-Hauptschlusses ausdrücklich ausgesprochen ist. Die Errichtung neuer Kirchenstellen für die Katholiken möchte doch der Staatskasse ebenso nahe stehen, als die besonders in neuerer Zeit in's Abentheuerliche sich steigernde Gründung von Seelsorgestellen für die protestantische Confession. Warum werden diese Lasten in erster Linie stets dem Intercalarfond aufgebürdet, da doch diese verhältnißmäßig immer noch geringe Fürsorge der Staatskasse nicht sonderlich weh gethan hätte? Warum werden die Kinder der in der Zerstreuung lebenden armen Katholiken auf Kosten des Interca-

larfonds unterrichtet? Warum werden Beiträge zu Kirchen-Bauten an unbemittelte Gemeinden, anstatt von der Staats-Kasse, als der subsidiarischen Stellvertreterin des noch nicht ausgeschiedenen allgemeinen Kirchengutes, vom Intercalar-Fond geleistet? warum deßgleichen für Cultkosten und „Pastoration armer Katholiken in entfernten evangelischen Orten?“ Warum werden aus der Staatskasse kaum zwei Fünftel der Umzugskosten der Vikarien und Pfarrverweser prästirt, und der größere Rest auf den Intercalarfond übernommen? Ist dieß bei den Dienern der evangelischen Confession auch so? In welchem Zusammenhange sodann stehen „allgemein katholisch-kirchliche Institute“ mit dem Intercalarfond? Mögen es Waisenhäuser, Elementar- oder höhere Schulen seyn, so hat hiefür §. 35 des Reichsdeputations-Hauptschlusses in Vereinigung mit §. 82 der Verfassungs-Urkunde auf andere Weise gesorgt, und überdieß kann der Intercalarfond nach eigenen Grundsätzen des k. kath. Kirchenrathes „nur zum Besten der Kirchenstellen, nicht zu anderen, obgleich kirchlichen Zwecken“ verwendet werden. Dabei weiß alle Welt, wie die nächsten Zwecke des Intercalarfonds erfüllt werden, und in welchem Verhältnisse die geringfügigen Leistungen zu den enormen Mitteln desselben stehen. So lange es nur immer möglich ist, werden alte gebrechliche, und durch Krankheit zeitweilig oder für immer geschwächte Priester auf Kaplaneien meistens größerer Gemeinden versetzt, wodurch den übrigen Seelsorgepriestern die Arbeit vermehrt, oder den Gläubigen die geistliche Hülfe vermindert wird. Auf der freien Conferenz zu Ulm im Mai vorigen Jahres sind darüber offene Klagen laut geworden. Wenn die Sorge für die emeritirten Priester, sowie für die Demeriten, doch einmal zu den angeblichen Zwecken unseres Fonds gehört, so darf die treulose Kargheit nicht unberührt bleiben, mit der die auf dem Tischtitel ruhenden Ansprüche befriedigt werden. Der §. 81 der V.-Urkunde bestimmt: „Auch wird darauf Rück-

sicht genommen werden, daß katholische Geistliche, welche sich durch irgend ein Vergehen die Entsetzung vom Amte zugezogen haben, ohne zugleich ihrer geistlichen Würde verlustig gegangen zu seyn, ihren hinreichenden Unterhalt finden." Die Verordnung vom 30. Jan. 1830 aber beschränkt diese verfassungsmäßige Zusage in der bekannten Weise: „der landesherrliche" (sollte heißen: auf dem Vermögen der Pfründen ruhende) „Tischtitel gibt die urkundliche Versicherung, daß im eintretenden Falle der nicht verschuldeten Dienstunfähigkeit der dem geistlichen Stande angemessene Unterhalt .... sowie die besondere Vergütung für Kur- und Pflegkosten subsidiarisch werde entrichtet werden. Von dem Titulanten kann nur dann ein billiger Ersatz gefordert werden, wenn er in bessere Vermögens-Umstände kommt, oder in der Folge eine Pfründe erhält, welche mehr als die Congrua abwirft." In diesem Geiste hat der k. kath. Kirchenrath die Interessen der Kirche hintangesetzt, und lieber im Nutzen des Staates seinen Ruhm gesucht. Kein Wunder, wenn ein in solchen Sachen wohlunterrichtetes Mitglied der genannten allgemeinen Conferenz zu Ulm öffentlich die Behauptung wagte, der Intercalarfond sei mehr zum Vortheil des Staates, als der Kirche gegründet. Niemand hat der Behauptung widersprochen, wohl aber hat sie lauten Beifall gefunden.

Dem immer allgemeiner werdenden Gefühle des Mißtrauens gegen die bisherige Verwaltung können die von Zeit zu Zeit veröffentlichten Rechnungen und Nachweise über den Stand des Intercalarfonds nicht vorbeugen, ja sie geben demselben eine bedeutende Nahrung. Die Kapitels-Kämmerer senden nämlich, jeder die Quote der Intercalargefälle seines Bezirks, an die Intercalarfonds-Verwaltung; dem Bischofe geben sie hierüber keine Rechenschaft; ebenso wenig ist von Anfang an der kirchliche Obere von anderer Seite über die jährlichen Einkünfte unterrichtet worden. Der zur Zeit der

Gründung dieses Fonds herrschende verwaiste Zustand des die jetzige Diöcese Rottenburg bildenden Gebiets, der Mangel einer legalen Kirchengewalt ist in der fraglichen Sache bis zur Stunde für die Praxis maßgebend. Die „Staatskirchen-Behörde" übt im vollen Umfange des Wortes das Verwaltungsrecht ausschließlich. Wir lassen uns hierin durch die Einwendung nicht irre machen, daß das bischöfliche Ordinariat von den einzelnen Ausgaben in Kenntniß gesetzt, oder, wie auf der besagten allgemeinen Versammlung zu Ulm zur Entschuldigung ist behauptet worden, um seine Zustimmung angegangen werde. Denn wie in der Rechnungsperiode von 1809 bis 1821, in dem Nachweise über den Stand des Intercalarfonds, Posten vorkommen unter der Rubrik: „Für Geistliche auf höchste Dekrete", so ist dieser Styl auch heutzutage üblich, nachdem doch der in jener Zeit noch mögliche Entschuldigungsgrund mit der Errichtung des Bisthums und der Einsetzung einer ordentlichen Kirchengewalt weggefallen ist. Unter dem 7. Febr. 1851 erging folgendes Dekret des k. kath. Kirchenrathes, welches als Beweis dienen mag. „Vermöge höchster Entschließung vom 28. v. Ms. haben Se. königl. Majestät den N. N. in N., Dekanats N., auf die Kaplanei N., Dekanats N., versetzt, übrigens zugleich den Kirchenrath ermächtigt, je nach Umständen den Gehalt, welchen N. zu N. zu beziehen haben wird, durch eine Zulage aus dem Intercalarfond auf den Betrag des Einkommens der Kaplanei zu N. zu erhöhen." Wo ist da die Zustimmung des Bischofes geblieben? Mit Einem Worte: Grundstock und jährliche Einkünfte, Anlehnung der Capitalien und Zinsenbezug, Art und Größe der Ausgaben unterliegen keiner weitern Cognition, als der der Staatsbehörde. Sie kann aber auf kirchlichem Gebiete das Verwaltungsrecht nicht nach Art einer aus väterlicher Oberherrlichkeit fließenden Macht üben, sie ist uns fremd, steht zu uns im Verhältniß eines aufgezwungenen Pflegevaters, darum hat sie nicht das

Recht, vorweg kindliches Vertrauen zu fordern, im Gegentheile liegt ihr mehr, als irgend Jemand, die Verpflichtung ob, eine Controle zuzulassen. Aber Niemand kann und darf sie üben, Niemand kann Ausgaben mit Einnahmen vergleichen, und wenn darum die von Zeit zu Zeit publicirten Rechnungen mehr seyn wollen, als gnädige Notizen über etwas Vorhandenes, von dessen Existenz und Wachsthum die Betheiligten doch dann und wann noch etwas Weniges erfahren sollten, so sind sie wahrhaft lächerlich. Aus diesem Grunde entbehren diese Nachweise als Rechnungen ganz und gar des Werthes, und sind bloße Spiegelfechterei.

Unter solchen Umständen wird es uns Niemand verargen, wenn wir die Rechnungsablegung auch materiell nicht für ausreichend halten können. Vom 21. Februar 1809 bis Georgii 1820 sind als vereinnahmte oder einzelnen Kirchenstellen überlassene Intercalargefälle 123,716 fl. 23 kr. verrechnet, d. h. eine durchschnittliche Jahreseinnahme von 11,076 fl. Bekannt ist aber, daß gerade in frühern Zeiten ein größerer Priestermangel herrschte, als in den letzten Jahren, daß also auch in demselben Verhältnisse die Zahl unbesetzter Pfründen in der frühern Zeit überwog. Die Aufbesserung vieler Pfründen durch zugewiesene Zwischeneinkünfte anderer Pfründen und eine hiedurch vermehrte Einnahme des Intercalarfonds in den letzten Jahren wird kaum in Betracht kommen, da es keinem Zweifel unterliegt, daß besonders die Zehentpfründen bei der größern Redlichkeit der Zehentreicher in frühern Zeiten mehr vereinnahmten, als kurz vor der Zehentablösung. Wenn nun noch im Jahre 1850 die Zahl erledigter Kirchenstellen 136 betrug, und wenn bei — so wir uns recht erinnern — 181 erledigten Kirchenstellen die Intercalargefälle des Rechnungsjahres 18$\frac{46}{47}$ 94,177 fl. 12 kr. betrugen (Reggsbl. 1848 S. 20 — 31), so stellt sich das Mißverhältniß um so greller dar, je wahrscheinlicher die Zahl der erledigten Pfründen dort größer ist, als hier.

Aehnliches gilt von den Nachweisen über den Stand des Fonds in den nächstfolgenden Jahren. Im Rechnungsjahr 18$\frac{20}{21}$ sind 19,073 fl. Intercalar-Gefäll-Einnahmen verrechnet, 18$\frac{21}{22}$ 28,091 fl. 54 kr., (jedesmal mit Einschluß der den geringern Pfründen sogleich überlassenen Summen). Durch den spätern Stand der Einnahmen, sowie durch die herkömmliche Praxis, die einträglicheren Pfründen lange erledigt zu lassen, sind wir berechtigt, solche Rechnungsposten für ganz unbegreiflich zu halten. Wer will uns unter derartigen Umständen Vertrauen zu einer solchen Verwaltung gebieten? Um so sicherer aber dürfen wir den in den ältern Nachweisungen für den „Hauptzweck der Anstalt“ verrechneten Ausgaben Glauben schenken, und zwar aus Gründen, die als in der Natur der Sache liegend keiner nähern Andeutung bedürfen. Da finden wir denn in den ersten 11 Jahren im Durchschnitt für das Jahr ganze 3468 fl. verausgabt, während schon 18$\frac{27}{28}$ 17,347 fl. 10 kr., und in den spätern noch mehr, z. B. 18$\frac{31}{32}$ 24,891 fl. 17 kr., 18$\frac{40}{41}$ 31,400 fl., 18$\frac{45}{46}$ 39,737 fl. 44 kr. nur an Zwischengefällen einzelnen Pfründen zur Aufbesserung überlassen wurden. Können auch, wie gesagt, selbst die spätern, etwas weniger Anstoß erregenden Nachweisungen sich keines sonderlichen Werthes erfreuen, so dürfte man doch sich eines andern Grundvermögens zu rühmen haben, wenn die frühere Verwaltung nicht gar so handgreifliche Schäden aufweisen würde. Jetzt ist die Zeit der besten Aerndte vorüber; die Zehentablösung hat die Intercalargefälle geschmälert, und bei der Ungeneigtheit, die gesetzliche Aufbesserung auf die Congrua durch die Staatskasse zu realisiren, dürfte eine erkleckliche anderweitige Hülfe um so weniger unerwünscht seyn, als einzelne Stellen ohnedieß zu ewiger Vakatur verdammt zu seyn scheinen. Jetzt könnte man die Früchte von den 44 fetten Jahren brauchen. Aber wo sind sie?

Wer weiß, wasfür Zwecke mit diesen Geldern schon verfolgt und erreicht worden sind? Mußte ja die Kirche so-

gar mithelfen, diejenigen zu besolden, welche, da sie Rechte der bischöflichen Jurisdiktion ausüben, der Kirche gegenüber beständig in feindlicher Stellung sich befinden. Durch eine Verfügung vom 14. Oktober 1810 wurde ein Theil der Besoldung des geistlichen Rathes Werkmeister im Betrag von jährlich 814 fl. auf den Großzehnten von Amrichshausen, Ohrenbach und Steinbach angewiesen; diese Art Intercalar-Gefälle floß ihm bis 1818. Hiebei möchten wir uns die Frage erlauben, ob es wahr ist, was man sagt, daß ein Theil der Einkünfte der katholischen Stadtpfarrstelle zu Eßlingen gegenwärtig denselben Zwecken diene? Eine Beruhigung hierüber wird von vielen Seiten dankbar und freudig aufgenommen werden. Die Rechnung der Periode von 1809 — 20 bringt unter der Rubrik: „für Geistliche auf höchste Dekrete" die Ausgabe von 930 fl. 55 kr. 3 hl.; ferner: „nach Maßgabe höherer Verfügungen" 5731 fl. 22 kr. Im Jahre 1821 kehrt dieser Posten „für Geistliche auf höchste Dekrete" mit 806 fl. 6 kr. wieder. Das gibt allerdings manchen Fingerzeig; die erste Rechnung hat das auch gefühlt, und darum dem zweiten dieser Ansätze die Bemerkung beigefügt, „daß diese Beiträge seit dem Jahre 1817 bis auf die Summe von jährlichen 500 fl., welche für die allgemeinen katholisch-kirchlichen Institute bezahlt werden, aufgehört haben." Leider scheinen die unterstützten Zwecke eine nähere Bezeichnung nicht zugelassen zu haben. Die Gemeinde Mittelbiberach erhielt im Jahre 1846 1000 fl. zum Schulfond, die Gemeinde Reuthe zu gleichem Zwecke 500 fl. In dem Verzeichniß zu den Rechnungen pro $18\frac{43}{44}$ und $18\frac{44}{45}$ kommt zweimal eine Ausgabe „für die Gemeinde Pfärrich", das erste Mal mit 373 fl. 19 kr., das andere Mal mit 387 fl. 23 kr. Die Gemeinde Fischbach erhielt „in Rücksicht ihrer ungünstigen ökonomischen Verhältnisse" von Intercalargeldern $18\frac{45}{46}$ 227 fl., $18\frac{46}{47}$ 172 fl., 1848 400 fl., 1849 bis 50 wieder 200 fl., zu-

sammen 1000 fl. Und dieser Säkularisation Einhalt zu thun, sollten die Bischöfe nicht das heiligste Recht haben?

Möge man uns nicht mit dem Einwurfe begegnen, daß der Kirchenrath trotz alldem zur Verbesserung der finanziellen Lage der Kirche in Würtemberg viel gethan habe, und daß es ihm nicht zum Vorwurf gereiche, noch nicht Alles gethan zu haben. Es ist fürwahr keine schwere Aufgabe, mit so enormen, durch 44 Jahre bezogenen Revenüen Erfolge zu erzielen, wie die sind, die den Stolz der kirchenräthlichen Verwaltung ausmachen; ein Leichtes aber wäre es gewesen, mit den entsprechenden Kräften, anstatt Staats- und Gemeindekassen aufzuhelfen, allein zum Nutzen der ohnehin schon so schwer und anno 1848 zum zweitenmale heimgesuchten Kirche zu wirthschaften, ohne sich nach 44jähriger Verwaltung so gewichtigen Vorwürfen auszusetzen, und unbesiegbares Mißtrauen zurückzulassen. Das wäre ein Leichtes gewesen, wenn in dem Grade die Sorge für die Kirche den k. kath. Kirchenrath geleitet hätte, wie man es gewöhnlich behauptet, wie sie ihn aber in Wahrheit nicht geleitet hat. Wir müssen allerdings noch beifügen, daß in den letzten zwei Dezennien im Bereich der Diöcese, mit Einschluß der zur Pfarrei erhobenen Kaplanei Wasseralfingen, 22 Pfarreien errichtet wurden. Dagegen wurden 37 Kaplaneien supprimirt, oder, da im Laufe der letzten Jahre wieder zwei neue dotirt wurden, im Ganzen 35 Pfründen aufgehoben; es ergibt sich somit eine Verminderung von 13 selbstständigen Curatstellen, während sich die Zahl der Gläubigen um ungefähr 100,000 Seelen vermehrt hat. Als höchster Ersatz einer unterdrückten Kaplanei wird dann und wann ein ständiges Vikariat gegeben. Es läßt sich doch wohl mit den Pfründefonds von anderthalb Kaplaneistellen eine Pfarrpfründe dotiren, die, wie alle neuerrichteten, knapp die Congrua abwirft. Ueberdieß weiß man, daß der Staat in fast den meisten Fällen einen Zuschuß geleistet hat (wie es uns von Haidgau und Bessendorf bekannt ist); und wel-

che Opfer mußten nicht oft die mit eigenen Pfarrstellen zu beglückenden Ortschaften bringen? Auch ist es vorgekommen, daß Privatstiftungen aus neuerer Zeit die Gründung einer Pfarrei ermöglichten. So ist, um auf das vielgeprüfte Mergentheim noch einmal zurückzukommen, die Kaplanei ad Sanct. Rochum mit ihrem Pfründe-Einkommen von 400 fl. dazu benützt worden, um in Verbindung mit einer von Luzia Reitmaier aus Mergentheim zu diesem Zwecke gemachten Stiftung von 4000 fl. die Pfarrei Löffelstelzen zu fundiren. Welches bleibende Resultat ist also die Folge kirchenräthlicher „Verdienste" ?

Vielleicht hat der Intercalarfond bei dieser die reichen Einkünfte lange nicht erschöpfenden Liberalität durch Ansammlung eines massenhaften Grundstocks für die trübe Zukunft gesorgt? Wo wäre die Möglichkeit besser gegeben? In den Nachweisungen über die ersten 12 Jahre seines Bestandes sind im Ganzen 61,738 fl. Ausgaben verrechnet, mit Einschluß aller, auch der „Central-Verwaltungs-Kosten." Wenn es erlaubt ist, einen durchschnittlichen Ertrag der Intercalargefälle aus unsern jetzt schon oft genannten Rechnungen zu bestimmen, so kommt diese zwölfjährige Ausgabe kaum einer Jahreseinnahme gleich. Die übrigen, eilfjährigen Einnahmen liegen also wohl an Zins, seit langer Zeit. Welch' ein Capital! Und überdieß, so sagen die Rechnungen, mit ein Paar Ausnahmen noch jährlicher Ueberschuß der Einnahmen! Natürlich! das obengenannte angeblich ungebrauchte Capital aus den eilf Sammel-Jahren könnte allein einen für die jetzt herkömmlichen Jahresausgaben zureichenden Zins abwerfen, der, wenn jährlich verwendet, alle übrigen Einnahmen der folgenden Jahre dem Grundstock zuwiese, oder, wenn durch Zins und Zins gewachsen, auch ohne weitere Ersparungen — man mag rechnen, wie man will! — zu zwei bis dritthalb Millionen müßte angewachsen seyn. Wie groß ist denn nun der Grundstock des Intercalarfonds?

403,875 fl. 9 kr.! So sagt die letztmals (1849 Reggsbl. S. 136) publizirte Rechnung. Damit schließen wir und überlassen alles Weitere dem Nachdenken der Leser.

Nur nothgedrungen haben wir uns mit diesen bescheidenen und den Gegenstand noch lange nicht erschöpfenden Studien auf eine nähere Betrachtung der uns angeblich gespendeten finanziellen „Wohlthaten" eingelassen. Unsere Ueberzeugung steht fest. Seit fünfzig Jahren dauert die Säkularisation, und sie wird nur mit einer radikalen Aenderung der kirchlichen Zustände endigen. Nicht große Meisterschaft im Rechnungswesen allein gibt die Bürgschaft einer guten Verwaltung. Ja sie ist, wenn sie sich mit einem kirchen- und glaubensfeindlichen Geiste verbindet, nur um so gefährlicher. Der Geist, der das kirchliche Eigenthum allein hüten kann, muß von dem einen und selben Wesen seyn, wie der der Treue und Ergebenheit an die Sache Gottes. Darum können auch wir, mit der bischöflichen Denkschrift, die freie Verwendung und Verwaltung des überall nur zu den Zwecken der Kirche gestifteten Kirchengutes bloß in den Händen der Bischöfe als der von Gott verordneten, und wenn dieß, so auch von ihm erleuchteten und geleiteten Häupter der kirchlichen Gemeinde als gesichert erkennen. Wenn ein der Kirche und ihrer Aufgabe fremder und feindlicher Geist schon in diesen noch am meisten äußerlichen Dingen solche Verheerungen anrichten kann, wie erst in Sachen des Unterrichts und der Erziehung, in der Wahl der Candidaten zum Priesterthume, zu kirchlichen Aemtern, vom niedrigsten bis zum apostolischen Amte des Bischofes! Wenn sich aber in diesem innersten Kern und Centralpunkt der Wurm des Verderbens eingenistet hat, wie wird es sich da durch alle Radien bis zur Peripherie fortpflanzen! Also vollständige Freiheit vom Geiste der Welt; wenn dieser die Kirche Gottes nicht mehr regiert, dann wird der wahre kirchliche Geist die Güter hüten und verwenden, deren die Kirche auf dieser Welt nun

einmal bedarf und womit seine Braut wirklich auszustatten der Herr auch die Vorsorge getroffen. Die Ehrfurcht, die wir Gott, die Barmherzigkeit, die wir dem Nächsten schulden, wird sich in diesem Geschäfte mit jener sparsamen und haushälterischen Treue vereinigen, die schon vor langer Zeit das zusammengespart und vermehrt hat, was in unserer rechnenden und controlirenden Zeit spurlos verschwunden ist.

XIV.

Literatur.

I.

Geschichte der Religion Jesu Christi. Von Fr. L. Grafen zu Stolberg, fortgesetzt von Dr. J. N. Brischar. 46ster bis 49ster Band. — Der neuen Folge 1ster bis 4ter Band. Mainz bei Kirchheim und Schott.

Von dem großen Geschichtswerke, welches Graf Leopold zu Stolberg begonnen und Friedrich von Kerz bis zu seinem im 86sten Lebensjahre erfolgten Tode mit rastlosem Eifer fortgesetzt hatte, liegt nun eine neue Folge von bereits vier Bänden vor. Dieselben haben den Hrn. Dr. Brischar zu ihrem Verfasser, welcher der mühevollen Aufgabe sich unterzogen hat, das genannte Geschichtswerk in selbstständiger, quellenmäßiger Bearbeitung weiter zu führen, und allen Anforderungen hiebei Rechnung zu tragen, welche bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Geschichtsforschung an ein derartiges Werk gestellt werden können. Der Herr Verfasser ist

es sich wohl bewußt, welche Rücksichten er den Lesern und Abnehmern eines Werkes schuldig ist, das bei seiner großartigen Anlage und der nothwendig hiedurch verzögerten Vollendung ebensowohl Geduld, als allseitige Theilnahme in Anspruch nimmt, und dessen gediegene Fortführung zu einer Ehrensache für die katholische Geschichtsschreibung Deutschlands geworden ist. Seine vorliegenden Leistungen nun legen ihm das höchst ehrenvolle Zeugniß ab, daß er den ganzen Umfang der mit der Fortsetzung übernommenen Verpflichtungen unverrückt im Auge behält, und seiner großen Aufgabe ein Maß von Befähigung, von Kenntnissen und Fleiß zuwendet, dessen sich wenige literarische Unternehmungen der Gegenwart zu rühmen haben. Es kann darum auch nicht befremden, daß der allseitig gründlich gebildete und ebenso gelehrte als scharfsinnige Verfasser seinen Vorgänger an unbefangener Würdigung historischer Persönlichkeiten, an kritischem Takte und geschmackvoller Darstellung weit übertrifft. Auch ist der Wunsch schwer zu unterdrücken, es möchte ein anderes großes Geschichtswerk, das manche Blätter mit lebhaftem Gepolter rühmen und vertheidigen, ebenso oder nur zur Hälfte billigen Anforderungen des guten Geschmackes Rechnung tragen.

Was Hrn. Brischar gleich von vornherein ein erhöhtes Interesse sichert, ist die von ihm in der Vorrede zum ersten Bande ausgesprochene Absicht, daß er „das politische Moment nicht in der Weise, wie Hr. von Kerz, voranstellen, sondern ebenso sehr auch den eigentlichen kirchlichen Stoff, und also insbesondere auch die kirchliche Wissenschaft und Kunst, in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen werde.“ Was der Verfasser damit sagen und erreichen will, hat er im dritten und vierten Bande auf eine sehr gelungene Weise gezeigt, wo er die Geschichte Heinrich Plantagenets und Thomas Beckets behandelt. Er hat beide Persönlichkeiten mit der einer jeden gebührenden Ausführlichkeit ge-

schildert, und insbesondere von dem heil. Thomas ein so treues und wohlgezeichnetes Bild geliefert, daß dasselbe als eine Zierde des ganzen Geschichtswerkes betrachtet werden kann. Wenn man es der Stolberg'schen Bearbeitung mit Recht als einen besonderen Vorzug nachrühmt, daß es ihr gelungen sei, mit großer Feinheit und künstlerischer Anschaulichkeit bedeutendere Persönlichkeiten zu schildern, so hat auch Dr. Brischar die Probe abgelegt, daß er hierin seinem berühmten Vorgänger nicht nachstehe. Was aber für den günstigen Fortgang des Unternehmens noch höher in Anschlag zu bringen ist, ist die gründliche theologische und philosophische Bildung, welche Hrn. Brischar zu Gebote steht, und ohne welche es unmöglich ist, die wissenschaftlichen Zustände des Mittelalters zu verstehen und zu würdigen. Darum ist es eine glückliche Fügung zu nennen, daß derselbe das Stolberg'sche Werk gerade mit einem Zeitabschnitte übernommen hat, der ihm bald wird Gelegenheit geben, seine dießfallsige Befähigung zu erproben.

Gehen wir des Näheren auf den Inhalt der einzelnen Bände ein, so enthalten der erste und zweite die Geschichte der christlichen Staaten der pyrenäischen Halbinsel, nachdem in der ersten Hälfte des ersten Bandes die Geschichte des moslemischen Spaniens ihren Abschluß gefunden hat. Es wird der ganze Zeitraum vom zehnten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geschildert, wo mit Ferdinand dem Heiligen ein Wendepunkt in der spanischen Geschichte beginnt. Durch den wunderbaren Sieg bei Naves de Tolosa im Jahre 1212 hatte Ferdinand die Macht der Almohaden gänzlich gebrochen, so daß ihr Reich unaufhaltsam sich auflöste und allmählig beinahe die ganze pyrenäische Halbinsel in den Besitz der Christen gerieth. Für Spanien und Portugal trat so jene Periode ein, in welcher sie den Grund zu der außerordentlichen Blüthe und Machtentfaltung legen konnten, durch welche sie später zu einer so glänzenden Stellung in der

Geschichte der europäischen Staaten sich erhoben. Der Verfasser hat auch die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse während des genannten Zeitraums mit gebührender Aufmerksamkeit verfolgt.

Mit dem Eintritt der genannten Periode hatte sich dem Verfasser ein naturgemäßer Abschnitt geboten, darum wendet er sich nun im dritten Bande zur Geschichte Frankreichs, und behandelt den Zeitraum von 1137 bis 1180, also die Zeit Ludwigs VII. Die hier eingeflochtene Schilderung der kirchlichen und politischen Zustände Frankreichs während des zwölften Jahrhunderts ist ein neuer Beweis von dem guten Takt des Verfassers und sehr anziehend geschrieben. An Ludwig VII. schließt sich sodann die Geschichte Englands, welche das Leben seines Zeitgenossen Heinrich II. von 1154 bis 1189 umfaßt. Es ist schon oben bemerkt worden, wie schätzenswerth dieser Abschnitt durch die so gelungene Darstellung des heil. Thomas geworden ist; auch Heinrich hat eine Bearbeitung gefunden, welche diese gewaltige Persönlichkeit in ebenso treuer, als anziehender Weise schildert. — An die Geschichte Englands reihet sich sodann die Geschichte Irlands, Schottlands und von Wales, und nachdem auch Dänemark, Norwegen und Schweden ihre Berücksichtigung gefunden, nimmt die letzte Abtheilung des vierten Bandes die Geschichte der Päpste, nach einer einleitenden Rückschau auf Gregor VII. und seine unmittelbaren Nachfolger, mit Hadrian IV. wieder auf, und führt sie bis zum Tode Clemens III. im Jahre 1191. Auch in diesem Abschnitte gibt uns der Verfasser Gelegenheit, sein Geschick in der Darstellung und Würdigung bedeutender Persönlichkeiten anzuerkennen, so insbesondere bei Hadrian IV. und Alexander III.

Das wäre in Kürze der Inhalt der vorliegenden neuen Folge des Stolberg'schen Geschichtswerkes, welche durch Angabe der Quellen und wörtliche Anführung der aus denselben entnommenen wichtigsten Beweisstellen eine um so schä-

nenswerthere Zugabe erhalten hat, als dem geringsten Theile der Leser gerade die Hauptquellen zugänglich seyn dürften. Wir wiederholen das Zeugniß, daß Hr. Brischar Alles gethan hat, um die Erwartungen zu rechtfertigen, zu denen seine Befähigung und sein rastloser Eifer im Voraus berechtigen konnten, und legen ohne Bedenken das Geständniß ab, daß die Fortsetzung nicht leicht besseren Händen hätte anvertraut werden können. Der hochw. Verfasser steht im ersten Mannesalter und ist entschlossen, alle seine Kräfte der übernommenen Aufgabe zu weihen, so daß wir mit Vertrauen einem sehr glücklichen Resultate entgegen sehen können. Leider aber dürfen wir nicht verhehlen, wie unter den Verhältnissen der Gegenwart ein großer Muth dazu gehört, um einem solchen Unternehmen sich zu unterziehen. Wäre es auf die Stillung des gewöhnlichen theologischen Hausbedarfes berechnet, und würde es darum den Wasserstand der „theologisch-praktischen" Literatur, der ohnehin zu einer nie erlebten Höhe angeschwollen ist, noch um ein Beträchtliches höher zu treiben beabsichtigen, so dürfte der Verfasser im Voraus einer sehr großen Verbreitung seiner Arbeit gewiß seyn. Ein Werk aber, das, wie das Seinige, gründlicher und ernster Forschung das Entstehen verdankt, hat jetzt einen schweren Standpunkt, und dieß um so mehr, wenn Anlage und Charakter desselben die Vollendung verzögern. Möge insbesondere der hochwürdige Klerus in Deutschland bedenken, daß es katholischer Seits der Kräfte nicht so gar viele sind, von denen das Gebiet der Geschichte bebauet wird, und daß alle Jene, die aus Liebe zur Wahrheit diesem mühevollen Berufe sich unterziehen, einer fördernden Theilnahme in hohem Grade würdig sind. Die bekannten Experimente, welche an verschiedenen Universitäten versucht werden, sind wahrlich nicht geeignet, jüngere Kräfte katholischer Seits in größerer Anzahl zur Ergreifung eines rein wissenschaftlichen oder gelehrten Berufes zu ermuthigen; tritt aber noch Theil-

nahmslosigkeit von Seiten des Publikums hinzu, wenn da und dort eine entschiedene Kraft nach Ueberwindung der manigfachsten Schwierigkeiten sich Bahn brechen will, so ist dieß noch weniger spornend. Doch wir vertrauen, daß schon die Pietät, mit welcher der Name Stolberg im ganzen katholischen Deutschland genannt wird, einem Unternehmen allseitige Theilnahme sichern werde, welches das Vermächtniß des edlen Grafen in so würdiger und gelungener Weise auch den späten Geschlechtern fruchtbringend zu machen geeigenschaftet ist.

II.

1. Urkundenbuch für die Geschichte des Benedictiner-Stiftes Kremsmünster, seiner Pfarreien und Besitzungen vom Jahre 777 bis 1400.
2. Das Leben des heiligen Mönches und Apostels der Noriker Severin, beschrieben von seinem Schüler Eugippius, aus dem Lateinischen übertragen, mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen begleitet von Carl Ritter, regulirtem Chorherrn des Stiftes St. Florian. Linz 1853.

Wir machen hiemit auf zwei werthvolle literarischen Forschungen aus oberösterreichischen Stiften aufmerksam.

Das Urkundenbuch von Kremsmünster hat, im Auftrage des hochwürdigen Herrn Abts Thomas, der Stifts-Archivar P. Theodorich Hagn (bekannt durch mehrere, höchst werthvolle geschichtlichen Forschungen) bearbeitet. Es enthält 338 Urkunden, deren älteste, Herzog Thassilo's Stiftungsbrief, vom Jahre 777, die jüngste eine Verkaufsacte vom Jahre 1399 ist. Nur eine kleine Zahl derselben war bisher durch die Annales Monasterii Cremifanensis a P. Simone *Rettenpacher*, dann durch die Historico-chronologica series Abbatum et Religiosorum von P. Marianus Pachmayr veröffentlicht

worden; weitaus der größte Theil erscheint hier zum erstenmale im Druck, freilich aus Originalien (die während bedrängter Zeiten abhanden gekommen sind) nur der geringere Theil, der größere aus Copialbüchern, von denen das ältere doch in das zwölfte, ein anderes in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinaufreicht.

Wie werthvoll dergleichen Sammlungen für die Geschichte, Geographie und Genealogie eines Gaues sind, weiß Jeder, welcher je im Falle war, ein solches Diplomatar zu benützen. Darüber hin ist dem vorliegenden der Stempel der wünschenswerthesten Genauigkeit aufgedrückt, ein Erforderniß, welches eben nicht jedem frühern Unternehmen ähnlicher Art kann zugestanden werden. Hierin hat sich Hr. P. Theodorich ein unverkennbares Verdienst erworben, nicht geringeres der hochwürdige Herr Prälat, daß er die Veröffentlichung der werthvollen Sammlung veranstaltet hat.

Dieser Veröffentlichung ist das Jahr 1848 zu gut gekommen; nicht weil es dieselbe gefördert, sondern weil es dieselbe zurückgehalten, und sie nunmehr in einer Weise möglich gemacht hat, in welcher das Werk als typographisches Unicum erscheint. Die Sammlung ist nämlich in den acht verschiedenen Schriftzügen der acht Jahrhunderte gedruckt, welchen die Urkunden angehören, denen noch die der Guttenberger-Bibel vom Jahre 1455 nachgeformten Lettern für den Anhang de census ecclesiarum sich anschließen. Die Urtypen sind den vorzüglichsten Handschriften aus jedem Jahrhundert, wie sie in der k. k. Hofbibliothek sich vorfinden, entnommen, und für jedes Jahrhundert in ein reiflich durchdachtes System gebracht worden, worüber ein Anhang von 45 Druckseiten sammt XXII Kupfertafeln die erforderlichen Aufschlüsse ertheilt.

Damit ist das Werk nicht allein sehr schön (wie Alles, was aus der k. k. Staatsdruckerei hervorgeht), sondern auch eigenthümlich, in einer bisher noch nie gesehenen Weise aus-

gestattet. Jedoch die Urkunden von Kremsmünster haben dessen keinen Gewinn; denn die Schrift ist nicht diejenige, in welcher dieselben geschrieben sind, es ist bloß eine derselben sich annähernde. Bei dem ersten Aufschlagen des Bandes möchte man freilich meinen, ein fac-simile vor sich zu haben; ein solches aber zu liefern, wäre dem Buchstabendruck kaum möglich. Daher haben wir nicht ein Bild der Urkunden von Kremsmünster, sondern einen Ueberblick der Veränderungen in der Schreibweise während acht Jahrhunderten vor uns.

Sind durch das eine der berühmten und verdienstreichen Stifte Oberösterreichs Gelehrte und Forscher bedacht worden, so wollte das andere die redlichen Katholiken und die homines bonae voluntatis erfreuen durch die Verdeutschung und Aufhellung des Lebens des heiligen Severin, welcher durch den Verein, der zu Wien nach demselben sich benennt, wieder in wohlverdiente Erinnerung zurückgerufen wird; denn diese wäre, trotz Severing's, Heiligenstadts und des kleinen uralten Johanniskirchleins unfern des Alserbaches, der betriebenen Aufklärung beinahe vollends gewichen. Es war daher gut, dieselbe zur rechten Zeit noch aufzufrischen; denn viel Denkwürdiges hat St. Severin in seinem Beruf als demüthiger Diener Christi und als Apostel Noricums, von Pannoniens Gränzen bis nach Lorch hinauf, durch dreißig Jahre verrichtet, Großes und Heilbringendes überall gewirkt. Dessen Schüler, seiner Reden und Thaten Ohren- und Augenzeuge, Eugippius, ein zu jener Zeit nicht unbekannter Mann, hat, was er gesehen und vernommen, aufgezeichnet, nicht um seines Meisters Biograph zu werden, sondern um dem Diacon Paschasius zu einer Biographie desselben Materialien zu liefern. Allein dieser vortreffliche Mann hat geurtheilt, wozu er aufgefordert werde, sei durch Eugippius in einer so klaren und

schlichten Weise bereits geschehen, daß er es für überflüssig hielte, dieser Arbeit etwas von der seinigen hinzuzufügen. So ist das Büchlein des Eugippius auf uns herabgekommen, in mehreren Handschriften erhalten, in verschiedene Sammelwerke aufgenommen, von manchen Gelehrten benützt, einzig von Luden schief beurtheilt worden. „Uns Katholiken," sagt der Uebersetzer S. XXIV, „ist es ein kostbares Kleinod, ein Schatz zur Erbauung und Kräftigung im Glauben, ein Trost in Leiden und Heimsuchungen." Darum mag es allen, die in jener Benennung ebensowohl einen Schmuck als die stete Mahnung an ihre Lebensaufgabe freudig erkennen, aus bester Ueberzeugung empfohlen werden; denn ist auch Severinus der Apostel Oesterreichs — so ist er noch mehr ein Heiliger der Kirche Gottes. Oesterreich hat sein Wirken, Neapel seine Ueberreste mit dem Benedictinerkloster in seiner Ehre, Cöln die Kirche seines Namens; ein Heiliger kann nicht einem besondern Lande, einem einzelnen Ort ausschließlich angehören, sonst wäre er bloß ein weltlich berühmter Mann.

Das Wirken des Heiligen in Noricums Gelände fällt in die Zeit von Attila's Ableben bis zu Odoaker's Krieg wider die Rugierfürsten Fava und Friederich, 453 — 487. Woher derselbe gekommen war, wußte man nicht; aus seiner Mundart wurde geschlossen, er dürfte aus Nordafrika gewesen seyn. Die Antwort, welche Severinus auf die Frage ertheilte: „Heiliger Vater, von welchem Lande ist das große Licht gekommen, welches Gott diesen Gegenden in gnadenvoller Huld geschenkt hat?" — bezeichnet des Mannes Demuth, ohne welche keine intellektuelle und sittliche Größe, eine christliche nun vollends nicht, denkbar ist. „Was nützt es einem," erwiderte der Mann Gottes, „der Gott dienet, den Geburtsort oder seine Abkunft zu nennen? Man verschweige es; leichter wird man so die eitle Prahlerei vermeiden können. Auch ich will ihr den Mund verstopfen und damit durch Christi Hülfe ein gutes Werk thun, um einst würdig befunden zu werden, auf

der rechten Seite zu stehen und ein Bürger zu werden des himmlischen Vaterlandes. Siehst du nun, daß ich Unwürdiger wahrhaftig nach diesem verlange, weßhalb fragest und bekümmerst du dich um mein Irdisches? Doch wisse, Gott, der dich zum Priesterthume berufen, hat auch mich gesandt, diesen schwer heimgesuchten Menschen Trost zu bringen."

Die XXXII Seiten der Einleitung eröffnet Herr Ritter mit einem sehr dankenswerthen Ueberblick über die kummervolle Weltlage zur Zeit des Auftretens des Heiligen. Dem folgt die Literatur von Eugipp's Büchlein, und dessen Zuschrift an den Diakon Paschasius (zu Rom). Das Leben des Heiligen, in fließender Uebersetzung nun Jedermann zugänglich gemacht, füllt 54 Seiten, inbegriffen den Brief des Diakons Paschasius an den Priester Eugippius, worin er ihm das Zeugniß gibt: „daß die Beredsamkeit der Gelehrten seiner Schrift nichts beisetzen könnte." Von S. 59 — 175 folgen Anmerkungen. Sie waren unerläßlich, sollte die Schrift katholisches Gemeingut werden. Ohne dieselben müßte dem Leser, der nicht gerade den Gelehrten sich beizählen darf, sehr Vieles dunkel bleiben; was sollte er sich bei den Namen Theodorich, Odoaker, dann unter den Rugiern, Herulern, ferner bei den Ortschaften Asturis, Lorch, Juvabum, u. s. w. denken? Mit großer Gelehrsamkeit, mit ausgebreiteter Belesenheit hat Herr Ritter alles dieses genügend aufgehellt. Anderes, was er sehr passend hinein verwoben hat, dient, jenes Zeitalter beleuchtend, als angenehme Beigabe.

III.

Literatur zur Geschichte Ludwig des Bayers
und
die Fortsetzung der „Synchronistischen Geschichte“
J. F. Damberger's.
(Band III und IV, XIII und XIV).

In acht starken Bänden, die Zeit von 470 bis 983 und von 1271 bis 1347 umfassend, liegt Damberger's Werk bis jetzt vor, welches dereinst das bei Weitem umfangreichste und wohl auch stofflich reichhaltigste Produkt der neuern Literatur über die Geschichte des Mittelalters seyn wird. Eine frühere Beurtheilung in diesen Blättern hat die Nachtheile der mit unbeugsamer Strenge durchgeführten synchronistischen Methode bezüglich der Form ebenso scharf hervorgehoben, als unbedingt zugestanden, daß das Werk in materieller Hinsicht eine wahre Errungenschaft der katholischen Geschichtskunde sei. Nochmals auf eine Kritik der Form zurückzukommen, kann um so weniger die Absicht dieser Zeilen seyn, als in den vorliegenden Bänden zwei Umstände die Schroffheit der Synchronistik dem Eindrucke nach um Vieles mildern, und ein Verschwimmen in zusammenhangslose Einzelnheiten verhüten, indem einerseits die unvergleichlich reicher fließenden Quellen längeres Verweilen bei den kürzest gemessenen Zeit-Abschnitten gestatten, andererseits in den Trägern der beiden Schwerter der Christenheit mehr und mehr die Mittelpunkte hervortreten, um welche Jahrhunderte lang die ganze Geschichte des Mittelalters sich dreht. Ohnehin wird Niemand läugnen, daß es ein Gewinn für die historische Forschung ist, endlich ein ausführliches Werk in dieser an sich wichtigen, bisher nur durch magere Tabellen vertretenen Form zu besitzen.

Was aber die Behandlung des Stoffes betrifft, so ist der scharfausgeprägte Zug kritischen Mißtrauens, der durch jedes Blatt des ganzen Werkes läuft, gewiß nirgends mehr am Platze, als in Zeiten, wie die Papsts Bonifaz VIII., des Templer-Processes, Ludwig des Bayers u. s. w.; er unterscheidet eben den Geschichtsforscher vom Historienschreiber. Gegen Verirrungen der Hyperkritik bauen sich hier von selbst die nöthigen Schranken, ganz anders, als bei den äußerst spärlich fließenden Quellen für die Geschichte der Merowinger und Longobarden. Wenn daher Herr Damberger in den vorliegenden Bänden unablässig bemüht ist, sein historisches Material mit schärfster Kritik zu sichten, unterschobene, gefälschte, interpolirte, durch Rasuren verdorbene, concipirte aber nicht ausgefertigte Dokumente aller Art, oder wohl gar bloße Privat-Stylübungen in Form polemischer Staatsschriften, in Widerspruch stehende Partei-Nachrichten und dergleichen mehr oder weniger probabel nachzuweisen, so verdiente er den Dank aller Freunde historischer Wahrhaftigkeit auch dann, wenn in Einzelnem zu viel gethan wäre. Dieser Geist der strengsten Kritik, welcher vor Herrn Damberger noch nie in so ausgedehntem Maße über die Geschichte des ganzen Mittelalters sich verbreitet hat, tritt gerade um die Zeit der avignonensischen Päpste in einer reichen Fruchtbarkeit auf, welche das regste Interesse sowohl der eigentlichen Forscher, ohne allen Unterschied des religiösen Standpunktes, als auch Aller, welche Geschichte als ernstes Studium betreiben, in hohem Grade beschäftigen sollte. Ueberdieß ist für Letztere insbesondere die „Synchronistische Geschichte" durch den erstaunlichen Sammlerfleiß des Verfassers ein wahres Arsenal mittelalterlicher Geschichtskunde geworden.

Betrachten wir die oben aufgezählten Bände im Einzelnen, so tritt im dritten aus dem düstern Bilde des raschen Falls der Karolinger und des trägen Hinsiechens im morgenländischen Kaiserthum besonders anziehend die Geschichte

des Pontificats Papst Johann des Achten (872 bis 882) hervor, dessen vielgeschmähte und von den Meisten längst als unrettbar aufgegebene Ehre hier in wesentlichen Punkten restituirt erscheint. Noch drangvollere Zeiten behandelt der vierte Band in der Periode von 888 bis 962, welche sonst von den Historikern ziemlich stiefmütterlich abgefertigt zu werden pflegt. Die politische Auflösung in allen Hauptländern der Christenheit, ihre sociale und moralische Schwächung, während Ungarn und Slaven, Normannen und Araber von drei Seiten zugleich den Bestand der respublica Christiana in Frage stellen, die Heldengestalt Otto des Ersten allein noch nachhaltig siegreich an den Gränzen steht, und bloß noch Süddeutschland die Friedensfahne Christi unter den grimmigen Heiden aufrecht erhält — solche nach allen Richtungen hin zerfahrende, und im raschesten Wechsel sich durchkreuzende Zustände ganzer Staatencomplexe, deren Gestalt, der stetigen Entwicklung von Innen heraus entfallen, stets von Heute auf Morgen eine andere wird, zu schildern, das ist der eigentliche Beruf der Synchronistik, und darum könnte auch dieser vierte Band mit der gewählten Form am ehesten versöhnen. Die Ausführlichkeit der Darstellung wächst inzwischen von den zwei ersten Bänden auf den dritten und vierten verhältnißmäßig fast um das Vierfache, von diesen auf den drei- und vierzehnten wieder um das Dreifache.

Die beiden letzteren Bände behandeln die Geschichte Ludwig des Bayers mit einer Vollständigkeit und sorgfältigen Benützung des überreichen Materials, wie es (wir erinnern bloß an die Böhmer'schen und Freiberg'schen Regesten) noch keinem frühern Bearbeiter zu Gebote gestanden, so daß sie füglich unter dem Spezial-Titel: „Ludwig der Bayer und seine Zeit“, als selbstständiges Werk ausgegeben werden könnten. Passend beginnen sie mit der Verlegung des päpstlichen Stuhles von Rom nach Avignon im J. 1309, welche wesentlich den Knoten der großen Tragödie knüpft, in der Ludwig als

König und Kaiser spielt. An den Thoren dieser Periode aber hat Herr Damberger in vollen und kräftigen Zügen das documentirte Bild zweier bejammernswerthen Opfer der verruchten Kunststücke französisch-absolutistischer Politik entworfen: des Tempelherrn-Ordens und des Papsts Bonifaz VIII.; sie bilden die Ouverture zu dem folgenden Trauerspiele. Die Geschichte des im Leben vielgekränkten und nach dem Tode noch grausam verhöhnten Papstes ist überhaupt ein Glanzpunkt des Werkes; wenn unsere Historiker einmal nach dessen Resultaten ihre eigenen Ansichten der Revision unterwerfen, so wird der arg verkannte und vielfach gelästerte Bonifaz vielleicht noch zu der schon seit seinem Tode so allgemein ihm vorenthaltenen Reputation gelangen, und auch dieses apostolische Schlachtopfer der Verläumdung in integrum restituirt werden *).

Ludwig der Bayer selbst ist für die katholische Geschichtschreibung von jeher ein Stein des Anstoßes gewesen, namentlich sobald specifisch bayerischer Patriotismus mit ihr in Collision gerieth, und das war der Natur der Sache nach sehr häufig der Fall. Ein literär-historischer Rückblick dürfte daher nicht ohne Interesse seyn, insbesondere auch für den Standpunkt unseres neuesten Bearbeiters. Zweimal sehen wir, beidemal auf äußere Veranlassung und auf Anregen des fürstlichen Hauses Wittelsbach, gewaltigen Anlauf nehmen, das Andenken Ludwigs zu retten. Das Erstemal war es, als von dem polnischen Dominikaner Abraham Bzovius 1616 oder 1617 der zweite Band zur Fortsetzung der Annalen des Baronius (der XIV. des ganzen Werkes) zu Rom erschien und auch in Deutschland nachgedruckt wurde. Ludwig war darin schmählich verunglimpft. Nun hielt aber der

---

*) Wir hoffen bei einer andern Gelegenheit ausführlicher auf Bonifaz VIII. zurückzukommen. Anm. d. Red.

damals in Bayern regierende Fürst, der große Maximilian I. (1598 bis 1651), gleich seinen unmittelbaren Vorgängern, das Andenken des kaiserlichen Urahns hoch in Ehren, und kaum erfuhr er von Bzovius' Arbeit, so erhielt (9. März 1618) sein Geheimrath und Kanzler, Joh. Georg Herwart, der bereits in früheren Werken Proben historischer Gewandtheit und patriotischen Eifers abgelegt hatte, den Auftrag, „Kaiser Ludwig gegen die Injurien des Bzovius zu rechtfertigen, und der Wahrheit Zeugniß zu geben.“ Ehe aber Herwart auch nur die erste Hälfte seines Werkes zum Druck gefördert hatte, kam ihm der herzogliche Archivar Christoph Gewold mit einer Schrift gegen Bzovius unter dem Titel: „Defensio Ludovici IV. Imperatoris ratione electionis contra Abr. Bzovium (Ingolstadt 1618) zuvor; sie wurde jedoch, entweder weil sie den Herzog nicht befriedigte, oder durch eifersüchtige Machinationen Herwarts sogleich unterdrückt. Erst gegen Ende des Jahres 1618 erschien zu München der erste Theil von Herwart's „Ludovicus IV. Imperator defensus contra Bzovium.“ Das Titelblatt verkündete, das Buch sei auf Befehl Maximilians geschrieben. Bzovius suchte, in sichtlicher Verlegenheit, durch einen von Rom aus (23. Dez. 1618) an Herwart geschriebenen Brief sich thunlichst zu entschuldigen, und stellte zugleich an den Fürsten die Bitte, der zweite Band des Herwart'schen Werkes möge vor dessen Publikation ihm zugesandt werden, damit er bei der neuen Ausgabe der Annalen davon Gebrauch machen könne. Herwart's Antwort (26. Jän. 1619) lautete aber entschieden abschlägig, enthielt auch sonst eine lange Reihe der bittersten Vorwürfe. Noch im Laufe des Jahres 1619 erschien der zweite Theil seines Werkes; und zwei Jahre später wurde das Ganze als Appendix zum vierzehnten Bande der Annalen noch einmal abgedruckt. In der Kölner-Ausgabe derselben von 1625 soll Bzovius manche Andeutungen Herwart's benützt haben. Das Seltsamste aber ist, daß Herwart höchst wahrscheinlich zu

dem Werke nur den Namen geliehen, und etwa die Materialien herbeigeschafft hatte, der wahre Verfasser der Jesuit Jakob Keller († 23. Febr. 1631) ist.

Ungefähr gleichzeitig arbeitete ein anderer einst berühmter Jesuit, Jacob Rader († 25. Dez. 1634), an einer ausführlichen (leider ungedruckt gebliebenen) bayerischen Geschichte. Auch er spricht sich im Allgemeinen, als Historiker, nicht als berufener Apologet, entschieden zu Gunsten Kaiser Ludwigs aus. Nur wenige Jahre später trat neuerdings ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, Andreas Brunner († 20. April 1650), mit einer trefflich gearbeiteten Geschichte Bayerns hervor. Sein Werk gelangte in drei starken Bänden (München 1626 — 35) bis unmittelbar an die Schwelle des Regierungsantrittes Ludwig des Bayers; sie zu überschreiten, war er aber durchaus nicht zu vermögen. Als der Churfürst zur Ueberzeugung gekommen war, daß Brunner sein Werk nicht fortsetzen werde, erhielt der berühmte Dichter und Jesuit Jacob Balde († 9. Aug. 1668) den Auftrag, es zu vollenden. Aber aus denselben Gründen, wie Brunner, hütete sich auch Balde vor dem Jahre 1314 und seiner Folge. Dagegen überreichte im J. 1636 der aus den Niederlanden als Professor der Rechte nach Ingolstadt berufene Nicolaus Burgundius dem Churfürsten seine neue, sehr kräftig und leserlich geschriebene Geschichte Ludwigs. Maximilian soll anfangs hierüber ungemeine Freude bezeugt, sobald er aber die maßlos heftigen Urtheile über Päpste und Klerus wahrgenommen, die Schrift mit Entrüstung zu Boden geworfen haben. Die ganze Auflage des Buches wurde sofort von Ingolstadt nach München gebracht und sorgfältig verwahrt. Nur Ein Exemplar soll der Arrestation entgangen seyn. Später aber wurde die Schrift zweimal neu aufgelegt: das erstemal ohne Angabe von Druckort und Jahr, doch jedenfalls vor 1663 und wahrscheinlich in Antwerpen, das zweitemal zu Helmstädt im Jahre 1705. Als wahrer Verfasser auch dieser Geschichte Ludwigs wird

abermals ein Jesuit, und zwar Andreas Brunner selbst, genannt, doch mit weniger triftigen Gründen als bei den andern Fällen dieser Art.

Wesentliche Förderung der Kunde über das Thun und Lassen Ludwigs ist dem Oratorianer Oderich Raynald zu verdanken, dessen Fortsetzung der „Annalen" die Arbeit des Bzovius sehr bald vergessen machte. Die betreffenden Bände (der 15te und 16te) erschienen zu Rom 1652. Auch Raynald ist, wie nicht anders zu erwarten, entschiedener Gegner Ludwigs, jedoch in edlerem Sinne, als Bzovius. — Mit Benützung aller Vorgänger konnte dann der bayerische Kanzler Adlzreither, oder vielmehr, da dieser dem Werke nur den Namen lieh, der Jesuit Ferveaux, in den Annalen des bayerischen Volkes (1662), die Geschichte Ludwigs gründlicher und geordneter wiedergeben, als jene. Seine Bearbeitung darf als die erste rein historische betrachtet werden, indem alle Vorgänger, Rader allein etwa ausgenommen, auf apologetisch-polemischem Boden sich bewegten; doch sucht auch sie sehr vorsichtig die richtige Mitte einzuhalten.

Waren das Ende des siebenzehnten und der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von Seite der Historiker in ganz Deutschland gleichsam übereinkunftsmäßig vorwiegend der Aufsuchung und Sammlung des historischen Materials gewidmet, das allenthalben in bestaubten Archiven oder zusehends seltner werdenden alten Drucken zerstreut lag: so fing man dagegen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wieder an, den gesammelten Stoff zu verarbeiten, und bald wendete sich dabei die Aufmerksamkeit neuerdings auf Kaiser Ludwig. Joh. Daniel von Olenschlager setzte ihm in seiner „Staatsgeschichte des römischen Reiches im vierzehnten Jahrhundert", Leipzig 1755, ein schönes Denkmal, indem er ausführlich, gründlich und, soweit von einem Protestanten je zu erwarten ist, unparteiisch seine Stellung zu Papst und Reich darlegte. Ungefähr gleichzeitig begann auch in der

bayerischen Geschichtschreibung, nach fast hundertjähriger, nur selten unterbrochener Pause, neue Regsamkeit, gleichwohl unter vielfach veränderten Verhältnissen. Der äußeren Verfassung nach war Bayern noch immer ein ausschließend katholischer Staat; aber jene kirchliche Pietät war verschwunden, welche seine Fürsten und Gelehrten in früherer Zeit auch da nie verläugnet hatten, wo sie, nimmer zwar gegen die Kirche, wohl aber, und mitunter in äußerst derber Weise gegen, ihrer Ansicht nach, unbefugte Uebergriffe von Seite kirchlicher Personen und Gewalten polemisirten. In Folge der französischen Revolution endlich ein paritätischer Staat geworden, erhielt Bayern die aus dem Norden „Berufenen" zu Vögten und Tonangebern in allen Zweigen der Wissenschaft, und im verhängnißvollen J. 1809 veröffentlichte Joseph Ritter von Mussinan seine Geschichte Kaiser Ludwigs. Das wissenschaftlich völlig werthlose Büchlein sollte begeistern „zum Kampfe gegen Oesterreich und das Papstthum", wie man seinen Zweck unverholen bezeichnete. Gleichzeitig bestimmte die bayerische Akademie — wir wollen nicht fragen, ob aus ähnlichem Motiv! — eine Geschichte Ludwigs als Preisaufgabe für das Jahr 1811. Ein „Berufener", Professor Conrad Mannert, erhielt den Preis; Herr Damberger urtheilt von der dickleibigen Preisschrift, sie habe „von Anfang bis zum Ende nur Lüge an Lüge gereiht." Wie Pilze schoßen nun, nach dem warmen Regen der Preisfrage, Geschichten Ludwig des Bayers aus dem Boden hervor. Ungefähr gleichzeitig mit Mannert's Buch erschienen solche von Sterr und Kotzebue; 1814 folgte Roman Zirngibl, und 1822, als der letzte Nachzügler von 1811, Joseph Schlett. Zirngibl's Arbeit ist, der Form nach am wenigsten ansprechend, an Gehalt die werthvolleste derselben. Ihr Vorzug beruht nicht bloß auf größerem Reichthume urkundlich nachgewiesener Thatsachen, sondern vornehmlich in dem Umstand, daß sie den Anstoß zur Beleuchtung jener Seite der Geschichte Ludwigs

gab, deren früher über der Wichtigkeit des kirchlichen Streites beinahe vergessen ward — seines ersprießlichen und nachhaltenden Wirkens auf civilem Boden für Deutschland, wie für Bayern. Die neueste Zeit hat bloß noch Einen umfassendern Versuch über die Geschichte Ludwigs aufzuweisen, in A. Buchner's bayerischer Geschichte, der zwar leidenschaftsfrei, aber doch auf allzu exclusiv-bayerischem Standpunkt gehalten ist; dagegen sind seitdem die unschätzbaren Quellen-Repertorien Böhmer's und Freiberg's zu Tage gekommen, und haben den fast unerschöpflichen Reichthum des Stoffes erfüllt.

Aber auch bezüglich des Standpunktes tritt unser Verfasser in eine Erbschaft ein, in die von den Ordensgenossen des siebenzehnten Jahrhunderts überkommene. Nur ist seine Lage weit günstiger, weil er, was diesen nicht gegönnt war, nach beiden Seiten hin Freimuth üben, und die erkannte Wahrheit rücksichtslos aussprechen kann. Und dieß thut er überall in unzweideutigen Worten. Er verschmäht durchaus den Ausweg, die Thatsachen objectiv, zur beliebigen Schlußfassung der Leser, hinzustellen, oder das subjective Urtheil bloß aus der Gruppirung der Thatsachen errathen zu lassen. Besonderer Entschiedenheit der Darstellung erfreuen sich gerade jene Punkte, deren Verfänglichkeit Andere zu raschem Wegschlüpfen bewogen, und an solchen ist die Geschichte Ludwigs reich. So stellt er sich denn bei der Abwickelung des großen Streites mit den Päpsten Johann XXII., Benedikt XII. und Clemens VI. in der Hauptsache auf Ludwigs Seite, ohne seinem strengkatholischen Standpunkte zu vergeben. Mag die gegentheilige Ansicht immerhin ihre Gleichberechtigung fortbehaupten, so ist es doch jedenfalls in hohem Grade anregend, dem im Eingange beschriebenen kritischen Weg unseres Forschers Schritt für Schritt zu folgen. Innerhalb der gemessenen Schranken des hier verstatteten Raumes diesen Weg näher zu veranschaulichen, durch Hervorhebung eines

in sich abgeschlossenen Bruchstückes sammt dem beurtheilenden Worte, etwa des kurzen aber für die Folge entscheidenden Abschnittes von der Ampfinger-Schlacht (28. Sept. 1322) bis zum Congreß von Bar-sur-Aube (Juli 1324), war wegen der unabweisbar beizubehaltenden strengsten Synchronistik unmöglich. Nicht als ob diese immer durch die gewonnene Einheit des Gedankens, wie sie der Mannigfaltigkeit der Zustände und ihrem wechselseitigen Eingreifen entschweben soll, lohnte; aber sie würde doch nothwendig zum getreuen Bilde gehören. Ein anderer Zug desselben wäre auch noch, daß der Verfasser hier in Benützung der Regesten, namentlich bei Gelegenheit königlicher Reisen, des Guten mitunter zu viel zu thun scheint, und störenden Eindruck macht, indem er durch Beiziehung ihrer gleichgültigsten Umstände eine Vollständigkeit anstrebt, welche kaum von der Special-Geschichte eines kleinen Ländchens gefordert wird. Wenn wir also den genannten Abschnitt (Band XIII, S. 575 ff.) auswählen, so geschieht es bloß, um, von dem synchronistischen Proceß abgesehen, das Urtheil über die Spaltung mit dem päpstlichen Stuhle zu charakterisiren.

Während Ludwig nach dem Siege bei Ampfing durch seine freigebige Hand die eigenen Alliirten befestigte, die Habsburgs bis zu völliger Entmuthigung lichtete, erhielt er von Johann XXII. auf die Anzeige von jenem Siege (18. Dez. 1322) eine nicht bloß frostige, sondern, soweit die räthselhaften Worte errathen lassen, bereits geradezu ungünstige Antwort, obwohl er bis jetzt durchaus keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Herr Damberger findet „glaublich", daß Ludwig, weit entfernt von beleidigender Erwiderung, sich vielmehr Behufs der angetragenen Vermittlung des heiligen Vaters zu dem Möglichsten erboten habe, wenn nur seine Anerkennung als römischer König erfolge; statt dessen aber entspann sich eben jetzt der böse Zank über Ludwigs Einmischung in der Lombardei, „und der Papst richtete an

ihn auch nicht ein einziges gütiges Wort mehr.“ Die Vernichtung der Ghibelinen und die große Kreuzfahrt lagen Johann vor Allem am Herzen; jene war durch Waffengewalt nahe am Ziele, als Ludwig eingriff, für diesen hoffte er Alles von Frankreich. Hier war der Hof in der That ebenso eifrig beschäftigt, den König Johann von Böhmen und andere Alliirten des Bayers gegen diesen zu verhetzen, als ein gewaltiges Kriegsheer (mit Kirchengeld) zu rüsten. Daß dieses für den Kreuzzug gehöre, meinte der Papst, der deßhalb unablässig bestrebt war, die verlangten 1,600,000 L. Turnois von allen Nationen beizutreiben; daß es gegen Guienne, Navarra, Montpellier, die Niederlande, vielleicht auch für ein französisches Nebenkaiserthum in Constantinopel gesammelt worden, eruirt Herr Damberger. „Nie“, sagt er, „war so schlau und so spöttlich die oberste Kirchengewalt“ (ohne ihr Wissen und Wollen) „für politische Zwecke mißbraucht worden, als von diesen sich überaus fromm stellenden Fürsten dießmal geschah.“ Diese Charakteristik des französischen Hofes stammt freilich schon aus der Zeit Bonifaz VIII. her, und in um so schlagendern Gegensatz dazu tritt das Urtheil über Ludwig, der mit der gesammten hohen und niedern Geistlichkeit Deutschlands „aus eigener Neigung und aus ächter Staatsklugheit“ auf guten Fuß sich gestellt*), so daß bald die durch den Papst ernannten Bischöfe von den Domcapiteln selbst abgewiesen wurden. „Niemand war weiter von dem Gedanken entfernt, sich mit der Kirche zu überwerfen, als König Ludwig; er wollte vielmehr ein rechter Vogt und treuer Beschirmer derselben seyn, und gerade er mußte als ihr ärgster Feind bis zum Tode behandelt werden!

*) Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Beziehung sein Privilegienbrief für die bayerische Geistlichkeit vom Sonntag vor St. Thomastag (19. Dez.) 1322. Herr Damberger reiht aber diese Urkunde unrichtig ein (S. 600).

Nichts anderes führte das herbei, als weil er wirklich Reichs-Oberhaupt dieß- und jenseits der Alpen zu seyn, und mit der Kaiserkrone geschmückt zu werden begehrte, der Natur der Sache gemäß." Hören wir dagegen die Meinung des Verfassers über die Pläne und Motive, welche in Johann XXII. thätig gewesen, als Ludwig im März 1323 wirklich seinen Vicarius nach der Lombardei entsendete, und zugleich seine Macht in Deutschland mit schnellen Schritten ihrem Höhepunkte zueilte:

„Aber jetzt hatte die Stunde geschlagen, da der Sieger von Gammelsdorf und Mühldorf einen anderen Kampfplatz betreten mußte, auf welchem die Feder mehr entschied, als das scharfe Schwert. Wer enthüllet die bösen Kunstgriffe, durch welche Johann XXII. dahin gebracht wurde, auf eine ganz uncanonisch hastige und unerhört grelle Weise die schärfsten Kirchenstrafen in Anwendung zu bringen gegen einen König, welcher bisher der Kirche vielmehr ein Wohlthäter, als ein Bedrücker gewesen ist? In wie weit war hiebei der zurückgezogen lebende Greis selbsthandelnd, in wie weit mißbrauchtes, blindes Werkzeug der Partei, die ihn umgab und absperrte und nach Belieben gängelte? Von öffentlichem Verhandeln mit dem heiligen Collegium, wie sonst die Päpste wegen wichtiger Maßnahmen dieses zu Rathe zogen, ist bei P. Johann XXII. kaum etwas zu spüren; man gewahrt nur eine Kabinetsregierung. Richtig wird, was seine Persönlichkeit betrifft, dieses seyn, daß ihn, abgerechnet die Vorliebe für sein Geburtsland und die aus Unkenntniß entspringende Verachtung deutschen Wesens, bei seinen politischen Schritten der Hauptgedanke leitete: Wird ein kriegerischer deutscher Fürst als römischer König anerkannt, so zieht er nach Italien, die lombardische und die Kaiserkrone zu holen, und die Guelfen, die doch noch der Kirchengewalt den Gehorsam nicht aufkünden, jetzt schon in einem Kampfe, daß sie sich hie und da mühsam der Ghibellinen erwehren, sind dann völlig unterdrückt, ja es kann bei dem Stande der Parteien gar leicht der ganzen Halbinsel ein schwereres Joch aufgehalset werden, als das der Hohenstaufen gewesen, und damit wäre Rom, wäre das Hauptbesitzthum des apostoli-

schen Stuhles, wäre die so hart errungene kirchliche Freiheit neuerdings an den kaiserlichen Despotismus verloren. Dagegen stand aber, daß es unmöglich fiel, die einmal tiefgewurzelte Idee eines heiligen römischen Reiches, eines mit der Schirmvogtei der allgemeinen Mutterkirche betrauten und über alle Fürsten erhabenen Kaisers aus den Köpfen der Menschen zu entfernen. Die Schulen lehrten unbestritten: das Kaiserthum ist durch den Papst von den schismatischen Griechen auf die rechtgläubigen Franken übertragen worden, von denen es an die Sachsen u. s. w. kam. Ließe sich nun, so redete sicherlich Johann's XXII. Umgebung, die kaiserliche Würde auf Frankreichs König bringen, so wäre wenigstens sogleich nichts für Italien zu besorgen, bei dem Charakter und der Stellung Karls IV., ja dieser böte nur dem Vetter König Robert und den Guelfen die Hand, um den Ghibelinen einen unzerreißbaren Zügel anzulegen. Der Plan schien unschwer auszuführen. Kirchliche Censuren sollten den Bayer unmöglich machen, der Habsburger lag gefangen und hatte keinen Anhang mehr, also war nur eine neue Wahl nöthig, und hiebei auf die Stimmen des Mainzers, des Kölners, des Sachsen zum voraus zu rechnen, und warum nicht auf die der beiden Luxemburger? Es wankten bereits sichtlich diese Hauptstützen Ludwig des Bayers, Erzbischof Balduin von Trier, und der halbfranzösische König Johann, jetzt Karls IV. Schwager, so daß nur noch Brandenburg und die Rheinpfalz übrigten. Des Bayers Sohn durfte aber, das war ausgemacht, die Kur Brandenburgs durchaus nicht üben. — Hieraus erklären sich im Allgemeinen die ergriffenen Maßregeln, die zu einem Mißbrauch kirchlicher Strafmittel führten, dergleichen die Geschichte der katholischen Christenheit kein zweites Beispiel aufzuweisen hat.“ (S. 618 bis 19.)

Als am 8. Okt. 1323 der sogenannte erste Proceß wider Ludwig zu Avignon angeschlagen und versendet wurde, suchte er gegen den Hauptsatz der Bulle: daß ein zwiespältig erwählter König vor erlangter päpstlicher Approbation keine Reichshandlung vornehmen dürfe, vergeblich einen Reichstag in Nürnberg zu versammeln. Von diesem Orte, den 16. oder 18. Dez., wird die bekannte Protestation und

Appellation datirt, welche Ludwig, kurz nachdem er eine Gesandtschaft mit unterwürfigem Schreiben nach Avignon gesendet, erlassen habe, und die in einzelnen Abdrücken einen Anhang enthält, worin der Vorwurf des Papsts, daß Ludwig ein Beschützer der Ketzer sei, zurückgegeben und Appellation an ein allgemeines Concil eingelegt ist. Auf dieses Dokument nun wirft Herrn Damberger's Kritik sich mit erdrückender Wucht, und kommt zu dem sichern Resultat, daß der Anhang jedenfalls eine Fälschung sei, das Actenstück selbst in einer der verschiedenen Redactionen wahrscheinlich zur Vorlage am Reichstage bestimmt, aber nicht an den Papst gerichtet gewesen, und dieser davon unmöglich schon gewußt haben könne, als er jene Gesandtschaft Ludwigs ohne ein versöhnliches Wort entließ. Nichts ist nun natürlicher, als daß der Verfasser den Verdacht hegt, es sei auch jetzt wieder dasselbe freche Spiel mit unterschobenen und verfälschten Papieren getrieben worden, wie damals als eine „ruchlose Rotte“ Philipp IV. und Papst Bonifaz gegen einander verhetzte; es sei neuerdings jedes Mittel gerecht gewesen, den hochbetagten und argwöhnischen Papst auf die fixe Idee zu bringen, daß Ludwig die kirchenfeindliche Gesinnung eines zweiten Friedrich hege, und demnächst mit Heeresstärke erscheinen werde, um die furchtbare Kaisermacht der Hohenstaufen in Italien wieder aufzurichten.

Seitdem am Anfange des Jahres 1324 der Stern Ludwigs, zugleich mit dem der Ghibelinen, täglich an Glanz gewann, mußten solche auf falsche Briefe gestützten Einflüsterungen nothwendig hinreißender werden, und jede Annäherung Seitens des Papstes von vornherein abschneiden. Andererseits hatte nun auch Ludwig den unglücklichen Bund mit den Fraticellen eingegangen, diesen eigenwilligen und fanatisch-selbstgerechten Geistern, die ihm „den Dienst ihrer Federn wider den Hof zu Avignon angeboten“, und einen guten, ja den schlimmsten Theil des Aergernisses verschuldeten, mit dem

der langwierige Streit Ludwigs die Kirche vergiftete. Sie waren die Untergraber der päpstlichen Autorität, und nicht umsonst erkennt Herr Damberger die Spuren „ihrer segenslosen Thätigkeit“ in der neuen Appellation vom 22. April 1324. Jene erstere Partei aber, welche mit den geschilderten Mitteln unablässig in Johann drang, gegen die drohende Vereinigung der deutschen Macht mit den italienischen Ghibelinen alle Kräfte aufzubieten, war die französische im Bunde mit Herzog Leopold, dem Haupte der verzweifelnden habsburgischen Fraction, welcher zu Avignon und Paris persönlich den ungestümsten Dränger spielte, und mit dem unbeständigen Johann von Böhmen. Ihr Plan ging dahin, mit der Kraft des päpstlichen Bannes Ludwig von Throne zu stoßen, und dem König Karl IV. von Frankreich auf wohlfeilstem Wege zu verschaffen, wozu er wohl viel Lust trug, ohne jedoch eine kostspielige und gefährliche Heerfahrt dafür unternehmen zu wollen — die kaiserliche Würde. Je mehr durch die immer wieder hinausgeschobene päpstliche Anerkennung des Reichsoberhauptes die Dinge in Deutschland sich verwirrten, desto leichter glaubte die Partei die Wahl Karl's zum römischen Könige durchsetzen zu können, und schon war zu dem Ende der Congreß zu Bar-sur-Aube angesetzt. Dort erschien von allen geladenen deutschen Fürsten nur Herzog Leopold; er aber verbündete sich den 27. Juli 1324 mit dem Franzosen Behufs der Erhebung desselben zum deutschen Reichsoberhaupte entweder „durch Wahl der Fürsten, oder durch päpstliche Provision.“

Mittelst solcher consequent festgehaltenen Unterscheidung der Parteien und ihrer wechselseitigen Manöver rings um und auf dem päpstlichen Stuhl zu Avignon nun hat Herr Damberger, wie leicht ersichtlich ist, vom Anfang an eine Operationsbasis geschaffen, auf der er in den schwierigsten Lagen mit großem Erfolge sich bewegt, indem Sammlerfleiß und Scharfsinn der Kritik in Unermüdlichkeit sich die Wage hal-

ten. Alle documentirten Meinungs-Aeußerungen der Parteien gehen dabei durch das Fegfeuer des ausgebildetsten diplomatischen Argwohns, und man kann des Eindruckes sich kaum erwehren, daß der Verfasser historische Gerechtigkeit nicht mache, sondern erleide. So ist eine Art von Ehrenrettung des Bayers auf entschieden katholischem Standpunkte erwachsen, nicht als wenn sie auf demselben nicht noch immer genug des schwarzen Schattens liegen ließe, aber er ist doch in der „Synchronistischen Geschichte" nicht ganz und allein schwarz. Selbstverständlich haben diese Zeilen bloß den Zweck, das allgemeine Interesse zur Selbstprüfung anzuregen.

XV.

Ein paar englische Parlaments-Fragen

die etablirte Kirche betreffend.

I.

Wie die Staatskirche im Weinberg des Herrn arbeitet,

die englische und die russische.

Vom Buddha-Dienst bis zur mormonischen Theokratie alle die Hunderte religiöser Richtungen betrachtet, gibt es nur eine einzige, welche nach Wesen und Form in der Unmöglichkeit sich befindet, in einer Staatskirche aufzugehen; das ist der Katholicismus. Seine äußere Geschichte ist nichts anderes, als der unausgesetzte Kampf gegen die Schranken staatlicher und

nationaler Eingränzung, mit welchen die Autonomie und Universalität seines göttlichen Daseyns zu allen Zeiten eingefangen werden wollte. Wie sehr alles kirchlich-religiöse Leben, das wirklich also eingefangen ist, zur widerlichen und verächtlichen Zeugung innerer Widersprüche wird, zeigt sich nirgends deutlicher, als wenn dergleichen Kirchenwesen vor das Gebot des Herrn gestellt wird, den Heiden das Evangelium zu verkünden. Solcher Staatskirchen von welthistorischer Bedeutung gibt es zwei: die englisch-protestantische und die russisch-schismatische. Jene hat ihre Proben bereits abgelegt; sie steht sammt dem ganzen, einst so herrlichen, durch sie allmählig zu Grunde gerichteten Staatsthum Englands an dem offenen Grabe, und kein Wort des Segens wird die Geschichte einst darüber sprechen, wenn sie hinabgesunken seyn wird. Diese aber, die russisch-schismatische, soll nun erst eintreten in das nach Außen thätige Leben; sie wird über kurz oder lang England und seine Mission, Christenthum und Civilisation zu verbreiten, gerade da zuerst ablösen, wo es bereits am schmählichsten Banquerott gemacht hat — in Indien. Englands Mission hat in diesem Eden der Erde Hunger und Elend verbreitet und den hohen Christen-Namen dem gerechten Spott der Heiden preisgegeben. Wie wird Rußlands Mission in der fernen Zukunft endigen, wenn es einmal kommt mit seinen commandirten Bataillonen und Popen unter kosackischer Bedeckung? Der Protestantismus hat wenigstens, namentlich so weit er von der Staats-Schablone frei blieb oder sich befreite, Missionstalent und Missionseifer in höchst achtungswerthem Grade aus seinem Schooße erweckt; das russische Schisma aber ist so völlig in dem staatlichen und nationalen Russenthum aufgegangen, daß seine Christuspredigt vor den Heiden, allem Anscheine nach, nicht umhin können wird, nach Wesen und Form die Predigt vom „heiligen" Czarenthum zu seyn. Die armen Indier, welche nacheinander holländi-

sche und englische „Regierungschristen" gewesen, werden dann in dritter Wandlung russische „Regierungschristen" werden, und ihr Verderben wird um so massenhafter einreißen, als es schon unter der protestantischen Staatskirche erschrecklich genug geworden, und die eingeborne Intoleranz der Czaren-Religion, so weit sie zu herrschen vermag, ihr Gebiet mit aller Gewalt des Fanatismus gegen jede Rettung von Außen abschließen wird. Eben deßhalb kann der Mission der russisch-griechischen Staatskirche nicht anders, als nur kurze Frist zugemessen seyn; und sie muß dann entweder völlig in sich selbst zusammenstürzen, oder aber an den Fels der Wahrheit sich anklammern. Zu beiden Möglichkeiten sind in den zwei Volksschichten des Russenthums die Bedingungen bereits vorhanden: zur kirchlichen Auflösung mit Schanden in dem unvergleichlich demoralisirten Adel- und Beamtenstand, kurz in den „Gebildeten" Rußlands; zur kirchlichen Auferstehung aber in der rührenden Pietät des gemeinen Mannes. Die Frage ist nur, welches der beiden Elemente endlich die Oberhand behalten wird. Ohne Frage aber dürfte, bis einmal die Katastrophe eintritt, für die Mission Roms im Orient aller Schrecken des alten osmanischen Chalifats in russischer Uniform wiederkehren, und für das katholische Abendland selbst der Alarmruf zur Permanenz gedeihen: Hannibal ante portas! Seine Hand ist ohnehin schon überall gegen die Kirche erhoben, zwar bis jetzt noch unter der Decke, aber doch z. B. hinter dem zerfetzten Bettlersmantel der deutschen Kleinstaaterei nur allzu deutlich erkennbar.

Die Eventualitäten bleiben sich gleich auch für den Fall, welcher bei der russischen Staatskirche so gut eintreten kann, wie er bei der englischen eingetreten ist, daß nämlich die Mission, Christenthum und Civilisation unter den blinden Heiden zu verbreiten, sorglich getheilt, und die Christuspredigt aus zarten Rücksichten in „ruhende Activität" versetzt wird. Nichts leichter als das für Rußland! Ob es nun

einen Husaren-Oberst, oder einen Archimandriten mit der indischen Mission betraute, immerhin könnte die czarische Civilisations-Predigt also eingerichtet werden, daß Brama und Buddha über keinerlei Verkümmerung ihrer Souverainetät zu klagen wüßten. Die russische Staatskirche muß naturgemäß ebenso viel Habilität in Verfolgung ihres Weltberufs besitzen, als die englische. Es gibt wieder nur Eine Kirche, welcher eine Scheidung der Mission, Christenthum und Civilisation zu verbreiten, principiell unmöglich ist. Wenn der Papst in Rom seine Augen auf die Heidenvölker wirft, dann freilich geschieht es mit einem Blicke auf das Kreuz; wenn aber die Päpste in London und St. Petersburg es thun, so stehen ihnen Landkarten, Handels-Statistiken und Budget-Entwürfe vor der Seele und dem Kreuz im Lichte; es ist von dem Vorhang billiger Rücksichten bedeckt, und dient, je nach Umständen, bloß zur Phrase für die bigotten Massen der nichtpolitischen Staatskirchen-Glieder. Das ist der Unterschied zwischen Staatskirche und Kirchenstaat, von dem der Herr gesagt hat: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Man thäte dem Protestantismus arges Unrecht, wenn man seinen Staatskirchen in England, Holland u. s. w. allein jene Monstruositäten zuschreiben wollte; sie haben von ihrem Vater bloß die immense Genügsamkeit in sacris geerbt, welche jüngst einen Pariser-Correspondenten der „Kreuzzeitung" großer Herzensfreudigkeit darüber genießen ließ, daß die fünf feudativen Könige des chinesischen Großrebellen Tiente „zu gleicher Zeit Schüler des Confucius und Protestanten" seien; sonst aber steht ihnen keine schismatisch-orthodoxe Staatskirche nach in der Kunst, wenn der politisch-civilisirende Theil der Mission es zu fordern scheint, ihm den christianisirenden Theil derselben ohne Umstände als Opfer zu schlachten.

Diese Betrachtung staatskirchlicher Natur und Wesenheit hat sich uns aufgedrängt, Angesichts der Vorgänge im äußer-

sten Osten und im äußersten Westen Europa's, des drohenden czarischen Successes gegen den Orient einerseits, der Debatten des englischen Parlaments über die India-Bill u. s. w. andererseits. Die beste Illustration dazu ist ja gerade von der englischen Staatskirche in Indien geliefert. Als England dieses reichste und fruchtbarste Gebiet der Welt von den Holländern erbte, rühmte es sich natürlich der Mission, Christenthum und Civilisation zu verbreiten, unterwarf Indien in der Idee seiner Hierarchie und hätte gern gesehen, wenn die Indier in Schaaren den christlichen Namen bekannt hätten, nur aber getraute es sich nicht, den Wunsch — laut werden zu lassen. Ja, um nicht etwa die politische Ruhe durch irgend welche Beeinträchtigung der heidnischen Götzensouverainetät zu gefährden, ging das Oberhaupt der „etablirten Kirche" vielmehr den sichern Weg, und ließ ihre mit der Regierung in Indien belehnten Gläubigen des Directoriums lieber den christlichen Theil der Mission in's Gegentheil verkehren, und, anstatt dem Heidenthum Abbruch zu thun, den Götzendienst von Regierungswegen mit allen Mitteln fördern. Wenn dennoch alsbald auch die protestantischen Missionen in Indien wieder mit freigebiger Hand unterstützt wurden, so kann dieß nur in den Augen der blinden Papisten ein gräßlicher Widerspruch seyn; die Staatskirche, aus dem absoluten Widerspruch geboren, und von der Vermittlung zwischen Christus und Belial lebend, sieht darin nur den eigentlichsten Erweis ihrer Weltläufigkeit. Ueberall — selbst da, wo sie erst noch auf der niedersten Stufe ihrer Ausbildung, dem in gewissen Religions-Edikten und Kirchenpragmatiken definirten Schutz- und Oberaufsichts-Rechte, steht — wirkt sie nothwendig dasselbe: sie reißt mit der andern Hand nieder, was sie mit der einen aufbaut. Diese Frucht ihrer Thätigkeit ist in den Ländern europäischer Civilisation, deren verschwommener Brei einer scharfen Aufprägung überhaupt nicht mehr fähig ist, nur nicht so frappant ausgedrückt. Hören wir dagegen,

was der deutsch-lutherische Missionär Ochs in Mayaveram in diesen Tagen über die erste Periode der englischen Staats-Kirche in Indien berichtet hat *).

„Die englisch-ostindische Compagnie fühlte, namentlich seit ihrem Kampfe mit dem Fürsten von Mysore, daß sie dem ungeheuern Reiche, daß sie sich erhandelt, erschlichen, unterworfen hatte, nicht gewachsen war. Von steter Furcht vor geheimen Verschwörungen zum Umsturz ihrer Macht geängstigt, ließ sie sich zu der niedrigen Politik herab, ihren heidnischen Unterthanen auf jede Weise zu schmeicheln, um sich dieselben geneigt zu machen. Sie verbot ihren Beamten, irgend etwas zu thun und zu gestatten, was der Religion, den Sitten und dem Herkommen der Eingebornen zuwider wäre. So kam es, daß 1795 ein gewisser Lionel Place, Collector in Conjeveram, „„um das Glück der Unterthanen zu befördern““, in einer Eingabe an die Regierung diese ersuchte, die heidnischen Tempel unter ihre Aufsicht zu nehmen, da „„er glaube, daß es aus moralischen und politischen Rücksichten Pflicht derselben sei, die Eingebornen zur Tugend anzureizen, und durch Beförderung guter Ordnung ihre Geneigtheit zu gewinnen.““ Er schlägt vor, daß aus den Gaben bei den jährlichen Festen ein „„Kirchenfond““ gebildet werde; Kirche und Pagode sind ihm nämlich gleichbedeutende Begriffe. Die Regierung, die nur einer solchen Veranlassung bedurfte, ging auf den Vorschlag ein. Sie nahm sich der Pagoden, „„die in baufälligem Zustande und mit gänzlichem Untergange bedroht waren““, so wie „„großartige Feste und Processionen auf beklagenswerthe Weise abgenommen hatten““, mit großer Bereitwilligkeit an, und vorgenannter „„Kirchen““-Patron hatte die Freude, das Heidenthum in Conjeveram in altem Glanze sich erheben zu sehen.“

„Der Anfang war gemacht. Bei jedem entdeckten Unterschleif in der Verwaltung der Tempelgüter, jedem Versehen, jeder Vernachlässigung, oder wie sonst sich die Gelegenheit darbot, setzte

*) S. seine „Blätter aus dem Morgenlande“ im „Evangelisch-lutherischen Missionsblatt“ 1. Juni 1853. S. 158 ff.

die Regierung die heidnischen Verwalter ab, um an deren Stelle zu treten. Es dauerte nicht lange, so erfreuten sich nur allein in der Präsidentschaft Madras 8280 größere und kleinere Pagoden ihrer mütterlichen Fürsorge. Von diesen Tempeln, aus den Geschenken an dieselben, aus den zu den Tempeln gehörigen liegengenden Gründen 2c. zog die Regierung in Madras jährlich die Summe von 431,107 Rupien, und verausgabte dagegen ebenfalls jährlich für den Unterhalt der Pagoden, für Geschenke an die Götzen und deren Priester, zur Besoldung der Tempeldiener, für Feuerwerk, Lichter, Oel 2c. — 876,780 Rupien."

„Auch außerdem geschah noch Vieles, was kaum glaublich erscheinen dürfte. Der Dienst der „„Herrin der Welt"" Schegatemi in Madras hatte seit mehr denn dreißig Jahren aufgehört. Durch die Bemühungen aber eines christlichen Collectors wurde er wieder aufgerichtet, und da der Götze für zu groß befunden wurde, um durch's Stadtthor einzugehen, ließ die Regierung dasselbe abbrechen, und den Bogen höher wölben. In Tinnevelly hatte das Piedestal eines Götzen von dem Oel, mit welchem der Götze beständig gesalbt wurde, Schaden gelitten, und Insecten hatten sich eingenistet. Der Gott mußte gebeten werden, sich für eine Zeit lang anders wohin zu begeben; vierzig Tage lang sagten 100,000 Brahmanen Gebete her. Die Sache kostete der Regierung 40,000 Rupien, über 26,000 Thaler. Und auch das noch ist überboten worden! — Im Jahre 1811 wurden von der Regierung 575 Rupien verwilligt, damit in Kudappah Gebete um Regen gehalten würden. Einige Brahmanen stehen dann 10, 12 Tage bis an den Hals im Wasser und flehen ihre Götter an. Aehnliche Gebete wurden häufig angeordnet. Erlasse, wie folgende, wurden im Regierungsblatte bekannt gemacht: „„Ordre. Madras. 26. Mai 1839. Eine königliche Salute ist morgen früh mit Sonnenaufgang in Bereitschaft zu halten, als Antwort auf eine, die vom Chepenek Garden (Residenz des pensionirten Nabobs Carnatik) abgefeuert wird, zum Andenken an das Mabiul-Fest."" „„Ordre. 15. Okt. 1839. Eine königliche Salute ist morgen, als am Dessarafest (zu Ehren des Wischnu), abzufeuern"" u. s. w."

„Derartige Sachen wurden nicht selten am Sonntage befohlen, wobei das europäische Militär ausrücken, und den heidnischen Processionen beiwohnen mußte. Die Rechnungsbücher der Regierung trugen auf ihrem Titelblatt die Zeichen der Götter, womit jedes heidnische Buch begonnen wird. Nicht nur daß die Beamten selbst an der heidnischen Procession Theil nahmen, den Tempeln, Götzen und Priestern Geschenke darbrachten, in das rohe Geschrei der tollen Menge einstimmten, die den Namen ihres Götzen brüllte rc.: sie zwangen auch Andere dazu und sandten Polizeidiener aus, um Leute zum Ziehen der Götzenwagen mit Trommeln, Peitschen, Stöcken rc. herbei zu treiben und vor den ungeheuern Karren zu spannen, wie ich dieß noch mit eigenen Augen gesehen habe."

„Ich füge noch einige Thatsachen aus den anderen Regierungsbezirken bei. Bombay stand Madras so ziemlich gleich. Dort zog die Regierung von Tempelgütern jährlich 314,000 Rupien, und spendete dagegen 681,019 Rupien. Davon erhielten die Hindu 597,000, die Muhamedaner 83,000, die Parsen (Feuer-Anbeter) 1013, die Juden 6 Rupien, die Christen — Nichts! Calcutta war durch seine Tempeltaxen berüchtigt. Ein dem Hindu besonders heiliger Ort ist Gaga. .... Die Regierung nahm diesen Ort unter ihren Schutz, aber nicht um, wie in Madras und Bombay, zuzusetzen, sondern zu gewinnen. Vom Jahre 1790 bis 1808 wurde der Ort im Durchschnitt jährlich von 18,000 Pilgern besucht; bald hernach stieg ihre Zahl auf 28,000; gegenwärtig soll sie 100,000 betragen. Der Gewinn stieg von 160,000 und 230,000 auf 300,000 Rupien jährlich. Ein gewisser Mr. Law ermäßigte den Preis der amtlich ausgestellten Erlaubnißscheine, mit denen Jeder versehen seyn mußte, der an dem Orte seine Ceremonien verrichten wollte, und verschaffte dadurch seinen Ablaßbriefen einen bedeutend vermehrten Absatz."

„Als sich die Engländer 1803 Orissa's bemächtigt hatten, kam auch Puri mit dem berüchtigten Scheganathen (Englisch: Juggernauth), dem „„Herrn der Welt"", in ihre Gewalt. Dort hatten schon die früheren muhamedanischen Regenten des Landes eine Pilgertaxe eingeführt; die Engländer verstanden der Sache

einen neuen Aufschwung zu geben. Die Brahmanen zu Puri stellten der Regierung vor, daß, wenn ihnen der bisher gewährte Unterhalt verweigert werden sollte, zu dem allgemeinen Elend auch das noch hinzutreten würde, daß die Pagode verlassen werden müßte. Den Engländern lag aus politischen Gründen daran, „„jede mögliche Vorsicht zu gebrauchen, daß die Pagoden und Brahmanen in schuldigem Respekt erhalten würden““, und so wurden denn Straßen nach Puri angelegt und Ruhehäuser errichtet; sogenannte „„Pilgrimsjäger““ durchzogen das ganze Land von einem Ende zum andern, um namentlich reiche Leute zur Pilgerschaft nach Puri zu bereden; für jede Person, die sie einbrachten, erhielten sie eine Prämie. Die Zahl der Pilger betrug 1813 bereits 70,000; 1825 war sie auf 225,000 gestiegen, und trug einen reinen Gewinn von 270,000 Rupien ein; doch war dieß ein außergewöhnliches Jahr. Gegenwärtig schwankt die Zahl je nach Beschaffenheit der Witterung zwischen 80,000 und 250,000. Da die jährlichen Ausgaben sich auf 50,000 Rupien belaufen, so ist der Gewinn nicht besonders groß; doch sollen von 1812 bis 1828 etwa gegen eine Million Rupien in die Kasse der Compagnie geflossen seyn.“

„Scheganathen hat außer den Priestern, die ihm dienen und den Spiegel halten, Dirnen, die vor ihm tanzen, Musikanten, die ihm vorspielen, Köche, die ihm heilige Speisen bereiten, einen Diener, der ihm das Bett macht, einen, der ihm die Lampen anzündet, einen, der ihn bewacht, wenn er schläft, einen, der ihn aufweckt, einen, der seine Kleider bewahrt, einen, der sie wäscht, einen, der sein Gesicht wäscht und ihm den Zahnstocher darreicht, einen, der ihn füttert und seinen Betel zurichtet, einen, der seine Augen bemalt, einen, der seinen Schirm, einen, der seinen Fächer trägt, einen, der ihm sagt, welche Zeit es ist. Diese alle wurden unter Auctorität der Regierung angestellt und besoldet. — Eine dritte Pilgertaxe hatte das Gouvernement in Allahabad eingeführt, einer heiligen Stadt am Zusammenflusse des Ganges und Dschumna, wo sich die Pilger Haupt und Bart rasiren lassen, weil sie glauben, daß ihnen für jedes Haar, das in den Strom fällt, eine Million Jahre Aufent-

halt im Himmel verstattet werde. Die Regierung legte diese Taxe erst um 1810 und gegen den Willen des Volkes auf. Jeder Fußgänger zahlte Eine, jeder, der auf einem Wagen kam, zwei, jeder auf einem Elephanten zehn Rupien. Den Barbieren, deren etwa 400 am Orte waren, wurde bei 50 Rupien Geld- oder drei Monat Gefängnißstrafe verboten, irgend Jemand ohne ein Rasiertaxcertificat zu rasiren. Diese Barbiertaxe allein trug der Regierung von 1812 bis 1827 1,600,000 Rupien ein. Nach ungefährer Berechnung hat die Regierung durch Beförderung des Götzendienstes von 1810 bis 1840 20,277,670 Rupien gewonnen."

Fast vier Decennien lang hatte dieser Stand der Dinge in Indien gedauert; die zahlreichen und höchst mannigfaltigen protestantischen Heidenboten-Institute sahen unter solchen Umständen, wie von ihnen nicht anders zu erwarten war, ihre Anstrengungen ohne alle Frucht. Endlich gelang es, die Presse des allerchristlichsten Englands zu alarmiren; im J. 1832 erließ die Regierung eine Acte gegen das Hindu-Gesetz, welches den Abfall vom Glauben der Väter mit Enterbung und Unfähigkeit zur Vererbung, als den Folgen des Kasten-Verlustes, bestrafte, und im J. 1833 befahl das Direktorium in London, die englische Verbindung mit dem indischen Götzendienste aufzugeben. Freilich war es ihnen dabei wenig Ernst, und ihrer Beamtenschaft noch weniger. Es dauerte viele Jahre, bis die berüchtigten Pilgertaxen aufgehoben, die Verwaltung der Pagoden und Tempelgüter an die Eingebornen zurückgegeben wurden, und noch übt das Oberhaupt der englischen Kirche das jus patronatus an allen Buddha-Tempeln Indiens. Doch waren innerhalb jener ganzen Zeit die englischen Heidenboten auf das Liberalste unterstützt worden, und dabei hätte es die wieder zum Bewußtseyn ihrer Mission (nicht das Heidenthum, sondern das Christenthum zu verbreiten) gelangte Staatskirche billig bewenden lassen sollen. Man sollte denken, sie hätte sich auch wirklich auf diesen geistigen Kampf um so mehr beschränkt, als bald genug

der thatsächliche Beweis offen vorlag, daß alle Politik Englands nicht im Stande war, dem erstorbenen Götter-Glauben der Hindu's neues Leben einzuhauchen. Der Missionär Ochs selbst erklärt: der Ruhm der Heiden, auf den sie bislang gepocht, sei zu nichte geworden, die Pagoden verfielen, weil es dem Volke an Gemeinsinn fehle, das Tempelgut werde von den Verwaltern sequestrirt, kurz — „wie in der ganzen Welt die Gottesfurcht, so habe auch die Götterfurcht abgenommen"; der Besuch der Feste sinke, die Götzenwagen verfaulten, wo vor wenigen Jahren noch fünf solcher Wagen zur Feier des Hauptgötzen ausgezogen, gelange jetzt mit Mühe Einer aus dem Stalle, und — „die Brahmanen werden vom Volke wie andere Sterbliche angesehen, es schämt sich, daß es sich so lange hat betrügen und plündern lassen."

Diesen Zuständen gegenüber durfte — sollte man meinen — die englische Staatskirche denn doch unbedenklich auf die geistige Macht ihrer Christuspredigt allein vertrauen, und der Anblick der Erfolge dieser Macht auf katholischer Seite hätte sie noch speciell anspornen sollen, ihre Mission von brutaler Gewalt, wie von diplomatischer Hinterlist fern zu halten. Aber nein! — wie könnte auch eine Staats-Kirche missioniren, ohne die unchristliche und immer segenslose Anwendung reinpolitischer Zwangs- oder Verlockungs-Mittel! So hat sie denn auch in Indien im J. 1850 eine neue Erbschaftsacte erzielt, vermöge welcher ein Hindu durch die Taufe sich in den alleinigen Besitz des ganzen Familien-Gutes setzen, und sein Weib los werden, oder sie zwingen kann, bei ihm zu verharren je nach Belieben. Das Ministerium nennt Das und Anderes vor den Schranken des englischen Parlaments: der Proselyten-Macherei sich enthalten, doch aber den zum Protestantismus übertretenden Hindu's „jeden erlaubten Vortheil verschaffen." Die bengalischen Hindu's haben sich gegen die Acte klagend an das Parlament gewendet, und in beiden Häusern Unterstützung gefunden. Die

Acte wirkt aber offenbar viel kräftiger, als die Bibel und alle ihre Predigt; sollte sie, und mit ihr die ganze Summe anderer „erlaubten Vortheile“, fallen müssen, so ist wenig Zweifel, daß die englische Staatskirche einst den Schauplatz ihres mehr als sechszigjährigen Wirkens wird verlassen müssen, ohne auch nur einen einzigen Eingebornen aufweisen zu können, der ihr Bekenner wäre.

Sie scheint auch gerade dort das Bedürfniß gesteigerter äußeren Macht mit brennender Ungeduld zu fühlen, und dieß das Motiv zu der am 2. Aug. im Oberhause verworfenen Bill des Erzbischofs von Canterbury gewesen zu seyn, welche endlich die anglikanischen Missionen und ihre Bischöfe in den englischen Colonien förmlich de jure und de facto mit der etablirten Kirche verschmelzen sollte. Ohne Zweifel erkannten die Lords so gut, wie die „Times“, die wahre Absicht, und daß sie zunächst auf Indien ziele, hielten aber hier die Sache selbst für verloren. Sie ist es auch! Und wieder eine Staats-Kirche wird dann, allem menschlichen Ermessen nach, in ihr indisches Erbe eintreten, um, wider Willen, abermals Zeugniß zu geben für den Felsen Petri! Denn die Ausrede von hundert protestantischen und schismatischen Sekten, daß sie ja keine Staatskirchen seien, wird Niemand irre machen; sind sie das nicht, so sind sie die Anarchie und streben wenigstens, jede für sich, als nach dem Culminationspunkt ihres Prosperirens, darnach: Staatskirche zu werden. Wahrlich! die Kirche steht an der Schwelle, vielleicht unermeßlichen politischen Elendes, aber jedenfalls der großartigsten religiösen Entwickelung!

II.

Wie die englische Staatskirche den „geistigen Kampf" gegen den landsmännischen „Papismus" führt; was sie sonst noch für öffentliche Triumphe feiert?

Die Katholiken des Continents haben guten Grund, von Zeit zu Zeit die berühmten „geistigen Waffen" zu besichtigen, mit welchen die Staatskirche Englands gegen die „Römer" im eigenen Lande streitet, denn diese finden in Deutschland und der Nachbarschaft augenscheinlich immer mehr Beifall. Nicht nur hat Niederland, in unmittelbarer Folge seiner glorreichen Erhebung zum restaurirten „evangelischen Staat", sie genau copirt, bis auf die in ihrer eigenen Heimath verschollene Titel-Bill und das geistliche Kleiderordnungs-Statut, sondern bekanntlich sind auch die evangelischen „Interessen" Preußens an England gewiesen. Was diese Mächte erst wieder von Neuem anstreben, und zwar Preußen noch aus weiter Ferne, das hat England unverkümmert behalten: die protestantische Staatskirche oder Suprematie. Eine besondere Veranlassung, ihre großartigsten Actionen aus neuester Zeit gerade jetzt hervorzuziehen, und um ihr innerliches Befinden im Vorbeigehen uns zu erkundigen, ist der Umstand, daß im englischen Parlament sehr interessante Debatten über das Simonie-Gesetz und die Ecclesiastical-Commissioners-Acte anhängig sind oder waren.

Um zuerst von den evangelischen Schranken zu reden, welche die Staatskirche dem vordringenden Rom auf parlamentarischem Wege zu setzen bedacht war, so kommen zunächst Spooner's Maynooth-Amendement und Chambers' Non-

nenklöster-Bill in Betracht. Das irische Priesterseminar zu Maynooth ist das einzige katholische Institut in den drei Reichen Ihrer brittischen Majestät, das einen Staatszuschuß erhält; dafür schlagen die Zeloten der etablirten Kirche, im Bunde mit einzelnen Fanatikern unter den Dissenters, in jeder Parlaments-Session Alarm über den Untergang, welcher der Kirche und dem Reiche Ihrer Majestät von Maynooth her drohe. Obgleich dießmal die Minister selbst alle und jede Gefahr abgeläugnet, ist doch wieder eine Regierungs-Inquisition über das Seminar verhängt worden, und als am 19. Mai d. Js. vor dünnbesetztem Hause das Staatsbau-Budget für Irland mit 45,000 Pf. St. berathen wurde, gelang es dem ehrenwerthen Meister Spooner, das Unterhaus zu überzeugen, daß die 1200 Pf. St. für Reparaturkosten am alten Bau zu Maynooth gestrichen werden müßten. Die irischen Priester sind arm, sie werden das verfallende Haus nicht restauriren können, und wenn einmal Wind, Regen und Schnee durch Dächer und Dielen, Wände, Thüren und Fenster ihnen um die Köpfe sausen, dann wird das Seminar von selbst ein Ende nehmen! — so rechneten M. Spooner und seine Collegen, die in guter Zahl von den Hustings herab die altenglischen Herzen ihrer Wähler mit den theuersten Schwüren versichert hatten: das Haus des Teufels zu Maynooth müsse fallen um jeden Preis.

Selbst die liberalen protestantischen Blätter hielten dafür, solcher Triumph sei zu schäbig, als daß er die etablirte Kirche fett machen könnte; den Raub an den Katholiken an sich beklagten sie aber nicht, sondern bloß, daß seine Ausbeute so gering gewesen. Darum lauteten auch jene Stimmen zum großen Theile ganz anders, als Chambers und Inglis die wahrhaft infame Bill einbrachten, welche unter dem Vorwande, daß möglicherweise (denn kein einziges Factum aus den drei Jahrhunderten konnte angeführt werden!) in den Nonnenklöstern des Landes Individuen gegen

ihren Willen zurückgehalten werden möchten, die frommen Damen der Rechte berauben sollte, die der höchste Stolz jedes Engländers sind: der persönlichen Freiheit und des Hausrechtes. Die ad hoc zu ernennenden Commissäre sollten gegen die Klöster dasselbe Recht des Eindringens, der Durchsuchung und des Einzelnverhörs, ohne weiteres und auf bloßen von ihnen für „vernünftig" gehaltenen „Grund" hin, haben, wie die continentale Polizei es bezüglich gewisser öffentlich verrufenen Häuser übt. John Russel selbst erhob sich mit einem Vortrag, der nahezu ein Panegyrikus auf die brittischen Nonnen war, gegen den schmählichen Antrag; die Katholiken in Masse sendeten ihre entrüsteten Petitionen; redliche Protestanten sprachen ihren Abscheu offen aus, und gaben dem tadellosen christlich-menschenfreundlichen Wirken der verfolgten Damen lautes Zeugniß; ein deutscher Protestant that dasselbe mit großem Enthusiasmus von Dublin aus selbst in der „Allgemeinen Zeitung" — der staatskirchliche Kern des Parlaments aber, auch seinerseits auf zahlreiche Petitionen gestützt, hielt fest, und die Majorität fand nicht den Muth, die Bill zu verwerfen, sie wurde bloß zurückgestellt. Der Triumph war demnach doch nur halb, und noch ein stechender Schmerz zuckte bald darauf durch die großmüthigen Herzen der Ritter des „evangelischen Staates." Die Regierung erklärte nämlich, gezwungen zu seyn, den berüchtigten Sixmile-Bridge-Proceß fallen zu lassen, nachdem sie gerade ein Jahr lang nach einem strafbaren Reat an den beiden irischen Priester gesucht hatte, welche damals die Wähler gegen die einschreitende englische Soldateska verhetzt haben sollten. Wer sich noch an das mörderische Geschrei der Fanatiker erinnert, wie sie auf Grund der Vorgänge bei den Wahlen zu Sixmile-Bridge den ganzen katholischen Priesterstand hochverrätherischer Tendenzen gegen die Sicherheit des Staates beschuldigten, und in allen protestantischen Organen des Continents Widerhall fanden, wie sie die Statuirung

eines solchen Exempels an den beiden Verbrechern verlangten, das alle und jede Betheiligung an den Wahlen den römischen Pfaffen hinfür verleiden solle — wer sich daran erinnert, wird einen neuen Beitrag zur Kenntniß der „geistigen Waffen“ der Staatskirche besitzen.

Während sie sich so im eigenen Lande nach Außen bethätigt, charakterisirt sie nach Innen alle Unsicherheit des bösen Gewissens. Auf ihren unermeßlichen Goldhaufen sitzend, ist sie von principiellen innern Spaltungen in der Lehre gequält, sieht sie sich von ihren zu den Dissenters abgefallenen Kindern, welchen bereits nahezu die Hälfte aller Protestanten Englands angehört, mit dem verzehrenden Feuer des Hasses und der Verachtung verfolgt, von dem Volke der Proletarier und Bettler, das ist von drei Viertheilen der brittischen Nation, verflucht und fixirt, wie die Mücke im Netze der geschwollenen Spinne, von allen Bessern bemitleidet oder verabscheut. Ueber etwa sechs Millionen Seelen gesetzt, gebietet sie über eine Einnahme von 236 Mill. Fr., gerade 12 Mill. Fr. weniger, als die Geistlichkeit der ganzen übrigen christlichen Welt, ohne England, jährlich bezieht, und dazu muß sie sich sagen lassen, daß sie Nichts thue für das geistige und leibliche Wohl des Volkes. Eine Anzahl ihrer Prälaten sucht zwar die starren Bande der Zucht, in der das Parlament und der Rath Ihrer Majestät sie halten, zu lockern, und durch Wiederherstellung der seit vielen Menschen-Altern zur abgeschmackten Farce erniedrigten Convocation, des geistlichen Parlaments, ihr den Schein von Leben und Autonomie zu gewinnen. Allein am allerwenigsten will Königin Victoria selbst einen solchen Keim zur Schmälerung ihrer „höchsten Autorität in kirchlichen Dingen“ (ipsissima verba!) dulden; sie liebt es, ihre Erzbischöfe und Bischöfe, die sich der legitimsten Succession von den Aposteln her rühmen, bei den ihnen gewährten Audienzen vor dem königlichen Throne auf den Knieen liegen zu sehen, ihren Eifer für Ihrer Ma-

jestät Papstthum zu loben, und sie huldvoll zur Ehre des Handkusses zuzulassen. Der Greis auf dem Stuhle Petri in Rom empfängt die armen Bischöfe seiner Kirche nicht anders, als mit brüderlicher Umarmung; wenn dagegen der Träger aller großartigen Erinnerungen, die z. B. an dem Namen eines Erzbischofs von Canterbury haften, an der Spitze seines Klerus dem Stuhle des Oberhaupts der englischen Kirche naht, so küßt er, auf den Knien liegend, die Hand eines — Weibes. Also hat die englische Reformation ihren Ruhm erfüllt, und das wahre bischöfliche Amt von den Schlacken papistischer Menschensatzungen gereinigt; und dennoch verdient diese Reformation die aufrichtige Bewunderung aller deutschen General- und Special-Superintendenten, denn sie hat ihren Würdeträgern wenigstens die zeitlichen Subsistenz-Mittel, und zwar unter eigener Verwaltung, bis auf unsere Tage unverkümmert gelassen. Erst in neuester Zeit ist die Nation in allen ihren Spitzen bemüht, den Reichthum der Staatskirche mit einem Eifer zu beschneiden, der den Wunsch verräth, ihr die übel angewendeten Mittel lieber ganz zu entziehen.

Schon ist sie in der canadischen Colonie aus dem Hauptbesitz des Kirchengutes gedrängt, und selbst die ärmere schottische Staatskirche soll die Hälfte der Häusersteuer verlieren, von der ihre Prediger in Edinburg seit fast zwei Jahrhunderten lebten, weil diese Steuer ganz vorzüglich verhaßt sei und die Majorität drücke, um die Kirche einer Minorität zu erhalten. Zu gleicher Zeit schafft das Parlament den Glaubenseid der schottischen Universitäts-Professoren ab, welche künftig bloß das Versprechen geben sollen, ihre Stellung nicht „zur Untergrabung" ihrer Staatskirche mißbrauchen zu wollen, und mit großer Mehrheit wird der Antrag, sie wenigstens „beim wahren Glauben eines Christen" zu verpflichten — verworfen, und zwar um der Juden willen. Denselben Weg wandeln die englischen Hochschulen augenschein-

lich auch, und wenn sie alsbald, gleich den deutschen, als die Höhenmesser der Verrottung im religiösen und politischen Leben Englands dastehen werden, so ist der schnelle Wechsel durchaus nicht zu verwundern. Es scheint in der That, daß der böse Geist, der in dem alten Hause der drei Reiche umgeht, rascher, als irgendwo seit drei Generationen, die Bedingungen des Volksglücks zerstören werde.

Unter diesen Umständen, im Angesicht der unerschwinglichen Armentaxen und des so riesenhaft anwachsenden Pauperismus, daß schon jetzt ein bürgerlicher Mittelstand zwischen dem übermäßigen Reichthum und dem vollendetsten Proletariat nicht mehr existirt, müssen die schmutzigen und unwürdigen Geldhändel der Säulen der etablirten Kirche mit zermalmendem Gewicht auf diese selbst zurückfallen. Wir brauchen uns nicht näher auf die Genesis des Simonie-Gesetzes einzulassen, da allbekannt ist, wie Amt und Stelle des Seelsorgers im staatskirchlichen England von jeher ein Tausch- oder Handels-Artikel war. Der Casus gehört eigentlich unter das allgemein protestantische Capitel von den Vocationen per genitivum aut dativum; nur hat sich in England das System so kräftig und ungenirt ausgebildet, daß diesem Herkommen gegenüber jenes Gesetz völlig illusorisch ist. Hängt irgend eine Pfründe nicht am Schürzenband einer geistlichen Tochter, oder an einem Patent für den Herrn Sohn und dergleichen, so kann der Patron oder der Besitzer sie auch unter den Annoncen öffentlicher Blätter feil bieten, ja, selbst die Anwartschaft auf dieselbe für zweite und dritte Hand verwerthen. Wie ein verkäufliches Landgut wird die Pfarrei nach Lage, Bestand und Comfort beschrieben, die Zahl der Pfarrkinder, wie dort die Stärke der Schafherden, und bringt der Inhaber der seelenhirtlichen Stelle sie vortheilhaft an Mann, so muß ein halbverhungerter Vicar als geistlicher Stellvertreter des pfarrherrlichen Käufers diesem die Procente herausschlagen helfen. In grellen Farben hat

erst am 6. Juli ein liberales Mitglied dem Parlamente diese Gräuel vorgemalt; die streng protestantischen Tory aber mit den übrigen Staatskirchen-Männern schoben seine Bill glücklich auf die lange Bank, nachdem sie nachgewiesen, daß sie ein — Eigenthumsrecht verletze. Welche Kirche, die solche „Eigenthumsrechte“ begründet!

Noch schlimmer, das Ansehen der anglikanischen Bischöfe tödtlich verwundend und für die ganze Aristokratie, deren Herrschaft ohnehin Schlag auf Schlag dem Falle zuwankt, verhängnißvoll, drohen die Erfahrungen zu werden, welche die „Ecclesiastical-Commissioners“ an der hohen Prälatur gemacht, und deren Debattirung nun von der Presse in das Parlament übergehen soll. Der Bischof von Salisbury, durch die öffentlichen Anklagen der „Times“ wegen unredlicher Mehrung seines Einkommens bis auf's Blut gedrängt, hat schon den 24. Juni vor dem verstummenden Oberhaus sich vertheidigt, und nun in der Verzweiflung selbst Untersuchung verlangt; auch der Bischof von St. Asaph glaubte gegen die „Times“, welche die apostolischen Männer ohne Unterschied der schamlosesten Plusmacherei zeiht, bemerken zu müssen, jene Commissioners hätten ihm vielmehr umgekehrt einen Theil seines gesetzmäßigen Einkommens gestrichen, und er habe ihnen leider die Beute nicht wieder abjagen können.

Zur nöthigen Orientirung über diese folgenschweren Vorgänge möge der scandalöse Handel des Bischofs von Durham dienen, der nahezu schon im Mai d. Js. vor das Parlament gekommen wäre. Im J. 1836 erging nämlich zu dem Zwecke, die auf wahrhaft ärgerliche Höhe gestiegenen Bezüge der Bischöfe auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen, das Gesetz, daß das Bischofs-Gut zwar wie bisher unter der eigenen Verwaltung der Prälaten verbleiben, ihr jährliches Einkommen jedoch fixirt und der Ueberschuß der

Revenuen jener eigens zu instruirenden „Kirchen-Commission" für anderweitige staatlichen Kirchen-Zwecke eingehändigt werden solle. Bei der Fixirung der Einkünfte nun fielen auf St. Asaph 105,000, auf Worcester und Salisbury 125,000, auf York und London 250,000, auf Canterbury 375,000 Franken u. s. f. Die Prälaten glaubten aber mit diesen Revenuen sich nicht begnügen zu sollen, und am entschiedensten lehnte sich endlich der Bischof von Durham mit seinem kümmerlichen Einkommen von 200,000 Fr. auf. Plötzlich erklärte er der vorgesetzten Commission die absolute Unmöglichkeit, „seinen bescheidenen Haushalt" zu bestreiten, wenn ihm die 200,000 Fr. nicht wenigstens von den seiner Würde anhängenden Lasten befreit und eximirt würden. Zu diesen specifisch-bischöflichen Lasten gehörten unter Anderm ein Jägermeister und zwei Aufseher auf den Gütern zu Auckland, ein Jägermeister zu Merrington, ein Jägermeister zu Weardales, zwei ständige Jägermeister und zwei Aufseher für die Zeit der Auerhahnfalz zu Moors, dazu die Bedienten seiner Lust- und Nutzgärten, kurz, im Ganzen ein Gefolge mit 27,500 Fr. jährlichen Gehalts. Die Commission war nicht der Meinung, daß die Kasse des Herrn Bischofs um dieses Personal zu erleichtern sei, und der Verdacht, er möchte sich von dem abzuliefernden Ueberschuß der Revenuen selbst bezahlt machen, veranlaßte sie zu einer genauen Untersuchung derselben. Schon im J. 1838 hatte sie der Bischof, unter vielen Klagen über den schlechten Ertrag seiner Blei- und Kohlenminen bei den sinkenden Preisen ihrer Produkte, auf bloß 293,500 Fr. angegeben, während die zuverlässigsten Berechnungen der Commission, je ein schlechtes und ein gutes Jahr in Compensation gestellt, einen durchschnittlichen Ueberschuß von 325,000 Fr., nach Abrechnung des bischöflichen Besoldungstheils, erwiesen. Seitdem sind die Erträgnisse des Bischofsgutes ungemein gestiegen; der Prälat bezahlte aber, trotz seiner Gewissens-Pflicht, den ganzen Mehrertrag über die 200,000 Fr.

jährlichen Salars getreulich abzuliefern, nie einen Heller mehr, als jene im J. 1838 festgesetzte Summe. Natürlich ist es für jeden Andern, als den Herrn solcher Güter selbst, sehr schwer, ja unmöglich, ihren Ertrag genau zu bestimmen; doch hat die jüngste Untersuchung mit Evidenz herausgestellt, daß der Bischof in den vierzehn Jahren, von 1836 bis 1850, über die ihm gebührenden 200,000 Fr. jährlich, nicht weniger als 1,850,000 Fr. unterschlagen und für sich behalten habe.

Das Faktum machte ungemeines Aufsehen in ganz England. Die Vorsehung hatte noch dazu für eine eigenthümliche Illustration desselben gesorgt, indem gerade zur Zeit, als es bekannt wurde, der katholische Bischof Ullathorne von Oxford mit seinem Generalvicar Dr. Moore wegen des Verfalls einer für milde Stiftungen übernommenen Bürgschaft in den Schuldthurm zu Warwick geworfen wurde, bis das Gericht auf Freilassung gegen Bezahlung der 200 Pf. St. erkannte, welche des Bischofs und Dr. Moore's ganzes Vermögen repräsentirten. Dieser sonderbare Gegensatz zu der pecuniären Verfassung und den Finanzkünsten des Bischofs von Durham bildete das allgemeine Gespräch, er selbst aber fand kein Wort der Erwiderung. Man nannte damals schon das Mitglied, welches die Sache im Parlament anhängig machen werde, und über kurz oder lang muß dieß geschehen, da die Presse und die öffentliche Meinung allzu sehr und über alle Bischöfe der Staatskirche wegen solcher Geld-Operationen erbittert sind. Es war Lord Blandford, der seine allgemein für dringend erkannte Motion jüngst auch wirklich eingebracht, und nach den neuesten Berichten bloß wegen bevorstehender Vertagung des Parlaments zurückgenommen hat. Die nächste Saison wird sie aber neu aufstehen sehen, und ohne Zweifel wird auch dann wieder der Antrag dahin lauten, daß den Prälaten die Selbstverwaltung der Bisthums-Güter ganz genommen werden müsse. Hierin be-

ruht eben die unberechenbare Tragweite des voraussichtlichen Bruchs. Die Bischöfe sind im J. 1836 noch mit zarter Schonung behandelt, und bei ihrer freien Verwaltung belassen worden; werden sie aber endlich auf Gehalt gesetzt seyn, wie andere Beamten, so ist ihre politische Bedeutung für immer dahin, während ihre kirchliche auch schon gestorben ist, und bloß noch der Beisetzung wartet. Damit wird aber auch der entscheidende Schlag gegen die Aristokratie geführt seyn, welche seit Jahrhunderten die Hauptstütze des Thrones einerseits, der Verfassung andererseits, kurz — der eigentliche Souverain war. Die schreiende Anomalie der englischen Staatskirche kann nicht fallen, ohne den bewunderten Staatsbau Englands, die Panacee aller modern-liberalen Staatsweisheit, mit sich in's Verderben zu reißen.

XVI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Die politische Weltlage der Zukunft; Aussicht der Kirche und der „Kirchen“; Englands Niedergang und Stellung zur Krisis; seine Bundesgenossen, die Revolution und ihr confessioneller Anstrich; Oesterreich und Preußen am Zünglein der Wage; die Vermittlung und Rußland, die Lage der Türkei.

Ob nun Rußland im Frieden oder, wenn die hohe Pforte noch mehr Widerstandskraft entwickeln sollte, als ihre großmächtigen Alliirten und Beschützer im Westen, durch das Schwert seinen Willen in der Türkei durchsetzen wird, ob das gesteckte Ziel in einigen Monaten, oder in zehn Jahren

vollständig zu erreichen seyn mag, immerhin ist der hergebrachte Kern der politischen Weltstellung, das sogenannte europäische Gleichgewicht, bereits zerstört, und der Keim einer neuen Gestaltung aller großen politischen Verhältnisse sticht schon zu Tage. Die unübersehbaren Erfolge des Dampfes gegen die alten Regulatoren der Weltlage zwischen Völkern und Staaten, ich meine: Zeit und Raum — sie haben der Halbinsel Europa arg mitgespielt; mag sie auch noch fortfahren im Reiche des Geistes, als die ursprüngliche Heimath der christlichen Civilisation, zu gebieten, so ist ihr doch offenbar das Scepter des politischen Principats bereits entfallen. Die europäischen Fragen werden Weltfragen; während das europäische Gleichgewichts-System einst die Welt beruhigte, wird von jetzt an der Antagonismus dreier Erdtheile die Welt, und vor Allem das gründlich gespaltene Europa bewegen. Görres hat diese neue Wendung in der Weltgeschichte prophetischen Geistes geschaut, und den Gedanken vor Jahren schon unter seine Aphorismen eingetragen. „Langsam", sagt er, „wie die Cholera, schleicht die asiatische Erstarrung einer Rückenmarks-Lähmung gleich von Glied zu Glied, von Osten immer weiter nach Westen, von Volk zu Volk dringend, und würde in eine allgemeine Erstarrung auszuschlagen drohen, wenn höhere Mächte nicht dem darauf losarbeitenden Unverstande in die Zügel fielen und von Westen her, über Meere, nicht eine entgegengesetzte Verflüchtigung, ein Trennen und Scheiden und Lösen herbeigeführt hätten."

Noch allerdings sind Ost und West, das schismatisch-kosakische Asien und das protestantisch-republikanische Amerika, zu dem großen Zusammenstoß über Europa nicht gerüstet. Es fragt sich sogar noch, ob derselbe nicht von der amerikanischen Westküste aus gegen russisch Sibirien und seine Nachbarn, Rußlands künftige Alliirten in China und Japan, eher erfolgen werde, als über den atlantischen Ocean gegen

das Mittelmeer. Wenigstens läßt in diesem Augenblicke der colossale Demokraten-Staat Nordamerika's durch eine große, für Krieg und friedlichen Verkehr gleichmäßig gerüstete Flotte jene Ostküsten Asiens ebenso fleißig untersuchen, gewillt, um jeden Preis das hermetisch verschlossene Japan seinem Handel zu öffnen, als andererseits die mit Geld, Einfluß, revolutionären Bundesgenossen und naturwüchsiger Unverschämtheit mehr als genug ausgestatteten Yankee-Missionäre das Terrain der kleinasiatischen Küstenländer recognosciren. Sonderbar! die orientalische Frage tauchte auf, und das bezopfte Reich der Mitte wurde lebendig; Rußland rückt mit Heer und Flotte gen Süden, und zugleich wird lautbar, daß die amerikanisch-protestantischen Missionen selbst Englands propagandistische Anstrengungen im Orient überflügelt hätten. Vielleicht wird gerade die Umwälzung in China, die unverholen als specifisch-protestantisch, und als glorreiches opus posthumum des berüchtigten Bibel- und Opium-Mannes Gützlaff gepriesene Rebellion gegen den traditionellen Zopf, es seyn, was den ersten Stoß Amerika's auf Asien vom Mittelmeere ableitet und an den stillen Ocean fixirt; doch sollte die amerikanische Thätigkeit in Kleinasien jedenfalls die bequeme Einbildung benehmen, als wenn Rußland und Nordamerika einander wenigstens auf dieser europäischen Seite noch fern genug wären.

Wie gesagt, es mögen Jahre verfließen, bis die drei Erdtheile in das neue System der Antagonie gegen einander völlig eintreten; aber auch diese Frist banger Erwartung wird nicht windstill vorüber gehen. Denn das ist nicht zu verkennen, daß das neue politische Welt-System in der gegenwärtigen europäischen Constellation bereits vorgebildet und im Kleinen thätig ist. England, jetzt noch mit der Revolution und Frankreich im Bunde, vertritt die Rolle des protestantisch-republikanischen Westens; Rußland, vorderhand und vielleicht für einige Jahre erst noch in spe Herr

aller Griechen und Slaven in der Türkei, steht als die schismatisch-absolutistische Macht Asiens mit seinem Hauptlager in Europa; Oesterreich und Preußen (?), oder das reelle Deutschland, liegen noch allein, nach beiden Seiten hin reagirend und vermittelnd, zwischen den feindlichen Weltmächten. Dunkel sind freilich die Wege, welche dieses Bild der politischen Zukunft im Kleinen seiner Verwirklichung im Großen über die drei Welttheile hinführen werden. Wird die Revolution zu dem Ende den ganzen europäischen Continent vom Westen her überfluthen, und nur durch die verhängnißvolle Hülfe des Ostens zurückgedrängt werden? Dann wäre das finis Germanorum et Romanorum gekommen, und Europa träte in ein Zeitalter neuer Barbarei! Ist aber Gott dem großen Sünder Europa gnädig, so wird Frankreich im Laufe der Entwicklung von seiner westlichen Allianz loskommen, und mit den Hinterländern des europäischen Continents, denen es durch Religion und Geschichte angehört, die große doppelte Front gegen die politischen und religiösen Excesse des Westens, wie des Ostens bilden. England scheint bestimmt, in der vereinigten Macht Amerika's und der Revolution unterzugehen, und von der erhabenen Stellung eines Dictators zur See in die bescheidene Rolle des seufzenden Wirthes im Absteige-Quartier jener finstern Gesellen herabzusinken; Rußland ist der Erbe Englands in Asien, und die politische Weltstellung der Zukunft ist fertig. Wie immer ihr europäischer Kern, in der Mitte zwischen den feindlichen Weltmächten, gestaltet seyn wird, auf sein moralisches Gewicht wird Alles ankommen. Sonst könnte man mit Conjecturen ganze Folianten füllen; zuverlässig aber bleibt für jetzt soviel: daß keine irdische Macht mehr im Stande ist, den Weltlauf der Dinge in die engen Schranken von 1815 wieder einzudämmen, und conservativ seyn bald nicht mehr: erhalten, sondern: retten wird heißen müssen; zweitens, daß in der Neugestaltung der politischen Dinge die Revolution —

Dank der Vorsorge Englands! — eine ganz andere und ungleich gewaltigere Stellung und Organisation einnehmen wird, als in dem sogenannten „tollen Jahre."

Wir haben in politicis keine festen Katechismus-Regeln, noch sonst ein Patent auf die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes. Aber wenn uns auch Hr. Dr. Leo verheißt, daß „die Befreiung der Türkei aus dem jetzt einigen russischen Reiche, ehe zwei Menschenalter vergehen, wenigstens viere mache" — so scheint auch in diesem Falle der Keim zur künftigen Situation derselbe zu bleiben. Alle große Politik der Zukunft nämlich wird Religions-Sache werden, und alle Religion, mit Ausnahme einer einzigen, Politik. Oder, sind denn nicht die zwei großen widerkirchlichen Richtungen bereits völlig in Politik ein- und untergegangen? Vom Schisma liegt die Thatsache so offen da, daß die halbe Welt über ihrem Anblick ernstlich erschrocken ist; und was den Protestantismus betrifft, der die Signatur des revolutionären Westens schon ist, und noch mehr in der politischen Weltstellung der Zukunft seyn wird, so brauchen wir nicht einmal England und Amerika zum Beweise herbeizuziehen, daß er zur Politik geworden; es genügt ein Blick auf das Gebahren der zwei großen conservativ-protestantischen Parteien Preußens: wie die „Kreuzzeitung" ohne Scheu den Krieg für das Schisma im Namen des Protestantismus fordert, und das „preußische Wochenblatt" offen erklärt: Preußen sei zwar ein paritätischer Staat, aber sein Königshaus protestantisch, und „bei einem etwaigen Kriege würde der König von Preußen den protestantischen Charakter dieses Krieges in seinem Aufrufe hervorheben müssen."

Ja! es wird ein neues, vielleicht das letzte, welthistorische Zeugniß ergehen für den Felsen, auf den Christus seine Kirche gebaut hat; denn die katholische Kirche allein wird vom politischen Odium frei und gesichert gegen allen erdhaften Geist ihre Mission verfolgen können, wenn alles andere Kirchenwesen als Politik auf dem Schauplatze steht. Zum Glücke widerstreiten sich die politischen Interessen der großen akatholischen Weltmächte des Westens und des Ostens; die Kirche wird freilich in die von der „Kreuzzeitung“ ihr schadenfroh in Aussicht gestellte Situation zwischen den zwei Mühlsteinen, dem protestantischen und dem schismatischen, eintreten; aber die gehoffte Zermalmung ihrer materiellen Basis müßte die ganze europäische Civilisation mittreffen, und auch dann wäre noch die Kirche nicht vernichtet. Der Kampf wird gewiß ein harter seyn; die Kirche aber blüht gerade im Kampfe. Das ist ihr schlagender Gegensatz zu dem Weltgötzen, den man im Krystallpalast zu London ihr zum Trutz und Hohn feierlich verkündet und auf den Altar gesetzt hat, zu dem Gegengott Industrie und Gegenheiland Handel, dem der „Zeitgeist“ das vom Vater und vom Sohne genommene Scepter der Weltregierung übertragen wollte, als er unvermerkt an dem Rande seines Abgrundes angekommen war, und das ist ihr Gegensatz zu aller Religion, die mit dem Weltgötzen versippt ist, und dieser Versippung in schauderhafter Blindheit sich noch überlaut rühmt, wie selbst die gläubige Polemik gegen den Katholicismus thut. Je mehr in der Weltstellung der Zukunft das politische Uebergewicht Europa's zurück- und sein moralisches hervortritt, desto mehr wird seine Mission eine religiöse und katholische seyn; es wird für alle Zeit den Sitz des sichtbaren Oberhauptes der Kirche Christi voraus haben. Was sollte also die römische Kirche „fürchten“ von den Schritten Rußlands oder den Segeln der Yankee's? Trauern muß sie wohl über die vielsprechenden Blüthen katholischen Lebens, die im Orient vom Fuß

des Feindes zu zertreten sind; aber sie betet demüthig die Wege der Vorsehung an, die im Kleinen sie unterliegen läßt, damit sie einst im Großen siege, wenn der nordische Hannibal im Süden sein geistiges Capua gefunden haben, und die Welt lachen wird, bei der Ansicht der damals ergangenen Acten, als deutsche Kleinstaaten der bloß und allein ihr gutes Recht reclamirenden Kirche den 5. März 1853 erwiderten: „Wir wollen darauf nicht eingehen, was das bestehende Recht besagt; es dürfte genügen, in's Auge zu fassen, was das Wohl des Staates und das Wohl der Kirche erheischen.“

Und solcher Weisheit zu lieb sollte es Anderes, als bloße Nationalitätssucht seyn, wenn katholische Stimmen in Frankreich für den status quo Krieg fordern gegen Rußland? Wir als Katholiken vermochten nie einen andern Wunsch, als daß der Türkenscandal ein Ende nehme, soweit christliches Commando-Wort erschallen kann, daß es aber geschehe schnell und redlich. Nur konnten wir von beiden Eigenschaften an der gegenwärtigen orientalischen Frage von Anbeginn nichts entdecken. Wären wir wirklich bloß die „heimathlosen Ultramontanen“, wie man uns schilt, so wäre es uns leichter gewesen, darüber Beruhigung zu fassen; als getreue Deutschen aber können wir ebenso wenig verschiedenen, ohne Zweifel wohlgemeinten Zumuthungen unserer katholischen Brüder in Frankreich nachgeben, als aufhören zu verlangen, daß Oesterreich vom Türkengebiet das erhalte, was Deutschlands materielle Lage gebieterisch fordert. Die „Kreuzzeitung“ möge diese Worte „heimathloser Ultramontanen“ wohl erwägen! Sollte sie aber Bedenken tragen wegen der Stellung, die der deutsche Protestantismus in der von uns geahnten politischen Weltstellung der Zukunft, auf dem europäischen Continent als dem Kern derselben einnehmen würde, so glauben wir, daß auch nach der westlichen Seite

hin mutatis mutandis wahr würde, was Herr Dr. Leo von der östlichen prophezeit *):

„Zu fürchten braucht die abendländische Kirche die Restitution der orientalischen Kirche nirgends, diesen dem äußern Umfang nach wohl angeschwollenen, innerlich aber von sehr alten Zeiten her verbuddeten Zwerg, und der Wiederbeginn eines Spieles geistiger Kräfte zwischen Rom und Constantinopel könnte einerseits nur wesentlich die Bedeutung haben einer allmähligen Erziehung des Orientes in diesem Ringen — wobei allerdings (wie jeder Vater durch die Erziehung seines Sohnes wieder selbst gereifter wird) auch der Occident manchen geistigen Vortheil, zunächst aber den sittlichen Gewinn haben würde, daß die Einheit des Occidentes sich wieder recht in den Herzen rührte und der Gegensatz der römischen Kirche und der protestantischen Gemeinden sofort eine andere, eine verwandtschaftlichere Färbung wieder annehmen müßte. — Oder gibt es wirklich Thoren in der protestantischen Welt, die sich einbilden, wir könnten irgend eine Beziehung zu der innerlich unerzogenen, verzwergten orientalischen Kirche gewinnen, während uns alle unsere Erinnerungen in Freundschaft und Feindschaft nur an die römische Kirche hinweisen? — wenn es solche Thoren gibt, so ist es ihnen gegenüber genug die Sache als Thorheit zu bezeichnen. Alles, worüber diese Leute an der römischen Kirche klagen, finden sie weit härter accentuirt an der griechischen wieder — während dieser fast Alles mangelt, was uns noch der römischen Kirche verwandt seyn läßt. Wenn irgend ein Narr mächtig genug wäre, uns in eine äußere nähere Beziehung zur griechischen Kirche zu setzen, so würde es gerade nur eines solchen Strebens bedurft haben, um auch in der protestantischen Welt alle alte Liebe zur abendländischen Kirche von Neuem zu schüren und massenweise die protestantische Welt wieder mit Rom in Verbindung zu setzen."

*) „Geschichtlicher Monatsbericht" vom Juni. Halle'sches „Volksblatt" Num. 60.

Wenden wir den Blick zuerst auf die politische Lage des Westens, so wird die secundäre Stellung Frankreichs ihn nicht lange zu fesseln vermögen. Wir haben die Eventualität schon wiederholt besprochen, daß der Napoleonismus — wenn ihm überhaupt noch Zeit und Kraft dazu gegeben seyn sollte! — plötzlich zu einem gewaltigen Anlauf sich genöthigt sehen könnte, um Frankreich wieder auf die Höhe einer den Ton in Europa angebenden Macht zu bringen; aber sein nunmehriges Delassement ist sehr präjudicirlich, und erweist andererseits seine Fähigkeit, in der minder erhabenen aber sichereren Situation eines treuen Bundesgenossen des Continents in der politischen Weltstellung der Zukunft sich und Andere glücklich zu machen. Ganz anders ist es mit England; es muß, wie es jetzt ist, gebieten, oder als dieses England untergehen. So groß hat der falsche Gott Indûstrie, für den es den Gott der Wahrheit und der Gerechtigkeit verläugnet, das Brittenreich gemacht, und nun, da es seine Größe nach allen Seiten hin vertheidigen soll, gebietet ihm derselbe Götze das Schwert zu ziehen, und verbietet es ihm wieder in demselben Moment. Das eigene Volk ist mit sich selbst in absoluten Widerspruch gerathen; es verlangt einerseits Krieg bis zum Messer gegen jeden Hinderer der über die ganze Welt gespannten Interessen Englands, andererseits verdankt es seine Fortexistenz allein dem tiefsten Frieden mit den Mächten. Darum sieht man England jetzt Tantalus-Qualen leiden.

Bis zum Adrianopler-Frieden saß es noch in einer Art von neutralem Schiedsrichter-Amte über Europa; noch hatte es der Schwindel constitutioneller Propaganda nicht mit sich fortgerissen, noch galten religiös-moralische Rücksichten neben den materiellen Interessen. Bis dahin hatte England denn auch für die Pforte nichts als Schmähungen und tödtliche Angriffe gegen die „türkischen Barbaren"; dem Umsichgreifen der Russen sah es, ernstlich ungehalten über die hartnäckige

Bedenklichkeit seines „ältesten Allirten" und die endlos querulirenden Warnungen des Fürsten Metternich, mit Theilnahme zu. Als aber die materiellen Interessen in der öffentlichen Meinung allmächtig wurden, und ihre Partei in die Regierung brachten, da schlug die ganze englische Politik in das Widerspiel um, und Palmerston brachte die neue Wendung auf den Gipfelpunkt. Der „kürzeste Landweg nach Indien" sollte über die Trümmer Oesterreichs und über die englische Colonie Griechenland durch das befreundete Gebiet der constitutionellen, und von den Revolutionären aller Länder regierten Türkei hinführen. Jetzt, nachdem ein russisches Constantinopel droht, nähme man auch mit dem Ueberlandweg via Aegypten und Candia vorlieb, aber ach! nicht nur ist Frankreich in Mittelmeers-Sachen nicht verlässig, sondern, was das Schlimmste, jeder Weg nach Indien droht für England, über kurz oder lang, überflüssig zu werden. Der starke Räuber wird dort dem noch stärkern Plünderer unterliegen müssen. Mag auch diese größte Gefahr noch etwas fern liegen, so wie die von den Blättern Englands und Schwedens bereits angekündigte Wiederholung des am Bosporus mit glänzendstem Succeß aufgeführten moscowitischen Nationaltanzes an den schwedischen Ufern der Ostsee und auf den Inseln im Sund, sammt der russischen Thronfolge in Dänemark, mögen die Russen für jetzt sogar die Donaufürstenthümer wieder räumen, so haben doch die von den englischen Märkten bereits sehr schmerzlich empfundenen Einwirkungen des Conflikts im Orient, und die dort aus der bloßen Furcht vor möglicher Sperre des schwarzen Meeres erwachsene unerhörte Lebensmittel- und Rohstoff-Theurung genug Vorgeschmack von den kommenden Dingen gegeben. Es bedarf nicht einmal der förmlichen Occupation Rußlands in der Türkei; der Fall englischer Autorität im Orient, und ein dort herrschender Einfluß des Czaren reicht schon zu, die freie Bewegung der brittischen Großmacht, die wesentlich Industrie-

Staat ist, zu lähmen. Und wie könnte englisches Ansehen an der Pforte ferner noch vorwiegen, nachdem es vor den Augen des Sultans den qualificirtesten Selbstmord an sich begangen hat.

England ist in hochmüthiger Verblendung, sammt seinem nur allzu gelehrigen sultanischen Schützling, seit Jahren selbst der rüstigste Vorarbeiter zu seinem Verderben im Orient, und folglich überall, gewesen. Weil Rußland ruhig im Hintergrunde saß und alle seine frechen und rechtslosen Uebergriffe ad notam nahm, um einst die volle Summe quitt zu machen, deshalb scheint man in London sogar der czarischen Existenz vergessen zu haben. Wenigstens wollte oder konnte man Rußlands bittern Ernst auch da noch nicht begreifen, als dessen Armeen über hunderttausend Mann stark bereits gen Süden rückten, und suchte sich noch immer mit Rußlands ausschließlichem Eifer um die heiligen Stätten, mit Mentschikoff's unzweifelhafter Desavouirung, mit der Furcht und dem verdeckten Rückzug des Czaren vor den vereinigten Flotten zu trösten; man trieb die Türken durch schimpfliche Prahlereien zu einer Rüstung im großartigsten Maßstabe, von deren Folgen das banquerotte Land sich nie mehr erholen wird, versprach ihnen den mächtigsten Schutz, und siehe da! — kaum erweist sich Rußlands Ernst, so flüchtet England hinter die östlichen Mächte, um vom Czaren den Frieden zu erbetteln und die Erlaubniß, den Sultan freundschaftlichst zu einem Nachgeben zwingen zu dürfen, das für ihn schlimmer seyn muß, als ein ehrlicher Untergang. Dieß ist das Resultat der wohlgemeinten Bemühungen Aberdeen's, der öffentlichen Meinung und dem materiellen Interesse Englands gerecht zu werden, diesen zwei innig verbundenen Potenzen des englischen Staatsthums, welche dießmal Krieg und Frieden in Einem Athem verlangten. Sie konnten auch nicht anders, weil in der That der Krieg ihnen um kein Haar weniger nöthiger ist, als der Friede und umgekehrt; eben so

natürlich ist aber, daß sie nun mit dem friedlichen Resultat der ministeriellen Operationen in demselben Maße unzufrieden sind, als sie es mit dem kriegerischen gewesen wären. Seitdem die Welt steht, hat nie ein Staat an solchem absoluten Widerspruch in den Bedingungen seiner Existenz gelitten. Die aus demselben resultirende politische Praxis hat Europa längst mit einem Epitheton bezeichnet, das zum Sprüchwort geworden und in Jedermanns Munde ist; jetzt erfährt man, daß der Vorwurf: „Perfides Albion!“ kaum je einem französischen Journalisten geläufiger gewesen, als gegenwärtig den Londoner-Zeitungen selbst. Das ist der schwere Ernst der göttlichen Nemesis, daß sie der Strafe der Selbstverdammung verfallen!

Es ist unmöglich, daß England nicht jede Anstrengung machen sollte, aus dieser bangen Lage frei zu werden, das heißt, den offen zu Tage getretenen Widerspruch in seinem staatlichen Wesen nach Innen zurückzudrängen. Es gibt Ein Mittel dazu, ein lebensgefährliches, aber es ist das einzige. In der öffentlichen Meinung sind ihm die Wege schon gebahnt, nach den Zeitungs-Berichten auch im Ministerium selbst. Das Schlagwort ist auf beiden Seiten das in diesen Blättern seit einem halben Jahre viel besprochene: Oesterreich! Die officielle Presse führt es auch im Munde, wird aber weder sich selbst noch Andere berücken, wenn sie deducirt: die englische Politik habe vortrefflich operirt, denn im Wiener-Vermittlungs-Congreß sei ihr nun die Allianz, wenigstens der „passive Beistand“, Oesterreichs gewonnen, das sich an den Schritten gegen (?) Rußland betheiligt habe und nicht mehr zurück könne; schon „die Donau bürge für die Treue des neuen Alliirten.“ Wie fad diese im officiellen Frankreich eifrig nachgeschwätzte Rede lautet, so bezeichnend ist sie für die Schwäche jener Partei, welche dem ächt englischen Ausdruck der öffentlichen Meinung vielleicht noch den Weg verlegen möchte. Die sogenannte „Volksstimme“ aber sagt:

bei der ersten europäischen Friedensstörung wegen der Türkei muß Oesterreich mit dem unvermeidlichen Verlust seiner italienischen Provinzen bezahlen; die brittische Regierung mag im Nothfalle die Halbinsel Italien den Franzosen opfern, und für sich Sicilien, Candia und Aegypten nehmen!

Darauf sofort hinarbeiten, das wäre die in Palmerston verkörperte englische Politik, welche allein dem Bedürfniß Englands genügen könnte, Krieg und Frieden zugleich zu haben, indem sie wieder durch ein Mittelding zwischen beiden zu operiren anfinge: durch die europäische Revolution. Sie und Palmerston oder Seinesgleichen sind unzertrennlich, und beide zusammen vermöchten die Entwicklung der zukünftigen Weltstellung im Großen aus dem von ihnen selbst erst vollendeten Bilde im Kleinen am schleunigsten zu entwickeln. Palmerston würde auch bemüht seyn, die noch immer unbefriedigte napoleonische Sehnsucht nach einem förmlichen Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit England zu stillen; wenn nämlich bis dahin die rothen Gesellen sich noch nicht auf anderm Wege Frankreichs bemächtigt haben sollten. Dieser Weg wäre für das allianzbedürftige England am allersichersten; er besteht in Ermordung des „Tyrannen", glorreich geleistet von irgend einem der über das ganze Land verbreiteten Geheimbünde, welche von dem englischen Boden der „herzlichsten Uebereinstimmung" aus regiert werden und denen auch wieder das jüngste Mordattentat auf den Kaiser zu verdanken ist. Nach guten Nachrichten ist das noch lange nicht der letzte Versuch, und sind die Zustände des Landes so, daß über die Farbe des Nachfolgers kein Zweifel bestehen kann. Jedenfalls ist man mit den Rothen bloß in irgend einem deutschen Kleinstaat so gründlich fertig geworden, daß man nun auch ebenso mit den Schwarzen fertig zu werden hoffen darf; sonst ist die Revolution überall noch mächtig genug.

Sogar eine amerikanische Allianz läge einem Palmerston nahe. Zwar faßte die englischen Zeitungen einiger

Schrecken und es schien sie eine Ahnung der Dinge zu durchschauern, welche von der neuen Welt aus früher oder später über das „perfide Albion" selbst ergehen werden, als die amerikanische Corvette St. Lewis jüngst zu Smyrna, am östlichsten Ufer des Mittelmeeres, sich gerirte, wie wenn sie in einem indianischen Hafen läge, der österreichischen Brigg Hußar einen aufgefangenen ungarischen Flüchtling als vorgeblichen Bürger der Freistaaten mit geöffneten Batterien abforderte und dafür den meuchlerischen Mörder des österreichischen Seeofficiers Baron Hackelberg und die Anstifter des Aufstandes der Flüchtlinge zu Smyrna mit unerhörter Frechheit in ihren Schutz nahm. Sie murmelten sogar etwas wie von „mit Füßen getretenem Völkerrecht", als wenn ein solches seit dem freiheitlichen Regiment ihres Palmerston noch existirte; die Bestürzung wich aber bald, und als der Hußar den ermordeten Officier begrub, hißten alle Schiffe im Hafen zu Smyrna die Trauerflagge auf, mit einziger Ausnahme des amerikanischen und des — englischen. So findet sich England bereits auch in aller revolutionären Schandbarkeit zu dem andern Vertreter der Freiheit und Unabhängigkeit fremder Nationen durch ein Verhängniß hingezogen, dessen Schwere es doch selbst wieder zu fühlen scheint.

Englands öffentliche Meinung ist reif für diesen und jeden revolutionären Bund; ihre beiden Factoren, tödtlicher Haß gegen Oesterreich, als den Repräsentanten des continentalen Conservatismus, und protestantischer Fanatismus, verlangen nach ihm. Dem kommt die Revolution aller Orten mit einem Eifer entgegen, welcher ihr fast eine Art confessionell-protestantischen Anstrichs gibt. Sie hat immer gegen alles Katholische aus richtigem Instinkt am grimmigsten gewüthet; aber auffallen muß doch, daß jetzt kaum irgend eine rothe Affaire besprochen wird, ohne daß man speciell auf das Wort „protestantisch" stieße. Mazzini und Saffi nennen sich bekehrte Protestanten, Kossuth ist Calvinist. Auf

die Einzelnheiten ihres Bekenntnisses kann es dem politischen England um so weniger ankommen, als die „Times“ z. B. über den biblischen Protestantismus des chinesischen Rebellen-Kaisers vollkommen beruhigt ist, obgleich er vom Sündenfall nichts halte, die zehn Gebote um die drei ersten beschnitten und Jesus seinen himmlischen Bruder nenne; das liegt bloß in der Anwendung des „lautern Worts“ auf's Chinesische, und jenes bleibt in seinen Würden. Hören wir aber einige jener protestantisch-rothen Fälle. Der frühere Lehrer an der „evangelischen“ Schule zu Rimo-Szombat in Ungarn, Johann Dnack, wurde 1847 k. k. Feldwebel, dann Stabsofficier der Kossuth-Armee, und ist jetzt — Omer Pascha, General-Feldmarschall der Türken, der Schlächter von Montenegro. Der Ungar Basitz, einer der Mörder Hackelberg's, stand bei dem englischen Prediger Louis zu Smyrna in Diensten, der ihn, allen Consuln und Pascha's zum Trotz, der Verhaftungs-Commission vor der Nase weg, mit frechen Lügen entwischen ließ. Ueber 1200 Flüchtlinge in Smyrna allein scheinen das Hauptfeld für die Thätigkeit der zahlreichen englischen und amerikanischen Missionäre zu bilden. Als jüngst das Gerichtsurtheil gegen den hochverrätherischen Exminister Guerazzi bekannt ward, erregte Guarducci, „ein Flüchtling von schlechtem Ruf“, auf Corsika eine Emeute gegen das toskanische Consulatshaus, wofür ihn die Franzosen in Beschlag nahmen; Guarducci ist aber einer der vornehmsten Blutzeugen, welche im Mai 1851 mit dem florentinischen Grafen Giucciardini für das „lautere Wort“ Englands litten. Und, zum Ersatz! welche Freude für das antipapistische England, daß die rothen Dolchbrüder unter englischen Pässen und Verkleidungen gerade jetzt wieder hauptsächlich den Kirchenstaat mit Mord und Terrorismus bearbeiten. Auch bei der räthselhaften Verschwörung im österreichischen Salzkammergut stand jedenfalls der Sturz der Kirche voran auf dem Programm, und sollen sich bei den auf's äußerste fana-

tisirten jungen Leuten besonders „evangelische Tractätlein“, wie es scheint aus der englischen Fabrik in Basel, gefunden haben. In England hatte der Flüchtling Gavazzi sich aufgemacht, um den verstockten Katholiken auf Canada das Evangelium zu bringen, und als in Montreal und Quebeck das niedere Volk mit Geschrei und Steinwürfen auf seine Lästerungen antwortete, vertheidigten die englischen Stadt-Behörden seine heile Haut mit mörderischen Salven. Inzwischen mißhandelten Gavazzi's geistliche Kinder in London selbst, die flüchtigen Italiener in Baldwins-Garden, jetzt natürlich alle gute Protestanten, die zwei Priester der benachbarten irischen Kapelle am hellen Tage auf das schmählichste, und eröffneten gegen die zu Hülfe eilenden Irländer eine förmliche Straßenschlacht mit Dolchen und Messern; sie rächten so ihren Protestantismus an den beiden Controvers-Predigern, ohne daß hier, von Salven zu geschweigen, auch nur Constabler-Stäbe in's Mittel getreten wären, und als die Priester den protestantischen Hauptblättern Berichtigungen ihrer lügenhaften Berichte sendeten, verweigerten sie die Aufnahme. — Dieß sind nur einige wenigen, in der jüngsten Zeit bekannt gewordenen Beispiele, wie die rothe Revolution es versteht, gerade den protestantischen Fanatismus der öffentlichen Meinung Englands zu kitzeln.

Eine englische Allianz mit der Revolution ist noch nicht der allgemeine Krieg, und da dieser den gegenwärtigen Geld-Interessen Albions ebenso unleidlich ist, als der allgemeine Scheinfriede allen Interessen seiner Zukunft, so wird auch des falschen Gottes Industrie sichtbarer Stellvertreter auf Erden, die Börse, in jenen Mittelzustand sich fügen müssen. Die Folge ergibt sich dann mit unerbittlicher Nothwendigkeit von selbst. Die conservativen Hindernisse im englischen Staatswesen schwinden sichtlich zusammen. Sein legales Kirchenthum steht am Ruin, seine Aristokratie ist unter den Schlägen der Demokratie in die Kniee gesunken, seine Minister führen alle

Schlagworte des banalen Liberalismus im officiellen Munde, sein kräftiger Mittelstand ist getheilt und steht zum größern Theile an der Spitze des Proletariats, zum kleinern hinter den Reihen der großen Geldmänner, seine socialen Zustände bedingen in eiserner Consequenz einen Kampf der massenhaften Armuth gegen den Reichthum bis zur gegenseitigen Vernichtung, dessen Vorspiele gerade jetzt wieder in den endlosen „Strike's" an unsern Augen vorüberziehen. Es ist förmlich zum System geworden, daß von Zeit zu Zeit die abhängigen Arbeiter ganzer Erwerbszweige complottmäßig durch plötzliche und allgemeine Arbeitseinstellung höhere Löhne erzwingen; das Parlament selbst hat dieser Operation von Seite der Fiacres sich beugen müssen und bereits haben sogar die Polizeidiener der Großstädte dasselbe bedeutungsvolle System für sich adoptirt. Von ihm zur Jacquerie ist der Schritt nicht allzu stark. Man nannte sonst Rußland den ehernen Coloß auf thönernen Füßen; man hat geirrt — England ist es!

So steht es mit England; die innern Zustände Frankreichs sind die beunruhigendsten und zu Allem hin hat das unglückliche Land eine ausgemachte Mißernte zu beklagen; der Hunger klopft fast überall im Süden und Westen Europa's an die Thüre des nahen Winters; Rußland triumphirt im Osten und wartet gleichmüthig der gelegenen Stunde, den reichen Gewinn einzustreichen. Jeder Vaterlandsfreund in ganz Deutschland sollte Gott täglich auf den Knien bitten, daß er unerschütterliche Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen erhalte; statt dessen muß jetzt jedes deutsche Gebet mit einem Seufzer über die bösen Rathschläge derer schließen, die im Norden die eigentlich Conservativen seyn wollen. Oesterreich hat im türkisch-russischen Handel das Möglichste erreicht: es hat sich in die Bresche gestellt und allein unter

allen betheiligten Mächten sich nicht compromittirt. Es hat von Deutschlands großen Interessen im Orient nichts vergeben; es hat sich für die Zukunft Niemanden verpflichtet, weder England noch Rußland; es hat die Ehre des deutschen Namens gerettet und — Preußen hat sich ihm in Allem mit einer Aufrichtigkeit angeschlossen, die nun auch im Bundestag ihre Wirkungen äußern soll. So stehen die beiden Mächte frei und unabhängig gegen Westen und Osten; in dieser einigen Zwischenstellung sind sie der Revolution von dort gewachsen, und halten sie hier — man weiß das nirgends besser als in London, Paris und St. Petersburg! — das Zünglein an der Wage. So werden sie das Gemurmel von russischer Curatel zu Schanden machen, und, wenn Oesterreich einst von den schweren Folgen seiner josephinischen Vergangenheit völlig genesen seyn wird, auf der richtigen Mitte zwischen absolutistisch-bureaukratischer Centralisation und demokratisch-anarchischer Atomisirung jene menschen- und fürstenwürdige Verfassung finden, die der abgestandene Constitutionalism vergebens gesucht, zu der aber Deutschland allein unter allen Gebieten der Welt noch den Stoff und die Fähigkeit besitzt, trotz oder vielmehr gerade wegen alles Unglücks seiner Geschichte. So werden sie Deutschland einführen in seine große Mission für die politische Weltstellung der Zukunft: der feste Hinterhalt zu seyn für den ganzen nichtrussischen Continent gegen den überseeischen Westen, und das Czarenthum allmählig in seine natürliche Richtung nach — Asien abzuwenden.

Eine solche Weltstellung Deutschlands wäre nicht mehr, als was es von Gottes- und Rechtswegen bei Oesterreich und Preußen ansprechen kann. Doch — welche Wenn und Aber! Wir haben uns noch stets geweigert, vom finis Germanorum zu predigen, und dem weitverbreiteten Glauben an ihre gottverhängte Slavisirung zu huldigen. Wenn aber je die europäische und deutsche Politik der beiden specifisch preu-

pisch-protestantischen Parteien officiell werden sollte, dann allerdings wüßten wir des politischen Elendes in Deutschland kein Ende abzusehen. Das Traurigste dabei ist die Keckheit, mit der die „Kreuzzeitung" im Namen des Protestantismus Erhörung fordert, als wenn solche Einmischung der Politik in die Religion ein Gebot Gottes wäre. Wenn Katholiken je einmal sich so weit vergäßen, was würden alle ihre religiösen Gegner dazu sagen! Die „Kreuzzeitung" hat jüngst ihre, von der Parteistellung und deren Verirrungen abgesehen, mit Recht hochgeachtete Redaction verloren und ihre Leitartikel verstummten. Es ist nicht gewiß, ob nur der Unwille des Minister-Präsidenten über die häßliche Entblößung ihrer religiös-politischen Tendenzen oder auch die verlornen Preßprocesse des Herrn Wagener die Krisis herbeiführten. Das Aufhören des Blattes wäre überall sehr zu bedauern gewesen und es ist zu loben, daß die bis in den Schoß des Ministeriums sich erstreckende Partei ihre Kräfte zu seiner Erhaltung aufbot. Sie hat aber noch mehr gethan; sie hat in ihrer Mehrheit auch die Politik desselben in der russisch-türkischen Frage sanctionirt. Ja, nicht genug, daß die „Kreuzzeitung" vom 9. Aug., hocherfreut über die endliche „Anerkennung der gerechten Forderungen Rußlands", mit „gewisser Befriedigung auf ihre Haltung in dieser Frage zurückblickte", und zugleich für den Fall eines Krieges im Westen die Führer- und Oberleiter-Rolle für Preußen ansprach, weil Oesterreich „auf dem deutschen Kriegsschauplatze wenig Beträchtliches leisten würde" — es sollen auch die beiden begünstigtsten unter den Vertrauten des Königs, General Gerlach und Niebuhr, geglaubt haben, Seiner Majestät ein Memorandum überreichen zu müssen, das den Kampf der Gläubigen gegen die ungläubigen Türken, das ist, den Uebergang Preußens aus der neutralen Stellung bei Oesterreich — in eine enge Allianz mit Rußland, für eine dringende Nothwendigkeit erklärt. Sicher ist, daß der Minister Manteufel der christlichen Poli-

tik der „Kreuzzeitung“ unzugänglich ist, und daher zu umgehen gesucht werden dürfte. Die wahren Zwecke dieser politischen Christlichkeit aber noch einmal zu betonen, bedienen wir uns um so lieber eines Artikels der „Freimüthigen Sachsen-Zeitung“ vom 5. August, als dieses protestantisch-conservative Blatt zwar stets den russischen Forderungen das Wort redete, über das „gefahrvolle Spiel der neupreußischen Politik“ jedoch sich ausläßt, wie folgt:

„Preußen dagegen hatte keine durch eigene Interessen vorgezeichnete Politik in der orientalischen Frage. Eine deutsche Politik mußte freilich Preußen darauf hinweisen, die andere deutsche Großmacht im Bunde zu unterstützen. Dies ist Gottlob auch geschehen. Aber diese Richtung der Politik war doch immer nur aus einer moralischen Erwägung der Sachlage hervorgegangen und nicht durch wirkliche eigene Interessen bedingt. Um so eher glaubte die „„Kreuzzeitungs““-Partei diese Politik erschüttern zu können, denn eine Aussicht auf einen in Gemeinschaft mit Rußland zu führenden Krieg versprach allerdings auch materielle Vortheile in günstigem Falle — und einen ungünstigen Ausgang der Sache ziehen diese neupreußischen Politiker ja niemals bei ihren Plänen in Betracht. Die orientalische Differenz von 18 $\frac{28}{29}$ hatte, wie man gestehen muß, den neupreußischen Politikern Stoff zu guter Belehrung gegeben. Man wolle sich erinnern, wie damals die Lage war. England und Frankreich waren von der russischen Diplomatie gewonnen, um nicht zu sagen, hinter's Licht geführt. Oesterreich allein erhob große Schwierigkeiten; der Fürst Metternich vertheidigte energisch die österreichischen Interessen. Des preußischen Cabinets nun bediente sich Rußland damals, um Oesterreich einzuschüchtern. In einer geheimen Depesche des Grafen Pozzo di Borgo, russischen Gesandten in Paris, vom 28. Nov. 1828, welche in dem neuen „„Portfolio““ veröffentlicht worden ist, befindet sich folgende Stelle über diesen Gegenstand: „„Preußen scheint seine Politik durch das bisher beobachtete Benehmen und die Haltung, welche es angenommen, verkündigt zu haben. — Seine Haltung, seine Sprache, seine Demonstrationen sind bis dahin Rußland günstig gewesen, und die Furcht, es sich in einem

äußersten Falle mit ihm verständigen zu sehen, hält Oesterreich im Schach und dient zur Ermuthigung für Frankreich, um es in den günstigen Gesinnungen, welche dasselbe gegen uns zeigt, zu bestärken. Das kaiserliche Cabinet hat also das größte Interesse, sich, wie es thut, das von Berlin zu verbinden, es zu cultiviren und ihm zu verstehen zu geben, daß, wenn Oesterreich und England den existirenden Territorial-Status quo durch einen Angriff gegen Rußland in Gefahr setzen wollten, Se. Majestät von Preußen, gemeinschaftliche Sache mit demselben machend, Vortheile finden würde, welche sie wo anders nirgend zu hoffen hätten."" Wenn auch die Lage in der orientalischen Differenz insofern gänzlich sich geändert hat gegen damals, daß Frankreich entschieden Rußland abgeneigt ist und England bis zu einem gewissen Maße darin zum Verbündeten hat, so bleibt die Lage für Oesterreich und Preußen insofern dieselbe, als eine Allianz des letztern mit Rußland Oesterreich ""in Schach"" halten und entweder bewirken müßte, daß es seine besten Interessen in den Wind schlüge, oder in's antirussische Lager überträte. Diese für die Jetztzeit sehr beklagenswerthe Lage dem österreichischen Kaiserstaate zu verschaffen: das war der Kern der neupreußischen Politik. Einmal mit Hülfe Rußlands in eine günstigere Machtlage gebracht, würde Preußen den Widerstreit mit Oesterreich allmählich auf allen Punkten haben aufnehmen können, und das letzte Ziel dieser schmachvollen Politik, der Ruin des deutschen Bundes, würde wieder auf's Neue in verlockendem Glanze für die deutschen Revolutionärs aller Schattirungen sich gezeigt haben."

Es wäre demnach ein Irrthum, zu glauben, daß bloß die Vollblut-Demokraten und die Gothaer unter dem Mantel der russisch-türkischen Wirren ihren verderblichen Tendenzen nachgegangen; wie sie dabei von Völkerrechts-Phrasen überfließen, so die Anderen von Christlichkeits-Declamationen; in Wahrheit liegt diesen nicht mehr an der Rajah, als jenen am Sultan. Auf Oesterreichs Unglück speculiren beide, und die Absichten beider haben in soferne eine Zukunft, als das augen-

blicklich bevorstehende Arrangement wegen der Türkei nur die Lösung der Frage hinausschieben, die Schwierigkeiten im Uebrigen mehren, nicht mindern wird. Was darüber früher gesagt wurde, soll hier nicht wiederholt werden.

Das wahre Resultat der Wiener-Vermittlungs-Conferenz ist aber dennoch sehr erfreulich. Es hat die Schwäche der westlichen Mächte in östlichen Fragen und bei jedem Kriegs-Fall an's Licht gestellt. Man kann ohne moralischen Ekel die gleißenden Lumpen nicht betrachten, mit denen sie die Blöße ihres schimpflichen Rückzuges oder vielmehr ihrer lächerlichen Auffahrt in der Besika-Bay bedecken wollen, die empörenden Täuschungen, welche sie officiell und halbofficiell verbreiten. Ein Ultimatum sogar, das namentlich Oesterreich gegen Rußland binde, nennt man den Ausgleichungs-Vorschlag der vier Mächte. Anstatt zu sagen: die Börse, unsere ganze social-politische Lage, hat uns zu unbedingtem Nachgeben gezwungen, versichern London und Paris, die sultanische Souverainetät vollständig gewahrt zu haben, anders hätte der Westen es schon gar nicht gethan, und der Czar habe der verbündeten Entschlossenheit nachgegeben. Frankreich, wo das Lager von Satory Napoleon III. soeben noch mit dem Rufe Vive le Sultan! empfangen, preist seine große Politik, deren „glorreiche und ritterliche (!) Initiative" mit der Flotte das französische Ansehen auf eine kaum je dagewesene Höhe gehoben; England triumphirt über den „Frieden ohne Schwäche", über die Modifikationen der russischen Forderungen und die ihnen angehängten Vorbehalte, welche bald in einer Ausdehnung des Vertrags von Kainardschi auf alle christlichen Confessionen (welcher Unsinn!), bald in Verwandlung des Protektorats über die Griechen in ein Patronat über die griechische Kirche, bald in dem von der „Kreuzzeitung" schon vor einem Monat aus Odessa (d. h. aus dem russischen Legationspalast in Berlin) avisirten Haftschein bestehen sollen, vermittelst dessen Rußland die sultanische Souverainetät ver-

briefen werde. Zu verwundern ist nur, daß eine große Thatsache, mit der Rußland seine ganze kirchlich-politische Anschauung dementirt hat, nicht officiell als Haupterfolg der westlichen Demonstration betont wird. Die ersten russischen Staatsschriften im türkischen Handel haben den unbegreiflichen Irrthum verschuldet, von einer „russisch-griechischen Kirche" zu sprechen, wahrscheinlich ein bloßer lapsus calami; dem halbofficiellen Organ Bayerns gebührt der Ruhm, zuerst eingesehen zu haben, daß dieser Terminus den Hauptanstand bildete, die ärgste Gefahr für den unabhängigen Primat des byzantinischen Patriarchen, für die Freiheit der ganzen griechischen Kirche außerhalb Rußlands, ja auch für die kirchliche Selbstständigkeit der unirten und nichtunirten Griechen Oesterreichs involvirte, wenn er nicht ein bloßer Schreibfehler oder unvorsichtiger Ausdruck wäre; und siehe da! Rußland hat sich des Versehens sehr geschämt und den Ausdruck gleich corrigirt! In der That eine Correctur von ungeheurer Tragweite, wenn sie nicht bloß auf dem Papier gemacht ist; sie vernichtete das „heilige Rußland."

Sonst liegt der Vermittlungs-Vorschlag zwar noch in diplomatischem Dunkel, aber so viel ist klar, im Wesen der Frage haben die westlichen Mächte sich und die Türkei dem Czaren auf Discretion ergeben; warum sollte er sich ein paar allenfalls eingemischte Phrasen nicht gefallen lassen? Nicht einmal die Räumung der Donaufürstenthümer soll ausdrücklich bedingt seyn, da, wie die „Kreuzzeitung" richtig bemerkt, nichts übrig bleiben wird, „als der Großmuth Seiner Majestät des Kaisers von Rußland die Entschädigungsfrage lediglich anheimzugeben." Die westlichen Mächte werden einfach die Pforte zur Annahme des anfangs mit dem allgemeinen Ruf zu den Waffen aufgenommenen Ultimatums Mentschikoff's veranlassen; alles Weitere geht dann den Divan und das russische Kabinett allein an. Die westlichen Mächte — sagen wir, haben nach all dem betäubenden Lärm über die grundstürzende Tragweite der czarischen For-

derungen, nachträglich deren politische Unschuld eingesehen, wie die russische Staatskanzlei in den gemüthlichsten Wendungen es verlangte — denn Oesterreich, in seiner natürlichen, auch weder von englischen noch französischen Organen abgeläugneten Sonderstellung, hat gethan, was es — gemeinschaftlich mit jenen Mächten — thun konnte; Bedingungen darf es nicht stellen für sie, sondern bloß für sich und Deutschland.

England wird sich vielmehr entschließen müssen, ruhig zuzuschauen, wie Rußland und Oesterreich in der Türkei reines Haus machen und die Zwischenregierung hinauswerfen werden, welche es seit vier Jahren am Bosporus sich eingerichtet, und zur Trägerin seines Einflusses in Stambul machte. Wir meinen die Tausende flüchtiger Auswürflinge, die als die östlichsten Ausläufer der Londoner-Propaganda einerseits unter den Südslaven in Serbien und Bosnien, in der Moldau und Walachei gegen Oesterreichs Gränzen Minen legten, andererseits von den Hauptkonventen zu Constantinopel und Smyrna aus eine Vormundschaft über die Pforte ausübten, unter der sie, wie ein Privatbrief in der „Allgemeinen Zeitung" jüngst sagte, liberal wurde, in Zeitungsartikeln arbeitete, das Fes seitwärts auf's Ohr setzte, auf Oesterreich schimpfte, zum Fortschritt schwur, Schulden machte, kurz, ganz nach Englands Sinn gedieh.

Indeß beweist alles Das für die in so strikter und feierlicher Weise betheuerte paradiesische Unschuld der russischen Forderungen nichts; es muß auch Jedermann auffallen, daß man gegen die Schrecken der traditionellen, vom Volke getragenen und selbst den Czaren bindenden russisch-orthodoxen Politik immer nur den persönlichen „Charakter des Kaisers Nicolaus" vorzuschützen weiß, und darauf allein den Aberglauben von der „Großmuth und Mäßigung Rußlands" stützt. Allerdings braucht es sein gegebenes Wort gar nicht so direct und plump zu brechen; etwas Geduld führt viel wohlfeiler zum Ziele. Langwierige, allenfalls durch russische

Gegenforderung der Räumung des Kirchenstaats Seitens der Franzosen noch zu verlängernden Verhandlungen zwischen den Mächten werden wegen des gegenseitigen Loskommens von der Donau und der Besika-Bay wohl erfolgen; diese wird Rußland vorderhand vielleicht bloß zur Bestellung czarischer Saaten in den auf seinen Befehl faktisch bereits von der sultanischen Souverainetät losgerissenen und St. Petersburg zugekehrten Donaufürstenthümern benützen — Alles auf dem geistlichen Wege, wie denn von dem Commandanten der Executions-Armee berichtet wird, er behandle die Hospodare ebenso bagatellmäßig, wie die schismatischen Bischöfe mit tiefster Ehrerbietung. Die ganze Aufgabe in der Türkei hängt eben bloß mehr bezüglich der Frist von den Umständen ab. Sonst hat sich das hergebrachte Axiom, daß Rußland um Europa's und des eigenen Gleichgewichts willen die Türkei nicht erwerben könne und wolle, so sehr als falsch erwiesen, daß vielmehr die Unmöglichkeit für Rußland offen vorliegt, nicht über kurz oder lang Constantinopel für sich zu nehmen, nachdem es sich nun allein in die innern Angelegenheiten der Türkei eindrängen durfte, welche nur allen ihren Christen die alten Rechte garantiren will, und dieß wiederholt, sogar in eigenem Manifest an das ganze Volk, Moslemin wie Rajah, verkündet.

Wie bald der Schlag geschehen werde, muß — vorausgesetzt, daß der heftig erregte Fanatismus des Islam dem Sultan zulasse, ohne weiteres dem Befehl der westlichen Mächte und Rußlands sich zu beugen! — aus der eventuellen Lage der Türkei ermessen werden. Diese ist gräßlich genug, nachdem die französisch-englischen Freunde sie zur großen Kriegs-Tragödie zusammengetrommelt, und nun unter dem Hohngelächter des Publikums die Friedens-Posse mit ihr aufführen. Ein gedemüthigtes und durch die Schande demoralisirtes Heer; eine auf's Aeußerste erschöpfte, mit Ehrenschulden beladene und außerdem noch von unerschwinglichen russischen Entschädigungs-Ansprüchen bedrohte Staatskasse; ein des Nimbus der von allen Moslemin geträumten Allgewalt so schmählich entklei-

deter Sultan; eine an sich selbst verzweifelnde Regierung, belastet mit dem öffentlichen Hasse und der Verachtung der hohen Priester und infallibeln Ausleger des Koran, die über den Verrath des Divan an der Fahne des Propheten schreien; ein aus dem nutzlos angefachten Fanatismus über den von „Christenhunden" erfahrenen Hohn wüthendes Volk der Gläubigen; eine über den blutigen „Giaur"-Ruf tödtlich entsetzte oder zur Tollkühnheit entflammte Rajah; diese selbst durch den gleichen Haß der Schismatiker gegen die Katholiken unter sich verfeindet; endlich die Masse der Griechen und orthodoxen Slaven — zum neuen Beweise für die Aufrichtigkeit der Nesselrode'schen Noten! — nach den verschiedensten einstimmigen Berichten, in allen Provinzen des Reiches durch Schaaren russischer Agenten und Emissäre mit Geld und Gaben, Gerüchten, Verheißungen, Schmeicheleien, Religionshaß, abergläubischen Gaukeleien vom heiligen Czar, Aufreizungen aller Art in Wort, Schrift und Bild, gegen Europäer, wie gegen Türken verhetzt — welchen Bestand verheißt ein solcher Staat? Und wie unwidersprechlich erweist nicht die geschilderte russische Propaganda, seit den begeisternden Czaren-Manifesten und dem Anmarsch der Russen mit regstem Eifer und großen Kosten offen und insgeheim gegen Moslemin und Katholiken betrieben — daß Rußlands Suchen in der Türkei wirklich, wie die Briefe Nesselrode's sagen, für die Souverainetät des Sultans ganz unverfänglich sei, bloß — religiöse „Rechte *ab antiquo*" betreffe!

Kurz, wir sind trotz des Wiener-Vorschlags am Anfang vom Ende. Die Kirche der Wahrheit und Gerechtigkeit aber steht an der Schwelle einer neuen erhabenen Periode des schweren Kampfes inmitten der politischen Weltstellung der Zukunft, und, so Gott will! wie vor Jahrhunderten, einst Deutschland mit ihr!

XVII.

Römische Lebensbilder aus dem Anfang unsers Jahrhunderts.

II. Die Fürstin Catharina Odescalchi.

Nach römischer Gewohnheit war Catharina Giustiniani im Kloster erzogen. Aus diesem brachte sie die dort angewöhnte Ordnung und Frömmigkeit in das Haus ihres Gemahls, des Fürsten Balthasar Odescalchi. Beide, zumal letztere, in ihren Kindern anzuregen, war das Hauptziel ihrer mütterlichen Sorgfalt. „Leichter ertrüg ich's", sagte sie oft zu ihnen, „euch todt zu meinen Füßen sinken zu sehen, als fürchten zu müssen, ihr wäret aus der Gnade Gottes gefallen." Sie suchte deren Neigung mehr auf Ernstes, als auf kindische Spielereien zu lenken. Dabei nahm sie sorgsam Bedacht, daß ihnen Rohes und Ungeziemendes ferne bleibe. Einst entschlüpfte einem Diener in Gegenwart ihres Sohnes Carl (des nachmaligen Cardinals, zuletzt Gliedes der Gesellschaft Jesu) ein Wort, dergleichen von Ungebildeten in der Aufwallung des Zornes öfters vernommen wird. Augenblicklich ließ Catharina den Diener kommen, und warnte ihn ernstlich, durch ein so schlimmes Beispiel den zarten Sinn der Kinder nicht ferner zu gefährden. Diesen hielt sie dann noch

besonders vor, wie es den Menschen herabwürdige, geringfügiger Veranlassungen wegen in Zorn zu gerathen, und wies sie dabei auf die Sanftmuth Christi. In ihrer Obsorge um die Kinder glich sie der heiligen Paula und der heiligen Franciska; in werkthätiger Liebe zu den Armen, in zärtlicher Aufmerksamkeit für den Gemahl konnte sie allen Frauen zum Vorbilde dienen. Diesen verlor sie im Jahre 1810. Bald nach seinem Hinscheid zeigten sich bei ihr selbst Anzeichen der Brustwassersucht. Je mehr die Krankheit sich entwickelte, desto größere Leiden führte sie herbei; aber keine Klage, kein Seufzen entschlüpfte den Lippen der christlichen Dulderin, heiter blieb stets ihr Blick, freundlich ihre Rede. Nicht an sich dachte sie, nicht von Genesung sprach sie, nur darauf nahm sie Bedacht, den Schmerz ihrer Kinder zu bekämpfen. Sie verglich ihre Leiden mit denen des gekreuzigten Heilandes, nannte die ihrigen nichts gegen diese, jede bereitete Erquickung ein unverdientes Labsal. Wollte aber je ein Anflug von Traurigkeit ihren heitern Sinn umwölken, so bedurfte es bloß eines Wortes des Sohnes (des nachherigen Cardinals), um zu der vorigen Heiterkeit sie zurückzuführen. Ihre Kinder der Obhut der seligsten Jungfrau empfehlend, starb sie den 27. November 1813, erst 53 Jahre alt.

III. Franz Gaesi, Pönitentiar der Domkirche zu Viterbo.

Der Klosterbruder und der Weltgeistliche, der Adeliche und der Bürgersmann, der Kaufherr und der Handwerker, der Reiche und der Arme riefen Eines Sinnes bei Gaesi's Tod: „er ist von uns genommen der Heilige!“ Dieses Wort war das Siegel, seinem Leben aufgedrückt. Unermüdlich ging er Verirrten nach, um sie auf den richtigen Pfad wieder zu lenken, den Frieden ihres Gewissens herzustellen. Mit derselben Anmuth und Lieblichkeit des Wortes, welche den Zu-

gang zu den Herzen eröffnet und dieselben erweicht, trat er in den glänzenden Palast, in die enge Hütte, in den düstern Kerker, in die geschäftsvolle Werkstätte, in den abschreckenden Krankensaal. Ebenso beredt sprach seine äußerste Armuth, in welcher er, sammt einer betagten Mutter, das tägliche Mahl auf ein Brod und bloßes Wasser beschränkte, nur um desto mehr Hungernde speisen zu können, jetzt das Oberkleid, dann die Unterkleider hergab, um die Blöße der Dürftigen zu decken; neben diesem das Ablehnen jeder Erkenntlichkeit für die Darbringung des unblutigen Opfers und die Verwendung des jährlichen Ertrages seiner Pfründe zur Ausschmückung der Wohnung Gottes unter den Menschen. In der Bedrängniß, mit welcher Bonaparte's Gewaltherrschaft über den Kirchenstaat auf so vielen vortrefflichen Menschen lastete, wurde auch der Canonicus Gaeli nach Corsika geschleppt, um dort fünf Jahre in Verbannung zuzubringen. Auch nach dieser Insel begleitete ihn sein Liebeseifer. Dort schützte er Krankheit vor, damit er in das Militärspital von Calvi gebracht werde. In diesem scheute er nicht das Unbehagliche der Einsperrung, den kurzen und unerquicklichen Schlaf auf hartem Boden, den Verein manchartiger Entbehrungen, einzig in der frommen Absicht, den Blick derer nach dem Himmel zu wenden, vor deren Füßen der Abgrund gähnte. Der Ausdruck der Heiligkeit, die aus seinem Antlitz leuchtete, die zarte Frömmigkeit, die das Gepräge alles seines Thuns war, die Ruhe und das demüthige Vertrauen, mit dem er in seinem 73sten Jahre das hinfällige Leben an die Freuden der Gerechten vertauschte, ist Allen, die ihn kannten, mit unvertilgbarem Eindruck eingeprägt geblieben.

XVIII.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

I.

Gerhard Tersteegen.

Erster Artikel.

Tersteegen's Leben.

Bekanntlich hat die protestantische Lehre von der Rechtfertigung, welche den Ausgangs- und Mittelpunkt der ganzen Häresie bildete, und durch Luther ausdrücklich als das Fundament seiner Neuerung hingestellt wurde, von Anfang an die mannigfaltigsten und heftigsten Reactionen unter den protestantischen Theologen selbst hervorgerufen. Die sittlichen Folgen der Solafides-Lehre konnten nicht ausbleiben, und mußten dem innern Widerspruche der Vernunft gegen eine ihr total widersprechende Glaubens-Ansicht den kräftigsten Anstoß zur Aeußerung und zur neuen Verbesserung der eben erst angeblich verbesserten Lehre geben. — Das reformatorische Glaubens-System konnte so, wie es war, wegen seiner innern Inconsequenz nicht bleiben. Nach zwei Richtungen hin

war eine Veränderung möglich: aus den falschen Elementen in ihm konnten die Consequenzen gezogen werden zum Nachtheil des christlichen Glaubens-Fonds, den es aus der Kirche mitgenommen hatte — das geschah von den Wiedertäufern u. s. w.; oder aber von diesem immerhin noch sehr bedeutenden christlichen Glaubens-Fond konnte eine Reaction ausgehen gegen seine Entstellung in der Fassung der Reformatoren — das geschah im Gebiete der Dogmatik, und namentlich in Bezug auf die Rechtfertigungslehre, schon von Melanchthon und von einer ganzen Reihe anderer Theologen, die sich an ihn anschloßen, oder von ihm ausgingen, wie Osiander, Strigel, die Majoristen 2c. 2c., schon im Verlaufe des sechszehnten Jahrhunderts und von da an bis auf die heutigen Tage fort und fort.

Abgesehen von dieser dogmatischen Reaction gegen die reformatorischen Lehren trat aber auch eine solche bei Einzelnen alsbald im praktisch-religiösen Leben und in der Gestalt ethisch-ascetischer Lehren ein, in den Richtungen vorzüglich, welche unter dem Namen Mysticismus und Pietismus bekannt sind. Der protestantische Mysticismus und Pietismus hat allerdings manche ekelhaften Auswüchse und gar verkehrte Erscheinungen hervorgebracht: darum läßt sich aber doch nicht verkennen, daß manche Richtungen dieser Art einen sehr guten, wahrhaft christlichen Kern haben, mit dem sie nach mancher Seite hin eine Reaction gegen die ursprüngliche reformatorische Glaubenslehre bilden, und für manche Kreise das Licht und Salz gebracht haben, durch deren Fortwirkung der gläubige Protestantismus in Vielen seiner Anhänger auf so manchen Punkten sich der wahren Lehre von innen heraus, wenn auch unbewußt, doch wirklich wieder angenähert.

Es hat gegeben und gibt noch ausgezeichnete Geister unter den Protestanten, die in Bewahrung ihrer ursprünglichen Taufgnade von den Elementen wahrer christlichen Lehre

aus, die der Protestantismus aus der alten Kirche mit hinübergenommen, zu einer mehr oder minder großen innern Losreißung von der reformatorischen Häresie, namentlich in ihrem Cardinalpunkt, der Rechtfertigungslehre, gelangt sind. Die christliche Wahrheit bildet ein einheitliches Ganze, und wo nur einzelne Bruchtheile von ihr, wie sie der Protestantismus in sich hat, von einzelnen reinen Geistern in wahrem Heilsbedürfniß ergriffen werden, da führt sie dieselben unter dem Beistande der Gnade, eben weil sie ein Ganzes ist, immer mehr in sich hinein zu einer höhern Erkenntniß, zu einer größern Losreißung von ihrer häretischen Verunstaltung. Daher ist es wohl zu erklären, daß es unter den Protestanten noch so viele braven, gläubigen Christen gibt, die dieß sind, nicht weil, sondern obgleich sie Protestanten sind, und die sich in wesentlichen Punkten in einem entschiedenen Widerspruche gegen die ursprünglichen reformatorischen Lehren, zum Theil in bestimmter Opposition oder Lossagung gegen ihre kirchliche Genossenschaft befinden, und die sogar, in dem Gefühl des innern Widerspruchs ihres Christenthums gegen das ihrer kirchlichen Gemeinschaft und in Unkenntniß der wahren Kirche, in völlige Gleichgültigkeit oder gar Abneigung gegen alles äußere Kirchenthum überhaupt gerathen.

Unter die ausgezeichneten Männer dieser Art gehört besonders auch Gerhard Tersteegen. Er ist eine der edelsten und reinsten Erscheinungen unter den deutschen Mystikern auf protestantischem Boden, und um so merkwürdiger, als er ganz aus calvinischer Umgebung hervorging. Ist er zwar nicht, wie Angelus Silesius, zu einer Wieder-Vereinigung mit der sichtbaren Kirche gelangt, so gehörte er doch seiner Gesinnung und seinem Leben nach in gar vieler Beziehung zu ihr, und ist ohne Wissen und Willen nach gar vielen Seiten ein Zeuge für die innere Wahrheit der kirchlichen Lehre geworden, indem er die Grundlagen derselben in der heiligen Schrift und den Vätern mit seinem kindlich be-

müthigen Sinne einfach richtig auffaßte, die Folgerungen zog, sie auf sein Leben anwendete, und in lebendiger Heilserfahrung eine Menge der Wahrheiten, welche die Häresie zwei Jahrhunderte früher entschieden geläugnet hatte, als unfehlbar gewisse christlichen Glaubenssätze aussprach.

Gerhard Tersteegen wurde geboren den 25. Nov. 1697 zu Meurs, einem Landstädtchen am Niederrhein, als das achte Kind eines frommen Kaufmanns reformirter Confession, der bald nach seiner Geburt starb. Der Knabe erhielt zwar in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt Unterricht in den alten Sprachen, wurde aber, trotzdem daß er schon früh bedeutende Anlagen und Neigung zum Studium der Theologie zeigte, von seiner Mutter wegen ihrer Vermögensverhältnisse zum Kaufmann bestimmt, und bei seinem Schwager, einem Kaufmann zu Mülheim an der Ruhr, in die Lehre gethan.

Tersteegen war wohl sicher nicht ohne eine tiefe Ahnung und Sehnsucht nach einem höhern, übernatürlichen, christlichen Leben nach Mülheim gekommen: hier aber trat er zuerst in Berührung mit fromm-gläubigen Anhängern der praktisch-mystischen Poiret'schen Schule, und die von ihnen empfangene Anregung wurde entscheidend für die ganze Grundrichtung seines tief-innerlichen religiösen Strebens.

Pierre Poiret (geboren 1646 zu Metz), erst Maler, dann durch die Schriften des Descartes zur Ergreifung philosophischer Studien angeregt, hatte im Verlaufe derselben eine philosophisch-theologisch-mystische Richtung eingeschlagen, die sehr wesentliche katholische Elemente enthielt, und namentlich in der Fassung derjenigen Wahrheiten des Christenthums, auf welche sich seine Sittenlehre gründet, bedeutend von den protestantischen Ansichten abwich. Nach Verwaltung geistlicher Aemter in Heidelberg und als Prediger in Anweil war er, von letzterem Orte 1676 durch den Krieg vertrieben, nach Hamburg gekommen, hatte dort ein Werk über die

Principien der Religion und des christlichen Lebens in ihrer Anwendung auf die Erziehung herausgegeben, und sich durch dasselbe so sehr das Mißfallen der Geistlichkeit zugezogen, daß er als ein Ausgewiesener Hamburg nach einem achtjährigen Aufenthalt verlassen mußte. Jetzt ließ er sich in Rhynsburg bei Leiden nieder, wo er das genannte Werk umgeändert neu herausgab, nur seinen Studien und einer stillen geistigen Wirksamkeit lebte, aus der eine Schule hervorging, die in weiten Kreisen eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit übte, indem sie in die Starrheit des Todes, welche damals in den Zuständen der protestantisch-kirchlichen Gemeinwesen herrschte, neue Anregungen und neue, die alten reformatorischen Irrthümer zum Theil aufhebenden Lehrelemente brachte. Anhänger der Poiret'schen Schule kamen schon im ersten Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in verschiedene Städte des bergischen Landes, predigten in Elberfeld, Solingen, Mülheim rc. mit solch begeisterter Beredsamkeit, daß sie viele Zuhörer mit sich fortrissen in eine mystische Richtung, die, so viel des Falschen sie auch enthielt, doch immer als etwas Lebendiges und im Streben nach christlich-sittlicher Heiligung als etwas relativ Gutes erscheint, neben der damaligen starren protestantischen Orthodoxie, die keine Vermittlung zwischen Rechtfertigung und Heiligung zu finden wußte, und in ihrer ausschließlichen Betonung der Glaubens- vor der Sitten-Lehre dem praktisch-sittlichen Bedürfniß der Seelen nicht genug zu thun vermochte.

In Mülheim nun hatten jene mystischen Glaubensprediger mehrfache „Erweckungen" hervorgebracht und Bestrebungen hervorgerufen und hinterlassen, die auf Tersteegen, als er dorthin kam, eine gar mächtige Einwirkung übten und sein im tiefsten Grunde nach höherm Leben verlangendes Gemüth auf die Bahn des Strebens nach mystischer Vollkommenheit brachten. Vermöge seiner Gaben und seiner Demuth verstand er es, aus allen den Schlacken, welche jene Richtungen mit sich führten, das wesentlich Christliche heraus-

zufinden, und bei aller bedeutenden Anregung, welche sie auf ihn ausübten, das Verkehrte, welches sich ihnen beigemischt oder angesetzt hatte, zum großen Theil von sich fern zu halten. Ein besonderes Ereigniß, welches sich gegen Ende der vierjährigen kaufmännischen Lehrzeit Tersteegens zutrug, brachte die Grundrichtung seines mystischen Strebens nach christlicher Vollkommenheit zum entschiedenen Durchbruch.

Tersteegen wurde auf einem Geschäftsgange nach der Mülheim benachbarten Stadt Duisburg unterwegs in einem Walde von Kolikschmerzen befallen, die so heftig waren, daß sie ihn den Tod befürchten ließen; er bat Gott inbrünstig um Befreiung von diesen Schmerzen und Erhaltung seines Lebens, damit er sich besser auf die Ewigkeit vorbereiten könne. Alsbald verschwanden die Schmerzen, und Tersteegen, durch diese Erfahrung der Liebe und Güte Gottes auf's Tiefste gerührt und zur Gegenliebe angetrieben, begann jetzt ein Leben des Opfers und der Hingabe in einem unablässigen Jagen nach Heiligung, welches um so bewundernswerther ist, je stärker der Widerspruch war, den er zu erdulden, je größer die Schwierigkeiten, die er zu überwinden, je bitterer die Widerwärtigkeiten, die er in Folge seines Strebens zu ertragen hatte. Ganze Nächte durchwachte er im Gebet, Lesen und Betrachtung, legte sich strenges und anhaltendes Fasten auf, that sich überhaupt Abbruch in Befriedigung aller natürlichen Bedürfnisse, enthielt sich der an sich erlaubtesten Erholungen u. s. w. Daneben gingen Uebungen in der Demuth, Sanftmuth und besonders in den Werken thätiger Nächstenliebe. Abends in der Dunkelheit schlich er sich in die Häuser der Armen, ihnen zu helfen, wie er nur immer konnte, und ihnen zu geben, was sie bedurften oder sich an der Befriedigung der eigenen Bedürfnisse nur immer abziehen ließ. Natürlich konnten die Kinder der Welt und konnten insbesondere Tersteegens Verwandte ein solches Leben nicht verstehen, nicht billigen oder auch nur ruhig mit ansehen. Ha-

ben doch so viele Heiligen in Mitte ganz katholischer Umgebungen von ihren katholischen Familien-Angehörigen wegen derartiger Strebungen nach innerer Heiligung die schwersten Anfeindungen und Verfolgungen zu erdulden gehabt: um so weniger läßt sich erwarten, daß weltlich gesinnte Anhänger einer Religions-Gesellschaft, die systematisch den innerlichen und wesentlichen Zusammenhang der guten Werke mit der Gerechtigkeit als wirksamer Mittel zur Heiligung und Seligkeit läugnet, ein Streben wie das Tersteegens, in unausgesetzter Bethätigung des Glaubens in werkthätiger Liebe, selbstverläugnendem Opfer und beständiger Abtödtung, begreifen, billigen und ertragen können, und das am wenigsten bei einem zwanzigjährigen Handlungslehrling. So blieb der Haß und die Verachtung der Welt nicht aus für Tersteegen. Der aber bekümmerte sich nicht um ihr Urtheil, trug Alles mit Geduld, was ihm zugefügt wurde, und strebte mit ausdauernder Beharrlichkeit seinem großen Ziele einer möglichst vollkommenen Heiligung zu, einer wirklichen und wesenhaften, das ganze Leben umfassenden und durchdringenden Vereinigung mit Gott in Jesu Christo.

Tersteegens Leben war, in dieser Richtung entschieden fortgehend, schon beim Ausgang seiner Lehrjahre in einen innern Widerspruch gekommen mit dem Stande, zu dem er von Andern ohne alle Rücksicht auf seinen innern Beruf bestimmt worden war. Von Anfang an hatte er ein Widerstreben gegen die ihm zugewiesene Thätigkeit und Laufbahn als Kaufmann gefühlt, und vielleicht war eben dieses Widerstreben gegen einen seinem Wesen völlig fremden Beruf in der Hand Gottes ein mächtiges Mittel gewesen, durch welches Er ihn von der Welt ab- und zu Sich hin führte. Unter dem Druck einer ihm äußerlich auferlegten, aber innerlich widerwärtigen Pflicht-Thätigkeit konnte er nur in der Einkehr zu Gott den ihm so nöthigen Trost, nur bei Gott Hülfe suchen und Befreiung aus einer Stellung, deren äußere Ob-

liegenheiten wegen der mit ihrer Erfüllung verbundenen Zerstreuungen ihm nicht gestatteten, in ganzer Sammlung und mit allen Kräften des Geistes Gott zu suchen und Ihm zu dienen im Innersten seines Herzens. Ein auf das Himmlische gerichteter Sinn muß, so lange er noch nicht festgewurzelt ist in Gott, und von Ihm, als dem unwandelbaren Mittelpunkte, aus alle Dinge einzig in dem Verhältniß zu erfassen vermag, in dem sie zu Gott stehen, jede dauernde Berührung mit irdischen Verhältnissen als etwas Schmerzliches empfinden. So lange der Geist noch nicht im Stande ist, alles Irdische in der Beziehung zu erfassen, die es an den Himmel knüpft, bereitet ihm die Beschäftigung mit demselben Kampf und Unruhe, weil sie eine zwieträchtige Richtung in die Seele bringt. So ging es Tersteegen, und so mußte sich ihm beim Schlusse seiner Lehrzeit ganz von selbst die Frage aufdrängen, was er thun solle, ob er in seinen Standes- und Lebens-Verhältnissen verharren, oder sich losreißen und einen andern Stand ergreifen solle, der der Grundrichtung seines Geistes und der Sehnsucht seines Herzens nach einem vollkommnen christlichen Leben mehr entspräche.

Die Entscheidung dieser Frage nun war bei der Lage Tersteegens in der That eine sehr schwierige. Es öffneten sich ihm nicht die Pforten eines Klosters, in dem er in ruhiger Abgeschiedenheit eine Freistatt für sein höheres geistliches Leben und die so nöthige Führung und Anleitung hätte finden können. Nachdem die protestantischen Religions-Gesellschaften die Klöster abgeschafft, weil sie nach den Grundsätzen ihrer Lehre das Streben nach christlicher Vollkommenheit für eine Täuschung halten mußten, und dasselbe, bloß von seiner verdienstlichen Seite, fast nur als ein Streben nach vollkommenem Verdienst zu fassen wußten *), fehlte für solche Gei-

*) In neuerer Zeit haben die Protestanten angefangen, das Kloster-

ster, wie Tersteegen, die ihrem innern Beruf und Bedürfniß adäquate Lebens-Form und Existenzweise. Aber der Beruf und die Sehnsucht nach einem von der Welt abgeschiedenen gottesdienstlichen Leben war in Tersteegen so mächtig geworden, daß er sich, trotz aller Schwierigkeiten, dennoch entschloß, die kaufmännische Laufbahn zu verlassen, und zu seinem Lebensunterhalt ein niedriges Gewerbe zu wählen, welches ihm gestatte, in stiller Verborgenheit und Einsamkeit seinem Gott zu leben. Seine Bekanntschaft mit einem frommen Leinweber war die Veranlassung, daß er dessen Profession

---

Leben, und was damit zusammenhängt, auch aus andern Gesichts-Punkten, als dem der bloßen Verdienstlichkeit, zu betrachten, als das, was es seinem Wesen nach ist, worin das Gute besteht, dessen Ausübung und Verwirklichung um Gottes Willen unter Anderm auch eine verdienstliche Seite hat. So macht z. B. Leo bei Erwähnung der Meinung Luthers, die Gelübde hätten nur den Sinn, durch eine höhere Werkheiligkeit einen höhern Grad der Seligkeit zu gewinnen, folgende Aeußerung: „Gelübde haben allerdings auch noch einen andern Sinn; und daß der Mensch vor allen Dingen auch lerne, Knecht seyn seines eigenen Wortes, und frei seyn in dieser Knechtschaft, ist etwas sittlich unendlich Wichtiges, wie dieß auch Luther vorher zum Theil anerkannte. Große Persönlichkeiten, reine, allen politischen Frictionen gewachsene Charaktere, die für ihre Grundsätze ihr Leben feil haben, gibt es sicher mehr unter Völkern, wo dem Gelübde seine Ehre geblieben ist, als bei uns, wo man sie schon den Kindern als sinnlos darstellt. Wer möchte sagen können, wie unendlich Luther selbst durch die Knechtschaft unter dem Gelübde sittlich gewonnen hat? Welcher Theil der Kraft, mit welcher er die Reformation, trotz aller Hindernisse, durchführte, in solcher Schule gewonnen ist? — Bequemer lebt sich's freilich, wenn nur die momentane Ueberzeugung gilt." (Universal-Geschichte 3. Bd. S. 110.) — Aehnliche Ausdrücke der Anerkennung klösterlichen Lebens finden sich bei neueren protestantischen Schriftstellern gar nicht selten, und sind gewiß erfreuliche Zeichen einer innern Wiederannäherung an die Kirche auf dem Wege der Erkenntniß des innerlichen Wesens ihrer Institutionen.

ergriff. Hier am Webstuhl dieses Armen, der nicht bloß sein Meister im Gewerbe, sondern auch sein religiöser Führer und Lehrer war, fühlte er sich zum ersten Male so recht glücklich. Doch bald zeigte es sich, daß Tersteegen's Gesundheits-Umstände den Fortbetrieb dieses Handwerks nicht zuließen, und er sah sich genöthigt, ein anderes Gewerbe zu ergreifen, welches seinem von Hause aus zarten und durch vielleicht allzu strenge Abtödtungen geschwächten Körper mehr zusage. Er wählte das Bandwirken.

Als Bandweber lebte er in der größten Einsamkeit, hielt in den ersten Jahren Niemanden um sich, als das Mädchen, welches ihm die Seide wickelte, und sein einziger Erholungs-Ausgang war zu den Kranken und Dürftigen, denen er am späten Abend nach vollendetem Tagwerk das brachte, was er von seinem spärlichen Verdienst durch die größte Einschränkung in Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse noch erübrigen konnte. Er kleidete sich schlecht, aß nur geringe Speisen, meist aus Wasser, Mehl und Milch bestehend, die er sich oftmals selbst bereitete, und in den ersten Jahren seines Lebens als Bandwirker des Tags nur ein Mal, dabei trank er weder Thee noch Kaffee.

Natürlich wurden die Geschwister Tersteegen's immer mehr aufgebracht gegen ihn; es kam so weit, daß sie seinen Namen nicht einmal mehr nennen mochten, so sehr waren sie über sein armes und demüthiges Leben erzürnt. In der Theilung der mütterlichen Erbschaft hatten sie ihm ein Haus zugewiesen, um zu verhüten, daß er nicht auch sein ganzes Erbtheil den Armen geben möge. Tersteegen wußte aber den Werth dieses Hauses allmählig von einem seiner Brüder, der ihm in seiner geistigen Richtung näher als die andern stand, an baarem Gelde zu erheben, und gab dieß ebenfalls größten Theils den Armen. So hatte sich also Tersteegen um Christi Willen freiwillig arm gemacht, und ärndtete dafür die ganze Verachtung und den ganzen Haß, mit dem die

Welt eine so buchstäbliche Erfüllung der evangelischen Räthe zu vergelten pflegt.

Verlassen von allen Menschen, arm und verachtet, wurde Tersteegen krank und war ganz außer Stande, durch sein Bandwirken den Lebensunterhalt zu verdienen. Da begann für ihn eine Periode schweren leiblichen Leidens, äußerster Noth. Bisweilen mußte er längere Zeit zu Bette liegen, oft zehn bis zwölf Wochen lang, ohne Etwas verdienen zu können. Die Leute aber, bei denen er gegen Kostgeld im Hause war, sorgten so wenig für ihn, daß sie ihm nicht einmal das nöthige Trinkwasser reichen ließen. Aber in allen diesen Leiden hielt er aus in treuer Ergebung an Gott, in wachsender Liebe gegen die Menschen, und errang sich in der so schweren Prüfung glücklichen Sieg.

Viel schwerer noch, als äußere Trübsale, trafen auch unsern Tersteegen, nachdem er etwa zwei Jahre in der Einsamkeit als Bandwirker gelebt, Leiden ähnlicher Art, wie sie in der Geschichte vieler Heiligen als die Mittel erscheinen, durch welche Gott ihr Streben läutert und von jenem feinen Egoismus reinigt, der in der Erfahrung der Gnade nicht Gott, sondern sich selbst sucht. Trockenheit, Dunkel und Zweifel, das Gefühl der Verlassenheit von Gott quälten Tersteegen ganze Jahre lang. Er ließ aber nicht ab vom Gebet, von seinen Uebungen und Werken, bis endlich der Tag kam, wo die Dunkelheit wich, die so lange seinen Geist umdüstert hatte, und innerer Friede und Freude wieder einzogen in das auf der via crucis bewährte und gestählte Herz. Als Ausdruck seiner hochbegeisterten Seelen-Stimmung in dieser Zeit nach der Rückkehr des innern Lichtes und Trostes sind folgende Worte einer Aufopferung merkwürdig, die er mit seinem Blute aufgezeichnet haben soll:

„Meinem Jesus!"

„Ich verschreibe mich Dir, meinem einzigen Heilande und Bräutigam Christo Jesu, zu Deinem völligen und ewigen Eigen-

thume. Ich entsage von Herzen allem Recht und Macht, so mir der Satan über mich selbst mit Unrecht möchte gegeben haben, von diesem Abend an, als an welchem Du, mein Blut-Bräutigam, mein Goel, durch Deinen Tod, Kampf, Ringen und Blutschwitzen im Garten Gethsemane mich Dir zum Eigenthum und Braut erkaufet, die Pforten der Hölle zersprenget, und das liebevolle Herz Deines Vaters mir eröffnet hast. Von diesem Abend an sei Dir mein Herz und ganze Liebe auf ewig zum schuldigen Dank ergeben und aufgeopfert! von nun an bis in Ewigkeit nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Befehle, herrsche und regiere in mir! ich gebe Dir Vollmacht über mich, und verspreche, mit Deiner Hülfe und Beistand, eher dieses mein Blut bis auf den letzten Tropfen vergießen zu lassen, als mit Willen und Wissen, in- oder auswendig, Dir untreu oder ungehorsam zu werden. Siehe, da hast Du mich ganz, süßer Seelen-Freund, damit ich in keuscher jungfräulicher Liebe Dir stets anhange; Dein Geist weiche nicht von mir, und Dein Todeskampf unterstütze mich! Ja, Amen! Dein Geist versiegle es, was in Einfalt geschrieben

Dein

Am Grünen-Donnerstag Abend,
Anno 1724.

unwürdiges Eigenthum,
Gerhard Tersteegen."

Tersteegen war in seinem kindlichen und einfachen Gemüthe, mit dem er vorzugsweise auf die unmittelbare Uebung der Religion in vollkommener Ueberlassung und Hingabe an Gott ausging, doch auch wieder nicht ohne bedeutenderes Streben zu einer immer vollkommneren Erkenntniß der christlichen Wahrheit in ihrer inneren Tiefe. Auf der Schule hatte er, wie oben erwähnt, guten Grund in Kenntniß der alten Sprachen gelegt. Ungefähr um die Zeit seines Lebens, von der wir zuletzt sprachen, trat er in nähere Bekanntschaft mit einem Candidaten, Namens Hoffmann, der eine gleiche religiöse Richtung hatte, wie Tersteegen, sich eng an denselben schloß, seine höhere geistige Bedeutung erkannt zu haben scheint, und es sich darum sehr angelegen seyn ließ, was ihm

an formeller Bildung fehlte, thunlichst zu ergänzen und ihm die zu einer gründlichern Erkenntniß der Religion nothwendig oder nützlich scheinenden wissenschaftlichen Kenntnisse mitzutheilen. So las nun Tersteegen das neue Testament in der Ursprache, viele griechischen und lateinischen Kirchenväter, die Schriften vieler Mystiker, unter Andern auch Schriften der heiligen Theresia u. s. w. Dagegen hielt er sich fern von den Forschungen über die Offenbarung Johannis, das tausendjährige Reich, die Wiederbringung aller Dinge, wie sie damals im Schwunge waren, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der unmittelbaren Nähe seines Lebens und Wirkens die absurdesten und zum Theil widerwärtigsten Schwärmereien erzeugten. Im Verfolg solcher Studien sah sich Tersteegen veranlaßt, das verborgene Leben mit Christo in Gott von Bernières Louvigni, die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis und andere Schriften ascetischen und biographischen Inhalts zu übersetzen. Dann gab er auch eigene Arbeiten heraus. Natürlich machte der Bandwirker Tersteegen durch die Herausgabe solcher Schriften großes Aufsehen und sein Name ward bald weithin bekannt; er wurde gesucht von gar Vielen, denen es mit ihrem Christenthum wirklicher Ernst war, und erhielt bald Gelegenheit, die trefflichen Gaben seines Geistes und Gemüthes durch persönliches Auftreten in Lehr- und Erbauungs-Vorträgen für größere Kreise zu verwenden.

Zum Verständniß einer solchen Art geistlicher Privat-Wirksamkeit, in die nun Tersteegen, ohne sein Vorherwissen und Wollen und ohne irgend welche Berufung von einer geistlichen oder weltlichen Auctorität, durch das Bedürfniß der Seelen hineingezogen wurde, ist nicht zu vergessen, daß auf protestantischem Grund und Boden eine derartige Ausübung des geistlichen Hirten- und Lehrer-Amtes von Privatpersonen eine ganz andere Berechtigung haben kann, als in der Kirche. Die protestantischen Prediger sind ja selbst nach ihrer eigenen

Lehre nicht wesentlich unterschieden von den Laien; es besteht kein Episcopat, dem die öffentliche Lehre für ewige Zeiten anvertraut wäre. Daher ist es ganz natürlich, wenn unter den Protestanten namentlich zu solchen Zeiten, wo die Mehrzahl der öffentlich bestellten Diener des Worts in eine Richtung gerathen, in der sie dem christlichen Bedürfniß eines Theils ihrer Gemeinden nach lebendiger Erbauung und Andacht nicht genug thun, förmliche Privat-Vereine zum Zweck der Erbauung entstehen. Das Conventikel-Wesen ist im Allgemeinen heut zu Tage in ziemlichem Verruf, und gewiß ist, daß es manche widerliche Ausartung und Verkehrtheit des religiösen Lebens hervorgebracht: indessen bewirkt es noch sehr viel relativ Gutes, und vielleicht sind es gerade die wahrhaft christlichen Elemente der Lehre und des Lebens, die es in sich hegt, welche ihm den Haß der Welt, des Rationalismus und der starren protestantischen Orthodoxie zugezogen haben. Die orthodox-kirchlichen protestantischen Geistlichen sind natürlich zum Theil auch deßwegen gegen die religiösen Privatversammlungen, weil diese vielfach eine Bedeutung gewinnen, die unvereinbar ist mit der Stellung, welche der öffentliche Gottesdienst haben soll. Auch unserm Tersteegen waren Verfolgungen bereitet, die er aber mit seiner Demuth vorbeugend abzuwenden wußte, so daß ein landesherrliches Verbot seiner Lehrvorträge wieder zurückgenommen und ihm volle Erlaubniß gegeben wurde, Erbauungsreden in religiösen Privatversammlungen zu halten. Von dem Jahre 1724 bis 1756 hielt Tersteegen viele solcher Reden, die aus der Tiefe christlicher Erfahrung geschöpft einen mächtigen Eindruck machten und bedeutende Wirkungen hervorbrachten. Er hatte bald ein weit größeres Publikum, als irgend ein Prediger Mülheims und der Umgegend. Man kam von fern und nah, um ihn zu hören, bisweilen kamen ganze Züge zusammen und verlangten Worte der Belehrung und Ermahnung von Tersteegen. Im Jahre 1751 schrieb er eine seiner Reden auf und ließ

sie drucken; dadurch wurde das Verlangen nach seinen Vorträgen auch in weiteren Kreisen so groß, daß man dieselben, während er redete, aufschreiben und dann abdrucken ließ.

Dabei war er fort und fort wirksam als religiöser Freund und Führer sehr vieler Menschen, die bei ihm in ihren besondern Gewissens-Angelegenheiten, Versuchungen, Anfechtungen u. s. w. Rath, Trost und Hülfe suchten. So groß war die Menge derer, welche sich theils persönlich, theils brieflich in solchen Angelegenheiten an ihn wendeten, daß er sich schon gegen das Jahr 1730 genöthigt sah, seine Profession gänzlich niederzulegen. Einige Schankungen und Vermächtnisse naher Freunde hatten es ihm möglich gemacht, auch ohne den Fortbetrieb seines Gewerbes leben und Werke der Liebe üben zu können; er hat sich aber stets geweigert, größere und glänzendere Anerbietungen der Art anzunehmen.

Aus den letzten 13 Jahren seines Lebens ist nichts Besonderes zu berichten, was für das Verständniß seines Strebens und Wirkens von besonderem Interesse seyn könnte. Er gab in dieser Zeit noch mehrere Schriften heraus, hatte sehr viele körperlichen Leiden zu dulden, und starb den 3. April 1769 unter Umständen, die an den Heimgang mancher Heiligen erinnern. Seine letzten Worte waren: „Du armer, unansehnlicher Lazarus — und doch schämen sich die heiligen Engel nicht, dich aufzupacken!"

Tersteegen's Geist aber wirkte auch nach seinem Tode fort durch seine Schule und seine Schriften, und durch letztere übt er eine bedeutende und gesegnete Wirksamkeit auch noch in unsern Tagen.

Er hatte bei aller Abweichung von der Lehre und Praxis der kirchlichen Gemeinschaft, der er äußerlich angehörte, doch keine besondere Secte stiften wollen; er äußert selbst irgendwo: „Recht innige Leute bilden keine besondere Secte." So war er denn auch kein Sectenstifter geworden, wohl aber hatte

sich eine Schule um ihn gebildet, die sich sehr weit verbreitete, besonders am Niederrhein und in den Niederlanden, in Hunderten von Privat-Vereinen religiöse Versammlungen hielt, in denen die Erfahrensten und Begabtesten seiner Schüler nach seiner Methode die Bibel und seine Schriften erklärten. Viele Schüler Tersteegen's lebten, wie er selbst, ehelos, manche, die von vornehmer Geburt und reich waren, entsagten freiwillig den Ehren und Freuden der Welt, und führten eine geringe Lebensweise in strengen Abtödtungen und bewundernswerthen Werken der Nächstenliebe, kurz, sie führten in mancher Hinsicht ein wirklich ascetisch-klösterliches Leben, doch ohne die Form desselben, in protestantischer Umgebung. Zwar läßt sich denken, daß ein derartiges, in den Protestantismus hinein verpflanztes ascetisches Streben auf diesem ihm fremden Boden auch manche Mißgriffe und Seltsamkeiten in seinem Gefolge haben mußte: doch ist nicht zu läugnen, daß die Schule Tersteegen's herrliche sittlichen Früchte brachte.

Die Schule Tersteegen's lebt und wirkt als förmliche Schule nur noch in der Erinnerung fort, seine Schriften aber sind lebendig wirksam bis auf diese Stunde. Allerdings ist seine mystische Richtung, obgleich sie durchaus klar gehalten, für das große Publikum nicht verständlich; manche der sogenannten Gebildeten mögen Anstoß nehmen an einigen, nicht mehr der Zeit entsprechenden Außenseiten in der Darstellung, trotzdem werden sie auch heute noch viel gelesen und es ist gewiß, daß sie einen sehr segensreichen Einfluß auf höher strebende Protestanten ausüben*).

---

*) Die Schriften Tersteegens sind im Verlag der Bädecker'schen Buchhandlung in Essen. Besonders berühmt unter denselben sind: „Das geistliche Blumengärtlein", enthaltend Lieder, Betrachtungen, Schlußreime, und „Der Weg der Wahrheit", eine Sammlung von zwölf verschiedenen Abhandlungen nebst Zugaben. Letztere Schrift hat nach der Ansicht des Referenten auch in unserer Zeit noch einen hohen Werth für solche Christen, welche auf ascetischem Wege Sammlung

XIX.

Literatur.

I.

Geschichte der Bischöfe zu Speyer von Franz Xaver Remling. Erster Band, erstes Heft. 8. Mainz. Kirchheim und Schott 1852. S. VIII u. 352.

Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speyer von Franz Xaver Remling. Aeltere Urkunden. Mainz, Kirchheim und Schott 1852. S. VI und 722.

Seitdem der Jesuit Marcus Hansiz zuerst mit der Idee einer Germania sacra hervorgetreten, wurde der von ihm in Anregung gebrachte, wenn auch nur kleinsten Theiles in das

und Beruhigung suchen, und das Irrige des Standpunktes, wie die einzelnen vorkommenden Irrthümer als solche zu erkennen und zu übersehen wissen. Bei diesem Urtheil heben wir vorzüglich die im „Wege der Wahrheit" enthaltenen Abhandlungen „vom Wesen und Nutzen der wahren Gottseligkeit", „Warnungsschreiben wider die Leichtsinnigkeit", „vom Unterschied und Fortgang in der Gottseligkeit", „vom Schein und Seyn der Gottseligkeit", „die wahre Klugheit", „der Umgang mit Gott und mit sich selbst allein", „kurze Anleitung, Gott und dessen Angesicht zu suchen", „der fürtreffliche Weg der wahren Liebe" — im Auge. Eine „Auswahl aus G. Tersteegen's Schriften", enthaltend die meisten der genannten Abhandlungen, nebst Liedern, Reden, Briefen und dem Leben Tersteegen's, herausgegeben von Georg Rapp, ist in derselben Bädecker'schen Buchhandlung 1848 erschienen, und dürfte zum Zweck näherer Kenntnißnahme zu empfehlen seyn.

Werk gesetzte Gedanke von Zeit zu Zeit wieder neu aufgegriffen. Nach Hansiz's Plan sollte bekanntermaßen ein Bisthum nach dem andern seine besondere, von ältester Zeit beginnende und bis in die neueste fortgeführte Geschichte erhalten. Schon unter seinen Zeitgenossen fanden sich strebsame Geister, welche, ohne gerade so Umfassendes, wie er, zu beabsichtigen, dadurch, daß sie die Geschichte einzelner Diöcesen bearbeiteten, gewissermaßen das von Hansiz begonnene Werk fortsetzten. So erhielten allmählig im Laufe des nächsten halben Jahrhunderts die meisten Diöcesen im katholischen Deutschland, namentlich also im Süden und am Rhein, ihre großentheils mit wünschenswerther Ausführlichkeit, mitunter in wahrhaft musterhafter Weise gearbeiteten Specialgeschichten. An diese Bemühungen Einzelner schloß sich dann, gerade vor dem Hereinbruch der französischen Revolution, die Congregation der Benediktiner von St. Blasien im Schwarzwalde mit vereinter Kraft an. Was sie geleistet, ist mehr als genug, um bedauern zu lassen, daß die Ungunst der Zeiten die volle Realisirung ihres großartigen Planes hinderte. Die Barbarei der allgemeinen Säcularisation, welche im Gefolge der französischen Revolutionskriege über alle die hohen und niederen Stifte hereinbrach, Tausende der kostbarsten Documente des Alterthums vernichtete, oder doch verschleuderte, den wichtigsten Theil der noch erhaltenen aber in den allgemeinen Landesarchiven, also vielfach gar weit von dem Boden, auf welchem die Urkunde wurzelt, und allein richtig ausgelegt und verstanden werden kann, aufspeicherte — erschwerte die Abfassung solcher speciellen Geschichtswerke ungemein, daher denn auch die Neuzeit deren verhältnißmäßig nur eine kleine Zahl aufzuweisen hat.

Gestützt nun auf die zu seiner Zeit bereits zu Tage geförderten Specialgeschichten und auch sonst durch umfassende Vorstudien vorbereitet, machte der Wiener-Jesuit, Sigmund Calles, zuerst den Versuch, die Kirchengeschichte Deutschlands

als Ganzes und in ihrem Zusammenhange zu erfassen und darzustellen. Er schritt in sechs Folianten (Wien 1756—69) bis zum Jahre 1152 vor. Die streng analistische Form, in welcher das Werk gehalten ist, läßt manche durch den Mangel an Quellen bedingte und darum auch wohl entschuldbare Auslassung weniger schroff hervortreten. Dagegen liefert die forschende Umschau in dem neuesten, den gleichen Gegenstand behandelnden Werke des jüngst verstorbenen Professors der (protestantischen) Theologie zu Marburg, Friedrich Wilhelm Rettberg, in zwei mäßigen Bänden (Göttingen 1846—48) bis zum Ausgang Kaiser Karl des Großen gefördert, fast unzählige Belege, daß nicht bloß über untergeordnete, sondern wohl auch über wichtige und wesentliche Punkte Dunkelheiten und Schwierigkeiten obwalten, die, wenn überhaupt irgendwie, nur durch Monographien, und zwar bearbeitet von Verfassern, denen nicht bloß der gesammte reichhaltige Urkundenvorrath, sondern auch genaue und in das Kleinste gehende Lokalkunde zu Gebote steht, gelichtet und gehoben werden können. Es wird somit, ganz abgesehen von dem Lokal-Interesse, jede gründlich gearbeitete kirchengeschichtliche Monographie, sofern anders durch dieselbe neue, bisher noch nicht bekannte Resultate zu Tage gefördert, oder auch schon bekannte in helleres Licht gestellt werden, dem Darsteller allgemeinerer Verhältnisse in hohem Grade willkommen seyn müssen. Ja, ihm sind solche Vorarbeiten geradezu unentbehrlich, da bei den von Jahr zu Jahr sich mehrenden Massen des historischen Materiales, und den in gleicher Progression sich steigernden Anforderungen der historischen Kritik, bereits nur noch der Specialhistoriker sich der Hoffnung hingeben darf, seines Stoffes im Ganzen und Großen sowohl, als im Einzelnen und Kleinen (aber darum nicht immer Unbedeutenden) Meister zu werden und zu bleiben.

Was nun zunächst die Rheinlande betrifft, so hat im Laufe der Zeit jedes der vielen und wichtigen Bisthümer

jener Gauen seinen, wenn auch nicht jedesmal musterhaften, so doch immerhin billigen Anforderungen genügenden Historiographen gefunden, manches wohl auch einen zweiten und dritten, Worms allein, dessen Geschichte bis heutigen Tag noch ziemlich brach liegt, ausgenommen.

Unter denen, welche der Geschichte des Speyerer-Episkopats vor unserm Autor ihren Fleiß und ihre Talente gewidmet haben, scheinen besonders bemerkenswerth: Johann Seffried von Mutterstadt, Domvicar zu Speyer († 16. April 1472), dessen Chronicon Spirense zwar kurz und unvollständig ist, aber durch Treue und Wahrheit seinen Werth behauptet; G. Christ. Lehmann, erst Conrector an der Stadt-Schule, dann Stadtschreiber und Archivsregistrator zu Speyer, Rath des Fürstbischofs und endlich Stadtsyndicus zu Heilbronn († 20. Januar 1638), dessen Chronica der freien Reichsstadt Speyer, worin auch die Geschichte der Bischöfe von Speyer mit abgehandelt ist, von eben so umfassenden Kenntnissen, als starker Eingenommenheit gegen die Kirche Zeugniß gibt; J. M. Anton Löbel, Archivar des Domkapitels zu Speyer, der mit kritischer Umsicht die Geschichte der ältesten Bischöfe untersuchte; dessen Zeitgenosse Christoph Mähler, geistlicher Rath und Kantonspfarrer zu Speyer († hochbejahrt 7. Mai 1814), von dem „eine diplomatische Geschichte des Hochstiftes Speyer" handschriftlich hinterblieb, und endlich Cardinal Johannes von Geissel, dessen „Kaiserdom zu Speyer" (3 Bdchn., Mainz 1826 — 28) zugleich die Biographien sämmtlicher Bischöfe umfaßt, und die Arbeiten aller Vorgänger, namentlich in Bezug auf die Form, bedeutend überragt.

Diesen Vorgängern reiht sich mit dem angezeigten Werke Herr Remling an, nun Domkapitular in Speyer, ehedem Pfarrer in Hambach, auf dem von ihm betretenen Gebiete längst heimisch, wie unter Anderm die in den Jahren 1836 — 38 erschienene „urkundliche Geschichte der ehemaligen Abteien und Klöster im jetzigen Rheinbayern" zur Genüge beweist.

Neben umfassender Terrain- und Lokalkenntniß — eine Kenntniß, die immerhin nur aus eigener Anschauung, und somit aus besonders günstigen äußeren Umständen kommt, und deren durch keine Mühe archivalischer Forschung zu deckender Mangel in Specialgeschichten in bitterster Weise durch mannigfache Mißgriffe sich rächt — gibt das Werk, soweit es uns bis jetzt vorliegt, auf jeder Seite Zeugniß von sorgfältiger Benützung aller einschlägigen Literatur, und, was dem Buche besondern Werth verleiht, zum erstenmale treffen wir da die reichen Urkundenschätze der Fürstbischöfe sowohl, als des Domkapitels zu Speyer ausgebeutet, wie sie nun in den Archiven zu Speyer und zu Carlsruhe hinterlegt sind. Diese handschriftlichen Quellen nehmen, wie ein bloßer Blick auf die Seitenzahlen des Urkundenbandes beweist, in Vergleich mit dem gedruckten Material, von Jahrhundert zu Jahrhundert an Umfang und Bedeutung zu, und vom sechszehnten Jahrhundert an werden sie vermuthlich fast allein noch in Anschlag kommen.

Die ganze Darstellung, in würdiger Sprache und von der Zeit an, wo vielfältige Verwicklungen der Speyerischen Kirchenfürsten in den großen Fragen des Tages, insbesondere im Investiturstreit, rascheren Fluß in ihre Geschichte bringen, lebendig und selbst blühend gehalten, ist von strengkatholischer Anschauung durchdrungen. Was die einzelnen Theile des Werkes betrifft, so zeugt schon die vorangeschickte Quellengeschichte mit ihren Biographien der einzelnen Schriftsteller von außerordentlichem Sammlerfleiße. Einer umfassenden Orientirung über die territoriale Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters schließt sich sodann die Reihe der ältesten Bischöfe an, deren Gestalten bei dem fast gänzlichen Mangel urkundlicher Quellen freilich meist in nebelhaftem Halbdunkel schwimmen. Ueber einzelne streitigen Personen und Daten dieser fernen Jahrhunderte scheint der Herr Verfasser manchmal mit noch größerer Bestimmtheit zu

urtheilen, als vor der Strenge historischer Kritik bestehen dürfte, bis endlich nach dem Umflusse des zehnten Jahrhunderts bestimmtere Umrisse hervortreten, und das Hochstift unter den Saliern politische Bedeutsamkeit erreicht. Auf Bitten seiner Gemahlin Gisela beschloß nämlich Kaiser Conrad II. im Jahre 1027, einen neuen Dom, seines reichen Hauses würdig, zu Speyer herzustellen; drei Jahre darauf ward in feierlicher Fürstenversammlung der Grundstein gelegt. Was Conrad II. begonnen, Heinrich III. freigebig fortgesetzt, vollendete der Enkel Heinrich IV. im Jahre 1061. Auch nachher noch erhielt der herrliche Bau, zur Ruhestätte der kaiserlichen Salier ausersehen, manch kostbares Kleinod, wie das Hochstift überhaupt Gunstbezeugungen aller Art. Selbst daß einer der damaligen Bischöfe von Speyer, Sigibodo (1039—1051), und zwar keineswegs ohne Verschulden, bei Kaiser Heinrich III. in Ungnade fiel, trug nur dazu bei, die bischöfliche Kirche noch mehr dem salischen Hause zu verpflichten, indem jener Umstand die Begründung der späterhin so weit ausgedehnten Rechte und Befugnisse des Domkapitels veranlaßte.

Durch solche Gunst der alten Salier ward aber auch die Stellung vorbereitet, und zum Theile wesentlich bedingt, welche die Vorsteher der Speyerischen Kirche seit dem Investiturstreit einnahmen. Im Geiste willenskräftiger Opferfähigkeit befähigt, aus solchen Banden sich loszureißen, wie ein Gebhart von Salzburg, Altmann von Passau, Adalbero von Würzburg, waren überhaupt verhältnißmäßig nicht viele deutschen Kirchenfürsten jener Zeit, und insbesondere sucht man nach einem solchen Manne vergeblich unter denen, welche während jener Periode die Infel von Speyer auf dem Haupte trugen. Doch ist nicht zu verkennen, daß der Eine derselben leichten Muthes seinen Sündenweg ging, während der Andere nur mit Widerstreben von dem gewaltigen Strudel sich fortgerissen sah. Unmittelbar vor dem Investitur-Streit tritt nämlich in Speyer eine Persönlichkeit auf, deren ganze Erscheinung als ächter

Typus des ungemeinen kirchlichen Verfalles und des Verderbnisses der Zeit gelten kann: Heinrich von Scharfenberg. Als Canoniker am Königsstifte zu Goslar mit dem ausschweifenden König Heinrich vertraut geworden, jung und hochfahrenden Geistes, richtete er in den Lüsten des königlichen Hoflagers sich moralisch, und sein Hochstift ökonomisch zu Grunde. Daß ein solcher Mann vom kaiserlichen Freunde zu Allem sich brauchen ließ, wäre ohne Gefahr zu muthmaßen, wenn auch sprechende Thatsachen nicht vorlägen. Auffallend ist aber für so späte Zeit, daß die Angaben über die Dauer seiner Regierungszeit zwischen sechs Monaten und acht Jahren, die über sein schauerliches Ende zwischen 1071 und 1076 schwanken. Nach Urkunden macht sich 1072 (29. Dez.) als das richtige Todesjahr höchst wahrscheinlich.

In eigenthümlicher Weise scheint aber sein Ruf noch auf den Nachfolger hinüberzuwirken, auf Rüdiger, genannt Hutzmann (1073 — 1090). Als Domherr zu Speyer durch Kenntnisse und Frömmigkeit ausgezeichnet, wurde Rüdiger deßhalb zum Bischof gewählt. Hatte er das leichtsinnige Treiben des Vorgängers tief bedauert und oft wiewohl vergeblich gerügt, so rettete er nun selbst zwar, unter kräftiger Beihülfe des Königs, das Hochstift schnell aus seiner materiellen Zerrüttung, sah sich dafür aber auch bald in den eben ausbrechenden Kampf zwischen Papst und Kaiser „vielfach verwickelt und wie so Viele, seiner anfänglich unbefleckten Würde ungeachtet, von eigenliebiger Rücksicht auf Gunst und Erwerb, gleich einem wankenden Rohre, unwürdig hin und her getrieben.“ Dem großen Papste Gregor VII. war er von Anbeginn des Streites verdächtig, wenn nicht etwa — was durch die constante Bezeichnung „Heinrich“ von Speyer in den ersten päpstlichen Schreiben nahe gelegt wird — diese damals noch den Vorgänger des Namens im Auge hatten. Offen trat Rüdiger zuerst durch die Theilnahme an den schmählichen Beschlüssen der Aftersynode zu Worms von 1076

hervor, und sein Name war es, unter dem im J. 1080 die Einladung an die Lombarden zur Synode nach Mainz erging, wo „der verpesteten Schlange, deren Gifthauch bisher die Unordnungen angeschürt, das Haupt völlig abgeschlagen", „Hildebrand, jener arglistige Eindringling des apostolischen Stuhles, der fluchwürdige Verwirrer der göttlichen und menschlichen Gesetze", abgesetzt werden sollte.

Fortan und solange er lebte, mit dem Geschick des Kaisers unauflöslich verflochten, konnte Rüdiger, trotz der mannigfaltigsten Aufmunterungen und reichen Gunstbezeugungen Heinrich's, doch den Vorwürfen des eigenen Gewissens und dem Tadel des Volkes nicht entgehen, und war unglücklich unter allem äußern Glanze des hohen Stifts, der so hoch gestiegen war, daß der Kaiser 1090 es seinem eigenen Neffen Johann Grafen im Kreichgau verlieh. Johann regierte als einer der trefflichsten Bischöfe, die Speyer je besaß, ohne jedoch von dem kaiserlichen Anhang sich ganz losmachen zu können, so sorgfältig er sich auch von der Betheiligung am kirchlichen Zwiespalt zurückzog. Erst ein Jahr nach seinem Tode (1104) bewirkte seine fromme Nichte Adelheid, durch persönliche Verwendung in Rom, bei Papst Paskal die Lösung des auf ihm lastenden Bannes. Indeß blieb der bischöfliche Stuhl selbst über ein Jahr unbesetzt, da Klerus und Volk zu Speyer aus dankbarer Pietät gegen den Kaiser nicht dem Vorgange anderer Kirchen folgen und selbst einen Bischof wählen wollten, der alte Heinrich aber im blutigen Kriege mit dem eigenen Sohne der Lieblingskirche vergessen zu haben schien. Als der junge Heinrich endlich einen treuen Anhänger des Papsts, den Abt zu Hirschau Graf Gebehard von Urach, als Bischof einsetzte, da mußte dieser noch die Trauer so vieler Diöcesanen um den ihnen unvergeßlichen im Banne gestorbenen Kaiser büßen. Sein rücksichtsloses Einschreiten für die Zucht der Sitten bei Klerus und Laien steigerte noch die Mißstimmung gegen ihn, und unter der Last des Kummers

an Geist und Körper gebrochen, zog er sich 1107, die hohe Würde niederlegend, in die stille Beschaulichkeit seiner Zelle wieder zurück, wo er einst glückliche Tage verlebt, und nun nach drei leidensvollen Jahren starb.

Bis auf Gebehard's Nachfolger, den Grafen Bruno von Saarbrücken (1107 — 1123), ist die Geschichte der Speyerischen Bischöfe in dem vorliegenden ersten Hefte herabgeführt. Drei solcher Hefte sollten noch folgen, und zwei Urkunden-Bände das Ganze begleiten, von welchen der erste, bis 1399 reichend, bereits vorliegt, und vom dreizehnten Jahrhunderte an nur bis jetzt ungedruckte Urkunden aufgenommen hat, darunter viele von hohem Interesse, nicht bloß für die Speyerer Diöcesan-Geschichte, sondern auch für allgemeinere Verhältnisse. Möge dem Herrn Verfasser die verdiente Theilnahme für sein, wie aus unsern kurzen Andeutungen schon zu ersehen ist, wichtiges und die kirchliche Geschichte Deutschlands mit zahlreichen neuen Gesichtspunkten bereicherndes Werk nicht fehlen.

II.

Denkwürdigkeiten der Missionspriester und anderer Katholiken, die in England wegen ihrer Religion den Tod erlitten haben, anno 1577 bis 1684. Aus dem Englischen des Bischofs Dr. R. Challoner. 2 Bde. Paderborn bei Schöningh. 1852.

Die genannte, mit einem Vorworte von dem westphälischen Gelehrten Dr. Junkmann eingeführte Uebertragung des Challoner'schen Werkes hat im andern Lager gleich bei ihrem Erscheinen um so mehr Aergerniß erregt, als sie gerade in die Zeit fiel, wo alle alten und neuen Toleranzphrasen, angeblich zum Besten des bekannten Laquaien-Paars

in Florenz, wieder einmal an der Tagesordnung waren. Dr. Zarncke's „literarisches Centralblatt" lieh der Entrüstung die stärksten Worte und forderte: erstens, daß man fortan die katholische Literatur, besonders die irenisch seyn sollende, wohl in's Auge fasse, noch mehr aber zweitens „vor den Protestanten sich hüte, welche aus verwerflichen Gründen mit den Katholiken liebäugelten." Es scheint hauptsächlich die Partei des Halle'schen „Volksblattes" gewesen zu seyn, der die Sentenz vermeint war, daß „mehr denn je Kriegszeit und groß von Nöthen sei, allen Evangelischen Luthers Wort zuzurufen: Deus vos impleat odio Papae." Solchen Zorn erregten jene Legenden englischer Blutzeugen aus der Zeit der „jungfräulichen" Elisabeth bis 1684, wie sie Bischof Challoner nicht nur aus Urkunden, sondern vielfach aus dem Munde noch lebender Augen- und Ohrenzeugen niedergeschrieben hatte. Freilich sind diese Historien nicht sehr geeignet, den gerade jetzt von Berlin aus eifrig verbreiteten Satz zu stützen, daß der Protestantismus von Gott mit einem besonders hohen Maße von Toleranz begnadet sei. Wo hätte die alte Kirche als solche auch je in dieser Weise rein äußerliche, heuchlerische Deferenz geradezu erzwungen, wie mehr als ein Jahrhundert lang mit allen Mitteln, und unausgesetzt die Gesetzgebung der etablirten Kirche Englands gegen die berechtigte Religion des Landes es gethan! Nachdem im J. 1551 der Besuch des protestantischen Gottesdienstes für Jedermann bei strenger Strafe geboten, der Gebrauch anderer Gebete, oder sonst heiliger Handlungen aber, als der im officiellen Gebetbuch enthaltenen, bei lebenslänglichem Gefängniß sowohl für den Beiwohnenden, als den Ausübenden verpönt war, nachdem im J. 1558 die Königin, als oberstes Haupt der Kirche, den Suprematseid verlangt, und Jeden als Hochverräther mit Verbannung, Confiskation und Todesstrafe bedroht hatte, der eine geistliche oder weltliche Jurisdiktion von einem „fremden Fürsten" oder Prälaten annähme —

folgten unablässige Verschärfungen dieser Gesetze in den Jahren 1563, 1581, 1584, 1585, 1587, 1593, 1605, 1609, 1670, so daß dem Katholiken endlich nur die Wahl blieb, den englischen Souverain eidlich als seinen Papst anzuerkennen, und äußerlich als guter Protestant sich zu geriren, oder ewiges Gefängniß, Güterconfiscation, Landesverweisung und den Tod des Verbrechers über sich ergehen zu lassen. So dachte der englische Protestantismus seine gerühmte Denk- und Gewissensfreiheit an die Stelle des finstern Papismus zu setzen, und wie die Blutgesetze desselben ausgeführt wurden, erzählt nun Challoner im harmlosen Legenden-Tone schlicht und ehrlich, ohne alle Nebenbemerkung auf die Verfolger selber. Bloß aus den 26 Jahren von 1577 bis 1603 führt er 187 Personen auf, die für ihren Glauben den Tod erlitten, darunter 125 Priester. Nicht jedoch, als wenn er diese Zahl für erschöpfend angeben wollte, denn Bridgewater rechnet allein bis zum J. 1588 in runder Summe 1200 englische Martyrer, und erklärt auch diese Zahl noch für weitaus zu gering. Sein Verzeichniß zählt 3 Erzbischöfe, 18 geweihte Bischöfe, 4 ganze Klöster, 13 Dechanten, 14 Archidiakonen, 60 Domherren, 530 Priester, 49 Doctoren der Theologie, 18 Doctoren des Rechts, 15 Collegialprofessoren, 6 Grafen, 10 Lords, 26 Ritter, 326 Edelleute und gegen 60 adeliche Frauen. Für die Jahre 1604 bis 1684 schildert Challoner die Leidensgeschichte von 92 Bekennern, darunter 78 Priester, von welchen 34 geistlichen Orden angehörten; die Processirungen und Verurtheilungen in Masse, wie denn einmal 60 und dann wieder 47 Priester auf Einen Tag zur Deportation verdammt wurden, sind dabei nicht gerechnet. Solcher Statistik gegenüber lohnte es sich freilich der Mühe, zu thun, wie das Zarncke'sche „Centralblatt" droht, und den Papisten, um Luthers Worte zu gebrauchen, „ihre eigenen Gräuel für die Nase zu halten"; nur sollten dazu nicht, wie die Berliner Traktätlein pflegen, Persönlichkeiten ausgewählt

werden, von denen immerhin sehr zweifelhaft bleibt, ob sie für das hugenottische Evangelium, oder für ein republikanisches Frankreich mit dem Leben büßten, und denen jedenfalls nur nicht immer die Macht zustand, ihren religiös-politischen Gegnern die Vertheidigung conservativer Principien mit gleicher Münze zu bezahlen, wie sie bekanntlich thaten, so oft sie es vermochten. Ueberhaupt ist für die neugläubigen Martyrologien böse Zeit angebrochen, seitdem die Fortschritte der Geschichtsforschung tiefere Blicke in das politische Treiben hinter den religiösen Coulissen gestattet haben.

III.

Die geheimen Verordnungen der Gesellschaft Jesu, ein Schanddenkmal, welches die Feinde der Jesuiten sich selbst wiederholt errichtet haben. Ausführlich beleuchtet von einem katholischen Laien. Paderborn bei Junfermann 1853. S. 48.

Die „Allgemeine Zeitung“ hat aufgehört, die zwei neuesten Ausgaben der Monita secreta, durch Pastor Dr. Bergmann *) und einen Ungenannten verdienstlich besorgt, in ihren Spalten anzuzeigen, und die ganze, wer weiß zum wie vielten Male seit zweihundert Jahren! von Neuem auspo-

*) In dieser Persönlichkeit scheint ein deutsch-katholischer Pastor den über die Jesuiten-Noth betrübten evangelischen Herzen zu Trost gekommen zu seyn, Dr. Bergmann nämlich zu Erfurt, der nun, nach dem Banquerott seiner Gemeinde, commis voyageur in langen Waaren geworden ist. Der Edle hat, vor vollzogenem Wechsel seines Geschäfts-Artikels, dem thüringischen Oberconsistorium angeboten, sammt seiner Gemeinde zum Protestantismus übergehen zu wollen, wenn ihm eine Anstellung als protestantischer Pfarrer gesichert würde.

sannte Entdeckung ist auf beiden Seiten wieder in Vergessenheit gerathen, nachdem sie mehrere Wochen hindurch mit dem Geheimniß des Tischrückens um den Vorrang in Zeitungs-Papier-Consumtion gestritten hatte. Dennoch kommt das oben genannte Schriftchen nichts weniger als post festum. Die ausgetretenen Wasser des Jesuiten-Alarms sind zwar wieder in die engen Ufer protestantischer Kirchenzeitungen zurückgedrängt; aber vor ihrem Wiederaustritt ist kein Augenblick sicher. Kommt z. B. die Paritäts-Frage in der preußischen Kammer morgen wieder zur Sprache, so werden übermorgen auch die Monita secreta neuerdings aller Welt in ihrer „unbestrittenen" Aechtheit vor Augen gehalten werden, mit den detaillirtesten Angaben über spanische oder westphälische Originale, über Unionsfürsten oder Reiter-Officiere aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges als die glücklichen Entdecker. Zwar hat unser Verfasser mit großem Scharfsinn und einem historischen Apparat, dessen Umfang und Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, den abscheulichen Betrug entlarvt, und bis zur zweifellosesten Evidenz nachgewiesen, daß und wie die Monita ursprünglich das Produkt der Rachsucht des aus dem Orden gestoßenen polnischen Jesuiten Zaorowski gewesen, um 1612 in der Gegend von Krackau erst handschriftlich, dann gedruckt verbreitet, sofort aber vom confessionellen Hasse als schwere Waffe gegen die tapfersten Streiter der Kirche aufgegriffen und bis auf unsere Tage, wider besseres Wissen und Gewissen, benützt worden seien. Aber was schaden alle sonnenklaren Ueberführungen des Lügenwerkes auf der andern Seite? Ihr Verfasser wird kaum so viele Dutzende von Exemplaren, als die Advokaten des Betrugs Hunderte verschleißen. Ueber die große Heeresmacht der selbstbewußten Lüge hat die Wahrheit keine Gewalt; um so mehr ist Allen, welche dieser noch zugänglich sind, das Paderborn'sche Schriftchen zu empfehlen, als treffliche Biographie der Monita secreta, welche, gleich dem ewigen

Juden, jedesmal auftauchen, wenn es einen neuen Sturm gegen die Kirche gilt. Ihre Geschichte ist so lehrreich, wie ihr Gebrauch, welcher in neuester Zeit noch eine höchst wichtige politische Seite gewonnen hat. Im J. 1848 massenhaft verbreitet, waren sie der Beweis, daß die Jesuiten geborne Reaktionäre seien und die Volks-Freiheit vergifteten; im Winter 1852 hingegen eifrigst besprochen, waren sie der Beweis, daß die Jesuiten geborne Revolutionäre seien und die Königs-Macht mordeten.

XXI.

Rudolf von Rodt,

weiland Missionär der Londoner Missionsgesellschaft,

über die Früchte seines Wirkens in Indien.

Daß katholischerseits von Staatswegen und mit Staats-Mitteln in ganz Europa auch nur soviel für Ausbreitung der Kirche geschähe, wie in Sachen des Protestantismus von Preußen allein, dürfte schwer nachzuweisen seyn. Diese politische Verlassenheit des katholischen Missionswesens hat wenigstens das Gute, daß seine hohe Blüthe von den Gegnern nicht wohl aus politischer Förderung erklärt werden kann. Um so lieber sprachen sie sonst von den unerschöpflichen geheimen Geldmitteln, welche der katholischen Mission zu Gebote stünden. Natürlich! waren ja allein die Jesuiten so reich, daß sie leicht die halbe Welt hätten kaufen können, wenn dieselbe nur feil gewesen wäre. Heutzutage aber will auch diese Ausflucht nicht mehr schützen, nachdem Journale

und parlamentarische Versammlungen allenthalben anerkannt haben, daß die klagenden Bitten um die nöthigen Mittel zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse, mit welchen die Kirche Namens ihrer Mission täglich bei katholischen Herzen anklopft, denn doch nicht reine Verstellung seien. Selbst das englische Parlament hat nicht zu sagen gewagt: Ein steinreicher Mann und betteln gehen! — als jüngst Lord Fitzgerald die Debatten des Unterhauses über die indische Bill mit Vorlage einer Adresse störte, die nicht weniger als 600,000 katholische Einwohner Indiens unterzeichnet und mit bittern Klagen angefüllt hatten. Im Heere der ostindischen Compagnie, sagten sie, dienten 16,000 Katholiken, und 107,855 Pfund 14 Schill. betrage die jährliche Ausgabe allein für die Staats-Kirche in Ostindien, während nicht mehr als 5496 Pfund auf die geistlichen Bedürfnisse der Katholiken verwendet würden, die doch ebenso zahlreich seien (oder zahlreicher, selbst wenn man Alles für vollgültig nimmt, was protestantischerseits seit etwa 20 Jahren *) an „Namenchristen" und „Regierungschristen" zusammengerafft worden); ein Katholicismus ohne Priester sei nicht denkbar, darum darbten sich auch die katholischen Soldaten von ihrem spärlichen Solde Beisteuern zur Erhaltung ihrer Geistlichen ab, und erst in der Schlacht von Moodkee sei einer ihrer Regiments-Kapläne gefallen, während er den Sterbenden das Viaticum gereicht; ein protestantischer Bischof in Indien beziehe 5500 Pfund jährlicher Besoldung, ein katholischer Bischof dagegen eine Sustentation von — 240 Pfund u. s. w.

Ob dabei einzelne Männer des englischen Parlaments eine Vergleichung angestellt haben mögen, einerseits dieser

*) Durch ein Versehen ist der letztere Theil der betreffenden statistischen Notizen aus dem „Ausland" 1833, welche in Band XXXI, S. 732 der Hist.-pol. Blätter angeführt sind, so gestellt, als wenn er sich auf die Gegenwart, anstatt auf das Jahr 1830/31 bezöge, was wir hiemit berichtigen wollen. Anm. d. Redaktion.

katholischen Armuth und Niedrigkeit mit dem seit Jahren unablässig vermehrten Aufwand politischen, materiellen und geistigen Reichthums und Gewichts am protestantischen Missionswerk in Ostindien, andererseits zwischen dem fröhlichen Prosperiren jener äußerlich unscheinbaren Mission und der völligen Erfolglosigkeit dieser mit allem Glanz und Pomp der Weltmacht auftretenden Anstalten? Ob Einzelnen eine Ahnung des Satzes aufgestiegen seyn mag, den die „Hist.-pol. Blätter" jüngst aufgestellt: „die Geschichte des protestantischen Missionswesens ist ein Gottesgerichts-Urtheil?" — Schwerlich! Denn in der Oeffentlichkeit ist die prahlende Lüge noch immer Herr über die verzweifelnden Berichte von der trostlosen Wirklichkeit. Auch der Katholik kann sich tiefen Schmerzes nicht erwehren, wenn er Männer voll des besten Willens, frommen Eifers, solider Gelehrtheit und praktischer Tüchtigkeit vergeblich mit einem an sich heiligen Werke sich abmühen sieht, das doch nicht die geringste Frucht trägt. Aber auch solchen Charakteren unter den Heidenboten der protestantischen Welt entschlüpft nicht leicht ein klares und offenes Geständniß über den absoluten Unsegen ihrer Arbeit; es ist, als wenn das Bewußtsein sie plagte, daß deßfalls die Wahrheit sagen, und ihr eigenes Religionswesen principiell selbst verdammen, Eins und dasselbe sei. Sie sehen daher ruhig zu, wie die Lügenberichte ihrer weniger bedenklichen Collegen die protestantischen Völker hinter's Licht führen, und nur zuweilen preßt die Marter des eigenen inneren Glaubens-Zwiespaltes, oder die Pein des erbitterten Kampfes zwischen den rivalisirenden Sekten ein widerwilliges Bekenntniß aus missionarischem Munde.

Um so mehr verdienen die ausführlichen Geständnisse unsere nähere Betrachtung, welche die vor Kurzem erschienene Biographie eines protestantischen Apostels für Indien aus der neuesten Zeit seinen hinterlassenen Papieren entnommen und

veröffentlicht hat *). Es ist der Berner Rudolf von Rodt, ein ehrenhafter Charakter, der mit seiner Wahrheitsliebe und rechtschaffenen Geradheit schon zu Lebzeiten bei seinen Missions-Collegen und Vorständen wenig Ehre eingelegt hat. Von Rodt war ein in den Bedrängnissen der protestantischen Religions-Verwirrung innerlich tief unglücklicher Mann. Schon in der Jugend sah er sich, im Bunde mit einem gleichgesinnten Bruder, seiner freien kirchlichen Stellung halber in lebhaftem Gegensatze zu einem strengen, mit voller Ueberzeugung der reformirten Landes-Kirche angehörenden Vater. Nur „dem freundlichen, gläubigen Andringen" Seitens einer mütterlichen Tante konnte der junge Mensch nicht widerstehen, und fühlte sich „gewissermaßen gezwungen, sein Herz Gott zu übergeben." Von der Berner-Akademie begab er sich 1833 nach Genf, wo die neue, vom Staate und seiner Kirche unabhängige „theologische Schule" vor Kurzem eröffnet worden war. In der That konnte von einer christlichen Kirche des Genfer-Staates damals eigentlich keine Rede mehr seyn; denn „aus Genf war der alte Ernst calvinischen Glaubens längst gewichen. Die anerkannte Landeskirche huldigte, bewußt und unbewußt, dem Socinianismus; auf der andern Seite hatte die früher vom Bürgerrecht ganz ausgeschlossene katholische Bevölkerung sich außerordentlich vermehrt. Die Lehre von der Gottheit Christi durfte nicht mehr gepredigt werden; die wenigen Geistlichen, die es dennoch thaten, mußten die Kanzel räumen und sich eine eigene Gemeinde suchen" (Bouterweck S. 9). Unter diesen Verhältnissen entstand dann die „evangelische Gesellschaft", welche 1831 die oben erwähnte theologische Schule gründete, auf

*) Leben und Wirken Rudolf's von Rodt, weiland Missionärs der Londoner Missionsgesellschaft in Indien, von Dr. Carl Wilhelm Bouterweck, Director des Gymnasiums in Elberfeld. Elberfeld 1852.

der unser mehr und mehr mit sich zerfallende Rodt religiöse Beruhigung zu finden hoffen mochte.

Allein unterm 8. Mai 1833 schreibt er bereits an einen Berner-Freund: „Ich habe nun meinen Aufenthalt geändert, aber nicht meinen Charakter. Ich bin eben derselbe kalte, gleichgültige und phlegmatische Rudolf, den Du in Bern gekannt hast, der Dich aber doch aufrichtig liebt und Dich oft hergewünscht hat; denn die Laterne, mit deren Hülfe ich gleichgesinnte Freunde suche, ist noch immer angezündet und wird, wie ich fürchte, es noch eine Zeit lang bleiben müssen. — Ich besitze indessen das Vorrecht, hier mit Brüdern bekannt zu seyn, die Liebe verdienen, und mit denen ich allmählich vertrauter zu werden hoffe. Allein ich bedaure, daß ich bei ihnen Allen auf ein Hinderniß stoße, daß sie nämlich in ihren Ansichten von der Kirche verschiedener Meinung mit mir sind." Dieser innere Zwiespalt eines liebeerfüllten, aber glaubensleeren Herzens konnte sich, wie leicht begreiflich, bis zu einer Kälte objektiviren, in der das eigene Ringen und das Gewirre der gegnerischen Meinungsverschiedenheit Gegenstand einer reflektirenden, fast gefühllosen Gleichgültigkeit werden mußte. Und so schreibt denn Rodt bei Gelegenheit der Erwähnung eines lebhaften Gespräches mit einem theologischen Gegner: „Ich lachte innerlich über den Contrast unserer Charaktere, und war am Ende der Discussion eben so kalt, wie im Anfange." Immer bleibt aber ein solches freimüthiges Erschließen des Herzens anerkennenswerth, und bekundet hinwieder eine Unabhängigkeit des Charakters, die bei aller Hingabe an einen als Lebenszweck gewählten Beruf doch niemals sich herbeilassen wird, ihm die erkannte und erfahrene Wahrheit zum Opfer zu bringen. Nur durch diese, von seinem Biographen selbst hervorgehobene Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit vermittelt uns Rodt einen klaren Einblick in die Thätigkeit und die Erfolge der Mission, bei welcher er betheiligt war. „Der Nimbus",

sagt sein Biograph, „in welchen das Missionsleben nur zu leicht auch sehr gewöhnliche Persönlichkeiten einschließt, war dem nüchternen, aller Täuschung abholden von Rodt so unangenehm, daß er sich wiederholt darüber äußert."

Schon früher durch den amerikanischen Missionär Abeel aufgefordert, entschloß sich Rodt auf das erneute Andringen des Missionärs Groves, der aus Bengalen nach Genf gekommen war, um Missionäre zu suchen, dem Missionswerke sich zu widmen, und, unter dem 23. Juli 1835 von dem „Comité der zur Evangelisation verbundenen Gemeinen in Genf, im Waadtlande, Neuschatel, Bern und Basel, als Prediger des Evangeliums, nach Indien ausgesendet", ging er nach London, schiffte sich zu Liverpool ein, und betrat den 11. April 1836 den indischen Boden. Er war zu London vorher in die Missions-Dienste der etablirten Episcopal-Kirche Englands aufgenommen worden. — Daß der kaum zweiundzwanzigjährige junge Mann beim Antritt eines Berufes, der ungetheilte Hingabe an Gott und die göttliche Wahrheit erforderte, nicht einmal mit sich selbst, geschweige denn mit seinen Amtsbrüdern im Reinen gewesen, ist an sich schon aus dem bisher Gesagten anzunehmen, und wird auch durch eine Note seines Tagebuches bestätigt, wo er seiner Stellung zu einem mitreisenden Missions-Collegen gedenkt. „Unsere Charaktere", sagt er, „sind sehr verschieden. Er ist warm, äußerst gefühlvoll und muß Alles sagen, was er auf dem Herzen hat; ich bin eiskalt, nicht gefühllos, aber gegen Solche, die nicht völlig nach meinem Herzen sind, verschlossen. Er ist unruhig, schnell und oft nur zu voreilig, um von dem Evangelium zu reden; ich bin scheu, langsam und allzu bedächtig. Er glaubt Alles; ich zweifle an Vielem. Doch der Herr hat uns vereinigt, und so lange es sein Wille ist, wollen wir zusammenbleiben." Gewiß können wir uns jedes weitern Schlusses aus diesem freimüthigen Geständniße auf die Beschaffenheit des Evangeliums überheben,

welches diese Herren den armen Heiden, jeder nach seiner Art, zu predigen im Begriffe standen. Wo solchergestalt die ersten Grundbedingungen fehlen, wie könnte da das Werk gedeihen! Es ist auch nicht nöthig, solchen Bekenntnissen ausdrücklich den katholischen Missionär gegenüber zu stellen, der, von allen irdischen Bezügen definitiv freigesagt, für die Eine, ewige, überall gleichmäßig verkündete katholische Wahrheit erglüht, überall ihr Martyrer zu werden bereit ist. Kein Gedanke an die irdische Heimath, keine Sehnsucht nach Weib und Kind, keine Lockung des Lebenscomforts zieht ihn von dem erhabenen Werke ab; der bestechende Reichthum verkehrt ihm die Botschaft des Evangeliums nicht in den Betrieb eines Handelsgeschäftes, seine Armuth vielmehr, seine Aufopferung, seine Hingabe gewinnen die Herzen, öffnen der höhern Wahrheit den befangensten Sinn.

Von der in Indien herrschenden religiösen Begriffsverwirrung, von der unerschütterten Gewalt des grassen Heidenthumes oder gottlosesten Materialismus, und der noch grassern Christenmacherei, ja von dem gerade entgegengesetzten Erfolg der missionarischen Thätigkeit, sollte Rodt schon bald nach seiner Ankunft die abschreckendsten Beweise erhalten: die Eingebornen waren offenbar durch ihr Pseudochristenthum nur noch ausgearteter und sittenloser geworden. Schon gleich bei seinen ersten Besuchen von Hindu-Schulen machte er die traurigsten Erfahrungen. Einmal fragte er einen etwa zehnjährigen Knaben, der schon seit einiger Zeit Unterricht in der christlichen Religion empfangen hatte, was er von den Götzen halte, und der Kleine antwortete mit ernster, altkluger Miene und funkelnden Augen: „Es gibt nur Einen Gott, das ist ein allgemein verbreiteter Glaube (sic!); allein es gibt viele Untergottheiten"; er nannte darauf mehrere. Solche und noch entmuthigendere Vorfälle mochten oft schwerer noch, als die „tiefe Einsamkeit", den jungen Missionär drücken. Er suchte bei theuern Freunden in Burdwan (nicht weit von seinem

Stationsorte Sunamuky) Beistand und Trost, in einer Stimmung, über welche sein Biograph bemerkt: „Sein Predigen blieb nicht ohne alle Einwirkung, wiewohl er häufig über Mangel an Aufmerksamkeit, oder noch öfter darüber klagt, daß die Heiden zwar zuhören, auch wohl disputiren, aber sehr selten das Bedürfniß fühlen, für das Heil ihrer Seele zu sorgen. Bei der großen Nüchternheit seines Urtheiles und der kindlichsten Demuth, die ihm eigen war, konnte von Rodt sich über das, was er sah und hörte, nicht täuschen." Und daß er überall dieselben Mißerfolge sah, bekennt er selbst in einem Briefe aus Calcutta, wohin er im Juni 1837 gereist war. „Für das Evangelium", schreibt er, „geschieht hier viel, aber lange noch nicht genug. Die Arbeiten der Missionäre sind hier nicht sehr gesegnet, dem Anscheine nach, und das Feld, das sie bearbeiten, ist sehr hart. Jedoch findet sich hie und da ein junger Hindu, der Muth genug hat, seiner Kaste zu entsagen, d. i. von Vater, Mutter, Weib, Geschwistern und Allem, was ihm lieb ist, sich zu trennen, Verfolgungen und grausamer Behandlung sich auszusetzen und auf den Namen Christi sich taufen zu lassen. Doch bleiben nicht Alle ihrem Bekenntnisse bis an's Ende treu. Die heidnischen Vorurtheile nehmen aber in dieser Stadt von Jahr zu Jahr immer mehr ab. Viele Hindu's haben ihre Religion ganz verläugnet, sind dadurch aber nicht besser geworden, da sie nun bloß Deisten oder Atheisten sind, und daher, weil sie Jesum nicht bekennen, haben sie auch weder Schmach noch Verfolgung zu leiden. Kenntnisse und europäische Bildung nehmen sehr überhand (sic!). Viele Hindu's reden sehr geläufig englisch."

Welchen Einblick eröffnen diese vorsichtigen Worte in jenes ostindisch-protestantische Christenthum! Es geschieht viel, d. h. wohl: mit materiell-pekuniären Mitteln. Heidenthum und heidnische Vorurtheile fallen, die Hindu sprechen geläufig englisch, aber Jesum bekennen sie nicht, besser werden sie

nicht, begreiflich! die ihnen mitgetheilten Kenntnisse und europäische Bildung (was von dieser hier zu halten sei, liegt nahe) nehmen ja — überhand! Fast unbewußt hat Rodt mit diesem Ausdrucke dem Ganzen seine wahre Signatur aufgedrückt. Daß es aber nicht bloß in der großen Weltstadt Calcutta — was man doch noch durch die gewöhnliche Corruption großer Städte im Nothfalle erklären und entschuldigen könnte — so schlecht stand, sagt uns ein weiterer Brief Rodt's, von Sunamuky, wohin er zurückgekehrt war, unter dem 26. Nov. 1837 geschrieben:

„Es ist nun schon mehr als ein Jahr, daß ich unter den Heiden das Evangelium predige, habe aber bis auf diese Stunde nicht die geringste Frucht meiner Arbeit gesehen. Ich wundere mich nicht darüber: denn ohne die besondere Gnade und Einwirkung Gottes" (NB. die eben in der Erfolglosigkeit der Arbeit auch negativ sich auszusprechen Macht hat!) „kann auch nicht Eine Seele gerührt und zum Glauben an Christus gebracht werden. Jedesmal, wenn ich den armen Heiden von unserm Heilande rede, fühle ich tief die Schwachheit meiner Predigt und die Unzulänglichkeit meiner Beweise. Meine Person, als Europäer und als mit den Herrschern des Landes eng verbunden" (sic!) „zwingt freilich die Eingebornen, mir mit Ehrerbietung zu begegnen; allein nach ihren Religionsbegriffen bin ich doch ein verächtlicher Mann, ohne Kaste, ohne wahre Religion, ein Kuh- und Schweinefleisch-Esser, ein Mletschtscha, d. i. ein Unreiner. Auch sagten sie mir einmal: „„aus deinem Munde religiöse Gespräche anzuhören, ist uns Sünde."" Sowie meine Person, hat auch meine Predigt nichts Anziehendes für sie. Krischna ist ihr Erlöser, den sie leidenschaftlich lieben. — Dessenungeachtet dürfen wir nicht müde werden. Gott hat sich bereits Zeit und Stunde ersehen, wo er über dieses unglückliche Land die Sonne der Gerechtigkeit wird aufgehen lassen. Nur wenn ich auf mich selber sehe, will mir zuweilen der Muth entgehen. Ich liebe selber den Herrn so wenig; wie kann ich verlangen, daß Andere ihn lieben? Ich bin so kalt im Dienste

meines Herrn, so leichtsinnig in der Erfüllung meines Amtes; wie ist es möglich, daß er meine Arbeit segne. Solche Gefühle meiner Schuld und Untüchtigkeit, verbunden mit dem Gedanken an die völlige Fruchtlosigkeit meiner Arbeit drückten mich in diesem Jahre oft sehr darnieder, und meine gänzliche Einsamkeit macht meine Lage noch hoffnungsloser."

Was war natürlicher, als daß Rodt einen Ort zu verlassen wünschte, an dem er sich vergeblich in Anstrengungen erschöpfte, und der ihm, trotz des längeren Aufenthaltes, ganz fremd geblieben war. „Als ich zum letztenmale", schreibt er am 17. Jan. 1838, „durch das Dorf zog, blickte ich mit Stillschweigen von meinem hohen Sitze" (auf einem Elephanten) „auf die Hüttenreihen zu beiden Seiten hinunter. Kein Gefühl der Wehmuth, keine Reue stieg in mir auf; ich verließ keinen Freund, keinen Bruder, keine mir zugethane, keine das Wort Gottes liebende Seele. Mehr als ein Jahr lang hatte ich das Dorf unzähligemal besucht, kannte alle Häuser und Winkel in demselben, alle Leute, vom größten bis zum kleinsten, kannten mich, und dennoch blieb es mir ein fremdes, ich möchte fast sagen, von Feinden bewohntes. Das Evangelium und den Namen Jesu haben sie oft gehört, aber nicht zu Herzen genommen, sie haben nur darüber gespottet." — In den Dienst der „Londoner-Missionsgesellschaft" getreten, welche, den Tendenzen der demokratisch-unionistischen Niederkirchenpartei huldigend, in strengem Gegensatz zu den Episcopalen steht, oder, wie Bouterweck sagt, „den persönlichen Ueberzeugungen ihrer Arbeiter möglichst Raum läßt, und in den Independenten ihre Hauptvertreter hat", begab sich Rodt von Sunamuky nach Calcutta, und stand dort zunächst zu den Gemeinden in zwei benachbarten Dörfern in seelsorglichem Verhältnisse. Aber auch jetzt sah er noch keine besseren Früchte der Mission, als bei seiner ersten Anwesenheit in Calcutta. „Unsere Christen", schreibt er den 15. Febr. 1842, „in Râmâkâlchok und Gangri sind sehr arme, schwache, unwissende Leute,

die man mit großer Geduld tragen muß." Nachdem er hierauf die Bedrückungen der armen Bauern durch die großen reichen Landeigenthümer hervorgehoben, fährt er fort: „Ein anderes sehr großes, wohl das größte, Hinderniß, das wir zu bekämpfen haben, sind die verschiedenen christlichen Sekten, die sich neben uns angesiedelt haben, besonders die Missionäre der bischöflichen Kirche, die uns nicht als Prediger ansehen wollen" (vgl. S. 60) „und uns sagen, wir hätten kein Recht, die Leute zu taufen, ihnen das Abendmahl zu geben und ihre Ehen einzusegnen. Und wenn wir irgend Einen, um seiner schlechten Aufführung willen, ausschließen, so läuft er zu ihnen, und wird oft von ihnen aufgenommen."

Mit Recht, freilich nicht in dem Sinne, wie wir meinen, nennt Rodt die Zersplitterung der Sekten das größte Hinderniß eines gedeihlichen Fortganges der Missionen: dieß ist eben mit Anderm der in dem Protestantismus liegende Fluch, Sekten eine Existenz zu geben, die ihn selbst am meisten gefährden und zerstören. Begreiflich ist demnach unter solchen und ähnlichen principiellen Hemmnissen, wenn Rodt am 7. Jan. 1843 schreiben konnte: „Ich habe dieses Jahr fünf oder sechs neue Glieder in die Gemeine aufgenommen." Wie tief er selbst dabei diese in der sektischen und individuellen Zersplitterung des Protestantismus begründeten Schäden fühlte, spricht er bei einer andern Gelegenheit aus, indem er, von seinem „monarchischen" Verhältnisse zur Gemeinde redend, sich dahin äußert: „die Verfassung der Gemeinen ist Nebensache, die Einheit der Gemeinen aber eine Hauptsache." Ja, die Einheit! wie sollte sie sich aber auf protestantischem Boden, ohne daß man sich in seinen Principien aufgäbe, ermöglichen lassen?

Dieselben traurigen Erfahrungen, wie an den beiden ersten Orten seiner Missionsthätigkeit, begegneten Rodt auch

auf einer Reise im nordöstlichen Bengalen, die er in Begleitung zweier protestantisirten Hindu machte, deren Tagebücher theilweise in das seinige aufgenommen sind. Der eine derselben berichtet über ihren Aufenthalt zu Krisnogor, wo ein deutscher Missionär, Namens Dürr, seit ungefähr zwanzig Jahren sich aufhielt, unter Anderm Folgendes:

„Hierauf ging ich zu Herrn Dürr's Hause. Vor demselben fand ich zehn bis zwanzig Christen, die unter einem Baume in der Bibel lasen. Ich setzte mich zu ihnen und fragte sie: Brüder, versteht Ihr das Evangelium, das Ihr leset? Sie antworteten: Freilich; wie könnten wir, wenn wir es nicht verständen, Andere darin unterrichten? Ich: Brüder, was hat der Herr für uns gethan? Sie: Er kam in's Fleisch, uns zu erlösen. Ich: Wie können wir Theil haben an der Erlösung, die er für uns erworben? Sie: Wenn wir seine Gebote halten, wenn wir die Sünde verlassen, wenn wir zu ihm beten. Ich: Reicht unsere Kraft hin, dieß zu thun? Sie: Allerdings; denn unser Herz steht unter unserer eigenen Aufsicht; wir können seine Neigungen und Begierden nach unserem eigenen Willen leiten; denn wir z. B. waren Hindu's, jetzt aber haben wir unser Herz geneigt gemacht, die Religion Christi anzunehmen. Ich fragte weiter: welches ist die wahre Religion? Sie: das können wir, ohne vorherige Prüfung, nicht sagen. Ich entgegnete: dann scheint es, daß Ihr, ohne vorherige Prüfung Christen geworden seid? Sie sagten: Viele Dörfer sind christlich geworden; wir haben es gemacht, wie sie. Ich fragte noch weiter; aber zuletzt wurden sie böse und sagten: Wir können nicht unser Lesen aufgeben und beständig mit Dir schwatzen."

Nicht geförderter, sagt Bouterweck, scheinen auch diejenigen gewesen zu seyn, von welchen Robt unterm 12. Nov. berichtet:

„Um vier Uhr erreichten wir einen Ort, von wo der Wohnort des Herrn A. (eines Missionärs) nur eine Meile entfernt war. Ich gab daher Befehl, das Boot anzuhalten, und ging allein über Feld, ihm einen Besuch zu machen. Unterwegs mußte

ich über einen kleinen Fluß; ein Mann zeigte mir die Furt. Er sagte mir, er sei ein Christ, und wies auf mehrere andere Bauern hin, die im Felde arbeiteten und, wie er sagte, alle Christen wären. Ich fragte ihn: Warum seid Ihr Christ geworden? Er antwortete ehrlich: Des Geldes wegen. Ich: Wie Viele sind Christen geworden? Er: In diesem und in den benachbarten Dörfern bei hundert Familien. Ich fragte zum zweiten- und zum drittenmale: Warum seid Ihr Christ geworden? und erhielt immer dieselbe Antwort. Auf meinem Rückwege ging ich durch ein Dorf, dessen Bewohner sämmtlich, drei bis vier Häuser ausgenommen, Christen geworden waren. Ich rief Einige herbei und fragte sie: Warum seid Ihr Christen geworden? Sie antworteten: Weil wir glauben, daß das Christenthum wahr ist! Was habt Ihr gewonnen, und was werdet Ihr künftig noch dadurch gewinnen, daß Ihr Christen geworden seid? Anfangs antworteten sie nicht; dann sagte Einer von ihnen: Wir werden den Himmel gewinnen. Als ich sie insgesammt fragte: Könnt Ihr lesen und schreiben? antworteten sie: Nein. Frage: Wer ist Christus? Antwort: Wir haben von Rischi (d. i. ein Heiliger) gehört; wir wissen aber nicht, wer er war und was er gethan hat. Frage: Habt Ihr von seinem Tode gehört? Antwort: Wir wissen Nichts davon. Frage: Seid Ihr getauft worden? Antwort: Nein; Niemand hier ist getauft worden, ausgenommen diejenigen, welche die zehn Gebote und den Glauben wissen. — Ich ging weiter und traf einen alten Mann, der mir sogleich ungefragt sagte, er sei ein Christ. Ich fragte Ihn: Warum seid Ihr Christ geworden? Antwort: Weil Andere es geworden sind."

Aehnliche Erfahrungen und insbesondere ein die fürchterlich-entsittlichenden Folgen dieser Christenmacherei recht prägnant charakterisirendes Gespräch mit einem vagabundirenden Bettelmusikanten, der auch „Christ" geworden war, erzählt das Tagebuch des andern Begleiters Rodt's: „Frage: Ihr habt ein musikalisches Instrument, macht Ihr vielleicht Musik und singt Lieder? Antwort: Ja; mit Hindu's singe ich Hindulieder und mit Christen christliche Gesänge. Ich sagte:

Zwei Herren zu dienen ist Sünde. Antwort: Das läugne ich nicht. Ich: Ist es recht, wissentlich zu sündigen? Antwort: Unser Vater Adam hat gesündigt, warum sollten wir nicht sündigen?" „Unter ähnlichen niederschlagenden Erfahrungen", fügt Bouterweck diesen Mittheilungen bei, „enthalten die Tagebücher auch einzelne Beispiele eines wirklichen Verlangens nach Belehrung, und mehr als einmal hatten die drei Prediger Gelegenheit, bei ihren Straßenpredigten die Aufmerksamkeit der versammelten Heiden und Muhamedaner zu bewundern. Viele Traktate, auch ein Paar Evangelien an zwei Braminen, wurden vertheilt, manchmal aber wurde das Anerbieten zurückgewiesen, oder die bereits angenommenen Traktate zurückgegeben." — Fürwahr ein schlechter, armseliger Trost, nichts als ein paar einzelne Fälle, aus denen vielleicht eine aufrichtige Conversion werden dürfte, und ein bischen Aufmerksamkeit bei einer durch die Neuheit der Erscheinung ohnedem anziehenden Straßenpredigt — als kümmerliche Beweise einigen Erfolges vorbringen zu können!

So wenig Robt selbst sich über die Erfolglosigkeit des Missionswerkes täuschte, so unangenehmen Eindruck scheint sein ungeschminktes und unbefangenes Urtheil in Genf und London gemacht zu haben, wo man eher dem Manne, als — der Sache die Mißerfolge zuzuschreiben geneigt war. „Meine Genfer-Freunde", schreibt er unter dem 31. März 1839, „schweigen völlig, und Wenger hat mir geschrieben, daß sie mit mir unzufrieden seien, mich im Irrthum begriffen glauben. — Ich glaube mein Irrthum besteht darin, daß ich ihnen das Werk in Indien dargestellt habe, wie es wirklich ist, ohne es auszumalen oder zu verschönern; daß ich Ihnen gesagt habe, wie so wenig von den Wirkungen des Geistes Gottes hier sichtbar, wie viele Indier um zeitlichen Gewinnes willen Christen werden, oder doch wenigstens um in der Welt befördert zu werden; wie in einer nur sehr geringen Anzahl wahre Frömmigkeit zu sehen ist. Wenn ich dieß

Alles gesagt habe, so muß ich es wiederholen und bestätigen. Wollte Gott, ich wäre im Irrthum!" Daß Rodt nicht im Irrthum war, noch die Zustände zu schwarz sah, bewies der traurige Fortgang der Mission freilich täglich handgreiflicher; ihre Resultate in den folgenden Jahren waren nicht um das Geringste erfreulicher, vielmehr noch niederschlagender. Das „Reich Gottes" nehme in Indien seinen „stillen, langsamen Gang" — tröstet sich Rodt unterm 16. Dez. 1841 und 18. April 1842; doch aber ist dieser Gang ihm selbst für seine Ungeduld wieder zu langsam; „denn wenige, sehr wenige Seelen bekehren sich, und unter denen, die sich zu Christo bekennen, sind viele Heuchler, Viele, deren Bauch ihr Gott ist." Zuweilen scheint es ihm, das Reich Gottes gehe nicht bloß langsam und stille, es gehe vielmehr rückwärts. „Zwei große Hindernisse", klagt er dann, „stehen ihm im Wege: die Sekten und die Zwistigkeiten, die das Volk Gottes zertrennen und die Feinde zum Glauben verleiten, es sei das Reich Christi mit sich selber uneins und könne nicht bestehen (sic!) — und dann der Geiz und die Geldsucht der Hindu's, die an dem Reichthum der englischen Christen nur zu leicht Nahrung findet und sie in die fast unwiderstehliche Versuchung führt, derjenigen Partei sich anzuschließen, die die reichste ist und die meiste Unterstützung verspricht. Und einige unserer (falschen) Brüder sind niederträchtig genug, durch Geld die Glieder anderer Gemeinen anzulocken und zu verführen, und viele haben sich verführen lassen."

Begreiflich ist's hiernach, wenn es unter dem 16. Sept. 1842 weiter heißt: „Die Kirche Gottes ist hier in keinem blühenden Zustande. Freilich ist die Zahl der Christen nicht unbedeutend. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß in der Provinz Bengalen allein sich etwa 10,000 eingeborne Christen befinden, oder wenigstens Solche, die sich zum Christenthume bekennen; denn wahre Christen gibt es äußerst wenige. Gott allein kennt die Herzen; aber ich zweifle, ob mehr als

500 Christen unter jenen 10,000 zu finden sind." Warum hätte auch gerade in den vier bis fünf Jahren, während Rodt dort lebte und zu wirken suchte, ein Umschlag zu günstigen Resultaten hervortreten sollen, nachdem seit vierzig bis fünfzig Jahren alle Anstrengungen ganz erfolglos geblieben waren. Rodt selbst äußert sich den 17. Dez. 1842 darüber mit einem merkwürdigen Beispiel:

„Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde zu Tschinsura (unweit Calcutta) eine Missionsstation gegründet, die seither immer von zwei, drei bis vier Missionären besetzt blieb, die, so viel ich weiß, Alle mit Eifer das Evangelium in den Gassen und auf den Marktplätzen unzählige Male verkündigt haben. Und was für Frucht haben ihre mehr als vierzigjährigen Arbeiten getragen. Antwort: „„Gar keine."" Nicht ein einziger Indier wurde je in Tschinsura bekehrt, während drei oder vier Missionäre dort ihr Grab gefunden haben. — So geht es auch mir: hundert und tausend Male habe ich das Evangelium verkündigt, und doch noch wenig Frucht meiner Arbeit gesehen. Habe ich deßwegen den Muth verloren? oder sage ich dieß, um Sie zu betrüben? Das sei ferne! Es ist mir nur daran gelegen, die Wahrheit zu reden, und meinen Freunden in der Schweiz die Mission in Bengalen in ihrem wahren Lichte darzustellen. Das Gemälde ist schwarz und traurig; doch hat es auch seine Lichtpunkte, wie ich Ihnen sogleich zeigen werde."

Und welches sind nun diese Lichtpunkte, man höre! 5000 Eingeborne seien südlich von Calcutta seit zehn Jahren übergetreten, „von denen hoffentlich wenigstens der zehnte Theil aufrichtige Bekenner seien"; 400 davon habe Rodt zu beaufsichtigen, unter denen ihn einige Wenige durch ihren christlichen Wandel erfreuten; auch habe er im letzten Jahre ungefähr zwanzig neu aufgenommen! Von 5000 sollen also 4 bis 500 aufrichtige Bekenner seyn, und von diesen letztern einige Wenige einen christlichen Wandel führen! Der gute Rodt hat, wie man sieht, um seinen Genfer-Patronen auf dem schwarzen Hintergrunde doch auch einige „Licht-

Punkte" vorzuführen, in gutmüthiger Selbsttäuschung eine große Zahl in den Mund genommen, die sich aber durch seine eigenen Restriktionen auf einige wenige Christen reducirt. Und daß auch diese nicht einmal cum grano salis gezählt seien, legt Rodt's eigenes fast am Ende seiner Laufbahn, unter dem 7. Jan. 1843, abgegebenes Zeugniß nur zu nahe: „Wir müssen säen in Hoffnung und mit Thränen. M. sagt mir in seinem letzten Briefe, ich solle nur wohlgemuth seyn, — daß wir ja die Bekehrung aller unserer Zöglinge gar nicht erwarten können, und daß ja nur ein Viertheil des Samens, von dem im Evangelium die Rede ist, gedieh und Früchte trug. Ich antworte: daß selbst ein Viertheil meiner Zuhörer sich bekehren sollte, soviel habe ich nie erwartet; daß Einer von Zehn es thun sollte, ist mir auch nie in den Sinn gekommen; aber daß Einer unter Zehntausenden es thun sollte, und daß wenigstens Einer oder zwei oder drei unter den Tausenden, denen ich gepredigt habe, zum Christenthum übertreten würden, so viel habe ich erwartet: allein, ich habe mich getäuscht."

Doch der entsetzlichste Fluch, der auf diesen sonst erfolglosen Anstrengungen lastet, ist die concedirte Thatsache, daß die sittlich-religiösen Zustände der also missionirten Länder noch trauriger, verderbter und verrotteter werden, als sie waren, daß nicht allein keine Anhänger, sondern erbitterte Feinde des Christenthums herangezogen werden, die in demselben Maße, als sie dem Heidenthume den Rücken kehren, an starkem Geist gegen alle Religion und alles Sittengesetz wachsen. Daher klagt denn auch Rodt in einem vom 7. Juli 1838 datirten Brief: „Die Wissenschaften und der Unglaube machen unter den jungen Hindu's große Fortschritte (!!). Sie verachten die Hindureligion, sind aber zugleich, was oft der Fall ist, die leidenschaftlichsten Feinde des Christenthums. Ich bin versichert, daß in einem Jahrhundert, oder vielleicht noch eher, Calcutta dem ungläubigen Paris

zur Zeit Voltaire's gleich seyn wird, wenn der Herr nicht hier Hand anlegt. Ich bin öfters versucht, mich und meine Brüder, nicht in Bezug auf den Charakter, wohl aber in Bezug auf die äußeren Umstände, mit den Propheten der Juden, mit einem Esaias oder Jeremias, zu vergleichen, welche während vierzig Jahren und mehr das Wort Gottes verkündigten, ohne Frucht davon zu sehen." Gleicherweise fügt er unter dem 11. Febr. 1840 bestätigend hinzu, daß zwar der Götzendienst in Calcutta mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen gehe, daß ungefähr 300 junge Hindu's aus den angesehensten Familien in allen Zweigen europäischer Wissenschaften unterrichtet würden, daß kaum Einer aus Zehn an die Bramanen-Religion glaube; aber ebenso entmuthigend sei es andererseits, zu sehen, daß dennoch äußerst wenige zum wahren Christenthume überträten, die meisten, wenn sie es auch mit Worten billigten, sich dabei begnügten, ohne sich taufen zu lassen. „Sehr Viele bleiben auch ganz ohne Religion, und blähen sich mit einer seichten, nichtssagenden Philosophie auf, die sie gegen alle besseren Eindrücke und Gefühle verhärtet."

Man darf wahrlich der Gewissenhaftigkeit und Geradheit des nüchternen und unverblendeten Robt Dank wissen für das freimüthige Zeugniß, so er für die Wahrheit abzulegen keinen Augenblick zweifelhaft war. Er wußte selbst wohl, wie sehr er mit dieser Gesinnung rara avis unter den protestantischen Heidenboten war; noch am Schlusse seiner Berichte bemerkt er: „Hier das Gemälde von dem, was in Indien vorgeht. Vielleicht habe ich es mit allzu schwarzer Farbe entworfen; allein ich bereue es nicht: ich hoffe dadurch die glänzenden, in Europa bekannt gemachten Schilderungen zu berichtigen, wo man mit Fleiß alles Gute und Schöne heraushebt und das Böse ausläßt." — Wir aber unsererseits wiederholen: die Geschichte des protestantischen Missionswesens ist ein Gottesgerichts-Urtheil.

XXI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Die religiöse Bedeutung der chinesischen Revolution.

Der jüngst aufgestellten Conjektur über die politische Weltstellung der Zukunft entspricht die religiöse Entwicklung auf das Genaueste, welche unter unsern Augen in einer überraschenden Großartigkeit vor sich geht, von der noch vor zwölf Monaten Niemand sich träumen ließ. Die ganze civilisirte Welt dreier Erdtheile ist in den religiösen, wie in den politischen Kampf eingetreten. Der protestantisch-republikanische Westen, wie der schismatisch-absolutistische Osten stehen nicht nur gegeneinander, und hinwiederum jeder von seiner Seite gegen den europäischen Kern der alten christlichen Civilisation, in principieller Feindschaft; nicht nur Fragen des politischen Uebergewichts bewegen die Weltmächte Asiens und Amerika's wider einander, und gegen das alte matt und krank gewordene Principat inmitten des Erdkreises; noch viel erschütternder erschallt das Aechzen und Stöhnen des religiösen Ringens Aller gegen Alle, und wieder

eines Jeden im eigenen Innern über die Menschheit hin. So schießen sie am Sylvesterabend der Neuzeit das Neujahr der nächsten Zukunft an; Religion ist — welcher Gegensatz zu den vorangegangenen Generationen, welch' unausdenkbarer Umschwung, vollendet in einer Spanne Zeit! — ihr großes Schlagwort und wird es bleiben. In Europa hat das Princip der alten christlichen Civilisation sich mächtig angestemmt und emporgebäumt gegen die Trümmer, mit welchen die Glaubensspaltung und ihr Schweif, der vorläufige Absolutismus und die nachfolgende Revolution, es bedeckt; die sogenannten „Kirchenfragen" bilden nur den kleinern, wenn auch zunächst vor Augen liegenden Theil seiner Anstrengungen, und bieten in sofern das drollige Schauspiel, wie etwelche Pygmäen mit überlautem Schlachtruf zum kriegerischen Angriff gegen die Sandalen des Weltriesen heranfrabbeln. Seine ganze Aufgabe aber ist, das seit dreihundert Jahren ihm trotzende falsche Princip aus dem Centrum der christlichen Civilisation nach der Peripherie zu beiden Seiten hinauszudrängen, und es im Osten und im Westen sich in sich selbst verzehren zu lassen. Dann wäre Europa's geistige Hegemonie gerettet!

Das wahre Princip der christlichen Civilisation fordert aber den Rechtsstaat neben der Kirche, in Unabhängigkeit beider von einander, jedoch unbeschadet ihrer gegenseitigen Durchdringung; das falsche wirft weltliche und geistliche Gewalt in Eins zusammen, und unterliegt in praxi der Alternative, daß entweder der Staat in der Kirche aufgehe, oder die Kirche im Staat. Dreihundert Jahre lang hat die Häresie officiell bei dem Letztern sich erhalten, nicht ohne harten Streit mit der entgegengesetzten Consequenz von der ersten Zeit ihres Daseins bis auf unsere Tage, in fortdauernder Opposition gegen die ununterbrochene Reihe von Versuchen im Kleinen, das Verhältniß von Kirche und Staat nach dem Urbilde des Münsterischen Zion zu ordnen. Der Vorwand von dem unmittelbaren Primat Christi über seine Kirche auf Erden

war aber zu durchsichtig, die unmittelbare Influenzirung der respektiven Cultusministerien durch den heiligen Geist zu problematisch, als daß die dreihundertjährige Dauer dieser zweiten Alternative einem andern Umstand zu verdanken gewesen wäre, als der allmähligen Erschlaffung aller und jeder religiösen Interessen, dem Versinken der christlichen Civilisation in — groben Materialismus. Dieselben Dienste hat die religiöse Stagnation und der theologische Todesschlaf im Schisma geleistet.

Kaum regte sich aber nun die religiöse Reaktion im Gebiete der Häresie, so trat auch schon die zwingende Gewalt der Consequenz zu Gunsten der ersten Alternative, welche den Staat in der Kirche absorbirt, hervor. Sie führt endlich und direkt zur Theokratie der Schwarmgeister. Darum stehen unsere „christlichen Germanen" zagend zwischen den Gefahren der Einen, und dem kahlen Jammer der andern Alternative; darum hat ihr Stimmführer Dr. Stahl eine Vermittlung zwischen beiden versucht, und in seiner wunderlichen, mit den ärgsten Aufschneidereien *) verzierten Schrift: „Der Protestantismus als politisches Princip", der protestantischen Monarchie theokratischen Charakter vindicirt, freilich unter grassen Widersprüchen, und indem er ganz vergaß, daß es doch auch noch andern Protestantismus gibt, als monarchischen und respektive königlich-preußischen. Die Verkleisterung mit Sophismen kann eben die zweite Alternative vor der Consequenz der ersten nicht retten, und die Handhabung jener ersteren mittelst brutaler Gewalt kann die Entwicklung der letztern nur — aufschieben. So hat denn in Nordamerika,

*) Zur Rechtfertigung dieses Ausdruckes verweisen wir, unter dem Vorbehalt näherer Besprechung, auf die soeben erschienene wichtige Schrift des Herrn Dr. Rintel in Breslau: „Der Protestantismus als politisches Princip von Dr. Stahl, in drei Rundschreiben ꝛc. widerlegt."

wo der junge Freistaaten-Körper dem Entweder-Oder des falschen Princips christlicher Civilisation durch gänzliche Trennung des Staates von der Kirche zu entschlüpfen glaubte, die Consequenz der ersten Alternative zuerst und im größten Umfange sich entfaltet. Die christlich-demokratische Theokratie des Mormonen-Reiches steht im äußersten Westen Amerika's aufrecht, und greift mächtig um sich, und in diesem Augenblicke lassen die Berichte aus dem fernsten Osten Asiens keinen Zweifel übrig, daß das ungeheure Reich der Mitte dem Versuche preisgegeben ist, China in eine christlich-aristokratische Theokratie umzugestalten.

Die Halbheit des falschen Princips christlicher Civilisation, von ihrem Heerd im europäischen Kerne der Weltstellung der Zukunft über den ganzen Westen unter allerlei Modifikationen hingegangen, wäre also an der Küste des großen Oceans, im protestantisch-republikanischen Westen, endlich völlig überwunden, und die strenge Consequenz des Princips, hier realisirt, wäre auch schon daran, dem schismatisch-absolutistischen Osten Europa's, und seiner Halbheit, im Osten Asiens vorwurfsvoll sich zur Seite zu stellen. Man wird uns die Ahnung verzeihen, daß nun erst und endlich nach den prophetischen dreihundert Jahren die Häresie ausgeboren habe! Sie umspannt die Welt, nachdem die rechte Consequenz ihres falschen Princips, von der Mitte hinausgetrieben, an den äußersten Enden, da wo sie sich am nächsten kommen, ihre Erlösung gefunden. Die Vollgeburt im Westen hat es ausgesprochen, noch ehe sie im Osten Ihresgleichen zeugte, daß ihr Ziel und ihr Ende sei, nach der Mitte wieder zurückzubringen, über die Halbheit des falschen Princips christlicher Civilisation mit stählernen Sohlen dahinschreitend, zur Vernichtung des — wahren Princips des christlichen Gemeinwesens, um das neue Zion für die Heiligen der letzten Tage aufzurichten. — auf der vollen Consequenz der protestantischen Anschauung von Staat und Kirche. Ja, die „Kirche der

Zukunft" leuchtet wirklich auf, aber anders, als die Männer der „Kreuzzeitung" sich gedacht haben mögen! Was werden nun sie und ihre Brüder endlich mit dem falschen Princip anfangen, mit seinen Ursachen und Postulaten! — nachdem es also den Menschen an die Stelle Gottes gesetzt, alles Recht verunmöglicht und ihm die Revolution unterschoben, in der naturgemäßen Entwicklung seiner drei welthistorischen Wandlungen: in der ungläubigen Vernunft der omnipotenten Autokratie, in dem vernünftigen Unglauben des volkssouverainen Ichs und in dem unvernünftigen Aberglauben der häretischen Theokratie.

Ob die religiös-politischen Ideen, welche der großen chinesischen Revolution zu Grunde liegen, direkt von den Mormonen gekommen, oder nicht, ist gleichgültig; denn auch der übrige amerikanische Protestantismus ist zu Allem fähig. Auf mormonische Einflüsse dürfte man allerdings um so mehr rathen, als die Heiligen von Deseret, auf dem geraden Wege durch die großen Wasser, von Utah nach der chinesischen Küste, schon längst das mächtige Vice-Prophetenreich auf den Sandwichinseln besitzen, und auch nach Indien bereits zwölf Missionäre gesendet haben. Allein gewiß ist, daß die amerikanisch-englischen Missionen, Puritaner, Methodisten, Baptisten rc., in China seit geraumer Zeit, soweit der Schutz ihrer Kanonen reichte, äußerst rührig waren, und was sie auf religiös-politischem Gebiete zu leisten vermögen, erweist die Geschichte, zum Theil seit dreihundert Jahren. Die Nachrichten darüber aus China könnten für märchenhaft gehalten werden, wenn sie nicht von zwei Seiten zumal ganz bestimmt und unverdächtig lauteten*). Einerseits sitzt Professor Neumann, mit den chinesischen Dingen speciell bekannt, gegenwärtig zu London an den besten Quellen; andererseits kom-

*) S. Allgemeine Zeitung vom 17. und 24. August.

men aus der nächsten überseeischen Nachbarschaft China's, aus Californien, die bestätigenden Angaben eines amerikanischen Missionärs, der selbst lange Zeit in China lebte. Nach seinen und andern Berichten ist der Leiter der Rebellion ein durchgefallener chinesischer Student oder Staatsdienst-Adspirant, der mit protestantischen Missionären bekannt ward und ihre Traktätlein las, dann förmlichen Unterricht in ihrer Religion erhielt und nach der Rückkehr in seine nördliche Heimath eifrig für das „Christenthum" agitirte, bis er endlich vor drei Jahren den Aufstand erregen konnte, der nun, zur Lawine angewachsen, den zerrütteten und untergrabenen Welt-Coloß des Mandschu-Regiments vielleicht schon erdrückt, und den neuen „Christen" auf den Thron gehoben hat. Die Bewegung fing damit an, daß einzelne Banden das Land durchzogen, den Namen Jesus auf ihren Fahnen, die Götzenbilder zertrümmerten, ihre Priester vertrieben und dem nationalen Zopf den Krieg erklärten. Sonderbarer Weise hielt man die Empörer anfangs für Katholiken, während sich jetzt zeigt, daß sie mit demselben Fanatismus gegen die katholischen Kapellen, wie gegen die Buddha-Tempel wüthen. Eben so gewiß ist, daß englische oder amerikanische Officiere heimlich unter ihrem Heere dienen, während die amerikanische Flotte auch Bibeln und Missionäre gegen Japan verladen hat. Was aber nähere Bestimmungen über die Religion der evangelischen Rebellen betrifft, von deren Triumph der Missionär in Californien „den Sieg des Christenthums in China" hofft, so schreibt Herr Neumann über ihre Staatsschriften an die „Kölner-Zeitung": „sie seien in der That wunderlichen Inhalts: eine neue Offenbarung auf dem Fundamente eines puritanischen Christenthums und der Vielweiberei; in dem Ceremoniale der neuen Dynastie sei bestimmt, welche Titel die dreißig bis vierzig Weiber der Häuptlinge und Propheten zu führen hätten; man glaube die Geschichte der Mormonen zu lesen." Und in demselben Athem äußert sich der

nämliche Gelehrte in der „Allgemeinen Zeitung" wörtlich wie folgt:

„Die Gegner der Mandschu sind, einige Abenteuerlichkeiten abgerechnet, strenggläubige protestantische Christen, oder, was vielleicht richtiger ist, sie halten es zur Erreichung ihres Zieles für nothwendig, protestantische Christen zu scheinen. Mag dem seyn wie da wolle, protestantisches Christenthum ist der Art ein Hebel der chinesischen Revolution, daß der französische Consul zu Schanghai allenthalben in bittern Scheltworten sich dahin äußert: „„die puritanischen Quäker und ihre Dienerschaft hätten China mit dem großen Elend des Umsturzes überzogen; man erinnere sich wohl, daß diese christlichen Sendboten es laut verkündeten: nur der Sturz der Mandschu werde ihrem Christenthum, der evangelischen Freiheit, Bahn brechen im Mittelreiche."" Die Häupter jener religiös-politischen Bewegung sind zum großen Theile Cantonleute — Zöglinge der Missionäre, vorzüglich der amerikanischen, eifrige Verbreiter des Evangeliums und der Traktätlein. Hong-siu-tsiuen, das allgemein verehrte Oberhaupt, welches Tai-ping-thien-wang, der friedensvolle himmlische König, betitelt wird, ist ein Schüler des amerikanischen Sendboten Roberts. Hong-siu-tsiuen, der so häufig erwähnt wird in dem neu-chinesischen vollständigen Evangelium, herabgesandt vom himmlischen Vater, ward bereits 1845, christlicher Geheimbündelei wegen, in's Gefängniß geworfen. Dieser denkwürdige Mann sandte Ende Aprils an Roberts eine amtliche Einladung, um nach Nanking zu kommen, und viele andere Arbeiter im Reiche Gottes mitzubringen. Roberts hat dieß selbst hieher geschrieben; ich war gegenwärtig, als der Brief in einer größern Gesellschaft vorgelesen wurde. Eine vollständige Uebersetzung aller auf das neue Religions- und Staatswesen im Mittelreiche bezüglichen Werke, woran man hier eifrig arbeitet, wird das neue Evangelium, das Prophetenthum und die mormonische Vielweiberei, wie dieß Alles wenigstens auf dem Papier gedruckt dasteht, der westlichen Welt in einer getreuen Abbildung vorführen."

Es ist kein Zweifel, England und Amerika werden diese religiöse Erhebung für evangelisch erklären, wie sie dem

Mormonen-Reich das Prädikat „evangelisch“ nicht verweigern werden, sobald es einmal anständige politischen und commerciellen Vortheile bieten kann. Sie werden mit dem biblischen Charakter der Tiente-Religion sich um so leichter abfinden, da das neue Gottesreich, als nächster Nachbar Rußlands auf ungeheuern Strecken des asiatischen Festlandes, die czarische Macht im Osten hinlänglich zu beschäftigen und von Anderm abzuhalten verspricht, ja ein Krieg zwischen Rußland und Neu-China zu den nahen Eventualitäten gehörte. Die Verweigerung des evangelischen Titels wäre aber auch hier wie dort sehr unbillig; die Leute lesen ihre Bibel so gut wie die evangelischen Christen in Toskana. Darum zittern die englischen und amerikanischen Fremdlinge in China nicht umsonst vor Erwartung des baldigen Triumphes der Rebellen oder — „wahren Patrioten“ wie sie jetzt heißen; sie haben auch von dem großen Bibelleser Tiente durch den englischen Gouverneur von Hongkong, der ihm in Nanking seine allerunterthänigste Aufwartung gemacht, bereits die freundlichsten Zusicherungen erhalten.

Es fragt sich nun bloß noch, wie der bevorstehende Kirchentag in Berlin über solche Siege des Evangeliums in China urtheilen wird? Wird er sich desfalls von der englischen Vormundschaft zu emancipiren vermögen oder es auch nur wollen? wird er das englisch-amerikanische Missionswesen desavouiren dürfen? Begreiflich ist für unsere Anschauung von der Lage Deutschlands und des Continents in der religiös-politischen Weltstellung der Zukunft die Antwort auf diese Frage nicht ohne Bedeutung! Noch in einer andern Formulirung wagen wir dieselbe Frage vorzulegen. Die „Hist.-pol. Blätter“ haben wiederholt von gänzlicher Erfolglosigkeit der protestantischen Heidenmission gesprochen; möchte nun der Berliner-Kirchentag nicht etwa die Gelegenheit ergreifen, und unter Hinweisung auf die eclatanten Ge-

genbeweise in China, auf Tiente und seinen evangelischen Staat — sie Lügen strafen?

II.

Der „Opfersinn bis in den Tod" kehrt auch in Madagascar wieder ein!

Bis zu der Zeit, wo das Oberhaupt der „strenggläubigen protestantischen" Rebellion in China die amerikanischen Missionäre mit ihrem Evangelium in sein Hauptquartier rief, hatten sie und ihre englischen Collegen sich vorsichtig an den Grenzen der christusfeindlichen chinesischen Kaisermacht gehalten. Nur die Katholiken hatten trotz aller gesetzlichen Todesdrohungen und ihrer emsigen Exekution fortgefahren, die Lehre vom Heilande in das Innere des Heidenreiches zu tragen, und der evangelische Tiente fand daher auf seinem Zuge gegen Nanking katholische Kapellen zu zerstören, wohin der Zufall kaum je eine akatholische Bibel verschlagen hatte. Jetzt freilich wird das Blatt sich wenden, und den dienstbaren Organen schwer werden, die nöthigen Gefahren für ihre chinesischen Heidenboten glaubhaft zu machen. Sie müßten es denn nur angehen, wie der englisch-preußische „Bischof von Jerusalem", der in diesem Augenblick eine keuchende und schweißtriefende Anzeige durch die Zeitungen laufen läßt, daß es ihm endlich und endlich gelungen, „die Protestanten in Nablus" (bei der heiligen Stadt) „bereits so zu schützen, daß sie frei die Bibel lesen und sich versammeln dürften," als wenn England das nicht jederzeit dem Sultan vor der Nase thun könnte! Sogar die Kunst, um die Wahrheit herumzukommen, ohne bei jedem Schritte sich selbst zu verrathen, beginnt derlei Missionsberichten abzugehen. So hat jüngst zu

derselben Zeit, als der Generalsuperintendent der Kurmark, Dr. Hoffmann, in diesen Blättern las, wie es bei den englischen Missionären auf Madagascar mit dem gepriesenen „Opfersinn bis in den Tod“ in Wahrheit beschaffen gewesen, die „Commercial-Gazette“ von der englischen Insel St. Mauritius berichtet, daß die Londoner-Missions-Gesellschaft die seit dreizehn Jahren „unterbrochene“ Mission auf Madagascar wiederherstelle, und Dr. Griffith bereits dahin abgegangen sei. Wer nun auch nicht wüßte, daß die Missionäre damals in Madagascar feige davongelaufen, und dieser Griffith als einer der feigsten, der müßte aus dem Wortlaut des Berichtes darauf und auf die wahren Ursachen der sogenannten „Austreibung“ (d. h. des missionarischen Davonlaufens nach dem Tode des „aufgeklärten und freisinnigen Königs Radama“) schließen. Jener Premier-Minister, heißt es, sei endlich gestorben, der mit seinem „unversöhnlichen Hasse gegen alles Christliche und Ausländische“ im J. 1840 die „Austreibung der Missionäre und fremden Handelsleute“ angestiftet; jetzt vermöge der Einfluß des Thronerben, „eines festen und eifrigen Christen“, bei der Königin Alles; der Prinz sei „höchlich eingenommen für die Wiederherstellung der Missionen auf der Insel, sowie des Handelsverkehrs mit fremden Staaten“; also — ist die Gasse frei für Englands Evangelium wie für die Waaren von Manchester und Birmingham. Was Anderes soll das seyn, als ein offenes Geständniß über jene Heidenboten, daß sie ab- und zulaufen, je nach den Launen des — Hofwindes!

III.

Katholische Schulen und Staatsschulen in Frankreich und Belgien.

Ein glänzend mit Politik und Geld übertünchtes Grab ist der ganze, auf dem falschen Princip christlicher Civilisation aufgeführte Kirchenbau. Es hat auch gegen die Ausgestaltung des äußern katholischen Lebens Jahrhunderte lang böse List und brutale Gewalt geübt. Darum erscheint dessen Schale rauh und vielfach verletzt; der Kern aber ist gesund, und entwickelt sich in demselben Maße, als das wahre Princip der christlichen Civilisation vor seinem verderblichen Gegensatze gerettet wird. Einen der unwidersprechlichsten Beweise dafür bieten die alle Erwartungen der Kirche übertreffenden Resultate der Unterrichts-Freiheit, welche die Katholiken in Belgien gegen die Machinationen des liberalen Unglaubens aus Leibeskräften vertheidigen, die in Frankreich aber zur Zeit der jüngsten Republik errungen und unter dem Napoleonismus bis jetzt glücklich erhalten haben. Die Feinde der Kirche und des positiven Rechts sind, da wie dort, außer sich über die unläugbar großen Erfolge, welche die eben vollendeten Herbstprüfungen zur allgemeinen Kenntniß gebracht haben, und werden ihre Angriffe verdoppeln, um dem falschen Princip christlicher Civilisation neuerdings die Macht über die Schulen zu verschaffen, das ist: diese wieder zum Staats-Monopol zu machen. Aus Belgien schreibt selbst die „Kreuzzeitung" vom 20. August: „Die katholischen Zeitungen des Landes verfehlen nicht, auf die glänzenden Ergebnisse der Prüfungen und auf die Preise-Vertheilung aufmerksam zu machen, welche gegenwärtig in den Schulen ihres Bekennt-

wisses abgehalten sind. Die liberalen Blätter sehen mit dem gewöhnlichen und gemeinen Neide ihres Gelichters auf diese Veröffentlichungen; wie wenig das Gebahren der letztern indessen fruchtet, sieht man an den Angaben über den Besuch der Anstalten. Der Fall, daß selbst entschiedene Liberale ihre Kinder doch in das katholische College senden, kommt häufig vor; die meinen doch, daß dem Knaben das schaden könne, womit sie Andere übervortheilen." — Ganz das Nämliche wissen wir durch mündliche Berichte von Frankreich; auch hier schicken selbst Liberale und Radikale ihre Kinder in die kirchlichen, meistens von geistlichen Orden und zum großen Theile von Jesuiten geleiteten Schulen; die unter der Leitung der rationalistisch-orleanistischen Universität verbliebenen Staats-Schulen dagegen stehen fast leer. Die kirchlich gesinnten Franzosen sehen in ihrer Unterrichts-Freiheit das Palladium der wahren christlichen Civilisation; „bewahren wir" — sagen sie einstimmig — „nur dieses kostbare Gut, so haben wir in zwanzig Jahren eine neue Generation für Religion und Recht, und Frankreich ist wiedergeboren." — Das sind katholische Missions-Wege; ihre Basis ist das wahre Princip christlicher Civilisation, nicht der — Hofwind!

IV.

Die Nothwehr der oberrheinischen Bischöfe und ihre Heerde.

„Conflikt" — nennt man das, was in der oberrheinischen Kirchenprovinz vorgeht; es ist aber der prägnanteste Ausdruck des welthistorischen Kampfes, der sich zwischen dem wahren und dem falschen Princip der christlichen Civilisation

erhoben hat, des Streites zwischen dem positiven göttlichen, wie menschlichen Recht und der individuellen Willkür, und scheint den Beruf zu haben, die verheerenden Wirkungen jenes falschen Princips auf den Rechtsstaat noch einmal recht klar abzuspiegeln. Es handelt sich im Grunde nicht einmal um specifisch-katholische Fragen; die Bischöfe berufen sich einfach und bloß auf das Fundament des bestehenden Rechts, ihre Regierungen dagegen auf die „allgemeine" oder „Staats-Wohlfahrt", die sie gegen die Kirche neuerdings als Maxime proclamirt haben *), gerade auf den Tag fünf Jahre nach jenem Moment, wo die Unterzeichnung des ersten schmählichen und noch nicht vergessenen Banquerotts ihrer „Staats-Wohlfahrt" erfolgt ist. Die Bischöfe selbst charakterisiren ihren Kampf für das Recht gegen die Willkür in Worten, die stets unvergessen bleiben werden, sowohl in ihrer aus der Fülle und Klarheit des apostolischen Geistes geflossenen „Denkschrift" vom 18. Juni, als in den gleich würdigen besonderen Begleitschreiben an die einzelnen Regierungen vom 16. Juli. Unter Berufung auf das völkerrechtlich garantirte deutsche Reichsrecht, auf die Landesgesetze, auf heilig verbürgte Verträge erklären sie hier: „Der richtige Standpunkt zur Würdigung der Beziehungen zur katholischen Kirche ist nicht erst auf Grund wandelbarer rechtsphilosophischer Theorien über das Verhältniß zwischen einem abstracten Staate und einer abstracten Kirche aprioriſch zu ermitteln, sondern er liegt als ein historisch rechtlich gegebener längst vor, und sind die von den Bischöfen gestellten Anträge nicht als Ge-

*) Darüber ist zu empfehlen die soeben erschienene, mit interessanten Actenstücken ausgestattete Schrift des schon von den Kölner Wirren her (unter dem Namen des „practischen Juristen") als stets bereiter Vorkämpfer der gerechten katholischen Sache bekannten Legationsraths M. Lieber: „In Sachen der oberrheinischen Kirchenprovinz." Freiburg bei Herder.

suche um Gnadenbewilligungen, für deren Maß Nützlichkeits-Gründe die entscheidende Norm bilden möchten, sondern als Reclamationen der Restituirung eines vielfach gekränkten Rechtszustandes zu betrachten, und eben darum nach Rechtsprincipien zu erledigen. — Die Kirche will niemals einen Staat im Staate bilden, und kann es ihrem Dogma und ihrer Natur nach nicht wollen; aber sie hält sich auch berechtigt, zu verlangen, daß nicht der Staat eine Kirche in der Kirche bilde. — Die Geschichte einer fünfzigjährigen Vergangenheit wird jedem Unbefangenen die Evidenz gewähren, daß es sich keineswegs um abstracte Theorien, sondern um die wichtigsten practischen Dinge handelt — nämlich um die Bewahrung der Lehre und der Grundverfassung gegenüber einem kirchenrechtlichen Systeme, welches, von protestantischen Gelehrten für das protestantische Kirchenregiment aufgestellt, nicht einmal auf protestantischem Gebiete die allgemeine Anerkennung zu gewinnen vermochte, geschweige daß es Anwendung leiden könnte in Hinsicht auf die katholische Kirche."

Das ist die Sprache des wahren Princips christlicher Civilisation gegen das falsche, des Rechts gegen die Willkür. In der That kämpfen die oberrheinischen Bischöfe für den ächten Conservatismus gegen die Revolution, und kein cordater Protestant sollte versäumen, ihnen seine moralische Unterstützung zu leihen. Statt dessen haben die Vertreter der unirten „Landeskirche" zu Heidelberg eine officielle Abmahnung an ihren Hof erlassen, und ihr Organ, die an blindem Haß und trivialer Rohheit ihres Gleichen suchende Darmstädter-„Kirchenzeitung", demonstrirt den Herren in Karlsruhe vor: wie glücklich der Umstand sei, daß die Bischöfe mit den angebotenen Gnaden sich nicht begnügt, denn nun könnten die Regierungen ihre „Concessionen" widerrufen, und, zum größten Gewinn für die Staatswohlfahrt, „zu den vorigen Beschränkungen zurückkehren." So sehr sind diese Armen um alles Bewußtsein von der Heiligkeit des Rechtes gekommen,

erhoben hat, des Streites zwischen dem positiven göttlichen, wie menschlichen Recht und der individuellen Willkür, und scheint den Beruf zu haben, die verheerenden Wirkungen jenes falschen Princips auf den Rechtsstaat noch einmal recht klar abzuspiegeln. Es handelt sich im Grunde nicht einmal um specifisch-katholische Fragen; die Bischöfe berufen sich einfach und bloß auf das Fundament des bestehenden Rechts, ihre Regierungen dagegen auf die „allgemeine" oder „Staats-Wohlfahrt", die sie gegen die Kirche neuerdings als Maxime proclamirt haben *), gerade auf den Tag fünf Jahre nach jenem Moment, wo die Unterzeichnung des ersten schmählichen und noch nicht vergessenen Banquerotts ihrer „Staats-Wohlfahrt" erfolgt ist. Die Bischöfe selbst charakterisiren ihren Kampf für das Recht gegen die Willkür in Worten, die stets unvergessen bleiben werden, sowohl in ihrer aus der Fülle und Klarheit des apostolischen Geistes geflossenen „Denkschrift" vom 18. Juni, als in den gleich würdigen besonderen Begleitschreiben an die einzelnen Regierungen vom 16. Juli. Unter Berufung auf das völkerrechtlich garantirte deutsche Reichsrecht, auf die Landesgesetze, auf heilig verbürgte Verträge erklären sie hier: „Der richtige Standpunkt zur Würdigung der Beziehungen zur katholischen Kirche ist nicht erst auf Grund wandelbarer rechtsphilosophischer Theorien über das Verhältniß zwischen einem abstracten Staate und einer abstracten Kirche apriorisch zu ermitteln, sondern er liegt als ein historisch rechtlich gegebener längst vor, und sind die von den Bischöfen gestellten Anträge nicht als Ge-

---

*) Darüber ist zu empfehlen die soeben erschienene, mit interessanten Actenstücken ausgestattete Schrift des schon von den Kölner Wirren her (unter dem Namen des „practischen Juristen") als stets bereiter Vorkämpfer der gerechten katholischen Sache bekannten Legationsraths M. Lieber: „In Sachen der oberrheinischen Kirchenprovinz." Freiburg bei Herder.

suche um Gnadenbewilligungen, für deren Maß Nützlichkeits-Gründe die entscheidende Norm bilden möchten, sondern als Reclamationen der Restituirung eines vielfach gekränkten Rechtszustandes zu betrachten, und eben darum nach Rechtsprincipien zu erledigen. — Die Kirche will niemals einen Staat im Staate bilden, und kann es ihrem Dogma und ihrer Natur nach nicht wollen; aber sie hält sich auch berechtigt, zu verlangen, daß nicht der Staat eine Kirche in der Kirche bilde. — Die Geschichte einer fünfzigjährigen Vergangenheit wird jedem Unbefangenen die Evidenz gewähren, daß es sich keineswegs um abstracte Theorien, sondern um die wichtigsten practischen Dinge handelt — nämlich um die Bewahrung der Lehre und der Grundverfassung gegenüber einem kirchenrechtlichen Systeme, welches, von protestantischen Gelehrten für das protestantische Kirchenregiment aufgestellt, nicht einmal auf protestantischem Gebiete die allgemeine Anerkennung zu gewinnen vermochte, geschweige daß es Anwendung leiden könnte in Hinsicht auf die katholische Kirche."

Das ist die Sprache des wahren Princips christlicher Civilisation gegen das falsche, des Rechts gegen die Willkür. In der That kämpfen die oberrheinischen Bischöfe für den ächten Conservatismus gegen die Revolution, und kein cordater Protestant sollte versäumen, ihnen seine moralische Unterstützung zu leihen. Statt dessen haben die Vertreter der unirten „Landeskirche" zu Heidelberg eine officielle Abmahnung an ihren Hof erlassen, und ihr Organ, die an blindem Haß und trivialer Rohheit ihres Gleichen suchende Darmstädter-„Kirchenzeitung", demonstrirt den Herren in Karlsruhe vor: wie glücklich der Umstand sei, daß die Bischöfe mit den angebotenen Gnaden sich nicht begnügt, denn nun könnten die Regierungen ihre „Concessionen" widerrufen, und, zum größten Gewinn für die Staatswohlfahrt, „zu den vorigen Beschränkungen zurückkehren." So sehr sind diese Armen um alles Bewußtsein von der Heiligkeit des Rechtes gekommen,

daß sie für sich selbst nur mehr als unterthänige Knechte der Gnade zu vegetiren wissen. Und solchen Ansichten scheint man selbst am kurhessischen Hofe huldigen zu wollen, trotz aller mit der rechtsfeindlichen Maxime von der „Staatswohlfahrt" ausgestandenen Erfahrungen und trotz des edeln Vertrauens, mit dem der Bischof von Fulda öffentlich für das neu befestigte Rechtsgefühl seiner Regierung zeugte.

Traurige Zeichen der Zeit für Alle! — die nicht mit der großen Regeneration im katholischen Volke sich trösten können oder dürfen. Für diese Regeneration aber ist von der Haltung der oberrheinischen Bischöfe selbst in direkt politischer Hinsicht Unberechenbares zu hoffen. Denn sie stellt nicht nur die unwandelbare und universelle Verfassung der Kirche mit den göttlichen Rechten und Pflichten ihrer Regenten auch dem blödesten Auge unübersehbar hin, wie die halbofficielle „Wiener-Zeitung" zum Schlusse der bischöflichen Conferenz vom 14. Juni mit bedeutsamem Ernste ausführte; sie muß nothwendig zugleich auch die Seele alles staatlichen Gedeihens, das unter dem Vandalen-Regiment der Staatswohlfahrt so tief gesunkene — öffentliche Rechtsgefühl, heben und stärken.

Es geschah wider Hoffen und Wollen der betreffenden Regierungen, ja zum Theil ihren angestrengtesten Bemühungen, Volk und Klerus gegen die geistlichen Oberhirten aufzuwiegeln, zum Trotz, wenn unter den Katholiken so allgemeine und aufrichtige Theilnahme für ihre Bischöfe sich kundgibt, daß es scheint, die mit Bewunderung und begeisterter Sympathie gelesene „Denkschrift" könne nicht oft genug neu aufgelegt werden, wie denn selbst abgelegene Officinen in wenigen Wochen ein paar tausend Exemplare verkauften. Die Höfe hätten Grund, dieses wunderbaren Umschwungs der Ansichten für die Gefahren der Zukunft sich zu getrösten; statt dessen zittern sie vor der Thatsache, daß der Klerus selbst in den Gegenden, wo vor ein paar Lustren noch Wessenberg als

Evangelium galt, jetzt in öffentlichen Addressen an die Bischöfe einmüthig und feierlich seine Zustimmung erklärt und das Gelübde des kanonischen Gehorsams wiederholt; ja, einzelne drohen sogar mit Criminal-Prozessen. So günstig steht die Sache der Kirche! Und welche Schritte immer in nächster Zukunft geschehen werden, von den Bischöfen auf der bezeichneten Bahn vorwärts, oder von den Höfen nach ihrer individuellen Maxime der „Staatswohlfahrt" gegen sie — immer wird das Resultat zu größern Ehren des Rechts ausschlagen!

Ueber Baden insbesondere, von dem man am meisten besorgte, und auf dessen Gebahren in Klerus und Volk man, aus leicht begreiflichen und noch in der neuesten Zeit nahe gelegten Gründen, katholischer- wie akatholischerseits mit der aufmerksamsten Spannung hinsah, lauten die Nachrichten besser, als die sanguinischesten Hoffnungen billiger Weise je erwarten durften. Innig erfreut darüber und über die ganze vielversprechende religiöse Auferstehung schreibt uns aus jenem Lande ein hochachtbarer Freund, welcher die Dinge immer eher schwärzer als zu rosenfarben ansieht, wie folgt:

„Es wird wohl von Interesse für Sie seyn, zu wissen, welchen Eindruck die bischöfliche Denkschrift bei uns hervorgerufen hat. Von den öffentlichen Blättern des Landes dürfen Sie hierüber Nichts oder nur Tadelndes erwarten; denn das katholische Wort wird wohl noch längere Zeit nicht in die Tagespresse des Landes dringen. Deshalb will ich Ihnen in Kürze schildern, was mir davon bekannt geworden ist. Auf den Klerus hat die entschiedene, klare und erhabene Sprache der Bischöfe im Allgemeinen eine äußerst günstige Wirkung hervorgebracht. Mancher Geistliche hat die Schrift gar nicht mehr aus Händen gelegt, bis er sie zu Ende gelesen hatte. Sogar Solche, bei welchen der kirchliche Sinn gerade nicht tief wurzelt, fühlen sich gehoben durch die Ah-

nung einer neuen, oder vielmehr neu erwachenden Gewalt, die nicht von den Menschen, sondern von oben stammt. Eine Empfindung der Liebe und Bewunderung hat sich ohnehin der großen Mehrheit unserer Geistlichkeit für die Person des ehrwürdigen Erzbischofs bemächtigt. Der kindliche, reine, demüthige Sinn dieses mehr als 80jährigen Kirchenfürsten, verbunden mit einer Kraft, wie sie nur die Gnade Gottes und das klarste Pflichtgefühl verleihen kann, setzt Befangene und Unbefangene in Erstaunen. In dem Volke, besonders in Freiburg und auf dem Schwarzwald, hat man, ohne sich darüber nähere Rechenschaft zu geben, ebenfalls eine große Anhänglichkeit an die Person des Erzbischofs, abgesehen von dem sogenannten „Conflikt" oder der „Denkschrift", welche schwerlich tief in das Volk eindringen dürfte, was auch gar nicht nöthig ist, da es wohl instinktmäßig der Stimme seines Oberhirten folgen wird, wenn einer oder der andere der Curatgeistlichen etwa dem Cäsar auch Das geben wollte, was Gott gebührt. Wo der Klerus Folge leistet, sind andere Einflüsse, wie wir mit Sicherheit annehmen zu können glauben, ohne alle Bedeutung."

XXII.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Baden,

die religiösen und socialen Zustände im katholischen Volke betreffend.

Den 15. August 1853.

Die öffentlichen Blätter bringen aus Baden nur spärliche Kunde, und wenn es wahr ist, daß jene Länder, gleich den Frauen die besten sind, von welchen man wenig spricht, so würde der obige Umstand ein treffliches Zeugniß für Baden abgeben. Dem ist jedoch, und leider! nicht ganz so. Wir waren jahrelang das verdorbene Schooßkind des ganzen liberalen Deutschlands; damals sprach man von uns sehr viel und Rühmliches; wir hielten uns selbst für etwas ganz Ausgezeichnetes, und im steten Fortschreiten begriffen. Da trat plötzlich der Rückschlag ein, und je höher wir in unserer Einbildung uns zu steigen vermessen hatten, um so gründlicher wurden wir nachher der Gegenstand manchen Spottes. Nun schweigt man von uns, wie man ja auch von einem Patienten schweigt, der allzulange darniederliegt, und nicht sterben, aber auch nicht gesund werden kann.

In dem Innern unseres Volkes geht indessen Etwas vor, was rege Aufmerksamkeit und die Theilnahme aller Jener verdient,

nung einer neuen, oder vielmehr neu erwachenden Gewalt, die nicht von den Menschen, sondern von oben stammt. Eine Empfindung der Liebe und Bewunderung hat sich ohnehin der großen Mehrheit unserer Geistlichkeit für die Person des ehrwürdigen Erzbischofs bemächtigt. Der kindliche, reine, demüthige Sinn dieses mehr als 80jährigen Kirchenfürsten, verbunden mit einer Kraft, wie sie nur die Gnade Gottes und das klarste Pflichtgefühl verleihen kann, setzt Befangene und Unbefangene in Erstaunen. In dem Volke, besonders in Freiburg und auf dem Schwarzwald, hat man, ohne sich darüber nähere Rechenschaft zu geben, ebenfalls eine große Anhänglichkeit an die Person des Erzbischofs, abgesehen von dem sogenannten „Conflikt" oder der „Denkschrift", welche schwerlich tief in das Volk eindringen dürfte, was auch gar nicht nöthig ist, da es wohl instinktmäßig der Stimme seines Oberhirten folgen wird, wenn einer oder der andere der Curatgeistlichen etwa dem Cäsar auch Das geben wollte, was Gott gebührt. Wo der Klerus Folge leistet, sind andere Einflüsse, wie wir mit Sicherheit annehmen zu können glauben, ohne alle Bedeutung."

XXII.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Baden,

die religiösen und socialen Zustände im katholischen Volke betreffend.

Den 15. August 1853.

Die öffentlichen Blätter bringen aus Baden nur spärliche Kunde, und wenn es wahr ist, daß jene Länder, gleich den Frauen die besten sind, von welchen man wenig spricht, so würde der obige Umstand ein treffliches Zeugniß für Baden abgeben. Dem ist jedoch, und leider! nicht ganz so. Wir waren jahrelang das verdorbene Schooßkind des ganzen liberalen Deutschlands; damals sprach man von uns sehr viel und Rühmliches; wir hielten uns selbst für etwas ganz Ausgezeichnetes, und im steten Fortschreiten begriffen. Da trat plötzlich der Rückschlag ein, und je höher wir in unserer Einbildung uns zu steigen vermessen hatten, um so gründlicher wurden wir nachher der Gegenstand manchen Spottes. Nun schweigt man von uns, wie man ja auch von einem Patienten schweigt, der allzulange darniederliegt, und nicht sterben, aber auch nicht gesund werden kann.

In dem Innern unseres Volkes geht indessen Etwas vor, was rege Aufmerksamkeit und die Theilnahme aller Jener verdient,

welchen der Glaube überhaupt noch etwas gilt. Es ist dieß ein Prozeß der Läuterung und des Wiedererwachens, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, und wovon ich mich jüngst durch persönliche Anschauungen zu überzeugen Gelegenheit hatte. Ich komme von dem hohen Schwarzwalde, wo überall noch Menschen wohnen, wenn schon der kümmerliche Boden selbst den nothdürftigsten Unterhalt kaum mehr gewährt. Steigt man von diesen Höhen ein wenig herab, so winden sich Waldbäche zwischen dem frischen Grün saftiger Wiesen, an deren Saum bald prächtige Tannen-Wälder emporsteigen, bald mühsam bebautes Land an weit ausgedehnte Weidgänge gränzt; auf steilen Abhängen erblickt man sodann muntere Heerden und vernimmt das idyllische Geläute ihrer Glocken. In einem solchen Thale erhebt die Kuppel des fürstlichen St. Blasien's aus dem Grün der Auen und der Tannen ihr majestätisches Haupt. Seit bald fünfzig Jahren ist der erhabene Bau verödet, und diese kurze Zeit hat hingereicht, um die Wirkungen dessen darzuthun, was im Gegensatz zu den kirchlichen Strebungen die Verheißungen einer ganzen Reihe beglückender volkswirthschaftlichen Theorien vermochten, die da immer nach Arbeit, Verdienst, Fortschritt rufen, ohne Gebet, die nach Lebensgenüssen aller Art verlangen, und nachdem sie die Begierden der Völker aufgereizt, sie bitterer Enttäuschung preisgeben. Achthundert Jahre lang hatte das Gotteshaus St. Blasien unter allen Bedrängnissen wechselvoller Zeiten nicht nur sich selbst erhalten, sondern Tausende auf unwirthbaren Höhen an Leib und Seele genährt. Die Ebenen des Breisgaues versahen aus Zehnten und Gülten diese Nährmutter weiter waldigen Strecken mit Getreide und Wein; in verschiedenen Theilen des fürstlichen Gebietes wurden die Vorräthe in eigens dazu bestimmten Räumen aufgespeichert, und verbreiteten sich, einem befruchtenden Strome gleich, in den Tagen des Mangels bis in die letzten Hütten der Armuth. Nicht nach eigenen sinnlichen Genüssen trachteten im Allgemeinen die reichen Klosterherren St. Blasiens. Bis zu der letzten Stunde seines Bestehens waren, trotz der josephinischen Uebergriffe und der dadurch nothwendig geübten Einflüsse auf den Geist St. Blasiens, die Zucht und der religiöse Ernst und Eifer dort großentheils erhalten; die Künste und Wissenschaften wurden auf eine

Weise gepflegt, wovon die Reste voriger Herrlichkeit, namentlich der erst noch gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts unter Abt Gerbert erbaute, wahrhaft prachtvolle Tempel mit der schönen Reihe von Marmor-Säulen des Chores, und die große geistige Thätigkeit in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft zeugen *). St. Blasien fiel mit seiner hochpriesterlichen Kirche, in welcher Gott in so tief ergreifender, würdiger Weise während Jahrhunderten verherrlicht worden war **). Die großartigen Kloster-Gebäude, die Meierhöfe und Liegenschaften gingen um Spottpreise in die Hände eines jüdischen Banquiers über, der verschiedene Industrien in großem Maßstabe in's Leben rief, während der Continentalsperre ungeheure Geschäfte machte, einen fürstlichen Aufwand trieb, und manches Nützliche und Gute schuf.

Ein Menschenalter war noch nicht verstrichen, und der Verfall trat ein. Millionen, heißt es, wurden aufgewendet, Millionen gingen ein; 70.000 Spindeln drehten sich auf die Triebkraft der Turbine, Maschinen aller Art wurden da gefertigt; was der vielseitige Betrieb St. Blasiens der Art bedurfte, fand seine Vollendung in den Werkstätten seiner Industrie. Nach langen Todeskämpfen stand die Fabrik vier Jahre still, ging endlich im vergangenen Jahre nach einer mühsamen Liquidation und ungeheurem Verluste an eine neue Gesellschaft über, welche allmählig die Spindeln und Menschenhände wieder in Bewegung setzt. Dieß und

*) Neben Theologie und Geschichte wurde namentlich Physik und Mathematik mit großem Erfolge gepflegt. Ein Capitular St. Blasien's, Rinderle, erfand z. B. eine Rechenmaschine, für welche, wenn wir recht berichtet wurden, Kaiserin Katharina 6000 fl. bot. Diese Maschine wurde nachher auf dem Tröbelmarkte um einen Kronenthaler erstanden. Dieses nur ein kleines Beispiel des maßlosen Vandalismus bei Zerstörung der kirchlichen Institute.

**) Ein Augenzeuge hat mich versichert, es habe ihn in seinem Leben nichts so ergriffen, wie der Gesang: „ecce sacerdos magnus", als der letzte Abt, Berthold III., am 19. November 1801 nach der Wahl seinen Einzug in die Kirche unter Tausenden glaubenstreuer, auf die Kniee niedergeworfenen Unterthanen hielt.

einige anderen Industrien, die bald da, bald dort heute hervorgerufen werden, und morgen wieder zu verschwinden drohen, je nachdem die Laune der Mode sich einer Sache bemächtigt und sie wieder von sich wirft, und — die Kartoffeln sind die Hoffnungen, worauf der hohe Schwarzwald die Möglichkeit baut, seine Bevölkerung vor dem Siechthum eines allmähligen Ersterbens seiner Nahrungskräfte zu bewahren. Dieß ist der Ersatz für aufgehobene Klöster, Kirchen, Schulen, Anstalten verschiedener Art. Ueberall Ueberschuldung des Vermögens, Rückgang in der Wirthschaft selbst der Wohlhabendern, ungeheure Ansprüche, namentlich in den Gemeinden, zu „„gesetzlicher"" Unterstützung der Armuth, gesetzlicher Erhaltung unehelicher Kinder. Anstatt der persönlichen Leistungen fordert man von den Leuten überall Geld, und immer wieder Geld. Diese Leute haben aber kein Geld, und die seit zwanzig Jahren immer wachsenden Hypothekarschulden lassen sich nun nicht mehr vermehren; die Zwangsverkäufe erreichen bei weitem oft die Summe der Schulden nicht. Ich bin von meinem Thema abgekommen, ich wollte vom Volke sprechen, und spreche von seinen Leiden. Das Papier geht zu Ende. Vielleicht ein Andermal von den Wirkungen dieser Zustände auf die sittliche Natur des Volkes."

XXIII.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

I.

Gerhard Tersteegen.

Zweiter Artikel.

Tersteegen's Rechtfertigungslehre, verglichen mit der reformatorischen und der Kirchen-Lehre.

Welcher Art der Einfluß Tersteegen's unter den Protestanten, und was überhaupt seine besondere geschichtliche Bedeutung in der innern Geschichte des deutschen Protestantismus ist, ergibt sich aus der nähern Betrachtung seiner Lebens- und Lehr-Ansichten, wenn man dieselben im Zusammenhange mit Zeit und Ort seines Wirkens als ein Entwicklungsmoment in der Geschichte des Protestantismus, und insbesondere in der Geschichte seiner allmähligen Wieder-Annäherung an die kirchliche Rechtfertigungslehre auffaßt. Die heutigen Protestanten kennen zum Theil nicht einmal die ursprüngliche Rechtfertigungslehre ihrer Confession, und ihre Theologen sind seit lange her bemüht gewesen, den Widerspruch der Ansichten Luthers und Calvins gegen Vernunft

und Bibel thunlichst auszugleichen. Was heute unter Protestanten als „evangelische Rechtfertigungslehre“ gilt, ist so sehr verschieden von den ursprünglich reformatorischen Ansichten, daß sich unter ihnen selbst in neuerer Zeit gegen diese Abweichungen vom ursprünglich protestantischen Standpunkt eine eigene Oppositions-Richtung gebildet, die den Solafide-Glauben des sechszehnten Jahrhunderts restauriren will. Zu denen, welche den Grund der protestantischen Häresie in den Geistern der gläubigen Protestanten selbst unvermerkt untergraben haben, rechnen wir vorzüglich auch Tersteegen. Durch seine Schriften läßt es sich als unzweifelhaft belegen, daß er in der Rechtfertigungslehre fast so wenig „evangelisch“ war, d. h. im Sinne der alt-protestantischen Dogmatik, fast eben so wenig, möchten wir sagen, als es die Historisch-politischen Blätter sind. Um diese scheinbar sehr kühne und doch völlig wahre Behauptung zu beweisen, haben wir unsern Mann und seine Lehre nur aus dem ihm zukommenden Gesichtspunkte zu erfassen.

Tersteegen bekannte sich natürlich nicht zur katholischen Kirchenlehre von der Rechtfertigung. Das ist nicht der Sinn unserer Behauptung. Es ist überhaupt Tersteegen's Sache nicht, von irgend einer dogmatischen Gestalt und Fassung der christlichen Lehre auszugehen, oder sich an eine dogmatische Form anzuschließen. Er drückt an manchen Stellen seiner Schriften eine bedeutende Abneigung gegen die dogmatische Behandlungsweise der Heilslehre aus, was sich aus seiner Zeit und Umgebung wohl erklären läßt, und ist der Meinung, daß „die Erfahrung die Sachen der Gottseligkeit am besten auseinanderwickle.“ Von dem Standpunkt der Erfahrung aber und in der Form einer durch persönliche Erfahrung gewonnenen Heils-Erkenntniß spricht Tersteegen Ansichten über die Rechtfertigung aus, die „im Princip“ den protestantischen Lehrmeinungen beider Confessionen ebenso wesentlich entgegengesetzt sind, als sie „im Princip“ mit der

katholischen Rechtfertigungslehre in sehr vielen Beziehungen übereinstimmen; jedoch natürlich nur in so weit, als es überhaupt möglich ist, daß Jemand, der nicht die Lehre der Kirche auf ihre Auctorität hin annimmt in ihrem ganzen Zusammenhang und mit allen ihren Consequenzen, durch eine individuelle Wiederholung des historischen Verlaufs der Dogmenbildung die Principien annehmen kann, außer der concreten Gestalt, welche sie in der Kirche erlangt haben.

Die Kirche spricht überall die Wahrheit aus in der Gestalt einer praktisch-concreten Lehre. Diese Lehre enthält aber und setzt voraus Principien, ideelle Grundanschauungen, reale Grundverhältnisse. Diese Grundverhältnisse im ganzen Zusammenhange der Wirklichkeit, welche jede Glaubenslehre in und mit ihrem speciellen Object voraussetzt, die Grundanschauung, auf der jeder positive Lehrsatz beruht, oder die er vielmehr, indem er ihr höchster concreter Ausdruck ist, in sich enthält, zu erforschen, ist nicht Sache der Kirche als solcher, sie überläßt das der Wissenschaft. Wenn diese nun, wie das z. B. Möhler gethan, die allgemeinen Grundverhältnisse erforscht, auf denen die praktisch und an concreten Verhältnissen dargestellten Lehrbestimmungen der Kirche beruhen, aus den Thatsachen der Dogmen ihre allgemeinen Principien erkennt, so ist diese principielle Fassung der Lehre, soweit sie wirklich nur aus dem positiven Dogma gezogen ist und mit ihm übereinstimmt, ebenso katholisch, als dieses, und es ist Nichts, als ein unwürdiger Kunstgriff mancher Gegner, wenn sie derartige Darstellungen katholischer Lehren als „idealisirend“ und als eine Uebertünchung der eigentlichen „jesuitischen Doctrinen“ bezeichnen, und ihnen bloß wegen ihrer wissenschaftlichen Form und Fassung die wirkliche und wesentliche Uebereinstimmung mit der katholischen Kirchenlehre absprechen, und läugnen wollen, daß sie katholisch, die in andere — die wissenschaftliche — Form gefaßte katholische Lehre selbst sind. So gut wie es in der Natur der Sache liegt,

daß praktisch gefaßte Lehrbestimmungen mit völliger Beibehaltung ihres ganzen Wesens und Inhalts auf ihre Principien zurückgeführt werden können, so gut ist es auf der andern Seite möglich, Erkenntnisse über allgemeine Grundverhältnisse der Dinge durch strenge Folgerung zu bestimmten Ansichten über concrete Thatsachen zu entwickeln. So ließe sich z. B. die Tersteegen'sche Lehre vom Glauben ganz füglich durch strenge Folgerung aus den allgemeinen ascetisch gefaßten Grundanschauungen auf eine Form bringen, in der ein unmittelbarer Vergleich mit der katholischen Kirchenlehre möglich wäre. Daß die Protestanten nicht gewohnt sind, die Ansichten ihrer Asceten und Geistesmänner in dieser Weise mit der katholischen Lehre zu vergleichen, und auf der einen Seite bei ihren Principien stehen bleiben, während sie sich auf der andern Seite nicht bemühen, die concreten Thatsachen der katholischen Lehre von ihrer principiellen Seite zu erfassen, das ist der Grund, warum die in diesem Sinne gemeinte Behauptung, daß Tersteegen in seiner Rechtfertigungslehre wesentlich katholische Ansichten ausspreche, noch heute, nachdem beinahe hundert Jahre seit seinem Leben und Wirken verflossen, Vielen als ein leeres Paradoxon erscheinen mag. Lassen wir die Thatsachen reden! Tersteegen lehrt, in seiner Abhandlung über den Glauben und die Rechtfertigung, unter Anderm wörtlich Folgendes:

„Der Glaube wird mehrentheils, doch ohne Ursache, viel zu künstlich beschrieben. Ich will mich darüber kurz und einfältig erklären. Der Glaube ist der überzeugende Herzenseindruck von der Wahrheit der uns betreffenden unsichtbaren und zukünftigen Dinge: oder, — welches einerlei ist, — wer von Herzen glaubt, daß ein lebendiger, allwissender Gott im Himmel und sein Wort die Wahrheit sei, als wornach er dermaleinst werde gerichtet werden, der hat den wahren seligmachenden Glauben. Nun gut, möchte Mancher denken, gehöret weiter nichts zum Glauben, dann bin ich mit der Sache fertig, indem ich dieses schon von meiner Jugend an ge-

glaubt habe und noch jetzt unterschreiben will. Sachte, glaubest du diese große Sache auch von Herzen? Dieses von Herzen glauben, ist das Werk des heiligen Geistes. Zeige und beweise mir diesen Glauben aus deinen Werken. Was Werke! wird man sagen, wir handeln vom Glauben, der allein selig macht, die Werke helfen nimmermehr. Freilich, den Himmel damit zu verdienen, helfen gewiß die Werke nicht; Glauben und Werke aber gehören zusammen, und folgen einander auf dem Fuße nach, oder man glaubt das nicht, was man sagt oder meint, daß man's glaube. Ein paar Gleichnisse können die ganze Sache auch dem Einfältigsten deutlich machen. Einem hart Verwundeten sage man: deine Wunde ist höchst gefährlich, wenn du lange wartest, wird gewiß der kalte Brand dazu schlagen; gehe doch zu dem und dem Arzte, der versteht die Sache; säume nicht, es möchte sonst zu spät seyn. Wie weiß ich nun, ob er dieser Warnung glaubet? Wenn er sich wirklich aufmacht zum Arzt, und sich dessen Cur anvertraut. Sage einem armen, vor Hunger fast verschmachteten Menschen: siehe, hier in der Nähe wohnt ein reicher gütiger Mann, der Allen und Jeden gerne mittheilt, die ihn darum ansprechen. Woher weißt du, ob der elende arme Mann deinen Worten geglaubet? Daher, wenn er eilet, und diesem Reichen seine Noth auf's Beweglichste vorstellet, und um seinen unverdienten Beistand bittet. Würde Jemand zu uns sagen: dein oder deines Nachbarn Haus stehet wirklich in Brand; eile doch, ob's etwa noch zu löschen wäre, und wir bleiben bei solcher Nachricht nach wie vor ruhig sitzen, dann ist's gewiß, daß wir's nicht glauben; glauben wir's aber, dann springen wir auf, laufen und löschen, wo noch zu löschen ist."

„Ei, wie laufen und lärmen die Leute so, sagt die Welt, als wenn sie mit ihrer Frömmigkeit den Himmel verdienen wollten. Ja, lieber Mensch, fühltest du, was diese fühlen, glaubtest du, was diese glauben, gewiß, du würdest auch laufen, eilen und deine Seele retten; denn auch eben du bist ein solcher hartverwundeter blutarmer Mensch, und deiner Seele Haus brennet schon wirklich. Der Glaube ist demnach das Fundament und das wahre Triebrad aller heiligen und wahrlich guten Werke und Verrichtungen, siehe Hebr. 11 ganz durch. Weil die von dem heiligen Apostel in diesem gan-

zen Kapitel angeführten heiligen Zeugen den Glauben hatten, eben darum lebten sie, wie sie gelebt, und machten's so, wie sie es gemacht, ein jeder nach Gelegenheit und Umständen. In dieser kurzen und allgemeinen Beschreibung des Glaubens ist der Glaube, in so fern man ihn, mit Absicht auf die Vergebung unserer Sünden, rechtfertigend nennt, allerdings mit begriffen."

Allerdings hat Tersteegen diese Ansicht nicht vollständig nach allen Seiten hin ausgebildet; doch hat er in manchen sehr wesentlichen Punkten auch die Consequenzen richtig gezogen, und die entgegenstehende falsche Lehrfassung der Häresie völlig überwunden. Unmittelbar ergibt sich aus obigen Worten die Verwerfung des protestantischen Special-Glaubens: des Begriffs vom Glauben, der diesen nicht sowohl als die Hingabe der Persönlichkeit an den sich offenbarenden Gott und die Annahme des ganzen vollen Inhalts Seiner Offenbarung begreift, sondern den Inhalt desselben hauptsächlich auf die gewisse Zuversicht beschränkt, daß der Mensch, eben der einzelne Mensch, der dieß glaubt, von Gott zu Gnaden aufgenommen sei und Vergebung erhalten habe. Tersteegen verwirft die vorzugsweise Betonung dieser speciellen Gewißheit des Heils ganz ausdrücklich, indem er nach jener oben angeführten Stelle fortfährt:

„Der rechtfertigende Glaube kann nicht derjenige Glaube seyn, da ich glaube, daß ich gerechtfertiget sei, oder die Versicherung, daß mir meine Sünden vergeben seien. Und obgleich Gott manchmal eine gegründete Versicherung davon gibt, so ist es doch unrichtig und gefährlich, den Glauben oder die Rechtfertigung darin zu setzen. Der rechtfertigende Glaube bestehet darin, daß ein armer gebeugter Sünder, glaubend, daß er allein in Christo Vergebung, Hülfe und Heil finden könne, mit seinem Herzen und Herzenshunger zu demselben komme (Joh. 6, 35), ihn für den Mann annehme (1. Mos. 4, 1. Joh. 1, 12.), und sich demselben wahrhaftig und eben zu dem Ende übergebe und anvertraue (2 Kor. 8, 5). Mit diesem Glauben ist die Rechtfertigung unauflöslich

verknüpft; derselben Versicherung aber gibt Gott mehr oder weniger, früher oder später, nachdem es ihm beliebet, und es der Seele nützlich ist, das können wir ihm zutrauen. Wir müssen aber nicht nur einmal, sondern unaufhörlich glauben, und in dem Glauben — unter mancherlei Abwechselungen, Kreuz und Proben — wachsen, gegründet und bewährt werden, so wird auch unsere Rechtfertigung immer fester und edler werden."

Dann heißt es über denselben Punkt an einer anderen Stelle:

„Wo Buße und Glaube ist, da ist auch außer allem Zweifel diese Rechtfertigung im Gericht des Gewissens, sonst wäre Glaube nicht rechtfertigender Glaube, Glaube wäre nicht Glaube. Darum hat eine bußfertig gläubige Seele allerdings schon einen Grund in sich, worauf sie getrost aushalten und weiter gehen kann; die deutliche Versicherung aber kann, wie gesagt, mehr oder weniger, früher oder später, dabei oder nicht dabei seyn, nach Gottes Wohlgefallen; dieselbe ist keine unumgänglich erforderliche Eigenschaft der Rechtfertigung; aber eine unumgänglich nothwendige Frucht, und der sicherste Beweis der Rechtfertigung ist der neue Sinn in Christo, der Haß gegen alle erkannten Sünden, Herzenslust und Liebe zu allem Gutem, und Liebe zu dem, der uns geliebet und vergeben hat. Bleibt diese Frucht aus, dann fällt auch die Rechtfertigung weg (Matth. 18, 32 — 35)."

Aus diesen, obwohl milde ausgedrückten und von Tersteegen, der niemals die Gegensätze hervorkehrt, in möglichster Convenienz mit den herrschenden Ansichten gehaltenen Worten erhellt doch zur Genüge, daß er sich gerade in dem Lehr-Punkte im Gegensatz gegen den Protestantismus befindet, der wegen seiner „Tröstlichkeit" der neuen Lehre im sechszehnten Jahrhundert ganz besonders Eingang und Aufnahme verschafft hat. Tersteegen verwirft in diesen Worten die Bedeutung der Gewißheit, daß diesem besondern Individuum die Genugthuung Christi zu Gute gekommen, als eines Kriteriums für die wirklich vorhandene Rechtfertigung, indem er

sagt, diese subjective Ueberzeugung könne da seyn, und auch bei wirklich vorhandener Rechtfertigung fehlen. Tersteegen verwirft überhaupt die ganze Stellung, welche die Reformatoren der Erzeugung und dem Daseyn der subjectiven Gewißheit der Individuen von ihrem Gnadenstande geben, indem sie die Wahrheit oder Unwahrheit einer Lehre bekanntlich sehr oft nach dem praktischen Momente beurtheilen, ob und in wie fern sie geeignet sei, die subjective Gewißheit von der Vergebung der Sünden und der ewigen Seligkeit hervorzubringen. In diesem so wichtigen Hauptpunkte ist also der Widerspruch Tersteegens gegen die protestantische Lehrauffassung ganz eclatant, und ebenso seine Wieder-Annäherung an die katholische Lehre, nach der die absolute Gewißheit der Rechtfertigung weder ein nothwendiges Kennzeichen, noch die Ursache der Rechtfertigung, vielmehr derselben unwesentlich, und ohne außerordentliche Offenbarung wegen der Schwäche und Wandelbarkeit der menschlichen Natur überhaupt gar nicht möglich ist.

Ferner ist in den angeführten Worten Tersteegens zu bemerken, daß ihm Glaube und Werke realiter zusammengehören, so daß die Werke unmittelbar und nothwendig aus dem Glauben folgen, die Verwirklichung und Verkörperung des Glaubens selbst, nicht bloß seine Zeichen und Folgen, sondern auch seine Existenz-Bedingung und der Weg sind, durch welchen man den Himmel nach seiner Ansicht zwar nicht verdient, aber doch wirklich erlangt.

Möhler führt in seiner Symbolik (6. Auflage, S. 209), wo er die scholastische Auffassung der katholischen Lehre vom Verhältniß des Glaubens und der Werke darlegt, daß beide nur zwei unterschiedene Seiten einer und derselben Sache seien, eine Aeußerung Luthers an: „daß der Glaube und die Werke „„Ein Kuchen““ seien, und darum wegen ihrer unzertrennlichen Einheit ihre Prädicate wechseln, so daß den

Werken zugeschrieben werde, was eigentlich dem Glauben zukomme, gleichwie die Schrift der Gottheit in Christo wohl auch die Eigenthümlichkeiten der Menschheit und umgekehrt beilege." Möhler macht zu dieser Aeußerung Luthers folgende Bemerkungen: „Luther gewahrte aber nicht, daß er sich durch diese Erklärungsweise ganz auf den Standpunkt der Katholiken versetze, und seine Lehre vom Glauben, der ohne Werke rechtfertigen soll, vernichte; denn, bilden die Werke mit dem Glauben eine Einheit, d. h. sind mit der Setzung des Glaubens die Werke auch schlechthin gesetzt, wie, wenn kein äußeres, zufälliges Hinderniß eintritt, mit dem Grunde die Folge, mit der Ursache die Wirkung, wie kann wohl behauptet werden, daß der Glaube ohne Werke gottgefällig mache? Folgte dann nicht, daß der Glaube nur so viel werth sei, als er in Liebe wirke, und würde hiermit nicht schon allein die ganze lutherische Rechtfertigungslehre aufgegeben?"

Was hier Möhler von Luther sagt, das gilt vollständig von der Beschreibung des Glaubens, welche Tersteegen in der vorliegenden Stelle gibt, indem er seine reale Einheit mit den Werken auf das Nachdrücklichste hervorhebt und gegen andere Ansichten betont. Eben in dieser Frage über die reale Einheit oder reale Verschiedenheit der Werke und des Glaubens läßt sich nach einer Seite hin der protestantische Widerspruch gegen die Kirchenlehre wie in einem Mittelpunkte zusammenfassen.

Die Protestanten behaupten zum Theil auch, daß gute Werke dem Glauben folgen müssen (von den andern lutherischen Theologen, welche sie für nur nützlich, oder gar schädlich gehalten haben, wollen wir hier gänzlich absehen), fassen aber die Beziehung zwischen beiden eben nur im Verhältniß des Grundes zur Folge, oder der (endlichen) Ursache zur Wirkung, der Bedingung zum Bedingten. Sie begreifen

das „Müssen“ als eine in Bezug auf den Glauben selbst nur äußere Nothwendigkeit, jedoch in etwas anderer Art die Lutheraner, in anderer die Reformirten. Nach der Darstellung der Augsburgischen Confession (20 Artikel) könnte man vielleicht sagen, der Glaube sei bei den Lutheranern als eine erste Wirkung Gottes im Menschen in Bezug auf die andern Tugenden, welche die Gnade wirkt in Erfüllung der zehn Gebote u. s. w., nichts mehr, als eine bloße Bedingung, an welche sich die zweite Wirkung nur anknüpft, so daß Werke und Glauben unter einander ganz in derselben äußern Beziehung ständen, wie alles bloß Bedingte zum Bedingenden, bei völliger Trennung in Daseyn und Wesenheit. Nach den Ausdrücken des Heidelberger Katechismus, der die guten Werke aus der Dankbarkeit erklärt, indem er sagt, daß es unmöglich sei, daß die, welche durch den Glauben Christo eingepflanzt worden, nicht Frucht der Dankbarkeit sollten bringen (Fr. 64), erscheinen die guten Werke als die Folge des Glaubens, der als Grund in der Seele wirksam, die Erfüllung der sittlichen Verpflichtung hervorbringt, Gott dem Herrn für die Gnade der Erwählung thätigen Dank zu bringen. Beide Auffassungen, auf deren nähere Unterscheidung und Modificationen wir hier nicht weiter eingehen können, stimmen also darin überein, daß sie das Verhältniß der Werke zum Glauben in einem endlichen Causal-Nexus erfassen, dadurch den Glauben, als das Wirkende, von den Werken, als dem Bewirkten, trennen, und nun, nachdem sie durch ihre Auffassung die im Wesen der Sache bestehende reale Verbindung und Einheit zwischen beiden aufgehoben haben, dieselben natürlich nicht mehr als zwei verschiedene Seiten derselben Sache zu vereinigen vermögen, sondern als zwei verschiedene, neben und außer einander bestehende Sachen behandeln müssen.

Daher, wegen dieser Voraussetzung, Glauben und Werke seien zwei verschiedene Sachen, ist es möglich, daß die Pro-

testanten trotzdem, daß auch die heilige Schrift bald dem Glauben und bald den Werken die Belohnung der ewigen Seligkeit verheißt, doch nicht über die katholische Lehre in's Klare kommen können, und die Meinung haben, die katholische Lehre von den guten Werken verkürze gleichsam die Kraft des Glaubens, setze voraus, daß dessen Wirkungskraft etwas mangele, was durch die Werke zu ersetzen und zu ergänzen sei, als ob die Kraft des Glaubens auf der einen, und das Verdienst der Werke auf der andern Seite so verschieden und getrennt von einander wären, daß die Frucht des einen zu der des andern äußerlich hinzutreten könnte *).

---

*) Wie und in welcher Gestalt sich die Irrthümer der Protestanten über diesen Punkt der katholischen Glaubenslehre fort erhalten und weiter verbreiten, zeigt sich, als an einem merkwürdigen Beispiel, an einer Stelle von Ranke in dessen „Geschichte der Päpste"; daselbst heißt es: „Das tridentinische Concilium dagegen nimmt zwar auch das Verdienst Christi an, aber die Rechtfertigung schreibt es demselben nur in sofern zu, als es die guten Werke, auf die zuletzt Alles ankommt, hervorbringt." Nun lehrt aber das Concilium in sessio VI. cap. 8 wörtlich Folgendes: ut scilicet per fidem ideo justificari dicamur, quia fides est humanae salutis initium, fundamentum, et radix omnis justificationis. Das heißt aber doch wohl nach Wortsinn und Zusammenhang: der Glaube rechtfertigt als das allgemeine Princip aller Rechtfertigung, das nothwendig auch die Werke in sich hat. Dieser Sinn der Worte ist aber sehr verschieden von dem, welchen Ranke gibt: „der Glaube rechtfertigt, in sofern er die Werke hervorbringt", was so viel heißen würde, als ob der Glaube nur mittelbar rechtfertige, in sofern er das, was eigentlich rechtfertige, die Werke, hervorbringt. Daß Ranke dieß auch wirklich meint, zeigt der Zusatz: „auf die zuletzt Alles ankommt." Solche Uebersetzung der Worte des Tridentinums ist aber wohl nur dadurch begreiflich, daß der berühmte Historiker das in denselben ausgedrückte Verhältniß aller Rechtfertigung zum Glauben als zu ihrem Princip nicht zu fassen vermochte, weil er an der protestantischen Voraussetzung einer sachlichen Trennung von Glauben und Werken festhielt.

Wenn man den Unterschied der katholischen Lehre von der protestantischen Lehrfassung in einer starken logischen Form bezeichnen will, so läßt sich sagen: die Kirche faßt den innern Zusammenhang zwischen Glauben und Werken im Verhältniß eines Princips zu seiner Verkörperung. Das Princip bleibt in der Wirkung und erhält die Sache in ihrem Wesen. In der fides formata der katholischen Lehrfassung ist der Glaube, d. h. der lebendige Glaube, der in der Hingabe des Menschen an Gott, in der wiederhergestellten Gemeinschaft mit Gott im Erkennen besteht, gefaßt und begriffen nicht als die vorübergehende Ursache oder der äußere Grund oder die bloße Existenz-Bedingung der Liebe und der Werke, sondern als ein Princip, das sich innerlich verwirklicht in der Liebe, die sich äußerlich verkörpert in den Werken. So wenig wie überhaupt ein Princip denkbar ist ohne innere Verwirklichung und äußere Verkörperung, vielmehr als Princip nur gedacht werden kann in Bezug auf das thatsächlich Wirkliche, in dem es Princip ist: so wenig ist insbesondere der Glaube denkbar ohne Liebe und Werke, weil diese eben die Verwirklichung des Glaubens — verwirklichter Glaube sind. Der Glaube begreift also im Begriff der Sache die Werke in sich, und eine Auffassung des Glaubens, die ihn als realiter getrennt von den Werken setzt und festhält, beruht auf einer gewaltsamen Abstraction, die sich durch diese Zerreißung des wesentlichen Zusammenhangs eben so sehr gegen die Ordnung der Natur in den Grundverhältnissen der geistigen Wirklichkeit, als gegen die Ordnung der Gnade in der positiven Offenbarung versündigt.

Unter diesem Gesichtspunkt das Verhältniß von Glauben und Werken aufgefaßt, ergibt sich aus den oben angeführten Stellen Tersteegens, daß derselbe wirklich in diesem wichtigen Punkte eben so sehr mit der katholischen Lehre übereinstimmt, als er von der protestantischen abweicht. Er sagt ja ausdrücklich, Glauben und Werke gehören zusammen, und

wie er das meint, zeigen die angeführten Beispiele, in denen der Glaube als ein solcher beschrieben wird, der die Werke nicht allein zu seiner äußern nothwendigen Folge hat, sondern dieselben als seine innere Verwirklichung und immanent nothwendige Verkörperung hervorbringt, als Werke, die im Glauben ihr Bestehen haben und, wo nicht äußere zufällige Verhinderung eintritt, aus ihm folgen müssen, weil sie in ihm schon implicite enthalten sind, wie die Blüthe in der Knospe und die Frucht in der Blüthe, welche erstere zwar auch in der Zeit der Knospe, der Blüthe folgen, aber nicht als etwas Neues, Anderes, welches sich im äußern Zusammenhang denselben nur anschlösse, sondern als wesentlich dieselbe Sache, die in innerer Entwicklung nur eine vollendetere Gestalt annimmt. Daß aber Tersteegen dabei nicht an eine Entwicklung der Werke aus dem Glauben denkt in bloßer Naturnothwendigkeit, wie der überall widerspruchsvolle Luther sich das Verhältniß namentlich im Anfange der Reformation dachte *),

*) Wenn Luther die guten Werke als bloß naturnothwendige Folgen aus dem Glauben hervorgehen läßt, wie die Früchte aus dem Baum; so überträgt er damit aus dem Beispiel eine nicht in den Vergleichungspunkt gehörige Seite auf das, was verglichen werden soll, und setzt den Menschen in gleiche Linie mit der Pflanze. Wo Luther die Einheit der Werke mit dem Glauben hervorhebt, da vergißt er ihren wesentlichen Unterschied bei aller realen Einheit, und wird eben dadurch zur entgegengesetzten Vorstellung fortgetrieben, daß die Werke nicht allein ihrem Wesen nach, sondern auch realiter getrennt und geschieden von dem Glauben seien. Die letztere Vorstellung hat im Ganzen den Sieg über die erstere davongetragen, und ist die herrschende Grundanschauung in Luthers und seiner Anhänger Lehre über die Bedeutung der Werke geworden; als Consequenzen dieser Grundansicht erscheinen z. B. solche Meinungen, wie die über die Gleichgültigkeit der guten Werke zur Seligkeit, daß die guten Werke nicht Prüfsteine des Glaubens seyn könnten rc. rc.

Ueber Luther's Widersprüche in der Erklärung des Zusammenhangs von Glauben und Werken s. Döllinger, Geschichte der Reformation 3. Bd. S. 95 u. ff.

daß sie nur durch freie Mitwirkung des Menschen mit der Gnade zu Stande kommen, daß sie nicht bloß als Folgen des Glaubens, d. h. durch das reine Princip, welches in ihnen wirksam ist, den Menschen zur Seligkeit führen, sondern auch als Werke, d. h. in so fern sie Verwirklichung des Princips sind, als Mittel folgen müssen, durch welche der Gläubige die Seligkeit zwar nicht verdient, aber doch erlangt, daß sie also nöthig sind zur Seligkeit—dieß drückt Tersteegen schon in der angeführten Stelle deutlich genug aus, indem er durch seine Beispiele sagt, der Mensch erlange sein Heil von Gott in solcher Bethätigung seines Glaubens, wie der Kranke vom Arzt, der Arme vom Reichen Hülfe sucht und erhält.

Dieselbe Ansicht, daß der Mensch von Gott in freier Mitwirkung mit der Gnade die Rechtfertigung und das ewige Leben erhalte, erhellt aus unzähligen andern Stellen der Schriften, wie aus dem ganzen Zusammenhang der Ansichten Tersteegens. Zwar läugnet er dabei, daß das Verdienst der Werke dem Menschen die Himmelsthüre aufschließe; doch gesteht er ihnen partiell, und dadurch doch im Princip, eine verdienstliche Kraft zu, indem er in der erwähnten Abhandlung sagt, daß die wahren Gläubigen zwar nicht selbst ihre Verdienste bei Gott in Rechnung bringen, daß Gott aber deßwegen nicht ungerecht sei, und ihnen in ewiger Seligkeit die Frucht ihrer Werke zu essen geben werde. Was in diesem Punkte die Tersteegen'sche Ansicht von der des Heidelberger Katechismus, der ganz ausdrücklich eine Belohnung der guten Werke aus Gnaden, ohne Verdienst, annimmt, sehr wesentlich unterscheidet, ist, daß er sagt, Gott werde sie belohnen, weil Er nicht „ungerecht“ sei, mit welchem Ausdruck er den verdienstlichen Charakter der guten Werke anerkennt, denn die Belohnung aus Gerechtigkeit setzt voraus und schließt ein den verdienstlichen Werth dessen, was belohnt wird, weil eben Verdienst und Lohn correlative Begriffe sind. Daß aber nun Tersteegen, nachdem er einmal den verdienstlichen Cha-

rakter der guten Werke und ihre Belohnung durch Erhöhung der Seligkeit eingesehen, dennoch läugnet, daß sie als verdienstlich mit zur Erlangung der Seligkeit beitragen, und sie in diesem Punkte also wieder von der Rechtfertigung trennt, das erscheint als eine Inconsequenz, die sich nur aus der nicht völligen Ueberwindung der anerzogenen protestantischen Vorurtheile und Meinungen erklären läßt.

Die Lehre vom Verdienst ist vielleicht nach unsern Bildungs-Verhältnissen einer der schwierigsten Punkte für die richtige Erfassung der christlichen Rechtfertigungslehre, weil es dabei auf die richtige Vorstellung von dem ankommt, was überhaupt „Verdienst“ ist. Der Begriff des Verdienstes ist jedenfalls immer abhängig von dem Geist und Zusammenhang des Rechtssystems, in dem er aufgefaßt wird. Nun besteht aber, wie schon Adam Müller in seinen Elementen der Staatskunst sehr ausdrücklich hervorgehoben hat, „zwischen dem Römischen Recht und dem Lehns- und Kirchenrecht ein ewiger, nie zu lösender Widerspruch.“ In neuerer Zeit erkennt man diesen Widerspruch immer mehr, sowie auch den ungeheuern Antheil, den die Repristination des alten heidnischen Rechts in der christlichen Welt an der Zerrüttung aller politischen und socialen Verhältnisse gehabt hat, und ein bekanntes Buch der neuern Zeit bezeichnet die Wiederherstellung des christlich deutschen Rechts geradezu als eines der wesentlichsten Mittel zur Wiederherstellung unserer gesammten öffentlichen Verhältnisse. In der Erkenntniß der qualitativen Verschiedenheit des Römischen Rechts vom christlich deutschen, da scheint uns auch ein Schlüssel zu liegen zum geschichtlichen Verständniß der protestantischen Rechtfertigungslehre und insbesondere ihrer Lehre vom Verdienst. Daß Luther, bekanntlich selbst zum Juristen bestimmt, in die damals zur Herrschaft gekommene Auffassung aller menschlichen Dinge nach den Grundanschauungen des alten heidnischen Rechts einging und diese Grundanschauung aus den irdischen Ver-

hältnissen auch auf das Rechtsverhältniß des Menschen zu Gott übertrug, läßt sich auf die leichteste Weise aus seinem Leben und seinen Ansichten beweisen, sobald man dieselben unter diesem Gesichtspunkte nur etwas näher ansieht. Nach Döllinger's Bemerkung (Bd. III. S. 176) lag den Kämpfen, in die ihn seine ascetischen Uebungen als Mönch führten, eben der Irrthum zu Grunde, daß er seine ascetischen Werke nicht als Mittel zum höheren Ziel der Reinigung und Heiligung ansah, sondern ihnen einen selbstständigen und verdienstlichen Werth beilegte, sie als solche Verdienste betrachtete, deren er sich Gott gegenüber rühmen, oder kraft deren er mit Gott handeln oder rechten könne, mittelst deren er den Himmel gleichsam erkaufen wolle. Das ist der Begriff des Verdienstes nach dem alten heidnischen Recht; in demselben besteht das Verdienen in der Leistung einer Sache gegen eine andere von gleichem oder doch ähnlichen Werthe unter Personen, die als gleich und selbstständig nebeneinander stehend vorausgesetzt werden. In der Zeit Luthers war diese Ansicht vom Verdienst herrschend geworden, hatte auch wohl bei manchen Theologen Anlaß zu einer verkehrten Darstellung der Kirchenlehre gegeben und bei vielen Geistlichen einen schädlichen Einfluß auf die kirchliche Praxis geäußert; und diese Ansicht vom Verdienst ist auch bis heute im Ganzen herrschend geblieben, und bildet bis auf diese Stunde bei den Protestanten ein Haupthinderniß der richtigen Auffassung der katholischen Rechtfertigungslehre, weil das Verdienst, in diesem Sinne gefaßt, in einem unausgleichbaren Gegensatze gegen die „Gnade“ steht. Dieser Gegensatz verschwindet aber gänzlich in der christlichen Rechtsanschauung, die der Kirchenlehre zum Grunde liegt. In der christlichen Rechtsanschauung werden die Menschen nicht als isolirt-selbstständig nebeneinander stehende Personen vorausgesetzt, die sich entweder als isolirte Rechtssubjecte beziehungslos, oder aber als Herren und Sclaven, Eigenthümer und

Eigenthum zu einander verhalten: die christliche Rechtsauffassung wurzelt in der Idee einer inneren Gemeinschaft, in der sich jene schönen Lehns- und Dienst-Verhältnisse gestalteten, in denen sich die Abhängigkeit mit der Freiheit einigte, Gnade und Verdienst correlative Begriffe waren. Das Verdienst begründet sich nach dieser Grundanschauung auf die ethische Seite des Verhaltens des Dienenden zum Herrn, ihm entspricht die Gnade, die Bezeichnung für das ethisch-wirkliche und wirksame Verhältniß des Herrn zum Dienenden. Diese Rechtsauffassung, von der sich auch bis heute noch mancherlei Spuren im politischen Leben erhalten haben, ist das natürliche Abbild der Beziehung, in welcher nach der katholischen Kirchenlehre der Christ zu Gott steht, wonach er also nicht Sclave, oder sachliches Eigenthum „wie ein Block", sondern bei aller Abhängigkeit auch frei ist, und sich in der Gnade stehend, durch Mitwirkung mit derselben weitere Gnaden von Gott verdienen kann, wie sich der Unterthan die „Gnade" seines Königs durch sein „Verdienst" erwirbt.

Tersteegen faßte den Begriff des Verdienstes nicht in diesem Sinne, und darum konnte er es nicht verstehen, was es heiße, daß der Himmel von den Christen verdient werden könne, ja müsse, während er doch, wie gesagt, hinterher wieder die verdienstliche Kraft der guten Werke vor der Gerechtigkeit Gottes im Himmel anerkennt. Ueberhaupt tritt bei Tersteegen die rechtliche Seite im Verhältniß des Menschen zu Gott etwas zurück; es ist mehr die so zu sagen physische Seite der Liebe und Gemeinschaft, welche er vorzugsweise betont. Auch darin liegt wieder ein Gegensatz gegen den eigentlichen Protestantismus, der in einer Beziehung auf einer höchst einseitigen, ja fast ausschließlichen Betonung der juridischen Seite im Verhältniß des Menschen zu Gott beruht und das ganze Erlösungswerk fast allein in Christi Genugthuung für Schuld und Strafe, und die damit zusammenhängenden Rechtsmomente setzt. Höchst charakteristisch tritt

dieser Gegensatz hervor, wenn man Tersteegens Auffassung ascetischer Uebungen mit der Luthers, die wir oben angeführt haben, vergleicht.

Während solche Uebungen bei Luther nur „das Verdienst“ zum Zweck hatten, betrachtete sie Tersteegen nur als Wege innerer Reinigung und Heiligung nach ihrer realen Wirkungsweise und legte ihnen als solchen einen sehr hohen Werth bei, vergaß aber, daß diese Mittel und Wege der Heiligung nothwendig auch eine verdienstliche Seite an sich haben müssen, weil sie in der Gemeinschaft mit Gott, der ihr Ziel ist, auch ihren Grund haben, da ja nach dem wahren Begriff des Verdienstes jedes Verhalten eines Untergebenen zu einem Höhern, mit dem er in wirklicher Gemeinschaft steht, nothwendig in Bezug auf denselben entweder verdienstlich oder strafbar seyn muß, und die guten Werke eben ihren Mittelpunkt und innerstes Wesen im Verhalten des Menschen zu Gott haben. Kamen aber die Reformatoren in Folge ihrer Verwerfung der Werke und der damit zugleich behaupteten Rechtfertigung durch den Glauben allein zu einer Verkennung dessen, was das innerste Grundprincip des Christenthums ausmacht, der persönlich freien Gemeinschaft des Menschen mit Gott und deren Verwirklichung in der Persönlichkeit, in der Gestalt der Tugend als Liebe, so befindet sich Tersteegen auch hier wieder in direktem Widerspruch gegen ihre Ansichten, indem er der Liebe, der reinen Liebe, nicht etwa nur der dankbaren, eine Stellung und Wichtigkeit gibt, die sie in protestantischen Systemen nirgends haben kann. Hören wir seine Aeußerungen von der Liebe in der Abhandlung „der fürtreffliche Weg der wahren Liebe“:

„Nichts ist schöner, lauterer, anmuthiger, mächtiger und vollkommener, als die Liebe. Denn Gott ist die Liebe. Durch kein Mittel kann sich Gott des menschlichen Herzens besser bemächtigen, als durch die Liebe, und durch kein Ding kann der Mensch Gott besser gefallen, als durch die Liebe; denn sie ist des Gesetzes Er-

füllung.“ — „Fürwahr, wenn ein Sünder zu der edlen That der reinen Liebe gelangen möchte, daß er, mit gründlicher Verlassung und Darangebung seiner selbst, sich wahrhaftig Gott überließe, und demselben Vollmacht gäbe, in Zeit und Ewigkeit mit ihm zu machen, was er immer wollte, nicht achtend oder ansehend sein Weh oder sein Wohl, sondern bloß Gott, und daß Er nur möchte geehret, geliebet und vergnüget werden: über einen solchen würde Zorn und Hölle keine Macht mehr haben; sondern seine Sünden, wenn sie auch noch so groß wären, würden eher vergeben und verzehret seyn, als ein bischen Flachs in einem glühenden Ofen; ja, diese Liebe würde ihn heilig und göttlich machen.“ — „Und mit einer solchen freien Liebe Gott dienen, das heißt erst eigentlich Christenthum: da wohl sehr zu bedauern, daß auch fromme Menschen so lange, wo nicht gar ihr Leben lang, zappeln in dem ängstlichen Beschäftigen mit sich und Sorgen für sich selbst, ohne daß sie einmal ihre eigenen Absichten daran geben, sich Gott anvertrauen und nur reine Liebe suchen in dem Herzen und Angesichte Jesu Christi. Ach laßt uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet!“ — „Sodann erfährt man, daß die wahre Bruderliebe ein ungezwungenes, unaffectirtes, ungeformtes Wesen und Werk Gottes sei, ein freier Trieb der neuen Kreatur. In solchem Liebesgrund und Element kann einer den andern gar nahe finden, umfassen, segnen und genießen, zur Verherrlichung Gottes. Und weil man in und durch diesen Geist der Liebe Christi zu einem einigen Leib getaufet und zu einem einigen Geist getränket wird, so thut man einander wesentlich Handreichung, sowohl abwesend, als wenn man in Jesu Namen beisammen ist. Und gleichwie diese lautere Bruderliebe aus der Liebe Gottes, und in stiller Herzensinnigkeit entspringet, also stehet sie auch der Liebe Gottes gar nicht im Wege, sondern befördert solche vielmehr. Sie locket nicht heraus in die Natur und flatternde Sinnlichkeit, sondern sammelt und stillet das Gemüth, und stärket uns in dem Sinn, ganz für Gott zu seyn. Kurz, wo die Liebe im Herzen geboren ist, da beweisen es ihre Früchte, daß sie rechter Art sei, und ihr ganzes Wesen und Verhalten gegen den Nächsten wird eine lebendige Erklärung dessen, was Gottes Geist (1. Kor. 13.) durch Paulum von ihr rühmet.“

In demselben Sinne faßt er auch die Liebe als Gemeinschaft. „Heiligkeit und gute Werke", sagt er, „kann ich nimmer anders, als in der Vereinigung mit Christo begreifen." Ueber denselben Punkt heißt es im brüderlichen Lehr-, Trost- und Vermahnungs-Schreiben: „Was sind unsere Tugenden und alle unsere Frömmigkeit, wo nicht die Gemeinschaft mit Jesu zu Grunde liegt?" In der Abhandlung von der wahren Gottseligkeit sagt Tersteegen nach einer Berufung auf Johannes 15, 5: „Und in Wahrheit, diese wesentliche Glaubens-Vereinigung mit Christo Jesu, ist der einzige Grund aller wahren Gottseligkeit, und das daraus entspringende neue Leben die wahre Gottseligkeit selbst, welche auch deßwegen in der Schrift mit Nachdruck eine Gottseligkeit in Christo Jesu genannt wird." Wie in diesen, so ist auch in vielen andern Stellen der Schriften Tersteegens die Gemeinschaft des Menschen mit Gott in Christo als Grund und Ziel des wahren christlichen Lebens theils ausdrücklich ausgesprochen, theils unmittelbar vorausgesetzt; Gemeinschaft, freie persönliche Gemeinschaft des Menschen mit Gott erscheint überhaupt in der ganzen Anschauung Tersteegens als das Grundverhältniß, in welchem alles Andere aufgenommen und enthalten ist. Bei dieser Anschauung des Verhältnisses des Menschen zu Gott als einer innern Gemeinschaft steht Tersteegen in einem principiellen Widerspruch mit all jenen alt-protestantischen Lehren, die sich auf die Vorstellung gründen, es sei das Verhältniß des Menschen zu Gott ein äußerlich juristisches im Sinne des gewöhnlichen heidnisch-bürgerlichen Rechts, und daher die Rechtfertigung des Menschen in die bloße Zurechnung der Gerechtigkeit Christi zu setzen. Tersteegen hat die Consequenz selbst gezogen und verwirft jene Imputations-Theorie ganz ausdrücklich:

„Ich gestehe, daß man die Rechtfertigung, nach Anleitung der heiligen Schrift, als eine gerichtliche Handlung betrachten kann;

allein, man muß Gottes Werk nicht nach menschlichem Maaß abmessen. In menschlichen Gerichten kann's geschehen, daß man mit Heuchelei durchkomme, oder daß ein Dieb begnadigt werde, und doch nach wie vor sein diebisch Herz behält. Bei Gott gehet's nicht also. Sein richterlicher Ausspruch ist ein Machtwort, das da schaffet, was er ausspricht, beides: das Gewissen zu beruhigen, als auch das Herz zu erneuern. Wenn er den Gottlosen rechtfertigt, so macht er ihn auch gerecht*)."

In derselben Abhandlung unterscheidet er eine objective, applicative, effective und inhäsive Rechtfertigung, deren nähere Beschreibung er schließlich und kurz in folgende Bezeichnung zusammenfaßt:

„In der ersten Rechtfertigung sieht man, wie die Gnade und das Gnadeleben durch Christum erworben ist; dies fasset der Glaube mit einer ehrerbietigen Herzensüberzeugung und Beipflichtung."

„Bei der zweiten Rechtfertigung gehet die Gnade und das Gnadenleben in der Seele auf, durch den Glauben, welcher hier bestehet im demüthigen Herzenskommen, Annehmen und Uebergeben an Christum."

„In der dritten Rechtfertigung wächst, grünt und trägt die Seele viele Früchte in der Gnade und in dem Gnadenleben, kraft des Glaubens, der sich hier beweiset in dem Herzensbleiben in Christo, Wandeln in Christo oder im Geist."

„Bei der vierten Rechtfertigung sieht man, wie die Seele in der Gnade und im Gnadenleben gewurzelt, gereinigt, ganz in Christo erfunden und in Eins vollendet wird, und hiebei übt sich der Glaube in einem vertraulichen Herzensumgang, Anhangen und Vereinigen mit Christo als in uns wohnend."

Weiterhin drückt er den klagenden Wunsch aus, daß auch manche evangelisch genannte Lehrer das Evangelium mehr im Zusammenhange und in der Erfahrung haben möchten! Einige trieben bloß die beiden ersten Stücke, aber nicht

*) Abhandlung vom Glauben und der Rechtfertigung.

im nothwendigen und richtigen Zusammenhang mit dem Fortgang in der wahren Heiligung und Vereinigung mit Gott in Christo. Ueber den nothwendigen innern und einigen Zusammenhang von Rechtfertigung und Heiligung spricht sich Tersteegen öfters und besonders stark aus. So heißt es in einem kleinen Aufsatz, „Nothwendigkeit der Reinigung zur Vereinigung“ überschrieben, wie folgt:

„Daß wir Sünder durch Christum wieder mit Gott ausgesöhnt worden, und durch sein Blut allein den freien Zugang zu ihm und seinem Reiche haben, ist eine anbetungswürdige Gnade. Daß wir aber auch den Verläugnungs-Weg gehen und mit leiden müssen, wenn wir mit verherrlicht werden wollen, wird dadurch keineswegs ausgeschlossen, sondern als eine unausbleibliche Frucht und nothwendige Folge mit eingeschlossen, sintemal es doch einmal unmöglich ist, daß die, so nicht reinen Herzens sind, in der Zeit oder in der Ewigkeit Gott schauen können. Wer das läugnen wollte, würde damit zu erkennen geben, daß er weder die Schrift wüßte, noch unser Erlösungs-Werk im Zusammenhange begriffe, daß er auch weder sich selbst, noch Gott, noch den großen Abstand der Unreinigkeit von der Reinigkeit durch Erfahrung erkannt hätte.“

„Es irren darum Diejenigen nicht allein, welche sich das Verdienst Christi und die Verheißungen des Evangeliums ohne Buße und Sinnesänderung zueignen, und eine solche selbstgewirkte Zueignung für den Glauben halten: sondern auch die Andern bleiben vom Ziele zurück, welche nach Erfahrung einiger Gnadenblicke, oder auch der wirklichen Vergebung ihrer Sünden, flugs meinen, nun seien sie auf einmal fertig, und läge ihnen weiter nichts ob, als nur von ihrem versicherten Heil zu singen und zu sagen, und dem Heilande Seelen zu gewinnen.“

„Es ist wohl an dem, daß wenn eine bußfertige Seele des Reichthums göttlicher Barmherzigkeit in der Vergebung ihrer Sünden innerlich theilhaftig wird, selbige alsdann merklich spüre, wie daß sie, unangesehen ihrer Sünden und Unreinigkeit, dennoch Hoffnung und Vertrauen zu Gott haben möge, und daß er ihr an-

statt der verdienten Strafe Gunst und Gnade widerfahren lasse: allein, wo sie nur mit ihrem Herzen in dieser Gnade bleibet, da wird sie bald inne, daß dieselbe kein so vorübergehendes oder todtes Ding sei, sondern eine lebendige und geschäftige Kraft des Geistes Jesu, wodurch sie unterwiesen wird, wie und was sie zu verläugnen, und welcher Gestalt sie züchtig, gerecht und innerlich gottesdienstlich vor ihrem Gott wandeln, und eben wegen der noch bevorstehenden großen Verheißungen sich müsse reinigen von allen Befleckungen des Fleisches und des Geistes, und ihre Heiligung vollenden in der Furcht Gottes. Diejenigen, welche nicht dergestalt die Nothwendigkeit einer gründlichen Reinigung und Heiligung erfahren, mögen zweifeln, ob sie richtig in der Gnade stehen, und nicht verfrembdet von dem, was in ihrem Herzen vorgeht, in den Tag hinein leben."

Tersteegen konnte sich doch wohl nicht deutlicher gegen die protestantische Lehre ausdrücken, daß all unsere Gerechtigkeit außer uns, in Christo objective sei und bleibe, daß Christus unsere Ungerechtigkeit, die bleibende, wie die vergangene, nur bedecke.

XXIV.

Offene Sendschreiben an den bevorstehenden Berliner-Kirchentag,

die englische Vormundschaft betreffend.

Erster Brief.

Actenmäßige Thatsachen über die englische Propaganda in Irland.

Warum ich mich hiemit in Sachen Irlands direkt an Sie, meine Herren! wende? das mögen Sie zwei verschiedenen Gründen zuschreiben. Es geschieht ebenso sehr um Ihrer- als um unserwillen. Um unserwillen, weil wir Katholiken nicht ungerügt lassen dürfen, daß Verläumdungen auf ein ihnen Allen theures, und mit Recht theures Volk gehäuft werden. Um Ihrerwillen aber, weil es Christenpflicht ist, nach Kräften bestrebt zu seyn, den Nebenmenschen vor der moralischen Schändung zu behüten, welche von der Lüge an dem Belogenen verübt wird. Solcher geistigen Nothzucht sind Sie, meine Herren! und Ihre Brüder im vorigen Jahre zu Bremen und zu Wiesbaden erlegen: einmal, als der Prediger Kuntze aus Berlin Ihre Sensation mit der Behauptung gewann, 60,000 Irländer seien zum lautern Wort

übergegangen, und eben die aufrichtige Anhänglichkeit an dieses lautere Wort habe ein Volk von Trunkenbolden in Muster von Nüchternheit verwandelt, Aussagen, für die sich der genannte englische Geschäftsträger noch dazu auf persönliche Anschauung berief. Dann aber, als von der nämlichen Seite, welche in Deutschland mit der Agitation für die Evangelical Alliance betraut ist, Ihr Kirchentag sich bestimmen ließ, die bekannten Vorgänge in Toskana durch die Brille der englischen Niederkirchenpartei, deren Sturmbock die genannte Alliance und deren permanentes Parlament die große „Londoner Missionsgesellschaft“ bildet, zu betrachten, und nach den aus England erhaltenen Vorschriften zu handeln. Seit einem Jahre, und gerade noch in jüngster Zeit, ist nun zwar Manches geschehen, was die englische Agitation abhalten sollte, abermals Irland und Italien vor Ihnen in den Mund zu nehmen. Es scheint aber in der That, daß der große Offensiv-Bund der Evangelical Alliance seiner Vormundschaft über Sie bereits zu sicher sei, als daß er den Ausbruch irgend einer seinem Einflusse nachtheiligen Regung von Rechts- und Wahrheits-Gefühl aus Ihrem Schooße fürchten dürfte. Englische Vormundschaft über den deutsch-protestantischen Kirchentag! — erlauben Sie, meine Herren! daß ich die Motive des weitverbreiteten Verdachts, Sie seien einer solchen Curatel verfallen, später beibringe. Bloß an die Thatsache will ich Sie vorderhand erinnern, daß Ihr Widerspruch machtlos vor dem entschiedenen Willen eines Menschen, wie Marriott in Basel, verhallen muß, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, Ihre Luther-Bibel von dem Gräuel der Apokryphen zu reinigen, und Deutschland mit evangelischen Bibeln ohne Apokryphen, wie das maßgebende England sie benützt, zu überschwemmen.

Auch der Einwurf, daß die genannte Alliance bei Ihnen wenig oder keinen Beifall gefunden, wird nicht viel verfangen. Denn die enge Verbindung aller gegenwärtigen und zukünf-

tigen etablirten Kirchen und Sekten auf dem alleinigen Fundament des Sola-Glaubens und der Suffizienz der Bibel, zur gemeinschaftlichen Plünderung Roms, mag allerdings, so offen ausgesprochen, leicht als mindestens verfrüht erscheinen. Allein jene Alliance ist nur Ein Versuch der an Mitteln und Organen reichen englisch-protestantischen Partei, von welcher die gewaltigen Anstrengungen in Irland und Italien ausgehen, und den Glauben, daß Sie, meine Herren! zur Curatel dieser Partei gehören, kann nur Eines widerlegen: wenn Sie nämlich — ihren Lügenworten und Lügenwerken ein- für allemal absagen. Aber anstatt dessen, wie halten sich Ihre Organe in Unterthänigkeit gegen Alles, was aus England kommt! Und Sie selbst sollen ja bereits im Begriffe seyn, eine Vertretung des englisch-amerikanischen Methodismus in Ihrer Mitte zuzulassen! Ob nicht auch die Mormonen über kurz oder lang einen Platz im deutsch-evangelischen Kirchentag ansprechen würden, wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß es in Deutschland nur zwei staatsrechtlich anerkannte protestantischen Confessionen gibt, und daß Ihr Kirchentag schon um seines, wenigstens halbofficiellen Charakters willen vor Verbindungen sich hüten sollte, die in letzter Instanz als Revolution das — Schwert provociren — daß er dieß müßte, wenn er von zwingendem überseeischen Einfluß frei wäre. Denn, ich wiederhole, Ihr Kirchentag hat ganz andere Bedeutung, als zum Beispiel die gleichzeitig mit Ihnen zusammentretende katholische Versammlung in Wien; er gerirt sich als eine Art von Concilium mit wenigstens berathender Stimme, und scheint von dem factischen Schutzherrn und Wortführer Ihres Kirchenwesens in Deutschland in dieser Eigenschaft auch anerkannt zu seyn, was Sie für die wegwerfende Grobheit reichlich entschädigen mag, mit der einige kleineren Höfe, unter auffallender Absichtlichkeit, Ihre früheren Beschlüsse und Ansprachen bedient haben. Die Erwägung dieser Ihrer wichtigen Stellung aber hat mich um so

mehr angespornt, meine prophylaktischen Briefe an Sie zu adressiren.

Lügenworte und Lügenwerke — habe ich die Propaganda der vereinigten englischen Niederkirchenpartei genannt. Lassen Sie mich in meinem ersten Briefe die Berechtigung dieser Charakteristik erweisen, und zwar an Irland. Der zweite Brief soll Ihnen dann die Bundesgenossen der religiösen Thätigkeit Englands in Italien zeigen. Durch Beides möchte ich Ihnen die offene Erklärung abbringen: daß Ihnen mit solcher Religion nichts gemein sei.

Um gleich auf Irland überzugehen! — wenn Sie, meine Herren! nicht manchmal den Blick über Ihre eigenen Organe hinausrichten, so ist es unmöglich, daß Sie nicht über die Zustände Irlands in steter Täuschung leben. Dafür sorgt die englische Presse. Ueberhaupt gebührt ihr der größte Theil des Lobes, wenn die Völker der Erde sich einst stillschweigend über ein neues Sprüchwort verständigt haben werden, des Tenors: „Er lügt wie ein evangelischer Missionsrapport". Zudem liegen die irischen Verhältnisse der deutsch-protestantischen Betrachtung sehr fern, und haben in Deutschland selbst nur etwa an Schlesien eine Art von Seitenstück, über welches Schlesien Ihre Organe in Preußen denn auch von Zeit zu Zeit Missionsberichte bringen, die auffallend nach Irland schmecken. Nur das Eine setze ich daher bei Ihnen voraus, daß eine wenn auch noch so oberflächliche Kunde von der frühern Geschichte Irlands zu Ihnen gedrungen, und Sie also außer Stande wären, zu schreiben, was das Darmstädtische Organ Ihrer Mitglieder vom Oberrhein am 23. Juni d. Js. zu schreiben gewagt: „In Irland hat sich der Romanismus überlebt, nachdem er 700 Jahre unumschränkt geherrscht und das Mark des Landes ausgesogen; nun ist es Aufgabe der evangelischen Kirche, das zerrüttete Volkswesen von Grund aus zu erneuern." Das katholische Irland wäre also dahin! Das ist in der

That die Hoffnung auch Ihrer achtbarern Organe, nur daß sie so aufrichtig sind, die große Veränderung nicht so fast einer protestantischen Bezwingung katholischer Elemente, sondern vielmehr der protestantischen Vertreibung des katholischen Volkes aus seiner uralten celtischen Heimath zuzuschreiben. So jubelt die „Kreuzzeitung" vom 12. Juli über die „große, hauptsächlich der Auswanderung zu dankende Schwächung, welche den irischen Katholicismus getroffen habe"; „der Alp, der von dorther auf England gedrückt, sei schon ganz entschieden schwächer geworden." Sie preist darin unberechenbaren politischen Vortheil Englands, denn „im irischen Volke, welches durch Charakter und Tradition zu den royalistischsten Völkern der Erde gehöre, sei der Ultramontanismus stets das einzige wahre Hinderniß für eine warme Loyalität gewesen, welche einen bloß politischen Revolutionsgeist niemals aufkommen lassen würde." Auch sie ist also der vulgären Meinung: durch die Auswanderung der strengen Katholiken einerseits, durch das Nachrücken englischer und schottischer Einwanderer, und ganz besonders durch die massenhafte Protestantisirung der zurückgebliebenen Iren andererseits — sei Irland nun schon mehr als zur Hälfte protestantisch, und werde es bald fast ganz seyn.

Wenn die „Kreuzzeitung" dabei, der englischen Presse nachtretend, die Kirche beschuldigt, die „warme Loyalität" des irischen Charakters in „Revolutionsgeist" verkehrt zu haben, so lege ich ihr getrost die Frage vor: ob nicht vielleicht die dem Volke Irlands um seiner Liebe zur Kirche willen dreihundert Jahre lang vom englischen Protestantismus zugemessene Behandlung jene Verkehrung verschuldet? Die Antwort, welche ein Blick in die Jahrbücher der Geschichte auf diese Frage gibt, rechtfertigt zugleich meinen oben gebrauchten Ausdruck von „protestantischer Vertreibung" des katholischen Volkes aus seiner alten Heimath. Es wirken eben in jener massenhaften und unaufhaltsamen Auswande-

rung die letzten Folgen der mehrhundertjährigen Religions-Tyrannei Englands nach; aber — es ist dieß nicht zum Schaden des katholischen Volkes und der Kirche Irlands, wie Ihre Organe, meine Herren! ohne Unterschied, aber auch ohne allen Grund hoffen. Vielmehr ist es zur endlichen Wieder-Auferstehung beider. Ich will hier gar nicht näher auf die in ihrer Zukunft jedenfalls unberechenbare Thatsache eingehen, daß der irische Exodus das protestantische Amerika mit einem überaus tüchtigen katholischen Kern versieht, der offenbar seine große providentielle Bestimmung hat; ich sage bloß und werde beweisen, daß erstens die irische Auswanderung für das alte Heimathland selbst die günstigsten Resultate hervorbringt, daß zweitens das vielbesprochene Nachrücken englischer und schottischer Protestanten in das Reich der Träume gehört, und daß es drittens mit der massenhaften Protestantisirung der zurückgebliebenen Iren eine eigenthümliche Bewandtniß hat, deren aktenmäßige Darlegung Sie, m. H.! gewiß mit tiefem Schmerze erfüllen wird.

Man möchte es fast einem göttlichen Verhängnisse zuschreiben, daß Ihre Organe gerade da, wo die sogenannte „sociale Frage" am dringendsten mit der überall unwidersprochenen Behauptung auftauchte: die socialen Zustände unserer romanisch-germanischen Civilisation seien nirgends mehr haltbar, daß, sage ich, jene Organe gerade da als ein besonders schlagendes Argument gegen die Kirche die Bemerkung hervorzogen: die social-politische Lage der protestantischen Länder sei die glänzendste, die der katholischen das Gegentheil. Allerdings ist seit achtzig Jahren eine entschieden antikatholische Social-Politik auf den Thronen gesessen, und zwar nicht nur in England und Norddeutschland, sondern auch in Frankreich, Spanien, Portugal u. s. w.; was diese widerkirchliche Staatsweisheit endlich zu Stande gebracht, liegt jetzt so klar zu Tage, daß in unbewachten Stunden auch selbst ihre eigenen Organe zu fühlen beginnen: „unsere Zeit ist um!" Ja,

und die unsere bricht an! Was sie für social-politisches Mißgeschick der katholischen Länder ansehen, ist nur die hartnäckige Reaction des katholischen Geistes gegen das verderbliche System des individualisirenden Egoismus, welche Reaction das Uebel in der Praxis nirgends den Höhepunkt erreichen ließ, wie es ihn z. B. in England erreichte. Wenn aber Ihre Organe jenes Argument noch besonders durch Hinweisung auf Irland stützen wollen, so ist das der ärgste Mißgriff, den sie machen könnten. Denn sie nennen damit nur ein Volk, auf dem dreihundert Jahre lang die grausamste materielle Tyrannei des Protestantismus gelastet hat, wie auf andern katholischen Ländern seit drei Generationen seine geistige, und das dennoch die volle Kraft des Leibes und der Seele behalten hat, nicht nur im Heimathlande sich mächtig empor zu schwingen, sondern auch Colonien im größten Maßstabe nach der Fremde auszusenden. Vielleicht ist es mir erlaubt, Sie, m. H.! dagegen an das „scrophulöse Gesindel“ Ihres hochverehrten Herrn Professors Dr. Leo in Halle zu erinnern!

Gestatten Sie mir, indem ich den Beweis antrete, eine kurze Schilderung der gegenwärtigen irischen Zustände! Jahrhunderte lang haben die protestantischen Strafgesetze, über den Katholicismus der armen Irländer verhängt, ihnen den Zugang zu den materiellen und geistigen Gütern der Civilisation mit eisernen Schranken versperrt, ihnen den Grund und Boden der Heimath entrissen, wie alles staatsbürgerliche Recht; von dieser protestantischen Unterdrückung datiren die socialen Todeswunden des schönen Landes, und die öconomischen Folgen einer solchen Legislation lassen sich begreiflich nicht an einem Tage gut machen. Man braucht, um die gräßlichen socialen Resultate jener Strafgesetze zu ermessen, nur den ungemeinen Unterschied zwischen der Provinz Ulster, welche von irischen Protestanten bewohnt ist, und daher von dieser Gesetzgebung nicht getroffen ward, und dem

übrigen Irland zu erwägen, das sie aller natürlichen Freiheit beraubte. Hier bildete, als England endlich (1829) auf späte Gerechtigkeit sann, das Volk eine Colonie emancipirter Sklaven; die großen Eigenthümer waren ruinirt, ein Mittelstand gar nicht vorhanden, die übrige irische Societät eine Masse von Proletariern und Bettlern. Der Mangel an Capital, von jeher Irlands Grundübel und von jenen protestantischen Strafgesetzen mit besonderer Achtsamkeit gepflegt, hatte eine dem Bedarf entsprechende Vermehrung der Produktion verhindert. Die Population aber nahm um so reißender zu, als den Irländer von Natur der stärkste Trieb zum Familienleben beseelt. Die unzureichendsten Pachtungen wurden zu exorbitanten Zinsen erstanden, welche schließlich nicht bezahlt werden konnten, die Güter in immer kleineren Parcellen verpachtet, und Pächter gab es so viele, als irische Familienhäupter. Eine erschreckende Uebervölkerung stand da, einzig und allein auf den Kartoffelbau angewiesen, und dieser mißlang, die Hungersnoth erreichte ihren Höhepunkt, gerade als England die Emancipations-Acte erließ. Jetzt, nachdem es zu dem herzzerreißenden Elend der irischen Hunger-Jahre gekommen, leistete dieses England freilich erstaunliche Unterstützungssummen, aber es war zu spät. Tausende starben buchstäblich den Hungertod. Das Jahr 1839 brachte das berüchtigte Armengesetz (die Poor Laws); von 1846 bis 1849 stiegen die Taxen auf mehr als das Fünffache; über die Hälfte der ganzen Bevölkerung, ja die ganze Population einzelner Provinzen, flüchtete in die sogenannten Arbeits- oder Armenhäuser, um nur nicht zu verhungern. Die Armen-Gelder wurden unerschwinglich; man mag sich aus der Thatsache einen Begriff davon machen, daß noch jetzt die ungeheure Summe von 17 Mill. Franken bloß auf die Verwaltung geht, ehe nur einem einzigen Unglücklichen Hülfe kommt. Während in der protestantischen Grafschaft Ulster z. B. die auf 136,397 Pf. geschätzte Revenue des Bezirks von Lisburn

im J. 1849 eine Armenrate von bloß 4294 Pf. bezahlte, traf in den ärmsten Bezirken von Connaught, zu Westport auf einen Ertrag von 38,876 Pf. eine Rate von 32,113 Pf., zu Clifden aber auf 22,426 Pf. gar — 22,526 Pf. Armen-Steuer, und was Alles blieb dann noch zu bezahlen! In Clifden galt freilich schon seit geraumer Zeit das Sprüchwort: von 20 Schilling Einkommen 21 Schilling Steuer. Zudem waren seit der Kataster-Schätzung die Revenuen überall gesunken. Und was je nicht auf die Armenhäuser ging, ging auf die Hypothekenzinsen. Woher sollte da — socialer Fortschritt kommen! Aber Eines muß die Gerechtigkeit anerkennen: dieses Volk, dessen „warme Loyalität“ vom Katholicismus in „Revolutionsgeist“ verkehrt seyn soll — diese Tausende und Tausende verzweifelnder Pächter, die ganze fürchterlich gedrückte irische Societät erlitt nicht einen Augenblick lang Störung der öffentlichen Ruhe, und die englische Armee in Irland betrug während der ganzen entsetzlichen Krisis der Hungerjahre nicht das Drittel der Truppenstärke, mit welcher Frankreich Jahr aus Jahr ein die gleiche Seelenzahl bewacht.

Für Irland gab es nur mehr Eine Lösung des Hunger-Bannes: Vergantung der Einen, Auswanderung der Andern. Durch die ungeheuren Armentaxen, zu geschweigen der übrigen Localsteuern, die in Irland ungemein hoch sind, und der Ausgaben für den anglikanischen Klerus, welche so schwer auf den Pflichtigen lasten, daß nach ihrem Verhältniß der katholische Cult in Frankreich jährlich 500 Mill. Franken kosten müßte, wozu dann die irischen Katholiken ihren Klerus noch durch freiwillige Gaben unterhalten müssen — waren die Grundherren so entblößt, daß ihre Hypothekenzinsen unbezahlt blieben. Da schritt nun das Parlament mit dem Gesetz der Encumbered estates ein, welches, alle frühern gesetzlichen Schranken gegen Liegenschafts-Veräußerung aufhebend, den gerichtlichen Zwangsverkauf der verschuldeten

Güter verfügte. Ein Fünftel alles irischen Grundbesitzes ist diesem Proceß bereits unterlegen; die Zertrümmerung der großen Domainen ist seine nothwendige Folge, und die überaus wohlthätigen Resultate des Gesetzes zeigen sich bereits in der Bildung einer in Irland neuen Volksklasse, eines Mittelstandes kleinerer unabhängigen Grundeigenthümer. Aber! — sagt die englische Presse, und spricht ihr die protestantische Deutschlands und die aufgeklärt-revolutionäre Frankreichs nach — dieser neue Mittelstand besteht eben aus fremden Protestanten; die Güter der alten katholischen Aristokratie Irlands fallen in die Hände sparsamer Schotten oder wirthlicher Engländer, und so bildet sich in Erin ein protestantischer Volkskern. Diese Einbildung scheint in der That so einschmeichelnd, daß es mir fast leid thut, sie zerstören zu müssen. Ich kann das aber auf Grund guter Quellen, zum Theil persönlicher Erkundigungen, welche völlig übereinstimmen mit den Resultaten der Untersuchung, die der bekannte französische National-Oeconom Jules de Lasteyrie erst heuer in Irland selbst, wo er wohl bekannt ist, angestellt, und auf deren statistische Notizen ich mich stütze*). Lasteyrie ist zwar Katholik, aber — zum Troste der Zweifler sei es gesagt! — so wenig voreingenommen, daß er sich vielmehr als entschiedenen Bewunderer der berüchtigten Nationalschulen producirt. Schon das Eine hat jene Einbildung in der Herzensfreude ganz übersehen, daß es, ein paar gar nicht in Anschlag kommende Familien ausgenommen, eine katholische Aristokratie in Irland nirgends gibt; sie ist in den Religionskriegen und von Englands Strafgesetzen weggefegt, und ihr Gut als Beute unter Englands hungrige Junkerschaft ausgetheilt worden; deren protestantische Nachkommen sind die „glänzende, prachtliebende und verschwende-

*) L'Irlande depuis la dernière famine par M. Jules de Lasteyrie: Revue des deux mondes. 1. Aout 1853. p. 493 ff.

im J. 1849 eine Armenrate von bloß 4294 Pf. bezahlte, traf in den ärmsten Bezirken von Connaught, zu Westport auf einen Ertrag von 38,876 Pf. eine Rate von 32,113 Pf., zu Clifden aber auf 22,426 Pf. gar — 22,526 Pf. Armen-Steuer, und was Alles blieb dann noch zu bezahlen! In Clifden galt freilich schon seit geraumer Zeit das Sprüchwort: von 20 Schilling Einkommen 21 Schilling Steuer. Zudem waren seit der Kataster-Schätzung die Revenuen überall gesunken. Und was je nicht auf die Armenhäuser ging, ging auf die Hypothekenzinsen. Woher sollte da — socialer Fortschritt kommen! Aber Eines muß die Gerechtigkeit anerkennen: dieses Volk, dessen „warme Loyalität" vom Katholicismus in „Revolutionsgeist" verkehrt seyn soll — diese Tausende und Tausende verzweifelnder Pächter, die ganze fürchterlich gedrückte irische Societät erlitt nicht einen Augenblick lang Störung der öffentlichen Ruhe, und die englische Armee in Irland betrug während der ganzen entsetzlichen Krisis der Hungerjahre nicht das Drittel der Truppenstärke, mit welcher Frankreich Jahr aus Jahr ein die gleiche Seelenzahl bewacht.

Für Irland gab es nur mehr Eine Lösung des Hunger-Bannes: Vergantung der Einen, Auswanderung der Andern. Durch die ungeheuren Armentaxen, zu geschweigen der übrigen Localsteuern, die in Irland ungemein hoch sind, und der Ausgaben für den anglikanischen Klerus, welche so schwer auf den Pflichtigen lasten, daß nach ihrem Verhältniß der katholische Cult in Frankreich jährlich 500 Mill. Franken kosten müßte, wozu dann die irischen Katholiken ihren Klerus noch durch freiwillige Gaben unterhalten müssen — waren die Grundherren so entblößt, daß ihre Hypothekenzinsen unbezahlt blieben. Da schritt nun das Parlament mit dem Gesetz der Encumbered estates ein, welches, alle frühern gesetzlichen Schranken gegen Liegenschafts-Veräußerung aufhebend, den gerichtlichen Zwangsverkauf der verschuldeten

Güter verfügte. Ein Fünftel alles irischen Grundbesitzes ist diesem Proceß bereits unterlegen; die Zertrümmerung der großen Domainen ist seine nothwendige Folge, und die überaus wohlthätigen Resultate des Gesetzes zeigen sich bereits in der Bildung einer in Irland neuen Volksklasse, eines Mittelstandes kleinerer unabhängigen Grundeigenthümer. Aber! — sagt die englische Presse, und spricht ihr die protestantische Deutschlands und die aufgeklärt-revolutionäre Frankreichs nach — dieser neue Mittelstand besteht eben aus fremden Protestanten; die Güter der alten katholischen Aristokratie Irlands fallen in die Hände sparsamer Schotten oder wirthlicher Engländer, und so bildet sich in Erin ein protestantischer Volkskern. Diese Einbildung scheint in der That so einschmeichelnd, daß es mir fast leid thut, sie zerstören zu müssen. Ich kann das aber auf Grund guter Quellen, zum Theil persönlicher Erkundigungen, welche völlig übereinstimmen mit den Resultaten der Untersuchung, die der bekannte französische National-Oeconom Jules de Lasteyrie erst heuer in Irland selbst, wo er wohl bekannt ist, angestellt, und auf deren statistische Notizen ich mich stütze*). Lasteyrie ist zwar Katholik, aber — zum Troste der Zweifler sei es gesagt! — so wenig voreingenommen, daß er sich vielmehr als entschiedenen Bewunderer der berüchtigten Nationalschulen producirt. Schon das Eine hat jene Einbildung in der Herzensfreude ganz übersehen, daß es, ein paar gar nicht in Anschlag kommende Familien ausgenommen, eine katholische Aristokratie in Irland nirgends gibt; sie ist in den Religionskriegen und von Englands Strafgesetzen weggefegt, und ihr Gut als Beute unter Englands hungrige Junkerschaft ausgetheilt worden; deren protestantische Nachkommen sind die „glänzende, prachtliebende und verschwende-

*) L'Irlande depuis la dernière famine par M. Jules de Lasteyrie: Revue des deux mondes. 1. Aout 1853. p. 493 ff.

rische“ Aristokratie Irlands, welche ihre Domainen jetzt verganten sieht. Ueber die angeblich protestantisirenden Wirkungen der encumbered estates act aber bezeugt Lasteyrie selbst: bloß den zehnten Theil der verganteten großen Güter hätten Engländer gekauft, und Schotten seien nur einige gekommen, und zwar um einzelne durch die Hungersnoth gänzlich verheerten und entvölkerten Striche von Connaught auszubeuten; der größte Theil des Uebrigen sei im Kleinen zu sehr billigen Preisen in katholische Hände gekommen; überhaupt sei die Lage Irlands nicht gut genug, um die Engländer zu verlocken, und nicht schlecht genug, um die Schotten anzuziehen; die Umgestaltung Irlands werde daher immerhin ganz eine innere seyn; „die große Mehrheit des irischen Volkes wird doch stets katholisch, und die religiöse Frage immer dieselbe bleiben.“

Unter solchen Umständen ist, wie Sie, m. H.! leicht einsehen, für die Protestantisirung Irlands von der Auswanderung noch weniger zu hoffen, als von den encumbered estates! Es heißt bloß unnütz in den Verdacht eines grausamen und vom Fanatismus entmenschten Gemüthes sich bringen, wenn man in verschiedenen Blättern den jubelnden Ausruf zum besten gibt: „Noch einige Jahre und der Irländer wird vom irländischen Boden verschwunden seyn!“ — wie ein zelotischer Engländer z. B. jüngst im Journal de Débats gethan. Es ist wahr, das Elend der Kartoffel-Krankheit hat die sprüchwörtliche Vaterlandsliebe des Irländers überwunden; seit 1847 ist die Population Irlands von acht oder neun auf fünf oder sechs Millionen herabgesunken; ein Drittel der katholischen Bevölkerung, fast lauter junge und kräftige Leute, ist über den Ocean gezogen, und zudem gehen Irländer in demselben Maße nach England, als Engländer nach Australien. Alles, mit Ausnahme des katholischen Klerus, hat zur Emigration gedrängt, sie durch Bezahlung der Ueberfahrtskosten u. s. w. befördert; und noch dauert der Exodus

fort, noch schicken die Vorausgegangenen, die sich wohl befinden, den Ihrigen die Mittel zum Nachkommen über den Ocean, wie denn kein Volk unter der Sonne an zärtlicher Familienliebe und Pietät dem Irländer gleichkommt, es müßte nur etwa der Russe seyn, der mit dem kernhaften Celtenvolk im Westen überhaupt auffallend viele trefflichen Charakterzüge gemein hat. Aber trotz aller Emigration ist es doch noch lange nicht so weit, wie Ihre Organe, m. H.! aussagen: daß die irischen Priester nun verlassen hinter den Stauden sitzen und müßig die Köpfe hängen. Im Gegentheil hat Gott sein Volk durch alle Leiden, in denen es für die Welt ein staunenswerthes Muster der Bekenntnißtreue seyn sollte, wunderbar zur socialen Wieder-Auferstehung geleitet. Während die Emigration einen Theil des Volkes seiner vielleicht großen Zukunft über das Meer entgegenführte, ermöglichte sie andererseits in der Heimath erst zur Vollendung, was jenes Parlaments-Gesetz angefangen. Der Exodus hat nur freie Luft gemacht, er wird sogleich aufhören, sobald die Zustände, gerade durch ihn selbst, erträglicher geworden, und etwaige Lücken wird die bekannte Fruchtbarkeit des kräftigen und unverdorbenen Volksstammes bald wieder ausfüllen. Die Zahl der Arbeitshäuser ist schon um die Hälfte gefallen, und laßt nur erst die Armentaxen auf ein erschwingliches Maß herabsinken! Die Arbeitslöhne steigen durch den Exodus, und werden steigen, bis das Gleichgewicht allmählig wieder eintritt. Andererseits ist jetzt Gelegenheit gegeben, die ungeheure Zahl ganz kleiner Pachtungen zu vermindern und in größere zu vereinigen, was die Grundherren auch fleißig in's Werk setzen und dadurch ein Hauptübel Irlands austilgen. Innerhalb Jahresfrist hat der Viehstand sich bereits sichtlich gehoben, und die Güterpreise sind um ein Drittel in die Höhe gegangen. Zudem hat das vorige Jahr eine gute Aerndte gebracht, und das heurige eine noch bessere. Irland ist zum größern Theil ein äußerst fruchtbares Land, aber

auch Gegenden, wo man die Felder vierzig Jahre bebaut, ohne sie zu düngen, waren in die gräßliche Hungersnoth gerathen; noch gibt es in tiefstes Elend versunkene Landstriche, allein doch hat Lasteyrie sehr häufig mit eigenen Augen gesehen, daß schon der äußere Anblick der Bauernhäuser jetzt ganz verschieden ist von dem unverkennbaren Ausdruck dumpfer Verzweiflung, den sie noch Anfangs 1852 trugen. Noch ist der Mangel an Geld so drückend, daß man sich in den reichsten Gegenden mit Tauschhandel behelfen muß; aber die Londoner Börse wird endlich dem aufblühenden Irland gleichen Credit mit Ceylon und Südamerika gewähren müssen. Noch gibt es in Irland ein übermäßig reich aus den Taschen des Volkes bezahltes Kirchenwesen, welches das Volk nichts angeht, während dieses seinen staatlich nicht anerkannten Klerus vom Almosen leben lassen muß; man hat die odiosen Zehnten für die etablirte anglikanische Predigerschaft in fixe Geldgülten verwandelt, aber damit den gefürchteten Eindruck, daß England gegen Irland im Stande der Rechtsverweigerung verharre, nicht geschwächt; Irland wird sich nicht beruhigen, ehe es ein Concordat mit Rom hat, und seine Kirche, was schon Pitt und Fox anriethen, von Staatswegen für die geraubten Güter entschädigt ist. Das ist der irische „Revolutionsgeist", und England wird endlich nachgeben. Denn auch die moralische Besserung Irlands ist in die Augen springend, und sein Volk, schon von Natur mit den glücklichsten Gaben ausgestattet, liebenswürdig, witzig, phantasiereich, beredt, ritterlich, ein Volk von Künstlern, wie ihm selbst seine Feinde gestehen — es wird sich um seine natürlichen Rechte zu wehren wissen. Wundern Sie sich nicht, m. H.! wenn Sie von allem Dem überall in Ihren Organen das Gegentheil hören. Gegen den bittern Gedanken, dem armen Irland endlich ganz und völlig gerecht werden zu müssen, beliebt man in England selbst, wie einen Talisman, die Täuschung sich einzureden: es sei nicht nöthig, für Irland

irgend etwas weiter zu thun, der Hunger, die Expropriation, die Emigration würden es von selbst zu Englands Gunsten umwandeln, d. h. entkatholisiren. Herr von Lasteyrie hat das mit eigenen Ohren oft genug gehört, allein der Augenschein, in loco aufgenommen, belehrte ihn, daß zwar die Individuen gelitten, und viele noch leiden, Irland aber gerettet sei. „Irland", ruft er aus, „ist nichts weniger als ein durch den Hunger besiegtes Land, dessen Volk bereit wäre, fremden Einwanderern Platz zu machen; man täusche sich nicht! es gibt manches auf sein Gedeihen stolzes Volk, das nicht die Energie und Jugendfrische erweist, wie sie in jenem Lande in die Augen springen, dessen Einwohner bestimmt seyn sollen — zu verschwinden."

So, m. H.! haben sich in der Wirklichkeit die Dinge in Irland seit zwei Jahren gestaltet — ich bitte den Zeitpunkt zu bemerken: seit zwei Jahren! Sie sehen daraus, daß Jeder, bewußt oder unbewußt, die Unwahrheit sagt, der Ihnen aus dem an sich unläugbaren socialen Umschwung in Irland Hoffnung auf dessen endliche Entkatholisirung macht, und ich halte damit die zwei ersten Punkte meiner Beweisführung für erledigt. Aber — man treibt ja nicht weniger Rühmens von dem gründlichen religiösen Umschwung in Irland; die Uebertritte zum Protestantismus, berichtet man, geschähen massenweise. Nun könnte ich Ihnen, m. H.! einfach sagen: was immer Sie von solcher Protestantisirung des Landes hören, sei ein Produkt jener kirchlichen Partei Englands, deren kräftigstes Agitations-Mittel überhaupt die Lüge ist, die Lüge in jener Form und Gestalt. Ich könnte Ihnen dafür kurzweg einen sehr ansehnlichen Gewährsmann nennen, nämlich Herrn Forbes, Leibarzt Ihrer brittischen Majestät, der als ebenso tüchtiger und scharfer Beobachter, wie als entschiedener Protestant in den drei Reichen wohl bekannt ist. Herr Forbes hat jene ausgesprengten Gerüchte jüngst in Irland selbst persönlicher Untersuchung

unterzogen, er hat gerade die ärmsten Grafschaften — wo die protestantische Propaganda stets die größten Anstrengungen zu machen pflegt, indem sie überhaupt der moralischen und physischen Noth unter den Katholiken nachzieht, wie der Rabe dem Aas — er hat namentlich die Bezirke von Clifden und Aughterard bereist, und die Resultate seiner Forschungen in einem eigenen Werke veröffentlicht *). Dieses Buch betrachtet Irland von nicht minder streng protestantischem Standpunkte, als die bekannte Anklageschrift des Sir Francis Head, bietet aber Urtheile, die der giftigen Partei-Arbeit dieses boshaften und gewissenlosen Alliance-Ritters durchweg schnurstracks widersprechen. Ich erlaube mir, Ihnen, m. H.! das Buch im Interesse der Wahrheit dringend zu empfehlen, da ich hier bloß einige Andeutungen zu geben vermag. Herr Forbes ertheilt vor Allem der irischen Priesterschaft, dem Feuereifer ihrer Amtsführung, der Makellosigkeit ihres Wandels, der zuvorkommenden Freundlichkeit ihres Umgangs die unbedingteste Anerkennung. Die vortreffliche Anstalt in Maynooth und die ausgezeichneten katholischen Schulen in Irland überhaupt lassen ihn sogar die Verpflanzung der religiösen Orden auf den Boden des Protestantismus wünschen. Von dem irischen Volke selbst, das er sehr genau kennt, spricht der königliche Leibarzt in anerkennendster Weise, lobt seine freundliche Nachbarlichkeit, die in England nicht ihres Gleichen habe, seine Mäßigkeit, wie er denn nirgends in Irland einen Betrunkenen gesehen, seine allgemeine rührende Anhänglichkeit an den alten Glauben, und die wunderbare Ergebung in den Willen Gottes, mit der es seine Leiden trage, seine zarte Scheu vor Fluch- und allen unehrbaren Worten, die tiefe Ehrfurcht, mit der es den

---

*) Memorandums made in Ireland in the Autumn of 1852. By John Forbes. M. D. F. R. S.; Hon. D. C. L. Oxon.; Physician to Her Majesty's Household; Author of „A Physician's Holiday." London: Smith and Co., Cornhill.

Namen Gottes nenne, die Keuschheit seiner Frauen trotz der Stärke ihrer natürlichen Affection, seine übervollen Kirchen, fröhlichen Herzen und züchtigen Vergnügungen. „Obgleich ich“ — fährt er von seinem Besuch in Aughterard und Clifden redend fort — „auf die große Conversions-Bewegung in diesem Theile Irlands wohl gefaßt war, und folglich eine so interessante und wichtige Sache nicht übersehen konnte, so ist doch nichts destoweniger wahr, daß ihre Existenz sich mir kaum durch irgend etwas ankündigte, was, während ich die Gegend durchzog, zu meiner eigenen unmittelbaren Beobachtung gelangte. Alles, was ich sah und hörte, zeugte von dem Daseyn desselben katholischen Volkes, derselben katholischen Institutionen, wie ich sie bei meinen früheren Besuchen in Irland gesehen hatte. Ich sah und hörte von Protestanten und Protestantismus sehr wenig mehr, als sonst wo, ausgenommen, wenn ich mich eigens an Solche wendete, die speciell bei der Sache interessirt sind.“

Ich könnte es, m. H.! dabei bewenden lassen, wenn es mir nur darum zu thun wäre, die Verläumdung des irischen Volkes abzuweisen. Aber ich schreibe diesen Brief auch um Ihrerwillen, um Ihr Ehr- und Rechtsgefühl gegen die Lügenworte und Lügenwerke der vereinigten englischen Niederkirchenpartei anzuregen. Von ihrem unerhört schändlichen Treiben ein möglichst ausdrucksvolles Bild zu entwerfen, ist daher meine unerläßliche Aufgabe. Es war am 25. Juni d. Js., daß die „Kreuzzeitung“ die erste Nachricht von der Idee des Predigers Dr. Steane in London brachte, dem irischen Papismus „durch eine ungeheure evangelische Propaganda“ sofort den Garaus zu machen, und zu dem Ende hundert Missionäre auf einmal über Irland zu schicken, wozu „viele Notabilitäten Londons“ sich ihm angeschlossen, und die erforderlichen geistigen und materiellen Mittel im bedeutendsten Betrage „ohne Mühe“ aufgebracht worden, da das Werk den glänzendsten Erfolg verspreche, weil „es in Irland in

Folge von zahlreichen Auswanderungen, Uebertritten zur evangelischen Kirche ganze Ortschaften gebe, in denen nur noch wenige Katholiken seien, so daß deren Geistliche aus Mangel des täglichen Brodes ihre Stellen verlassen müßten, also religiöse Bedürfnisse zu befriedigen seien." In der englischen Presse, die sich schon zum Voraus an der „Bestürzung der papistischen Priesterschaft" Irlands weidete und des Publikums „ungemeine Theilnahme an dieser großartigen evangelischen Mission" verrieth, lautete die Sache freilich etwas anders. Nicht in seelsorgelosen Orten sollten die hundert Apostel „religiöse Bedürfnisse befriedigen", sondern, zu je zweien von Distrikt zu Distrikt in den katholischen Gegenden vertheilt, „meist unter freiem Himmel", predigen; und zudem verschwieg die „Kreuzzeitung" gerade das, was die charakteristische Signatur der Niederkirchenpartei ist, daß nämlich die Hundert „Prediger von verschiedenen Confessionen" seien. Die armen Irländer mußten also sogar im Zweifel bleiben, zu welcher Religion sie denn „bekehrt" werden sollten, und wenigstens in soferne traf die schlaue Insinuation der „Kreuzzeitung" jedenfalls nicht zu: die Hundert würden in Irland „in demselben Sinne für den Protestantismus wirken, wie es die katholischen Missionäre für ihre Kirche thun." Ich gestehe, daß es mich tief betrübt hat, in solcher Weise ein unter Lug und Trug angesponnenes Werk schmachvollster Proselytenmacherei von Leuten beschönigen zu sehen, die von solcher Religionsschändung stets goldrein seyn wollen, und dafür überall katholische Propaganda riechen! Indeß traten die Hundert von den „verschiedenen Confessionen" am 31. Juli ihr Geschäft an, in den ärmsten Gegenden im Süden und Südwesten Irlands an den öffentlichen Plätzen katholischer Städte und Dörfer mit Bibel und Tractaten sich aufpflanzend, und in schamlos gemeiner Weise, die selbst eingeborne Protestanten empörte, unter besonders reichlichen Lästerungen der Mutter des Herrn, ihr „Evange-

lium“ predigend. Von der Einleitung der „großartigen“ Mission haben unsere protestantischen Zeitungen fleißig Meldung gemacht, warum schweigen sie von ihrem — Ende? Auch ich will nichts davon sagen! Wenn der gerechte Unwille des Volkes in Stadt und Land sich überall Luft machte, und mitunter in derber Weise den Ruhestörern die Thore wies, so will ich Ihnen, m. H.! in dem Folgenden bloß einen treuen Abriß der motivirenden Sachlage vorlegen. Ohne Zweifel werden Sie selbst Abscheu empfinden vor dem zu schildernden Lügenwort und Lügenwerk dieser Propaganda „verschiedener Confessionen.“

Das ist leicht zu prophezeien, daß der verunglückte Ausfall der Riesen-Expedition Steane's in der englischen Presse bloß zu neuem Zetergeschrei über die schwarzen Verschwörungen der irischen Priester und ihren „Revolutionsgeist“ ausgebeutet werden wird; sie natürlich, nicht die hundert fremden Apostel, haben die über deren Evangelium ausgebrochenen Unruhen zu verantworten. Denn es bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß die Irländer massenhaft zum Protestantismus übergetreten sind oder übertreten wollen. Die Agenten der propagandistischen Societäten nennen ja Tausende, freilich nur in Zahlen! Und ich! — ich, m. H.! läugne bei weitem nicht Alle, die sie nennen; aber ich unterscheide und sage: zum größern Theile sind ihre Convertiten-Listen rein erlogen, was aber den Rest betrifft, so wäre zu Ehren ihres Evangeliums zu wünschen, er wäre gleichfalls rein erlogen. Das, was Sie über den nicht erdichteten Theil ihrer Proselyten hören werden, erregt in der That viel tiefere moralische Entrüstung, als die poetische Licenz, mit der sie aus zwei Eingefangenen hundert und mehr zu machen pflegen. Letzterer Kunstgriff hat wenigstens eine humoristische Seite, während Ersteres von einer religiös-confessionellen Verworfenheit zeugt, die mich schaudern macht. Lassen Sie, m. H.! mich zuerst ein Beispiel jener poetischen

Licenz aus neuester Zeit vorführen, das selbst in Irland eine gewisse Berühmtheit gewonnen hat, und an einem Orte spielt, dessen, nach den Berichten der Presse, über alle Zweifel erhabene, entschieden protestantischen Inclinationen auch in Deutschland um so mehr Verwunderung erregten, als ein irischer Kirchenfürst, der wegen seiner Energie sprüchwörtlich geworden, von ihm den Namen trägt, der Erzbischof von Tuam.

Ach! gerade in Tuam, im tiefsten Südwesten der Grafschaft Kerry, ist dem propagandistischen Lügensystem der stolzirende Ueberwurf abgezogen, und Langohr darunter in einer unverschämten Nacktheit Allen, Katholiken wie Protestanten, gezeigt worden, die ebenso lächerlich, als belehrend ist. Der Tuam Herald, ein als unparteiisch hochgeachtetes Provincial-Blatt, brachte in seiner Nummer vom 25. Juni d. J. aktenmäßigen Bericht darüber, und das ganze katholische Irland hat ein schallendes Gelächter aufgeschlagen. Die proselytenmachenden Prediger hatten nämlich in Irland selbst seit längerer Zeit die absurdesten Historien von der Ausbreitung des Protestantismus, namentlich der „Massen-Conversion“ des Westens, in Umlauf gebracht, als Herr Seymour, Vicar und Vorstand der Seelenschacherei in Tuam, bei zwei Versammlungen der Protestant Association in Dublin und in Belfast auch sein Klümpchen zu der Lügenlawine beitragen zu müssen glaubte, mit der man die enormen Summen zur Protestantisirung Irlands aus den Taschen der Gläubigen preßt. Hier präsidirte der Pastor Miller, dort der Pastor Drew dem propagandistischen Meeting, und an beiden Orten, in Dublin, wie in Belfast, behauptete Herr Seymour von der Rednerbühne herab: er zähle in Tuam schon vierundneunzig Convertiten, trotz der heftigen Verfolgung des Evangeliums durch das katholische Volk, denn es sei ein händelsüchtiger, gewaltthätiger, blutdürstiger, mörderischer Pöbel um diese Tuam-Leute. Seymour's Aeußerungen wurden in

den eigenen Organen der Association gedruckt, und bald auch in Tuam selbst bekannt, wo solche Lügenhaftigkeit große Entrüstung erregte. Man wußte zwar wohl, daß die enormsten Geldmittel und aller Einfluß der Pastoren und ihrer mächtigen Partei im größten Maßstabe zur Verführung der armen Katholiken von Tuam aufgeboten waren, man kannte aber auch die nichts weniger als stolzen Erfolge. Den 12. Juni versammelte sich daher ein großes Meeting im Stadthause zu Tuam, an dessen Spitze der Präsident der Stadtverordneten Dr. Dwyer selbst sich stellte, und erklärte die Aussagen Seymour's für eine Ehrenkränkung der ganzen Stadt; zugleich lud die Versammlung jene beiden Präsidenten, Drew und Miller, zu einem Meeting auf den 21. Juni nach Tuam, wo sie selbst zusehen sollten, wie Seymour die Wahrheit seiner Behauptungen zu beweisen vermöge, indem ihnen Ersatz für die Reisekosten garantirt wurde. Drew und Miller kamen wirklich, und das Meeting ging unter großem Zulauf und in Gegenwart aller, auch der protestantischen Notabilitäten aus der Stadt und Nachbarschaft vor sich; ein Katholik und ein angesehener protestantischer Edelmann, Herr Denis Kirwan von Castlehacket, führten gemeinschaftlich den Vorsitz.

Schade, daß ich nicht im Stande bin, eine vollständige Schilderung der Verhandlungen von Wort zu Wort zu geben; sie wäre einerseits sehr geeignet, ein Bild von der Ruhe und Würde solcher Acte des englischen Selbstgouvernement darzustellen, andererseits allein im Stande, die gränzenlose Frechheit der Diener des lautern Worts, der Herren Seymour, Drew und Miller, begreiflich zu machen. Selbst Protestanten, Geistliche und Laien, verhehlten ihre tiefste Entrüstung über die Unverschämtheit nicht, mit der diese Menschen die evident nachgewiesene Lüge bis zum Ende mit eiserner Stirne als Wahrheit proclamirten. Die erste Ausflucht Seymour's vor und bei dem Meeting war: er habe

nicht von 94 Convertiten in der „Stadt", sondern in der „Union" Tuam gesprochen, was etwa ein Unterschied ist, wie zwischen Stadt und Kanton Freiburg, und er desavouirte deßfalls sogar die ausführlichen Berichte der protestantischen Partei-Organe über seine Rede, versicherte aber schließlich doch, selbst für die Stadt allein könne er, allerdings mit einiger Anstrengung, die 94 Convertiten nachweisen. Ein zweiter Kunstgriff der drei Herren bestand darin, daß sie behaupteten: nicht das Meeting, sondern bloß die beiden berufenen Zeugen, Drew und Miller, habe Seymour von der Wahrheit seiner Aussagen zu überzeugen; sie, und Niemand anders, hätten daher zu bestimmen, welche Punkte er zu beweisen, welche Beweise er beizubringen, und ob man seine Beweise für ausreichend zu halten habe oder nicht. Trotz des von ihnen selbst aufgestellten Programms wollten sie anfänglich die erste Frage, welche natürlich die 94 Convertiten betraf, beseitigen, und die zweite über angebliche Verfolgung Seymour's vornehmen. Es bedurfte allen Ernst des protestantischen Vorsitzenden, die festgesetzte Ordnung zu handhaben. „So sollt Ihr denn", rief Drew endlich aus, „Euern Willen haben; lassen Sie uns also, Herr Seymour! zur Erhärtung des Werthes (worthiness) Ihrer Convertiten schreiten." Seymour: „In meinen Reden habe ich ausdrücklich erklärt, daß ich nicht verantwortlich sei für die Ehrlichkeit (sincerity) meiner Convertiten." Eine Stimme: „Oh! Ihr kauftet sie, und kümmertet Euch nicht um ihren innern Werth!" Herr Seymour erklärt sofort: sein Beweis stütze sich „auf die feierlichen Aussagen zweier respektablen Personen", welche am Abend zuvor seine Convertiten gesehen und ihre Aussagen gehört hätten, nämlich daß sie Römisch gewesen und nun Protestanten seien. In langem Wortwechsel über seine steten Verwahrungen wegen des Ausdrucks „Union", und sonst hart gedrängt, gibt Seymour auch noch zu: er wolle die Liste seiner Convertiten einem glaubwürdigen Protestanten

einhändigen, etwa Herrn Kirwan, aber nur zu dessen eigener Information und ja nicht zum Beweise für das Meeting; nur wenn er versichert sei, daß die Liste nicht zur öffentlichen Einsicht vorgelegt werde, wolle er sie hergeben. Große Sensation! Die zwei Zeugen treten vor; beide sind protestantische Geistliche: Dr. Trench, Rector von Kilerein, und Mr. Fowler, sein Kaplan. Allgemeiner Ausruf des Erstaunens: „sie beide kennen keinen Mann in der Pfarrei!“ Wirklich geben die beiden einzigen und ausschließlichen Gewährsmänner selbst zu, jener, daß er seit vier Jahren von der Grafschaft abwesend gewesen, dieser, daß er die Diöcese erst vor drei Monaten betreten. Jener hatte von den ihm vorgeführten Convertiten Seymour's Einen oder Zwei als Tuam-Leute persönlich erkannt, dieser gar keinen. Seymour hatte jenem, im protestantischen Bethaus, 65 oder 67 Personen vorgestellt, die ihm sagten, sie seien Convertiten aus Tuam, und Dr. Trench behauptet nun, dem sei so. Stimmen: „Ich kann schwören, sie waren bezahlt für die Vorstellung;“ „um ein Pfund auf den Kopf kann man arme Gesellen genug haben, die für eine halbe Stunde Protestanten spielen;“ „ob Dr. Trench nicht selbst wisse, daß einige bis von Majo und Roscommon hergeholt worden?“ Protest Seymour's gegen diese Frage; aber Herr Kirwan, der protestantische Vertreter, stellt sie selbst an Dr. Trench, und dieser antwortet: „Einige gaben Tuam als ihren Wohnsitz an; Ein Mann sagte, er sei von Majo hergekommen; Einer war fremd und vom Armenhause hergebracht!“ Ungeheure Heiterkeit! Vorschlag: sechs respectable Katholiken und ebenso viele Protestanten, welche die Pfarrei kennen, sollen gehen und Seymour's Convertiten inspiciren! Höhnische Weigerung Drew's. Fowler tritt auf; er hat mit Dr. Trench die Convertiten geprüft. Laute Vorwürfe von Seite katholischer Priester: man könne ihm beweisen, daß er noch gestern in katholische Häuser zu Lavally gegangen, und den Einwohnern

unter Drohungen, sie widrigenfalls aus ihren Wohnungen werfen zu lassen, ihre Namen abgefordert habe, um die Liste der angeblichen Convertiten Seymour's voll zu machen. Fowler weicht mit seiner Antwort sehr behutsam aus: er habe die Namen nicht hineingeschrieben; die Gegenfrage: ob er sie aber nicht zu dem Zwecke erfragt? erklärt der Prediger Miller als „unpardonabel — für ein freies Land!“ Die Katholiken verlangen Vorlage der Liste: zweien glaubwürdigen Protestanten, so in Tuam bekannt seien, solle sie zur Prüfung ausgehändigt werden. Drew protestirt gegen solchen „Zeitverlust“. Neuer Vorschlag: nur irgend einem ehrbaren Manne aus der protestantischen Gemeinde möge die Liste vorgelegt werden. Seymour: „Nein, nein!“ Bloß der sehr verehrliche Herr Kirwan, als Vertreter der Protestanten, solle die Liste zu Handen nehmen! Seymour: „Ich will nicht!“ Tiefe Entrüstung. Ein Advokat auf katholischer Seite leiht ihr Worte über den hämischen Stifter von Zerwürfnissen und Religionshändeln in der sonst stets so friedlichen Stadt Tuam, über diesen Seymour mit seinen erweislich lügenhaften Angaben; Präsident Kirwan selbst äußert sich sehr unwillig. Herr Drew erklärt, von den beigebrachten Zeugnissen Seymour's zwar vollkommen zufrieden gestellt zu seyn; doch schlägt er um der Andern willen selbst vor: die Liste solle ihm, Herrn Miller von Belfast und Herrn Kirwan zur Prüfung ausgehändigt werden. Wieder schreit Seymour: „Nein, nein!“ Man dringt in ihn: warum denn nicht? Er antwortet wiederholt: „Nie, nie werde er die Liste Herrn Kirwan anders, denn in der Eigenschaft als Privatmann vorlegen, und nur unter Garantie, daß er davon keinen Gebrauch — vor dem Meeting mache.“

Offenbar fürchtete der Elende, der Edelmann möchte nicht parteiisch genug seyn, um für sein Lügenwerk öffentlich falsches Zeugniß zu geben; dennoch erwidern Drew und Miller jeden neuen Ausbruch des Erstaunens über ein solches Be-

nehmen mit der feierlichen Erklärung: sie, für ihre Personen, seien durch die Beweisführung Seymour's vollkommen zufrieden gestellt. Herr Concanon, ein Protestant aus Tuam, will dagegen sprechen. Mr. Miller schneidet ihm aber das Wort ab wegen seiner bereits gestern geäußerten „Vorurtheile"; doch meint er selbst, Seymour solle die Liste Herrn Kirwan geben. Dieser erklärt abermals: nur zu dessen Privat-Einsicht, nicht anders! Ein Katholik: „So nenne er uns die Eltern einiger seiner Convertiten!" Seymour: „Niemals, niemals!" Ein Anderer: „Wird er sie nicht irgend Jemand sehen lassen wollen?" Seymour: „Nein, niemals!" Ein Dritter: wer denn der katholische Priester sei, den Seymour, nach den Zeitungsberichten, convertirt haben wolle? Seymour läugnet: er habe nur gesagt „Priesters-Diener." Neuer Wortwechsel mit den Zeugen aus Dublin und Belfast, die unabänderlich bei ihrem Ausspruche bleiben: sie seien durch die Aussagen der „drei Geistlichen", bezüglich der 94 Convertiten, völlig befriedigt, und ob die Anderen es auch seien, habe sie nicht zu kümmern. Bürger von Tuam behaupten, gewiß zu wissen, daß Seymour nicht zwanzig Convertiten aus der Pfarrei aufweisen könne. Da drängt sich plötzlich eine arme Frau durch den Haufen: ihre Kinder seien alle katholisch, und doch habe der Prediger sie, trotz aller Widerreden, auf seine Liste gesetzt. Sofort kommt ein anderes Weib in großer Aufregung nach dem Vordergrund: ihr habe er ihre Tochter abgestohlen und sie von ihr genommen. Entsetzen ergreift das Meeting; seine Ehrwürden, der Herr Seelenkäufer und Kinderdieb, schießt tödtliche Blicke. Katholische Stimmen: „Die Liste — nur für eine Stunde, und wir wollen sie alle nachweisen die Männer aus Steifleinen!" Selbst Herr Kirwan hält die Vorlage der Liste für absolut nothwendig; Seymour aber wiederholt seine entschiedene Weigerung, auch nur dem protestantischen Präsidenten die Liste zur Benützung für die Oeffentlichkeit zu übergeben. Das

Meeting war zu Ende. Am 24. Juni übersendete der Präsident der Stadtverordneten von Tuam dem Zeugenpaar, Drew und Miller, zehn Pfund als die zugesagte Entschädigung für ihre Reisekosten, indem er das Bedauern der Stadt über ihre bei dem Meeting bewiesene Haltung aussprach; die Vortrefflichen aber schickten das Geld zurück und verlangten es zu empfangen — „auf dem reinen Geschäftsweg, ohne irgend welche beleidigenden Bemerkungen."

Ich darf Sie wohl bitten, m. H.! diesen Vorgang mit den Aussagen des königlichen Leibarztes Forbes zu vergleichen, und Sie werden gestehen, daß die officiellen Listen irischer Convertiten großartiger Reductionen fähig seyn dürften. Ich habe aber gesagt: sie seien deßhalb doch nicht ganz und rein erdichtet, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß auch die katholischen Organe Irlands, selbst Hirtenbriefe, seit vielen Jahren über häufigen Abfall vom Glauben klagen. Ja, noch jetzt kann man solche Klagen hören; denn bedenken Sie wohl, m. H.! ich habe Sie nicht umsonst ersucht, im Gedächtniß zu behalten, daß der sociale Aufschwung Irlands aus dem gräßlichsten Elende erst zwei Jahre alt ist; es gibt noch sehr hülflose, jammererfüllte Landstriche, und sie sind es, aus denen jene Klagen kommen. Ich habe aber ferner gesagt: für das Evangelium der Engländer selbst wäre nichts wünschenswerther, als daß diese Klagen endlich verstummten, denn die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen zeugten von einer propagandistischen „Verworfenheit", die mir Schaudern errege. Ich kenne die Frechheit wohl, mit der man Sie, m. H.! glauben macht, was z. B. die Darmstädter „Kirchenzeitung" vom 23. Juni äußert: „In dem Kampf und Streit der evangelischen Kirche mit dem Papismus entwickelte die irische Mission Kräfte, welche stets in der wahren Kirche auf dem Boden der Verfolgung wachsen; unter Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art verfolgte sie ihren alten Zweck in aller Stille, bis endlich jetzt die

Resultate glorreich offen vor den Augen liegen; das Volk ist der katholischen Geistlichkeit entfremdet, mit Bereitwilligkeit verläßt der Ire seine Kirche, und schüttelt mit Freuden das Joch ab, im Auslande sowohl, als im Vaterlande." Wirklich spiegelt diese Stelle die Meinung ganz getreu ab, welche unter Ihnen, m. H.! allgemein verbreitet ist. Ich will Ihnen aber eine Illustration zu dem Passus vorlegen, welche jedem nur halbwegs offenen Sinn über Ihre entsetzliche Täuschung, wie über die Gräßlichkeit des wahren Thatbestandes ein grelles Licht anzünden wird. Wie ich durch ein in ganz Irland bekanntes Beispiel die Lügenworte der propagandistischen Niederkirchenpartei beleuchtet habe, so will ich durch ein ähnliches ihre Lügenwerke beleuchten. Verlieren Sie dabei die Aussprüche der genannten „Kirchenzeitung" gütigst nicht aus den Augen!

Ich wähle als Beispiel die Stadt Dingle in der Grafschaft Kerry im Westen Irlands. Die englische Propaganda hat ihr einen großen Namen gemacht, den sie um so mehr verdient, als das Evangelium Albions in ihr schon seit den Zeiten der ersten Hungersnoth sein Wesen treibt. Die große Missionsgesellschaft für Irland (Irish Society) hatte in Dingle eine Hauptagentie errichtet, genannt „The Dingle Mission"; die Gentry des Orts gab sich zur Stütze des von England aus unterhaltenen Proselytenmacher-Systems her, und als bis zum J. 1849 das sociale Elend der Stadt den Höhepunkt erreichte, war auch die Schaar der „Suppenesser" (Soupers) in Dingle auf eine enorme Zahl gestiegen. Betrachten Sie wohl, m. H.! den vielsagenden Ausdruck „Suppenesser" oder *Soupers* — so heißen nämlich die zum Protestantismus abgefallenen Iren, nicht etwa nur spottweise bei ihren Nachbarn, sondern auch untereinander; der Priester nennt solche Abtrünnigen „Verkehrte" (perverts), der Prediger nennt sie „Bekehrte" (converts); das Volk selbst aber kennt die Begriffe dieser Namen nicht, es unterscheidet

bloß „Suppenesser“ und solche, die sich ihre Religion auch nicht pro forma abkaufen lassen. Von diesen sagt es: „sie gehen zur Messe“ oder „zur Kapelle“; von jenen: „sie gehen zur Kirche“, weil die alten schönen Kirchengebäude überall den fremden Eindringlingen gehören. Noch im J. 1851 machte die in Dingle betriebene „Suppenesserei“ oder der Souperism, welcher Ausdruck für „Proselytenmacherei“ in Irland gleichfalls eingebürgert ist, großen Lärm im Lande. Da sendete im Juni d. Js. das Freeman's Journal den ehrenwerthen William O'Brien Esq. nach Dingle, damit er an Ort und Stelle über den Souperism sich unterrichte. O'Brien stellte, von allen Seiten auf das freundlichste unterstützt, die umfangreichsten Untersuchungen an, verhörte namentlich eine große Anzahl von gewesenen „Suppenessern“ auf ihren Eid, und publicirte die Resultate in actenmäßiger Form, unter öffentlicher Angabe aller Namen und Umstände, zuerst im Freeman's Journal, dann in einer eigenen Schrift *), welche mir vorliegt, und der ich die folgende Schilderung des Lügenwerkes der englischen Propaganda für Sie, m. H.! entnehme.

Die Stadt Dingle, nach O'Brien's Beschreibung, kann im Kleinen ein sprechendes Bild des unermeßlichen Elendes bieten, wie es noch vor zwei Jahren fast in ganz Irland im Großen geherrscht. Reizend gelegen, wie kaum ein anderer Ort in dem schönen Lande, ist sie in socialer Hinsicht wenig besser, als ein ungeheures Armen-Asyl. Ein großer Theil der Bevölkerung ist fast ganz auf den unsichern und spärlichen Ertrag der Fischerei angewiesen; ihr Ackerbau beschränkt sich auf Kartoffeln, für welche sie zu übermäßigen

---

*) Dingle: Its Pauperism and Proselytism. The operations of proselytism exposed and its results exhibited. In a series of letters. By William O'Brien, Esq. Dublin: printed by J. M. O'Toole.

Zinsen kleine Flecklein Landes pachten. Sonst half der Ueberfluß an Seegras-Dünger hier nach. Als aber die Frucht zu mißrathen begann, da rissen Hungersnoth und Fieber, Zwangs-Verkauf und Auswanderung ein; die behäbigsten Bewohner verließen das Land, und was zurückblieb, waren Leute, denen keine Wahl freistand, als Unterkunft im Arbeitshause zu suchen, oder sonst eine klägliche Existenz von einem Tage zum andern hinzuschleppen. So steht denn die schmerzliche Thatsache mitten in den zauberischen Naturschönheiten der Gegend, daß innerhalb des Umfangs der kleinen Stadt, in Zwischenräumen von nicht einmal zwei Minuten weit von einander entfernt, nicht weniger als dreizehn Armenhäuser liegen, alle mit Armen angestopft, manche mehr als doppelt über die verordnungsmäßige Zahl besetzt. Der ganze Bezirk der Stadt Dingle umfaßt fünfzehn Armenhäuser, welche auf höchstens 3884 Personen berechnet sind, in der That aber 4736 zählen. Herr M'Kenna, ein sehr angesehener Mann und Bezirks-Armenpflegschafts-Rath (poor-law-guardian) in Dingle, schilderte Herrn O'Brien die Lage des Volkes, wie folgt: „Ich weiß, daß mehr als ein Drittel der ganzen Bevölkerung der Dingle-Union von ihrem Anfange an auf der Armen-Kasse lastete. Ich habe sie häufig Nesseln zu ihrer Nahrung sammeln sehen, und den Abfall von Fischen, ihre weggeworfenen Eingeweide, zum Essen. Im Winter, nachdem die Bauern ihre Rüben-Aerndte abgeführt, sah ich das arme Volk über die Felder gehen, und den verfaulten Auswurf auflesen, um ihn zu Nacht heimzubringen als Kost für sich und ihre Familien. Ich weiß, daß eine große Zahl von Personen in der Union buchstäblich Hungers gestorben ist. Ich habe Leute, die ich von früher kannte, innerhalb eines Jahres von den Wirkungen des Hungers also verändert gesehen, daß ich sie mit Mühe wieder erkannte."

Jeden Fremden, der die Stadt betritt, muß auf den ersten Blick ein eigenthümlicher Zug in ihrem Aussehen über-

raschen. Denn fast alle großen Bauten mit weiten Räumlichkeiten, wo einst die Honoratioren des Orts, die großen Kaufleute saßen, wo die Bräuerei, die Mühle, die Kaserne, die Nationalschule, Kornmagazine waren, sind jetzt — Armen-Häuser, deren größtentheils mit Steinen verbaute, oder von Außen mit rauhen Brettern vernagelte Fenster dem Platz das Ansehen unbeschreiblicher Verödung geben. Und welches Bild von dem Elend der Volkszustände gibt eine nähere Betrachtung über die Verhältnisse dieser Armen- oder, wie sie mißbräuchlich heißen, „Arbeitshäuser"! O'Brien hat seine Notizen aus amtlichen Quellen und aus eigener Anschauung geschöpft. Ihre Beamten lobt er sehr, aber die Mittel sind mager; wenn z. B. in jedem Bett des Hauses vier Arme liegen müssen, so können sie unmöglich ihren Pfleglingen die nöthige Nachtruhe verschaffen. Nun aber sind die Armen-Steuern schon in ihrer gegenwärtigen Höhe unerschwinglich. Es liegt ein Protokoll vom 29. März 1851 vor, in dem der Armenpflegschafts-Rath der Dingle-Union seine Bitte um Staatszuschuß begründet, und ausführt, die unumgänglichsten Bedürfnisse bloß für das nächste Halbjahr, bis zum 29. Sept., erforderten 10,935 Pf., das ist 7335 Pf. mehr, als die fällige Rate der Armen-Taxe betrage, und mit der bis zum 29. Sept. verfallenen Rate hätte also die Union innerhalb sechs Monaten nicht weniger als 14,535 Pf. aufzubringen, welche Summe eine Unions-Rate von 13 Schill. 4 Pence vom Pfund (das 20 Schill. hält) bedingte, und, nach der Verbindlichkeit der einzelnen Wahl-Distrikte vertheilt, in einigen Fällen die Schätzung überschreiten würde. Die ganze Revenue der Union ist nämlich, behufs der Armensteuer-Erhebung, auf 21,428 Pf. angeschlagen, ein Werth, den sie zur Zeit bei weitem nicht einmal hat, und in manchen Gegenden sind auch die mäßigsten und tief unter den Bedürfnissen des Distrikts angesetzten Raten fast ganz unein-

treibbar *). Die letzten zwei Raten waren auf 7908 Pf. berechnet, ihr Ertrag erreichte aber diese Summe nicht von ferne. Nach der ersten Einführung des Armengesetzes zahlte das Pfund zehn Pence; vom Jahre 1848 bis 1850 schwankte der Betrag der höchsten Rate zwischen 8 Schill. 6 Pfg. und 9 Schill. 4 Pfg. vom Pfund; im J. 1851 aber war er auf 5 Schill. herabgesunken, während manche Distrikte, um dem Pauperismus angemessen zu begegnen, einer Steuer — von 26 (sage sechs und zwanzig) Schilling vom Pfund bedurft hätten.

Noch ergreifender aber, als diese Thatsachen, ist ein Blick in das Innere solcher Armenhäuser! O'Brien besuchte zu Dingle ein solches, bei dem eine treffliche Dame von 25 Jahren mit 8 Pf. Jahresgehalt als Meisterin angestellt war. Es hieß de Moleyn's House, einst die Residenz der vornehmsten Familie der Grafschaft. Jetzt beherbergte es 463 arme Weiber, rüstige Gestalten, deren Zahl noch fast jeden Tag wuchs. Als O'Brien den sogenannten Tag-Raum betrat, drohte ihm vor Entsetzen das Blut in den Adern zu

*) Nur ein Beispiel über die Eintreibung dieser Armen-Steuern! „Wenn", erzählt O'Brien, „der Collektor, übrigens sonst ein sehr populärer Mann, nach den Blasquet-Inseln geht, um die Raten zu erheben, so muß er ein Lastschiff mit achtzehn bewaffneten Polizei-Männern und hinlänglichem Mundvorrath mitnehmen. Ein Constabler, der diese Expedition mitgemacht, erzählte mir: sobald sie mit ihrem Boot den Inseln in Sicht gekommen, sei das Volk auf einem überhangenden Felsen zusammengelaufen, und habe gedroht, Steine oder Felstrümmer herabzuwerfen und das Boot zu versenken, wenn sie darauf beständen, zu landen, und die Armen-Steuer-Raten zu holen. Und er fügte hinzu, allein die persönliche Rücksicht auf den Collektor, glaube er, habe verhütet, daß sie nicht nach ihren Worten gethan; die Summe aber, welche sie endlich aufgebracht, sei denn auch regelmäßig die Mühe und Kosten der Einbringung nicht werth gewesen."

stocken, und er versichert, vor dem Eintritt in diese gräuliche Höhle nie einen rechten Begriff von den fürchterlichen Entbehrungen gehabt zu haben, die über die Armuth hereinbrechen können. Da saßen mehr als zweihundert erwachsene Frauen, kauerten vielmehr auf dem bloßen Boden, denn von Stuhl oder Bank war nichts zu sehen. Einige trugen die Armen-Uniform, die mehreren waren in ihre eigenen erbärmlichen, verfaulten Lumpen gekleidet. Sie saßen so enge als nur immer möglich in einen Klumpen zusammengedrückt. „Ich versuchte", erzählt O'Brien, „den traurigen Aufenthalt auszumessen, aber die Ausdünstung von den Körpern einer so dicht gedrängten Masse halbverhungerter Leute war so beißend, stickend und unerträglich, daß ich meinen Versuch aufgeben und eilends der freien Luft zulaufen mußte. Wie das arme Volk in dem faulenden Gestank aushalten kann, weiß Gott allein." Später fand er den Raum — 18 Fuß lang, 16 breit. Mit ihm war ein Geistlicher aus der Stadt eingetreten, der von den armen Creaturen buchstäblich angefallen wurde; unablässig schrieen sie ihm zu, er möge ihnen doch helfen: „hinaus da! hinaus da!" Die klagenden Töne waren herzzerreißend, aber noch ergreifender die Scene in einem andern Tag-Raum des nämlichen Hauses, der mit am Boden kauernden Weibern förmlich angestopft war. Dieses elende Kerkerloch war nur düster erleuchtet, die Mauern feucht und schmutzig, der Boden mit rauhen Steinen gepflastert, und in den Zwischenräumen mit Dammerde, vielmehr nassem Koth, gefüllt, und da standen oder saßen abwechselnd die halb nackten, halb verhungerten Inwohnerinen mit bloßen Füßen den größern Theil des Tages. Auf die Frage, warum denn alle diese Frauen den ganzen Tag müßig seien, antwortete die Aufseherin, in den Hülfs-Arbeitshäusern gebe es für sie, außer der täglichen Hausarbeit, keine Beschäftigung; auch sei nicht einmal Raum genug zu Schlafstellen für alle vorhanden, und müsse ein Theil in der Speisehalle auf Bän-

ken bei einem Feuer sitzend, und zwar mehrere schon seit sechs Wochen, die Nacht zubringen. Die Unglücklichen waren sehr verwundert, daß ein Fremder zu ihnen komme und mit ihnen spreche, denn sie pflegten sonst Niemand zu sehen, als den Priester oder den Doktor. Ihr Aussehen hatte sich so ausgeglichen, daß O'Brien Eine aus dem Haufen mit der Bemerkung beschreibt, man habe nun ein Bild von allen. Die Frau schien fünfzig Jahre alt, war aber gewiß noch nicht zwei und dreißig, die Figur eingeschrumpft, das Gesicht bleich, die Haut gelb und schlotterig; offenbar war sie in rascher Progression aus einem gesunden und stattlichen Weibe zu so einer abgelebten, ausgemergelten alten Ruine geworden; die jämmerlichen Fetzen, in die sie gekleidet war, wagt O'Brien nicht zu beschreiben, es war ihm peinlich, sie anzusehen; das Haar lag ihr so wild um das Haupt, wie Seegras am Ufer; ihr Flehen: „hinaus da! hinaus da!" erklang in den heftigsten Tönen, von denen O'Brien versichert, nur in irischer Zunge ließe sich das Herzzerreißende derselben wieder geben.

Für den armen Irländer ist die Wahl oft schwer, ob er in diesen Häusern halb, oder außen ganz verhungern wolle. Wo aber Anstalten bestehen, wie die Dingle-Mission, da steht ihm noch eine andere Alternative vor Augen: entweder im tiefsten Elend verkommen, oder protestantisch werden, wenn auch nur zum Schein, und damit aller Noth auf einmal ein Ende machen. Man mag den bittern Schmerz dieser Wahl begreifen, wenn man das Terrain betrachtet, auf dem Alles aufgewendet wird, was Menschen möglich war, an Reizen und Verlockungen aufzutreiben, um Proselyten zu gewinnen. Der Einfluß der Landlords, der Agenten, der Gutsverwalter und der Zinseintreiber — Alles, selbst die mächtigen Aufmunterungen und zarten Aufmerksamkeiten der Lady's von der protestantischen Gemeinde — ward in größtem Maßstabe aufgeboten zur Förderung „der Mission." Den kranken und

halbverhungerten Bauer besucht eine andächtige Missionärin in seiner Hütte; das reiche Almosen ist gewöhnlich begleitet von einigen Traktaten, und „wenn wir sie nahmen, konnten wir doch nichts dawider reden, da Miß N. N. so gut gegen uns war!" — das sind die eigenen Worte der armen Leute. Darauf kommt dann der Bibelleser zur Visite; er macht viel weniger Umstände, nicht als wenn er sofort die Bibel zu erklären anfinge, sondern er rechnet dem schmerzlich versuchten Armen die substantiellen Vortheile bei Heller und Pfenning vor, die das Opfer seiner religiösen Ueberzeugungen ihm eintragen werde. Auf dieses Institut der Bibel-Leser, als sehr wirksamer Werkzeuge, wird denn auch unter enormen Kosten die größte Sorgfalt verwendet. Da ein Theil der Grafschaft Kerry fast nur irisch spricht, so unterhält die Society in Ventry ein eigenes Seminar, in dem junge Männer zu Missionären und Katechisten, namentlich aber zu Bibellesern herangebildet werden. Diese Menschen sind sämmtlich sehr liberal bezahlt; über ihren Charakter wäre manches Pikante zu sagen, O'Brien deckt aber den Mantel der christlichen Liebe darüber. Sie sind von Profession meistentheils verdorbene Heckenschulmeister, welche lesen, schreiben und etwa eine Rechnung ansetzen können, von den Lehren der Religion aber, die sie auslegen sollen, in der Regel gerade so viel wissen, als von den ägyptischen Hieroglyphen. Desto besser verstehen sie sich auf die Exegese, welcher der verhungernde Ire allein zugänglich ist. Jeder Missionär hat daher einen zahlreichen Stab von Bibellesern zur Seite; sie gehen als die unmittelbaren Agenten unter das Volk ringsum, und werben an, wer immer Lust zum protestantischen Glauben und zu guter Bezahlung hat. Offenbar wäre es auch mit großen Inconvenienzen verbunden, wenn der junge Prediger; frisch von der Irish Society, oder der Home Mission, oder der Evangelical Alliance her, mit seinem Feuereifer selbst und direkt zu dem hungrigen Irländer gehen, und die eigentlich

überzeugenden Argumente von der Wahrheit des „Evangeliums“ anwenden sollte. Jene niedere Klasse von Emissären versieht daher diesen Theil des Geschäftes. Das Erste, was man von dem Unglücklichen verlangt, ist, daß er seine Kinder in die Schule der Societät schicke; dieß ist die conditio sine qua non bei dem Bekehrungs-Proceß; dann folgt sein eigener öffentlicher Besuch der protestantischen Kirche, und endlich, nach kurzem Noviciat, bekommt er ein Haus in der Colonie, welches er als Verwalter mit einem nominellen Salar bezieht. Seit Kurzem findet jedoch dabei große Vorsicht statt, weil mehrere Fälle vorgekommen, daß solche armen Personen von den Proselytenmachern soviel als möglich herauszubekommen suchten, dann aber zu ihrer alten Kirche zurückkehrten und sich noch dazu weigerten, den Besitz jener Häuser aufzugeben. Ist aber der Convertit einmal in der Colonie placirt, so ist er selbstverständlich auch bei deren Landarbeit angestellt, und tritt sofort in den Wochen-Lohn ein. Wie dieser gewöhnlich verdient wird, sollen Beispiele zeigen.

In der Colonie, habe ich gesagt, findet der angehende „Suppenesser“ den reichen Lohn seiner jungen evangelischen Einsichten. Sie ist eine zweite Eigenthümlichkeit der Stadt Dingle, welche dem Fremden alsbald auffallen muß. In zwei Stadttheilen findet er Straßen von netten Häuschen mit zierlichen Schieferdächern, sorglich geweißt, Thüren und Fenster sauber bemalt und geglättet. Man sieht den Wohnungen behagliches Wohlleben an, in Vergleich mit den elenden Hütten dicht daneben, und könnte glauben, es seien hier zwei ganz verschiedene Bevölkerungs-Klassen angesessen. In der That aber wohnt in jenen hübschen Häuschen dasselbe blutarme Volk, wie in diesen Hütten, nur sind die Einen ihrem alten Glauben treu geblieben, die Andern der Versuchung unterlegen, und zum Protestantismus übergetreten, oder — „Suppenesser“ geworden. Die meisten

von ihnen hätten sich unter demselben Druck der Umstände und aus den gleichen Motiven ebenso willig zum Islam bekannt. Ihre Ansiedelung nun nennt man die „Colonie"; zu ihr und ihren enormen Mitteln gehört noch eine weite Strecke Landes nahe bei der Stadt, worauf die Suppenesser beschäftigt sind, wenn auch bloß dem Namen nach, und dafür das ganze Jahr durch festen und reichlichen Lohn erhalten. Natürlich bilden die Supper der Colonie eine eigene, von der übrigen Stadtbevölkerung streng geschiedene Population, sind auch von ihren Nachbarn und früheren Bekannten mit nicht gar freundlichen Empfindungen angesehen; doch weiß man nicht, daß sie je die geringste Mißhandlung erlitten hätten; nur gegen die Prediger und ihre Handlanger macht sich der Unwille und das empörte Gefühl bei Weibern und Kindern mitunter durch Hohngeschrei und ähnliche Manifestationen Luft. Im Uebrigen hat O'Brien durch zahlreiche Zeugen-Aussagen bestätigt gefunden, was Herr Patrik Mangan, Curatpriester zu Dingle, über das Volk der Colonie bemerkte: „Die Soupers besitzen einen großen Theil Landes in der Umgebung der Stadt, von dem katholische Familien ausgepfändet worden sind, offenbar, um ihnen Platz zu machen. Was ihren Wochengehalt betrifft, so hat man sich den Anschein gegeben, er werde für Arbeiten bezahlt, welche diese Personen zu leisten hätten; sie waren aber gemeinhin ein äußerst träges Gesinde, und man kümmerte sich auch nicht darum, ob sie arbeiteten oder faulenzten; ich bin überzeugt, jene Arbeiten waren bloß ein reiner Vorwand, mit dem man die Bestechungssumme für ihre Apostasie zudecken wollte. Ich habe einen von diesen Suppenessern vor dem Petty-Sessions-Court eidlich aussagen hören: arbeiten oder spazierengehen — so wie so bekämen sie ihren Lohn!"

Was die Colonie mit ihren Accedentien für die Alten ist, das sind die Bibelschulen für die Jugend; in Dingle war neben den Bibelschulmeistern noch eigens eine gewisse

Miß Broderick mit zwei Adjutantinen angestellt, zur Vertheilung der Lebensmittel an die Schulkinder und der Traktätlein in der Stadt. Ueberall erfreuen sich die Bibelschulen der aufmerksamsten Obsorge bei den Propagandisten, denn je weniger sie selbst der Aufrichtigkeit der Alten trauen, desto mehr hoffen sie von der Jugend für ihr scheußliches System. Man zieht jeden Vortheil aus der bittern Armuth der Kinder, bietet ihnen mit der einen Hand Nahrung und Kleidung, mit der andern verabscheute Lehren und Verbindlichkeiten, läßt ihnen die Wahl zwischen Unterwerfung und dem nagenden Hunger, und so kam es, daß der größere Theil der irischen Jugend einen Unterricht genoß, der zu unermüdeten Versuchen ausgebeutet wurde, ihr Gemüth mit Zweifeln und Mißtrauen gegen den katholischen Glauben zu erfüllen. Gelang es nicht, die Herzen der armen Kleinen durch die Lästerungen gegen ihre Kirche zu vergiften, so hat man ihnen wenigstens deren Anhörung abgezwungen und sie daran gewöhnt. Der Curatpriester Mangan äußerte sich darüber gegen O'Brien mit unverkennbarer Besorgniß:

„Besonders wird keine Anstrengung gescheut, die Herzen der Jugend zu verderben, und ihnen falsche Lehren einzuflößen, indem man vor ihnen in lästerlichster Weise von Allem spricht, was den katholischen Glauben und Cult angeht. Es will scheinen, daß man sich um so mehr gerade darauf mit dem größten Eifer verlegt, als die Proselytenmacher denn doch selbst kein großes Vertrauen zu dem Ernst der Uebertritte erwachsener Personen haben. Ungeachtet aller dieser Bemühungen sind aber die Herzen der Kinder von Abgefallenen, im Allgemeinen, noch sehr anhänglich an den katholischen Glauben. Unabhängig von den andern Agentien eröffneten die Proselytisirer an verschiedenen Plätzen Schulen, zu einer Zeit, wo die Leute in der größten Noth waren, und die Kinder katholischer Eltern, welche sie besuchten, genährt und unterhalten seyn wollten. In der Pfarrei Bentry waren einmal ungefähr dreihundert Kinder in diesen Schulen; sie wurden alle wieder zurückgebracht, aber es kostete die größte und ausdauerndste

Mühe des Pfarrers O' Sullivan. Hier in Dingle ist gegenwärtig ein Schulhaus, in dem die Kinder, ohne Unterschied, Katholiken wie Protestanten, gefüttert werden, die Katholiken unter der Bedingung, daß ihre Eltern fortfahren, die Kinder zur Schule zu senden, und an Sonntagen selbst in der Kirche erscheinen. Diese Schulen sind die Hauptstärke des Proselytism; man erwartet auch von ihnen, daß sie viel mehr Schaden thun als irgend eine andere der verschiedenen schlauen Operationen. Denn im Anfange, wenn die Kinder hingeschickt werden, spiegeln die Eltern in ihrer großen Armuth sich vor, das sei gerade noch nichts so Arges, und schreiten so allmählig weiter bis zur offenen Religions-Aenderung. Es ist klar, daß unter den Tausenden armer und verlassener Wesen in einer Stadt die Versuchung groß ist, wenn sie wissen, daß ihnen ein Ort offen steht, wohin sie ihre Kinder unentgeldlich in die Kost geben können."

Es wäre eitle Mühe, sich verhehlen zu wollen, daß aus diesen Bibelschulen große Demoralisation über das arme Volk auszugehen drohte. Dem Uebel nachdrücklich zu steuern, fehlten dem Klerus, der selbst vom Almosen lebt, die Mittel. In Dingle hat es ungeheure Anstrengung gekostet, katholische Schulen, unter Leitung der barmherzigen Schwestern und der Schulbrüder, einzurichten; seitdem erwiesen sich aber auch die Tage der Dingle Mission als gezählt. Wenn jedoch der Klerus von der diabolischen Verführung der Bibelschulen am meisten Unheil fürchtet, nicht so fast Abfall von der Kirche zum Protestantismus, als Untergrabung alles religiösen Gefühles in dem sonst braven Volke mittelst der Verderbniß der Jugend, so ist damit nicht gesagt, daß nicht auch die für das gepriesene Evangelium selbst ganz unfruchtbare Bearbeitung der Aelteren viel sittlich-religiösen Schaden anrichte, und die Stellung der katholischen Priester zur bedauernswerthesten mache. Die vorliegenden Aeußerungen darüber sind sehr bezeichnend für die ganze Lage. O'Brien selbst erklärt:

„Fast eine der schlimmsten und verderblichsten Wirkungen des

Proselytenmacher-Systems; in zeitlichem Betracht, ist die unläugbare Erscheinung, daß es unter dem ärmsten Theil der katholischen Bevölkerung die Ansicht erzeugt und verbreitet hat, dieselbe reichliche Bezahlung und Versorgung, welche der Protestantismus den zu ihm Abgefallenen sichert, müßten nun, gewissermaßen von Rechtswegen, diejenigen vom Priester empfangen, welche, allen angewandten Verführungsmitteln tapfer widerstehend, standhafte Mitglieder der katholischen Kirche bleiben. Deßhalb unsere ungeschulten, hungrigen, halbnackten Nebenmenschen tadeln, ist leicht, aber man vergesse nicht, welche Geisteskraft und Willensstärke unter solchem Druck leiblichen Elendes man ihnen damit zumuthet. Das gerade ist das Unheil, welches das System unter dem armen Volke anrichtet. Sie haben ein fast instinktmäßiges Grausen vor dem Arbeitshause; nur die Verzweiflung treibt sie hinein. So oft ich mit einem der Geistlichen von Dingle mich auf der Straße sehen ließ, wurden wir gequält von den heftigsten und lärmendsten Anforderungen, mit welchen die Priester unaufhörlich überlaufen werden, bis sie ihren letzten Sixpence oder Penny hergegeben haben für die dringendste Noth der hungrigen Creaturen, die ihnen auf dem Fuße folgen. Ja, ich sah im Pfarrhause mehr als einmal die Thüre des Speisezimmers und den Tisch selbst vom hungrigen Volk belagert, während der Pfarrer und seine Kapläne zu Mittag aßen. Und sie wurden nicht leer fortgeschickt, sie trugen ihren Hunger nicht wieder hinaus über die Schwelle."

Mit ähnlichen Aeußerungen schließt Herr Mangan seine Angaben über die haarsträubende Noth des armen Volkes:

„Unter diesen Umständen war die Aufgabe des katholischen Klerus, den Glauben des armen Volkes unbefleckt zu erhalten, die schwierigste. Während des letzten Winters waren die katholischen Priester und insbesondere der Pfarrer, wo immer auf den Straßen der Stadt sie sich sehen ließen, im eigentlichen Sinne des Wortes verfolgt von Haufen armer Creaturen, die ihnen drohten, sie würden ihre Religion ändern, und ihnen nachschrieen: „„wenn wir von Euch nichts bekommen, so wissen wir wohl, wo zu bekommen ist."" Das Pfarrhaus ist der allgemeine Zufluchtsort für alle

diese unglücklichen Leute, und von ihren ungestümen Bitten um Almosen von Morgen bis Abend bestürmt. Es ist unmöglich zu schildern, was der Klerus unter diesen Zuständen zu leiden hat. Jedermann sieht andererseits vor Augen, wie unglaublich große Summen auf die Proselytenmacherei in und um Dingle verwendet werden, und es wäre eitel Mühe, läugnen zu wollen, daß sie die demoralisirendsten Wirkungen auf die Gemüther des Volkes hervorgebracht hat. Anfänglich begleiteten große Erfolge die Anstrengungen der Proselytenmacher; bis zu welchem Umfange die Religion darunter litt, ist Gott allein bekannt; denn außer den offenkundigen Apostaten fielen sonst noch manche dem System zum Opfer. Die Zahl der Soupers war seiner Zeit sehr groß, hat sich aber neuerlich beträchtlich vermindert. In den letzten zwei Jahren sind gewiß zweihundert solcher Personen öffentlich in die katholische Kirche wieder aufgenommen worden, abgesehen von den Kindern, welche die protestantischen Schulen zu Ventry besuchten und auf dem breiten Wege zum Abfall wandelten. Und ich bin fest überzeugt, daß diese Leute im Allgemeinen bereits entschlossen sind, in Masse dem Protestantismus den Rücken zu kehren, sobald nur die heurige Aernbte gut ausfällt. Die Beweise, wie wenig Ernst es ihnen mit der neuen Religion ist, tragen sie schon in ihren Mienen. Wo immer man ihnen begegnet, muß ihre niedergeschlagene Haltung auffallen; sie sehen gerade wie Leute aus, welche das Bewußtseyn eines schweren Verbrechens niederdrückt."

Ueber den Punkt der durchgängigen Unaufrichtigkeit der „Suppenesser" sind alle Zeugen einig, und am lautesten spricht die große Zahl ihrer öffentlichen Rücktritte selbst. Es ist eine feststehende Thatsache, daß sich die Soupers regelmäßig um Wiederaufnahme in die Kirche melden, sobald nur der schwächste Strahl anderweitiger Linderung ihrer Noth erscheint, und daß insbesondere Keiner in der neuen Religion sterben will. Sehr viele wollen aber auch lieber neuerdings dem Hunger in die Augen sehen, als länger unter ihren Gewissensbissen schmachten; heute kommen sie zum Priester um Aufnahme, und morgen sind sie wieder obdachlos und

ohne einen Bissen Brod. O'Brien selbst wohnte zu Dingle am 1. Juni in der Kapelle des Pfarrherrn O'Sullivan, genannt „Vater Owen", am Schluß der letzten Messe einer solchen Feierlichkeit bei. Als der Pfarrer nach einer ergreifenden Ansprache die reuigen Suppenesser an den Fuß des Altars rief, trat ein stämmiger, wohlgebauter junger Mann vor, ihm auf dem Fuße folgte sein Weib, eine Frau von ehrbarem Aussehen, anständig gekleidet, mit einem etwa einjährigen Kinde auf dem Arm. Augenblicklich verbreitete sich die tiefste Stille über das im Vordertheil der Kapelle zusammengedrängte Volk. Die Beiden schienen das Gewicht ihrer Lage tief zu fühlen, insbesondere die Frau, welche in Thränen fast zerfloß. Mit Worten läßt sich der Eindruck der folgenden Scene nicht schildern. Der Mann gab kurz, aber sehr bestimmt die Gründe an, welche ihn bewogen hatten, die Religion seiner Väter zu verlassen, und zu einem Glauben sich zu bekennen, der ihm stets fremd geblieben war. Der Fall lautete, wie er zu hundertmalen Jedem vorkommt, der sich in Irland umsehen will. Gedrückt durch gräßlichen Mangel, hatte er das Anerbieten reichlicher Versorgung sammt den darangeknüpften schmerzlichen Bedingungen angenommen. Er nannte den Lohn, welchen er empfangen, und zählte alle Vortheile auf, welche sein Aufenthalt in der „Colonie" ihm gebracht; noch am Morgen des Tages, wo das Paar in die katholische Kirche wieder aufgenommen ward, hatte es eines jener reizenden Häuschen in der „Colonie" in Besitz. Was O'Brien hier vor dem Altare vernahm, wiederholten ihm bis in's Einzelnste eine große Anzahl gewesener „Suppenesser", welche er förmlich über ihren Souperism verhörte. Die armen Leute machten ihre Angaben in feierlichster Weise, und erklärten sämmtlich ihre Bereitwilligkeit, diese Aussagen eidlich vor Gericht zu erhärten. Es ist mir leider unmöglich, ihre naiven und kindlich-herzlichen Reden im Deutschen wieder zu geben, wie sie mir im Englischen vorliegen. Ich

führe daher nur den Hauptinhalt und die charakteristischen kleinen Züge ihrer Depositionen hier an:

Der erste Zeuge ist Timothy Couhy, ein Schuhmacher; als er vergebens in allen umliegenden Grafschaften nach Arbeit gesucht und in das äußerste Elend versunken war, lagen ihm sein Weib mit den zwei kleinen Kindern und ihre alte Mutter Tag und Nacht an, bis er endlich ihren Willen that und ein Souper wurde. Sogleich kaufte ihm nun der Pastor Gayer Leder um 20 Pf. St., und bald wies er der Familie ein Haus in der Colonie, das sonst wenigstens 5 Pf. St. Jahreszins gekostet hätte, zur Wohnung an. Nie nahm man von Couhy einen Pfenning Bezahlung für Leder oder Haus; vielmehr unterstützte der Pastor ihn noch fortwährend, kaufte ihm zum zweitenmale für 3 Pfd. Leder, und gab ihm eine Halbkrone, so oft er die Runde machte. Das dauerte fünf Jahre lang, da wurde eine katholische Mission in Dingle abgehalten, und Couhy trat zum alten Glauben zurück. Das Haus in der Colonie behielt er aber dennoch den protestantischen Agenten zum Trotze drei Jahre lang, obgleich der Pastor ihn einmal mit eilf Schergen und sechsunddreißig Suppenessern hinauszuwerfen versuchte, und ihn dann durch Schuldklage in mehrmonatliches Gefängniß brachte. Noch einmal kamen die Proselytenmacher mit den glänzendsten Versprechungen, unterstützt von dem Andringen des Weibes und der Schwiegermutter, an den armen Schuhmacher, aber vergebens; nur das erreichten sie bei ihm, daß er, um den Hunger zu stillen, endlich die angebotenen vier Pfund nahm und das Haus in der Colonie gutwillig räumte. „Ich bin", betheuerte er jetzt vor Herrn O'Brien, „seitdem häufig in größtem Elend gewesen und verdanke es allein der Güte des Vater Owen, daß ich überhaupt noch lebe; ich habe, so wahr Gott mir helfe! von Sonntag Mittags bis jetzt (es war Dienstag Mittags) keinen Bissen Nahrung berührt, außer einem Mund voll Haferbrod; oft habe ich zwei Tage lang nichts zu essen; eines Tages war ich schon soweit, daß ich nun Hungers sterben zu müssen meinte, und nur Vater Owen's Schwester sprang mir noch bei, sonst, glaube ich, hätten meine Beine mich nimmer getragen; manchmal habe ich drei Tage lang nichts gehabt als ein wenig Kohl; seit sechs

Wochen schlafe ich in meinen Kleidern, wie ich stehe und gehe, auf dem bloßen Boden, ich habe Nichts, was einem Bette gleichsähe; mein Weib ist kürzlich auf und davon gegangen, zu jenen Leuten, aber sie wollten nichts für sie thun, wenn ich nicht selbst wieder zu ihnen überträte; meine Kinder gingen zur Bibelschule bis auf diese letzten sechs Wochen und bekamen dort zu essen, Brod oder Haferbrei; dem Pastor Gayer habe ich an den 20 Pfd. für Leder nicht 5 Pfd. zurückbezahlt, und von allem dem Geld, was er mir sonst noch an Halbkronen und Schillingen gab, gar nichts; in das Arbeitshaus gehe ich deßhalb nicht, weil mein dreijähriges Kind sterben würde, wenn die Mutter sich davon trennen müßte."

Thomas Stack, ein Hutmacher: die Größe seiner Armuth und Noth hatte ihn unter die Suppenesser getrieben. Wohl wissend, daß er keine Unterstützung bekäme, so lange seine drei Kinder nicht die Bibelschule besuchten, schickte er sie dahin, wo sie von dem Schulmeister jeden Tag eine Schüssel voll Haferbrei bekamen, und später, als Miß Broderick von der Mission gesendet ward, auch Mehl und Brod. Stack selbst wurde dann von dem Bibelleser Lynch dem Prediger Mr. Lewis vorgestellt, der ihm jeden Abend in eigener Person einen Schilling schenkte, ihm auch für 3 oder 4 Pf. St. Wolle zu kaufen und eines der Colonie-Häuser zu verschaffen versprach. „Ich war", erzählt Stack, „in der größten Noth, ehe ich mich entschließen konnte, unter die Soupers zu gehen; einige Wochen zuvor hatte ich einmal zu vier Mahlzeiten nichts zu essen, und mehrmals nicht öfter als zwei- oder dreimal in der Woche nothdürftige Nahrung. So stand es mit mir in den sechs oder sieben langen Wochen, unmittelbar vorher, ehe ich mich an Mr. Lewis wendete. Die zwei oder drei letzten Jahre hindurch kämpfte ich mit dem tiefsten Elende, und dem Allem war augenblicklich abgeholfen, alle Noth am Ende, sobald ich ein Suppenesser werden wollte. Allein dem Zufall, daß ich im Arbeitshaus einige Beschäftigung in Accord bekommen habe, nämlich die Anfertigung von vierzig Hüten für Auswanderer, verdanke ich für jetzt das tägliche Brod. Nichts Anderes bewog mich, sie (die Proselytenmacher) wieder zu verlassen, als daß ich überhaupt mit ihnen nichts zu thun haben wollte; vom ersten

Tag an war mein einziges Trachten, so viel von ihnen herauszuschlagen, als ich zur Auswanderung nach Amerika brauchte." „In ihre Kirche bin ich nur an Einem Sonntag gegangen. An dem Tag, als ich beschloß, wieder zu meinen eigenen Glaubensgenossen zurückzukehren, kam einer meiner Schwäger, ein großer Suppenesser (a great souper), und auch Bibel-Leser, zu mir, und sagte: Ich merke wohl, du hast gestern deine Lection bekommen vom Vater Owen, aber ich hoffe, du wirst dich dadurch nicht irre machen lassen; ich will heute Abend wegen dir mit Mr. Lewis sprechen. Wirklich brachte er mir noch denselben Abend einen Schilling; auch sollte ich nun die versprochene Wolle für 3 oder 4 Pf. Sterling bekommen, um mich für das Jahr damit durchzubringen, und zudem Einen Schilling sechs Pfenning allwöchentlich."

Mary Maunsell, eine Wittwe, deren Mann nach Amerika gegangen war, lebte acht Jahre lang als „Suppenesserin"; aller ihrer Habe durch Auspfändung beraubt, von dem Vater ihrer Kinder verlassen, und auf das Tiefste niedergedrückt, hatte sie sich den Proselytenmachern verschrieben. „Da ich", erzählt sie, „jede Person, die sich ihnen anschließen wollte, von ihnen Hülfe erlangen sah, ging ich selbst auch zu ihrer Kirche und schickte meine sieben Kinder in die Bibelschule; Niemand hatte mich das gelehrt, aber ich wußte wohl, daß ich reichliche Hülfe von ihnen bekommen würde, wenn ich so thun wollte. Die erste Zeit, daß ich ihre Kirche besuchte, bekam ich nichts, weil der Pastor Gayer nicht in der Stadt war; als er aber zurückkehrte, kam alsbald John Lacey, der Bibelleser — er war zur Austheilung der Gelder für die Wittwen bestellt — zu mir und gab mir drei oder vier Schillinge für die ersten paar Wochen, bis er sich überzeugt hätte, ob ich auch treu seyn würde. Nachher hatte ich neun Schillinge wochentlich, und wenn eines meiner Kinder krank wäre, sollte es von Mr. Gayer alle Tage einen Schilling bekommen; später wurde aber die wochentliche Gabe auf sieben Schillinge, dann auf sechs einhalb herabgesetzt, und endlich brachte sie Langton, der Schuft, gar bis auf fünf Schillinge herunter; er war damals Zahlmeister hier, ist aber jetzt in Amerika. Außerdem wies

Mr. Gayer mir ein Haus in der Quay-Colonie an, für das ich nie einen Zins bezahlte." — Am letzten St. Patrick's-Tag war es ein Jahr geworden, daß sie wieder zur Messe ging. Als nämlich in ihrem Haus in der Colonie eine schwere Krankheit sie überfiel, hatte sie mitten in der Nacht den Priester rufen lassen und von ihm die heilige Oelung empfangen, unter dem Schreien und Heulen ihrer Kinder, die wohl wußten, daß sie nun aus der Colonie gejagt würden und wieder hungern müßten. So ging es auch; und zudem hinderten die Krankheiten der Kleinen die arme Mutter, ihre Zuflucht im Arbeitshause zu suchen; das Wenige, was der Priester für sie thun konnte, war ihre einzige Hülfsquelle. Doch bezeugte sie freudig, Katholikin bleiben zu wollen bis an ihr seliges Ende, mit der ausdrücklichen Bemerkung: „Nie, so lange ich zu ihrer Kirche ging, sprach ich eines von den Gebeten ihrer Prediger mit, all mein Leben lang nicht, oh! — Gott, nein; ich wußte nicht, was sie mit ihrem „„Adam"" sagen wollten; ich betete meine eigenen Gebete, nur that ich es aus Furcht, ertappt zu werden, nicht am Rosenkranz; im Anfange bekam ich auch jeden Sonntag das Weihwasser, letztlich aber konnte ich Niemand mehr auftreiben, der es mir gebracht hätte. Ich weiß, daß ich Unrecht that die ganze Zeit, wo ich bei ihnen blieb, aber ich konnte mir nicht anders helfen."

John Leyne, aus Ferriter-Pfarrei, erzählt von seinem Bruder, der zwölf Jahre lang zu Ventry als „Suppenesser" gelebt habe. Als er und seine Tochter vor zwei Jahren ihn in seiner letzten Krankheit besucht, sei das Erste gewesen, daß der Kranke und sein Weib, auch eine „Suppenesserin", ihn um Gotteswillen gebeten, den Vater O'Sullivan zu holen, worauf er auch gleich nach Dingle gegangen, ohne jedoch den Priester mit sich bringen zu können. „Als ich", fährt er fort, „nach Ventry zurückkam, lief meine Tochter mir entgegen und sagte: mein Gang sei umsonst gewesen, denn Pastor Tom sei gekommen, und habe meinem Bruder gedroht, ihn und sein Weib aus dem Hause zu werfen, sobald er seine Religion änderte, was er, der Pastor, aber nicht erwarte, da sie nun seit zwölf Jahren zu ihnen gehört. Der Mann starb ohne einen Priester, obwohl er laut darnach schrie;

was hätte es auch genützt, wenn ich einen hergebracht hätte; meine Tochter selbst hatte sich verstecken müssen, weil der Prediger sagte, er wolle durchaus keine Romanisten hier dulden, und außerdem war ein großer Haufen „„Suppenesser““ um das Haus versammelt, um zu verhindern, daß nicht etwa ein Priester zu dem Kranken komme.“

Catharina Kearney, Wittwe mit zwei Kindern, hatte diese aus der Klosterschule nehmen, und zur Bibelschule schicken wollen, nachdem sie zwei Tage lang keinen Bissen Nahrung mehr über die Lippen gebracht. Ihre einfache Aussage über diese Scene ist ergreifend: „Nachdem wir zwei Tage lang gar nichts mehr zu essen gehabt, rüsteten sich die Kinder, zur Bibelschule zu gehen. Ich gab ihnen eine kleine Schüssel, die sie mit Haferbrei sollten füllen lassen; sie gingen aber nicht vom Flecke und begannen laut zu schreien, was ich auch zu ihnen sagen mochte; sie setzten sich auf den Boden und wollten nicht gehen; da ging ich noch einmal aus, ob es mir nicht doch gelingen würde, den Priester zu sehen und einige Unterstützung von ihm zu erhalten, konnte jedoch nicht zu ihm durchkommen; am Heimwege aber fand ich, hart an meiner Thüre, einen Sixpence unter meinem Fuß, wofür ich mir zwei Pfund Mehl für diese Nacht und wieder so viel am nächsten Tage kaufte, und sie hatten genug. Alle meine Verwandten waren Soupers und lagen mir beständig an, meine Kinder zur Bibelschule zu schicken und selbst zur Kirche zu gehen, denn wenn ich das thäte, würde ich nicht mehr nöthig haben, dem Priester oder irgendwem sonst um Almosen durch die Straßen nachzulaufen; es war insbesondere ein gewisser Conor, ein naher Verwandter meines verstorbenen Mannes, und selbst ein Bibelleser, der mir so zuredete. Mein einziger Erwerb seitdem ist, in den Bergen Haidekraut zu sammeln, und mit den daraus gemachten Besen in der Stadt zu hausiren, was mir manchmal einen oder zwei Penny, mehrmals aber nur einen halben einbrachte; dafür kaufte ich Mehl zu Suppe, und davon lebten wir.“ Trotz dieser äußersten Hülfslosigkeit, und obgleich sie wegen ihrer und ihrer Kinder Kränklichkeit auch nicht im Arbeitshause bleiben konnte, hatte Nichts mehr von ihrem Glauben sie abwendig zu machen vermocht.

Harry Brien sagt aus: er sei auch einst ein Suppenesser gewesen, bei denen jeder arme Mann, der ihren Weg gehen wollen, sichere Hülfe gefunden habe. „Mir", erzählt er, „haben sie einen Kahn, ein Netz, Leine und Angel angeboten, damit ich auf's Fischen gehe; das wollte ich aber nicht thun, aus Furcht, zu ertrinken." Auf die Frage, warum er denn dieß gefürchtet? gab er die bedeutsame Antwort: „Warum? das will ich Euch sagen. Es war die Furcht vor dem allmächtigen Gott, daß ich mich nicht dem Wasser anvertrauen wollte, nachdem ich zur (protestantischen) Kirche übergegangen war; aus keinem andern Grund fürchtete ich mich, denn obgleich ich von Profession ein Weber bin, gab ich mich doch als kleiner Bube schon mit Fischen ab."

Mary Brien, ein außerordentlich schönes, bescheiden und gescheidt aussehendes junges Mädchen, sagte: „Ich bin neunzehn Jahre alt; meine Mutter ist Wittwe mit fünf Kindern. Sechs oder sieben Jahre lang waren wir Suppenesser; ich erinnere mich wohl der ersten Zeit, wo wir es wurden, in wie großer Armuth wir damals waren. Wir bekamen ein Haus in der Quay-Colonie, in dem wir noch sitzen, ihnen zum Trotz, obgleich wir nun schon seit fünf Jahren wieder katholisch sind; wie es kommt, daß sie uns nicht herausbringen können, weiß ich nicht. Mein Vater lebte damals noch, als wir übertraten; er hatte ein Pferd, mit dem er für Pastor Gayer zu arbeiten pflegte, und wir bekamen regelmäßig sechszehn Schillinge wöchentlich. Das Pferd hatte mein Vater gekauft; das Futter aber bekam er unentgeldlich von des Pastors Land, und für ein Haus, wie wir es in der Colonie umsonst bewohnten, hätten wir in der Stadt wenigstens sechs Pfund jährlich bezahlen müssen. Ich selbst arbeitete, so lange wir bei ihnen waren, in ihren Schulen und bekam den Lohn für meine Arbeiten" (allerlei Gattungen von Strümpfen zu guten Preisen) „immer noch eigens ausbezahlt, und abgesondert von dem, was mein Vater bezog. Ebenso wurde es mit allen katholischen Kindern gehalten, welche die Bibelschule besuchten. Alle diese Vortheile hatte die Aenderung unserer Religion uns eingetragen; mein Vater sollte dafür sonntäglich zur Kirche, wir in die Sonntags-Schule gehen. Seit unserm Rücktritt waren wir oft im größten Elende; häufig

hatten wir, nachdem wir uns von den Soupers getrennt, zwei Tage lang keinen Bissen Brod. Ich erhalte mich seitdem mit Näharbeit, die ich vom Kloster habe, sonst bekommen wir dann und wann einige Unterstützung vom Vater O'Sullivan. An ihre Religion that ich nicht glauben, so lange ich bei ihnen war, und keines von uns that es; aber wir waren in großer Noth und wußten uns keinen andern Rath." Auf die Frage: was denn sie und die Ihrigen bewogen habe, die Suppenesser zu verlassen, wo es ihnen so gut gegangen? — antwortete das arme Mädchen: „Mein Vater wurde krank und dachte zu sterben, da schickte er nach dem Priester und wir alle traten zurück; der Vater starb aber erst ein Jahr darnach. Es war, so viel ich von ihnen habe merken können, keiner unter den Soupers, der von der Religion nicht gerade so dächte, wie wir; aber sie wußten sich nicht anders zu helfen. Glauben thaten sie kein Wort davon — o, bewahre!"

Johanna Bresnahan — war vier Jahre Suppenesserin mit einem Wochengelde von drei bis sechs Pence gewesen, dann aber, um den Nachstellungen des mit ihr zerfallenen zweiten Ehemannes zu entfliehen, in's Arbeitshaus gegangen. Sie erzählt von einer andern Supperin daselbst, die nun aber wieder katholisch geworden, Namens Mary Sheehy. Diese sei in ihrer Gegenwart zu Pastor Lewis gekommen, und habe ihm gesagt, daß eine Muhme von ihr daran sei, „aufzukommen", das ist, zu den Protestanten überzutreten und ihren Gebeten anzuwohnen, weil der Haferschleim im Arbeitshause ihr nicht anständig sei, und sie hoffe, daß der Herr Pastor sie bald ganz herausnehmen werde. „Dasselbe Weib", fährt die Zeugin fort, „der Mary Sheehy Muhme, kam zu mir selbst und bat um meine Fürsprache bei Pastor Lewis; ich wies sie aber ab. Ich sagte ihr: es sei genug, für mich selbst verdammt zu seyn, ich brauche nicht auch noch Andere zur Hölle bringen zu helfen. Sechs- oder siebenmal kam sie zu mir, und wollte durchaus eine Supperin werden, weil sie dann gewiß aus dem Arbeitshause loskäme. Herr Lewis versprach auch, mich selbst und die übrigen, welche Soupers wären, herauszunehmen, er würde es ohne Verzug thun, aber das für uns bestimmte

Haus werde erst in vierzehn Tagen fertig. Er sagte, daß er diejenigen, welche immer Protestanten gewesen, drin lassen wolle, die Soupers aber wolle er herausnehmen, und mir versicherte er, ich sollte dann dasselbe Salar haben, wie zuvor — nämlich 3 Schill. 6 Pfg. wochentlich." Die Bresnahan war nun wieder Katholikin und blieb es trotz aller Mühe und aller glänzenden Versprechungen, die der Pastor an das arme Weib verschwendete, welche mit ihren drei Kindern jeden Augenblick in Gefahr stand, aus der unbezahlten Wohnung geworfen zu werden, und nur von den spärlichen Almosen des Vater Owen ihr nacktes Leben fristete. „Ich bin nun", erklärte sie, „eine Katholikin. Nie habe ich ein Wort von allem ihren Sagen und Predigen geglaubt und ich habe mich immer, ungesehen von ihnen, mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet, bevor ich in ihre Kirche ging; heimlich that ich das, denn wenn sie es gesehen hätten, wären mir alle Vortheile entzogen worden, die ich von ihnen genoß. Mit allen übrigen Suppern war es ebenso gethan."

Catharina Keevane — war mit der vorigen an Einem Tage zum Protestantismus übergetreten, aber nur zwei oder drei Sonntage zur Kirche gegangen. Als Katholikin in's Arbeitshaus aufgenommen, hatte sie dort die schwere Versuchung zu bestehen. „Der Grund meines Abfalls", sagt sie, „war meine große Armuth, und daß andere Leute mir dazu riethen. Dann, wenn ich zu ihren Gebeten ginge, versprach Pastor Lewis mir, daß er mich aus dem Arbeitshaus bringen wolle, und daß ich und die anderen Frauen genug zum Lebensunterhalt haben würden, und Kleider die Fülle für Nacht und Tag; auch bekam Mary Kay gleich einen Sixpence zur Vertheilung unter uns, den sie aber ganz für sich behielt. Als ich nun übergetreten und eine Suppenesserin geworden war, fiel es wie ein Stein auf mein Herz, und ich versank in solche Betrübniß, daß ich weder essen, noch trinken, noch irgend etwas durch den Schlund bringen konnte, drei Monate lang, ausgenommen einen Tropfen Milch."

Alle bis jetzt aufgeführten Aussagen treffen auf Dingle und seine nächste Umgebung, wozu auch Ventry gerechnet wer-

den darf. Zu Dingle stand aber seit zwei Jahren als Curat der hochwürdige Herr **Patrick Mangan**, der zuvor Seelsorger im Kirchspiel **Ferriter** gewesen war, und in diesem Distrikt, welchen die Pfarreien Ferriter, Maurhin, Dunquin, Kilquane und Kilmacoile bildeten, ganz dieselben Erfahrungen gemacht hatte, wie sie von Dingle verlauteten. Die Soupers waren auch dort sehr zahlreich. Aber auf Grund genauester Kenntniß von diesen Leuten behauptet der Curat: kein einziger unter ihnen, vom ersten bis zum letzten, hänge aufrichtig dem Protestantismus an.

„So lange ich", fährt er fort, „in jenen Pfarreien stand, sind, glaube ich, nicht vier Soupers in dem Glauben gestorben, den sie bekannten; im Gegentheil riefen sie, wenn die Todesstunde herannahte, regelmäßig den Priester, und in den meisten Fällen stand ich selbst an ihren Sterbebetten. Ich erinnere mich, daß mir einst auf einem solchen Gange das Weib eines ihrer **Bibelleser** begegnete und mich mit der Bitte ansprach, ich möchte doch einige Messen für sie lesen. Ich sagte ihr: so lange sie bei den Suppern bleibe, könne ich das nicht thun, wie es ihr auch ohne Frage von keinem Nutzen seyn würde. Während sie mit mir sprach, sah sie sich vorsichtig nach allen Seiten um, ob Niemand sie belauschen könnte; „„wollt Ihr nicht zwei Messen für mich lesen?"" sagte sie. Ich antwortete: „„Erst müßt Ihr Eure Religion ändern; solltet doch denken an die Unsicherheit des Lebens, daß Ihr heute wohlauf seid, morgen vielleicht todt."" „„Alles wahr,"" erwiderte sie, „„aber wenn ich überträte, würde mein Mann seine Stelle als Bibelleser verlieren, und die trägt ihm 30 Pfund des Jahres."" Diese Frau begegnete mir nie auf der Straße, ohne sich in der ehrerbietigen Weise gegen mich zu verneigen, wie die Katholiken der Gegend vor den Priestern zu thun gewohnt sind. Ich habe selbst auch mehrmals Kinder von Soupers getauft. Als ich einst die Seelsorge auf den **Blasquet**-Inseln versah, sagten mir mehrere Suppenesser, sie hätten ihre Kinder mir zum Taufen gesendet, aber ihre Absicht sei hintertrieben worden durch den Schulmeister, der zu den Angestellten der Societät bei der sogenannten

„„Dingle-Mission““ gehörte, und fürchtete, er würde seine Stelle verlieren, wenn mir die Kinder zum Taufen zukämen. Kurz, auf meine viele Erfahrung über den Distrikt und die Soupers gestützt, bin ich fest und gewissenhaft der Ansicht, daß nicht Ein aufrichtiger Protestant unter ihnen war. Einmal wurde ich zu einem sterbenden Suppenesser nach der Pfarrei Dunquin gerufen, und als ich kam, fand ich den ganzen Haufen Soupers um das Haus versammelt, um Alles aufzubieten, daß der kranke Mann des Dienstes eines katholischen Priesters nicht theilhaftig würde; ich drang aber trotz alles Widerstandes zu ihm durch und bald, nachdem ich ihm das Sacrament gespendet, starb er. Sie bequemen sich aber zu dem Einen Zwecke der protestantischen Kirche an, um materielle Unterstützung dafür zu bekommen — das einzige Band zwischen ihnen und dem neuen Glauben; hörte heute die Bezahlung auf, so blieben sie nicht eine Stunde länger Protestanten. Das ist außer aller Frage, und in den letzten zwei Jahren, zu Dingle und Ventry, wo es eine so große Menge von Soupers gibt, habe ich mich davon mehr als je überzeugt. Seitdem ich in Dingle bin, sind von den Abgefallenen Hunderte öffentlich wieder in die katholische Kirche aufgenommen worden, darunter viele, welche neun bis zehn Jahre lang für Protestanten gegolten; ich habe die schriftlichen Erklärungen Vieler gesehen und war noch mehr der am Altare abgegebenen Zeuge; in allen Fällen betheuerten sie, daß es ihnen mit ihrem Protestantismus nie Ernst gewesen. Ich habe selbst ihre Kinder getauft und es von den andern Priestern thun sehen. Einigemal verweigerte ich die Taufe, wenn die Eltern nicht selbst wieder katholisch würden, und sogleich wollten die Mütter, auf die Kniee sinkend, das feierlichste Versprechen ihres Widerrufes ablegen. Das war besonders der Fall bei einer Frau aus Ventry, welche mit ihrem Täufling zu mir kam, und auf meine Weigerung erwiderte, ihre Familie erwarte gerade jetzt Handreichung von einigen Freunden, und sie seien fest entschlossen, dann alsogleich die Soupers zu verlassen, und zu dem Glauben zurückzukehren, dem sie im Herzen immer angehangen. Ich habe die bestimmtesten Beweise, daß diese Leute, wenn sie zur protestantischen Kirche gehen, stets ihre eigenen Gebete sprechen, und ein Mann erzählte mir, obgleich er drei Jahre lang regelmäßig jene Kirche

frequentirt, so habe er doch niemals ein Gebet mitgesprochen. Ich bin glaublich berichtet, daß sie, auch während sie dem protestantischen Gottesdienst anwohnten, doch alle specifisch-katholischen Ceremonien beobachteten, wie das Bezeichnen der Stirne mit dem Kreuzzeichen, das Besprengen mit Weihwasser und sofort. Begegnete dann solchen Leuten irgend eine glückliche Wendung ihres Geschicks, bekamen sie z. B. von ihren Freunden die Mittel zur Auswanderung nach Amerika, so war der erste Gebrauch, den sie davon machten, daß sie dem Protestantismus Valet sagten. So war ich Zeuge bei dem feierlichen Widerruf eines gewissen Connor, eines Suppers, der 15 oder 16 Jahre lang bei Herrn Hickson selbst Diener gewesen, und noch in der Nacht vor seiner Abreise nach Australien in das Pfarrhaus kam, um den Protestantismus abzuschwören, über welche Conversion sein früherer Herr nicht wenig erstaunte."

Sehr merkwürdig sind schließlich noch die Aussagen des Landedelmannes M'Kenna Esq. zu Ballyhea nächst Dingle gesessen. Als großer Grundbesitzer und langjähriger Armen-Pflegschafts-Rath für den Wahlbezirk, mit allen Verhältnissen der Gegend vertraut, erklärte er seine bestimmteste Ansicht dahin: daß das ganze System der Proselytenmacherei, wie es da betrieben worden, auf Trug und Heuchelei beruhe. Das sei nicht etwa bloß ein katholisches Urtheil, denn er wisse, daß viele respectabeln Protestanten, Bewohner der Stadt und der Umgegend, mit denen er über die Sache gesprochen, ganz derselben Meinung seien. Habe ja, nach der gemeinen Sage, sogar Lacy, der „Hauptsuppenesser“ (principal souper) in Dingle, seine Kinder katholisch taufen lassen. Verwunderlich seien aber solche Erscheinungen bei dem ungeheuern socialen Elende, das in dem Lande herrsche, nicht; als einen charakteristischen Zug erzählte er, während er seinen zehn ständigen Knechten sechs Pence täglich zu Lohn gebe, hätten ihm häufig Leute ihre Dienste für vier Pence angeboten, ja viele ohne allen Lohn, bloß um das Essen. Außer

solchen eingebornen Armen bezeichnet M'Kenna aber noch eine andere Gattung von „Suppenessern", deren auch Reverend William Brick, Pfarrpriester zu Inch und Inniscaul im Westen der Grafschaft, ausdrücklich erwähnt. In jener Gegend, bemerkt er, hätten in letzter Zeit Vergantungen im ausgedehntesten Maßstabe stattgehabt. „Solche Ausstoßung der Armen von ihren Pachtgütlein hatte die Folge, daß nach Dingle, dem Mistbeet der Proselytenmacherei, eine Menge von Personen kamen, die in der grausamsten Noth seyn mußten. Das ist dann Material für die Arbeit der propagandistischen Fanatiker oder Buben; dem Hungertod nahe, heimathlos, obdachlos — ist es ein Wunder, wenn der Arme dem lockenden Angebot von Nahrung, Kleidung und Unterkunft zum Opfer fällt? Viele fallen, und es ist einer der schärfesten Erweise für die Tiefe der religiösen Gefühle im Volke, daß, belagert wie es ist von den mannigfachsten Versuchungen, die Opfer der Proselytenmacherei nach Dutzenden und nicht nach Tausenden gezählt werden." — Indeß behauptet M'Kenna, daß unter diesen Leuten, welche nach Dingle gelaufen wären, weil sie gewußt, daß man hier bloß protestantisch zu werden brauche, um sich bequeme Unterkunft zu sichern, in der That Personen vom schlechtesten Charakter seien, zum Theil überführte Diebe, die er mit Namen nennen könnte. Namentlich diese ließen es sich dann bei ihrem Protestantismus sehr wohl seyn. Er habe oft genug solche Suppenesser bei ihrer „Arbeit" gesehen; es sei ein wahrer Hohn; da liege hinter der Colonie ein gewaltiger Erdhaufen, an dem schaufelten sie hin und her, ohne den geringsten Zweck, bloß damit es heiße, sie seien — beschäftigt. Uebrigens ist M'Kenna bezüglich der Aufrichtigkeit des Protestantismus der Suppenesser der nämlichen Meinung, wie alle Andern:

„Ich bin römisch-katholisch und gehe, wenn ich zu Hause

bin, in die Kapelle von Dingle zur Messe. Seit einem Jahr und mehr habe ich da Personen in großer Zahl in die katholische Kirche wieder aufnehmen sehen, welche zu verschiedenen Zeiten zum Protestantismus übergetreten waren. Die Messe ist uns dadurch gar oft zu lang geworden. Ich habe sie in Schaaren vor den Altar treten sehen zu dem ehrwürdigen Herrn O'Sullivan, dem Pfarrpriester, und wenn er sie fragte: warum sie nun zurückkehrten, sagten sie: sie hätten sich so unglücklich gefühlt, daß sie lieber Alles thun, als länger Soupers bleiben wollten, und deshalb bäten sie ihn, daß er zu Gott für sie beten, und sie wieder in die katholische Kirche aufnehmen wolle. Obgleich sie reichliche Geldsummen empfangen, so lange sie Soupers geblieben, hätte doch ihre düstere Stimmung sie des neuen Wohlstandes nicht genießen lassen, und nun stünden sie vor dem Altar, um so viel als möglich das gegebene Aergerniß gutzumachen, und die gläubige Heerde um Verzeihung zu bitten, und vor Gott zu versprechen, daß sie nie mehr ihren Glauben um Geld verrathen wollten. Dem fügten sie bei: nimmer seien sie aus Ueberzeugung Protestanten gewesen, sondern aus äußerster Noth und weil ihre Kinder um sie herum gehungert." — „Als dieser Tage eine Versammlung unsers Poor-Law-Collegiums unter dem Vorsitz des Herrn de Moleyns war, kam ein Weib, die Frau eines Schneiders, Namens Dennechy, um Unterstützung nachsuchend, ward aber abgewiesen, weil ihr Ehemann und ihre Familie sich nicht mit vorstellten. Da heftete sie die Augen auf die anwesenden römisch-katholischen Räthe, darunter ich selbst, und fuhr heraus: „„Wenn Ihr mir nichts geben wollt, so werde ich zu Pastor Lewis gehen; ich habe etwas Kartoffel gepflanzt, und mit ihm will ich es halten, bis sie zeitig sind."" Alle jene Leute sagten aus, daß sie niemals an die Lehrsätze der Protestanten geglaubt, zu denen sie übergetreten, nachher so wenig wie vorher; sie versicherten, daß sie stets ihre eigenen Gebete für sich hergesagt, während des protestantischen Gottesdienstes, und ich hörte eine Frau sagen, sie habe in der Kirche immer an einem Stück Brod gegessen, um ja nichts von dem zu hören oder zu erfahren, was sie da sagten. Selbst Protestanten aus dieser Stadt haben mir wiederholt gesagt, es sei von den Soupers keinem Ernst und sie selbst verabscheuten das System. Manche von den alten Pro-

testanten, die Mangel litten, klagten bitter, daß sie keine Unterstützung erlangen könnten, weil alle disponibeln Mittel zur Vertheilung unter die Proselyten reservirt würden."

Man fragt nun billig, wer unter den Nahestehenden denn um's Himmels willen ein solches Missionswesen zu unterstützen vermöge; wie es nur möglich sei, daß ein so schmachvolles Treiben im Namen des Evangeliums nicht schon lange unter dem einmüthigen Schrei tiefster Entrüstung aller irischen Protestanten zusammengestürzt sei? Die Antwort, welche M'Kenna darauf gibt, ist wahrhaft entsetzlich, und gewährt einen fürchterlichen Einblick in die Geheimnisse der englisch-protestantischen Suprematie. Trotz des unverhohlenen Abscheus aller redlichen Protestanten, erfreut sich die „Suppen-Esserei" des — officiellen Schutzes und amtlicher Förderung, und die Weise, wie diese hohe Gunst realisirt wird, ist fast noch abscheulicher, als die missionarische Thätigkeit der Irish Society u. s. w. selber. Die Anklagen des edlen Herrn M'Kenna lauten sehr bestimmt:

„Dieses Evangelisirungs-System hatte sich der Gunst aller (protestantischen) Grundherren des Distrikts zu erfreuen, und ich habe bei einigen Gerichten selbst die Bemerkung gemacht, wie es sogar auf die Anwendung des Strafmaßes influenzire; ich will sagen, daß immer eine härtere Strafe verhängt wurde, wenn der Kläger ein Souper, als wenn es bloß ein römischer Katholik war, der Beschwerde erhob. Zu Caherdogan im Kirchspiel Kilmalkeder sah ich mit eigenen Augen eine große Zahl von Leuten aus ihren Pachtgütern werfen, und Suppenesser darauf setzen. Im Dorfe Ventry hat man dem größern Theil der Katholiken ihre Hütten niedergerissen, und auf den Trümmern ihrer Wohnungen Häuser für die Soupers gebaut. Die armen Katholiken klagten mir selbst, daß sie bei den (protestantisch besetzten) Gerichten ihr Recht nicht zu finden wüßten, wenn sie mit Suppern in Proceß geriethen. Bei den letzten Sitzungen der Grand-Jury in Dingle war ich, wie sonst, Geschworner. Nachdem der Staatsanwalt die Liste geprüft

und sie außerordentlich günstig gefunden, gratulirte er der Grand-Jury, daß deren Distrikt so friedlichen Charakter zeige und nur ganz gewöhnliche Fälle aufweise. Als nun die in der That sehr wenigen Anklagen abgeurtheilt waren, stellte ich, der ich selbst zu den Hochbesteuerten gehöre und ihre Interessen zu vertreten mich berufen fühlte, den Antrag: der Staatsanwalt möge uns sein Gutachten auf Zurückziehung der in dieser Stadt stationirten Polizei-Verstärkung geben, deren Kosten eine schwere Bürde für den Ort seien. Der Vorsitzende war aber ein Protestant, Herr Hickson der Müller, und obgleich mein Antrag mit allen Stimmen, weniger zwei, durchging, weigerte er sich, ihn dem Staatsanwalt vorzulegen. Ich that es daher selbst, und er war ganz damit einverstanden, indem er sein Erstaunen ausdrückte, daß die Ortsbehörden, die doch selbst Hochbesteuerte wären, nicht schon lange auf Entfernung dieser Polizei-Verstärkung gedrungen. Es ist ein wohlbekanntes Factum, daß sie gar nichts zu thun hat; ich habe die Mannschaft häufig ganz zwecklos umherstreifen sehen, und es ist meine zweifellose Ueberzeugung, daß der Distrikt die Taxe für ihren Unterhalt nicht zu tragen hätte, wenn es nicht wegen der hier in Betrieb gesetzten Proselytenmacherei wäre, und zur Vorsorge gegen etwaige Ausbrüche der Mißstimmung unter dem Volke über die Scenen, welche sie vor seinen Augen aufführt."

Und nun Sie, m. H.! Ich fürchte nicht, daß Einer unter Ihnen sei, der sich nicht mit Abscheu vor dem Thatbestande abwendete, welchen ich Ihnen naturgetreu abgeschildert habe. Ich glaube nachgewiesen zu haben, welche „Kräfte der wahren Kirche", um mit der Darmstädter „Kirchenzeitung" zu reden, die irische Mission „auf dem Boden der Verfolgung" entwickelte, wie sie „unter Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art" ihren Zweck „in aller Stille" angestrebt, wie nun „die Resultate glorreich offen vor den Augen liegen", wie das Volk „der katholischen Geistlichkeit entfremdet ist", wie „mit Freuden" der Ire „das Joch seiner Kirche abschüttelt." Sie sehen, m. H.! welch glattgeschmierte Phrasen für die überaus häßliche Sache man Ihnen beige-

bracht, und Sie werden nicht läugnen, daß ich an Irland die Berechtigung meiner Charakteristik der englisch-niederkirchlichen Propaganda als — Lügenworte und Lügenwerke versprochenermaßen erhärtet habe. Ich muthe Ihnen daher hiemit noch einmal die offene Erklärung zu: daß Ihnen mit solcher Religion nichts gemein sei!

Zweiter Brief.

Actenmäßige Thatsachen über die englische Propaganda in Italien.

Ich habe, m. H.! im Eingange meiner prophylaktischen Briefe schon hervorgehoben, daß sie ebenso sehr um Ihrer- als um unserwillen geschrieben wurden, und in der That ist diese meine zweite Epistel ganz allein Ihren eigenen Interessen gewidmet. Sie haben gesehen, wie die englische Niederkirchenpartei und ihre Predigerschaft „von verschiedenen Confessionen“ in Irland missionirt, mit oder ohne Evangelical Alliance. Die große Partei steht als kirchliche Demokratie dem episcopalen Monarchismus in der etablirten Kirche gegenüber; sie vertritt gegen die anglikanische Stagnation das verflüchtigende Element, welches als negative Kritik über den Protestantismus in Deutschland so ungeheure und von Ihnen, m. H.! selbst tief beklagten Verheerungen gebracht hat, bloß thut sie es nicht mit dem deutschen Idealismus, sondern mit dem praktischen Verstand Englands. Sie ist mit den Sakramenten und dem ganzen christlichen Altar bereits glücklich fertig geworden, und trägt, so gut wie die Lichtfreundlichkeit in Deutschland, und ebenso natürlich und nothwendig, ihr entschieden politisches Moment in sich,

welches zwar ein specifisch-englisches ist, aber sich überall als unwiderstehliche Neigung zur radikalen Revolution manifestirt. Wie der Rabe dem Aas, habe ich gesagt, so zieht diese Partei allenthalben der physischen oder moralischen Noth unter den Katholiken nach; in Irland ist der Pauperismus ihr Wahlplatz, in Italien ist es noch dazu ihr zweites Selbst, der Revolutionsgeist, das politische Verderben des armen Volkes, mit dem sie Hand in Hand geht. Ihre Taktik ist hier wie dort ganz dieselbe; an ihrer Mission in Italien werden Sie, m. H.! Zug für Zug das grauenhafte System ihrer Mission in Irland wieder finden. Und allem Dem — haben Sie bis jetzt Ihre Sanktion ertheilt, und einem solchen Treiben haben Sie Ihre volle moralische Unterstützung geliehen! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, m. H.! wie Sie das gethan: wozu Ihr Kirchentags-Präsident vom vorigen Jahre mit einer Deputation unter englischem Commando nach Toskana ging; welch traurige Kette von Verläumdungen und officiellen Quälereien gegen den Souverain in Florenz Sie durch Ihre unbesonnenen (wie ich annehmen will!) Beschlüsse provocirten; mit welchem Jubel die preußische Einladung an die bekannten „Märtyrer" der englisch-italienischen Geheimbündelei, in Preußen fortan leben zu wollen, nicht etwa nur in der Berliner-Alliance-Filiale des englischen Agitators Prediger Kuntze aufgenommen wurde, und deßgleichen die Losbittung des Kriegsministers der Mazzini'schen Republik in Rom von seiner wohlverdienten Strafe. Man hat sich im katholischen Deutschland erstaunt gefragt, wer denn etwa den eventuellen Kriegsminister des eventuellen preußischen Republik-Präsidenten Kinkel unter irgend welchem Vorwande loszubitten hätte wagen dürfen. Und wenn man alle diese Thatsachen, wie sie seit einem Jahre unter Ihrem lautesten Beifall, Ihrer strebsamsten Förderung vor sich gegangen, als Indicien der Curatel ansieht, welche die demokratisch-kirchliche Partei Englands über Sie, über den deutsch-

evangelischen Kirchentag, durch Leute, wie Marriott und Kuntze, bereits übe — ist das zu verwundern? zumal, da auch noch ganz entschiedene Beweise dieser englischen Vormundschaft, in Deutschland selbst, geliefert worden sind. Jene englische Partei strebt über ganz Europa das Netz ihres religiös-politischen Bundes auszubreiten; wollen wirklich auch Sie darin sich fangen lassen? Wo nicht, so zerreißen Sie die schon geknüpften Maschen, widersagen Sie ihren Lügenworten und Lügenwerken, mit Wort und That, in — Deutschland und Italien! Hic Rhodus!

Die Centren Ihrer Missions-, Bibel-, Traktaten-Vereine in Deutschland empfangen von dem Ueberfluß der großen Gesellschaften Englands reichliche Geldunterstützungen, weil man will, daß sie kräftig seien gegen Rom durch den heiligen Geist, welchen die Niederkirchenpartei allein kennt — das Geld. Man betrachtet Ihre Vereine allerdings als taugliche Werkzeuge für die religiöse Wühlerei auf dem Continent; wenn Sie aber einmal den englischen „Predigern verschiedener Confessionen“ selbst gegenüberständen, wie dann? Darf ich Sie, m. H.! vielleicht bitten, Ihre Blicke manchmal auf das Leipziger „Evangelisch-lutherische Missionsblatt“ richten zu wollen. Sie werden dort sehr häufig, und noch in der jüngsten Nummer (16), auf schwere Klagen der lutherischen Missionäre in Ostindien stoßen: daß sie von ihren englischen Collegen der „verschiedenen Confessionen“ die schwersten Unbilden, Schimpf und Lästerungen von der Kanzel, Verdächtigung als „Vorläufer der Jesuiten“, die gehässigsten Chikanen erdulden müssen, und daß ihre Gemeindeglieder von diesen Engländern im eigentlichen Sinne des Wortes — auf dem Wege des Meistgebots für Geld angekauft werden! Wie diese Apostel in Irland arme Katholiken kaufen, so kaufen sie in Ostindien arme Deutsch-Lutheraner. Welches Evangelium! Ja, wenn heute ganz Ober- und Mittel-Italien zum reinen lutherischen Wort abfielen, so würden

morgen die Hunderte englischer „Prediger von verschiedenen Confessionen" mit der brittischen Bibel und geöffneten Geld-Beuteln über Ihre Gemeinden herfallen, mit nicht geringerm Eifer, als sie jetzt dem katholischen Kirchenwesen thun, und Sie, m. H.! würden ohne Zweifel alsbald in den Fall kommen, mit ausdrücklichem Bezug auf das missionirende England, den „christlichen Staat" aufzurufen gegen „wandernde Prediger und auswärtige Sendlinge", gegen Confessionen, die „den Boden des christlichen Offenbarungsglaubens gänzlich verlassen, und eben deßwegen nicht mehr die gleichen Bürgschaften für Ordnung und Frieden in der bürgerlichen Gesellschaft gewähren." So haben Ihre Kirchenregimente bei der jüngsten Eisenacher-Conferenz gegen die einheimische Sektirerei gethan; und nun denken Sie sich einmal in den Kampf gegen das Geld und die Revolutionskünste der vereinigten Mission „verschiedener Confessionen" Englands, wie ihn der Großherzog von Toskana ausgestanden und noch aussteht!

Ein Vorspiel im Kleinen führt man ja mit Ihnen, m. H.! jetzt bereits in Ihrem eigenen Lande auf! Aus den Bibeln der großen englischen Missions-Vereine sind die Apokryphen ausgemerzt, und England will, daß sie auch aus Ihrer deutschen Lutherbibel entfernt werden. Die zwei Doktoren (?) Pinkerton, Agent der „Brittischen Bibelgesellschaft" in Frankfurt, und Marriott, Agent der „Londoner Missionsgesellschaft" in Basel, haben daher seit einigen Jahren die Agitation eingeleitet und Bibeln ohne Apokryphen verbreitet; und Prediger Kuntze in Berlin tritt gegen die theologischen Autoritäten des Kirchentags auf, als officieller „Agent der Evangelical Alliance", und verdammt jene biblischen Schriften als „Lügenden", „Romane", weniger messianisch als Virgil, Fabelgeschichten, aus denen man die gräßlichsten Irrthümer, z. B. Entschuldigung des Königsmords, ziehen könne und ziehe. Dr. Hengstenberg erklärte dagegen bei der jüngsten Berliner Pastoral-Conferenz: „das un-

bedingt verwerfende Urtheil über die Apokryphen sei eine faktische Verläugnung des Glaubens an eine heilige Kirche;" durch diese Polemik „erhalte die Autorität der Kirche, die jetzt, wenn je, zarte Schonung verdiene, und welche muthwillig anzugreifen, jetzt ein besonders schweres Vergehen sei — einen neuen Stoß;" „man möge nur bedenken, was denn die Leute von einer Kirche denken sollten, welche seit ihren ersten Anfängen und durch Jahrhunderte ihres Bestehens Bücher als nützlich und gut zu lesen empfohlen, und sie der Sammlung der heiligen Schrift beigefügt, welche in Wahrheit unnütz und schädlich zu lesen, und unermeßlich viel zur Stärkung des Unglaubens, zur Förderung seelenverderblicher Irrthümer beigetragen haben sollen." Mit Recht, m. H.! fügt eines Ihrer geachtetsten Organe bei: dieses Sturmlaufen unter englischem Panier heiße nichts, als einem Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer nach Kräften in die Hand arbeiten, und macht es Jedermann „zur Gewissenssache", auch nicht Eine Bibel ohne Apokryphen mehr zu verbreiten, oder verbreiten zu lassen *). Von offener Rednerbühne hat Dr. Hengstenberg geäußert: die ganze Agitation „stehe unmittelbar oder mittelbar unter dem Einflusse Eines Mannes, des sehr ehrenwerthen Dr. Marriott, der unermüdet dafür thätig sei, die Grundsätze seiner Heimath, unterstützt durch bedeutende Mittel, die ihm aus ihr zufließen, in — Deutschland geltend zu machen." Und nun, m. H.! wie werden Sie auf Ihrem Kirchentag beweisen können, daß Sie noch Herr im eigenen Hause sind? Der englische Agent der „verschiedenen Confessionen" in Basel kümmert sich nicht im geringsten um Ihr gerechtes Anathem; wie werden Sie es in dem Gebiet Ihrer Kirchenregimente aufrecht halten gegen den einzigen Marriott? Werden Sie den Verdacht englischer Vormundschaft zu beschämen vermögen? Ich gestehe,

*) Halle'sches Volksblatt. 20. Aug. 1853.

sehr wenig Hoffnung zu haben! Muß ja selbst Dr. Hengstenberg die schandbare Wühlerei Marriott's, von dessen schleichenden Sendlingen man in den katholischen Dörfern Würtembergs und Badens zu erzählen weiß, als „in so manchen Beziehungen höchst wohlthätig wirkende Energie“ rühmend anerkennen!

Wenn aber schon die englische Agitation gegen die Apokryphen Ihrer Bibel in Deutschland nichts Anderes wirkt, als die Förderung der negativen Kritik des Unglaubens, was, m. H.! glauben Sie, daß das englische Evangelium überhaupt in Italien erst wirke? Ich weiß, von wie harten Vorurtheilen deßfalls Ihre Ohren verstopft sind, aber dringt denn auch kein Mordschrei der Gemeuchelten durch, von denen die Blätter aus Italien, und zur Zeit in specie aus dem Kirchenstaat, fast täglich berichten? Soll ich Ihnen vielleicht ein Dutzend solcher Mordfälle nur aus neuester Zeit aufzählen? Oder das jüngst in Rom selbst entdeckte Banditen-Complott näher beschreiben, das gerade im Begriffe war, zum Behuf des Ausbruchs unter Massenmord und Plünderung, flüchtige Mazzinisten als Helfershelfer mit englischen oder, wenn diese wirklich verfälscht seyn sollten, jedenfalls mit piemontesischen Pässen an sich zu ziehen, und zwar aus Genua? Aus demselben Sardinien, das die „Kreuzzeitung“ jüngst „den Staat Siccardi, diesen Bastard des état athée und der officiellen Heuchelei“, betitelte, das aber niemand Anderer, als England und sein Evangelium zum Abgrund aller Niedertracht gemacht! Und dasselbe, ja gerade dieses Sardinien ist andererseits wieder Ihr Augapfel, m. H.! Während die reformirte Synode in Holland öffentlich ihre große Freude ausspricht, daß aus den Niederlanden allein 23,000 fl. zum Bau der protestantischen Kirche in Turin geflossen, sitzen in den Missions-Conferenzen zu Berlin allerlei specifische Lutheraner, ein Stahl, Gerlach u. s. w. beisammen, und freuen sich mit Herrn Kuntze, daß das am Arno belästigte englische Evan-

gelium in Turin einen sichern Zufluchtsort und an den Waldensern des Landes vortreffliche Mitarbeiter gewonnen; man müsse daher die Waldenser-Gemeinden auf das allersorgfältigste unterstützen; mit ihrer Hülfe könne noch ganz Sardinien protestantisch werden. Oh, denkt an Tuam! Und wenn Sie, m. H.! wissen wollen, wie über Genua und Genf mit englischem Gelde in Piemont und Savoyen missionirt wird, so versetzen Sie nur gefälligst The Dingle Mission nach Sardinien, dabei freilich nicht zu vergessen, daß hier in dem englisch-evangelischen Mistbeet auch noch eine gute Dosis Revolutionsgeist treibt.

Schicken Sie, m. H.! einen glaubwürdigen Mann aus, daß er persönliche Untersuchung pflege über den Betrieb der englischen Propaganda in Italien überhaupt, Sardinien insbesondere, und Sie werden staunen, die irische „Suppenesserei“ hier portraitähnlich copirt wiederzufinden; als Besonderheit kommt daselbst nur noch hinzu, daß die sogenannte Regierung selbst jegliches Mittel, auch die öffentlichen Vergnügen, und namentlich die Theater, benützt, um Alles religiös-moralische Gefühl im Volke zu untergraben. Zum Glücke liegt aber in diesem Volke ein guter katholischer Kern, der sich zum Schrecken der Propagandisten erst in letzter Zeit bei einem öffentlichen Kirchenfeste auch recht handgreiflich manifestirt hat, und der Klerus ist wach! Uebrigens ist es Thatsache, daß nicht selten arme Familienväter bei ihren Seelsorgern anfragen, ob sie denn nicht, um das angebotene Geld zu erhalten, sich protestantisch stellen und den waldensischen Gottesdienst besuchen dürften. Genf hat, nicht nur was Savoyen betrifft, die Fäden des Souperism in der Hand, und namentlich ist dieses Genf der Knotenpunkt der großen italienischen Bibel-Straßen, auf welchen die verfälschte Waare in solchen Massen geht, daß jüngst sogar ein sardinischer Minister, Schanden halber, einen großen Transport über die Gränze zurückschickte. In dem edlen Genf selber nun, wo die

Herren Prediger „der verschiedenen Confessionen" unter sich bekanntlich wie Hunde und Katzen leben, haben sie doch, unter direkter englischer Unterstützung, in herzlicher Eintracht gegen Außen einen ächt Dingle'sche Seelen-Trafik errichtet; die Annales catholiques de Genève versprechen bereits, nächstens einige der für das lautere Wort Erkauften bei Namen zu nennen, und Beiträge zur Geschichte des Genfer-Seelenschachers zu liefern, die zum Lachen wären, wenn es sich nicht um so gräuliche Religionsschändung handelte.*) Auch außerdem hat mich schon lange gewundert, daß die Genfer-Central-Herren noch nicht auf den Einfall gekommen, etwelche savoyischen „Suppenesser" oder mit dem evangelischen Mäntelchen à la Aurelio Saffi verkappten Mazzinisten in die Stadt Calvin's zu ziehen, welche ja von zunehmender katholischen Population „bedroht" seyn soll, und sie dort in Parade aufzustellen, zum heilsamen Schrecken für alle Jesuiten und Halle'schen Kryptokatholiken. Nebenbei konnte ein öffentlicher Triumphzug des Seelen-Trafik mit dem käuflich erworbenen Sclavenvolk vielleicht auch den Schritt in Schatten stellen, welchen kurz vorher der gelehrte Engländer Stevenson, Professor der orientalischen Sprachen zu Genf, zur alten Kirche zurück gethan. Und siehe da! — so eben lese ich in der „Allgemeinen Zeitung": das „Ereigniß des Tages" in Genf und eine „im gegenwärtigen Moment gewichtige Thatsache" sei der am 1. Sept. vor einer „ungeheuren Menschenmenge" stattgehabte „Uebertritt von 39 erwachsenen (ah!) Katholiken, darunter ein savoyischer Geistlicher, zur Genfer-Na-

*) „Les ministres vont chez nos pauvres gens acheter leur foi à prix d'argent ou de secours. Nous connaissons plus d'un fait de ce genre et bientôt il nous sera donné de publier quelques menées occultes avec les noms propres. Cette histoire du trafic des âmes pourrait révéler de piquantes scènes, s'il y avait lieu de rire, quand il s'agit de la foi arrachée aux pauvres!" cf. Ami de la religion 6. Sept. 1858. p. 573.

tionalkirche"; zugleich verspricht man in Bälde eine zweite Lieferung. Und das Alles unmittelbar vor Eröffnung Ihres Kirchentages! Sogar einen „savoyischen Geistlichen" producirt man Ihnen! Nun war freilich der Herbergsvater des jüngst in Rom aufgehobenen Mazzini-Mordclubs auch ein „Geistlicher", ein ausgestoßener Mönch nämlich; aber solche Nebenumstände sind ja leicht zu secretiren, wie man in Sachen der Madiai erfahren. Die Hauptsache ist, daß man Ihrer Hülfe für das hoffnungsvolle englische Evangelium in Italien wieder bedarf, und deßhalb Ermunterungen in's Werk setzen muß. Sie werden, m. H.! vielleicht sogar in den Fall kommen, eine neue Deputation nach Florenz beschließen zu müssen. Denn in diesem vom Evangelium Englands so zärtlich bedachten Nachbarlande des Kirchenstaats sind neuerdings neun Personen auf einmal zu vierzig Monaten Gefängniß, gerade wie die Madiai's, verurtheilt worden, wegen Complotts gegen die Religion und Verfassung des Landes, oder „wegen Theilnahme an evangelischer Propaganda und einer politischen geheimen Gesellschaft"; in England hat man in den Verurtheilten alsbald ebenso viele unschuldigen Opfer der papistischen Tyrannei, neun neue „Märtyrer" erkannt, und die Agitation ist vorerst in der Presse in Gang gebracht. Sollten Sie, m. H.! dießmal wirklich ab der Klinge springen wollen?

Daß das Urtheil gegen jene Neun ausdrücklich auf religiöse und politische Wühlerei lautet, kann doch kaum einen Unterschied der Fälle begründen. Beide gehen in Italien ganz dieselben ungesetzlichen Wege, und diese laufen so genau parallel, man sieht die auf ihnen Wandelnden so deutlich Hand in Hand ziehen, daß das politische vom religiösen Moment in der That ganz untrennbar erscheint, und man eine solche Scheidung auch in Exeter-Hall selbst weder vornehmen kann noch will. Nur ein Zufall ist es, wenn in der Madiai-Sache die erste Entdeckung auf die mehr religiöse Seite der

Einen Verschwörung gegen die staatliche Ordnung fiel. Diese Einheit hat sich von Anbeginn nie verläugnet. Es war in dem Augenblicke, wo die Revolution siegte, daß die protestantische Propaganda durch jede von ihr aufgerissene Bresche über Italien hereinstürzte; es war unter dem Schutz der blutrothen Fahne Mazzini's, wo der Prediger des englischen Evangeliums seine Bibel aufschlug, ein Heer von Achilli's und Saccarese's in Rom als Apostolat auftrat, in Toskana aber unmittelbar englische Emissäre, verstärkt durch Officiere Ihrer brittischen Majestät, zu agitiren begannen. Die Revolution war von jeher der Ueberzeugung, daß ihre „Freiheit Italiens" nur über den Trümmern der katholischen Hierarchie erstehen könne, und die englische Propaganda, daß der Protestantismus in Italien nur durch den Umsturz der bestehenden Regierungen mittelst einer glücklichen Revolution zur Blüthe gelangen werde. Diese Ueberzeugung von der natürlichen Alliance der beiderseitigen Bestrebungen beseelt noch heute wie vor Jahren die Bible Society und die Society of the friends of Italy (der englischen „Freunde Italiens") in London, respective Mazzini und seinen Anhang; sie fühlen und sprechen es aus, daß sie einander gegenseitig ergänzen, und nur eng vereint ein ausgebildeter Organismus sind. Daher ihre fast unwillkürliche Solidarität. Beide haben dieselben geheimen Schleichwege, die Einen für ihre politischen Brandbriefe, die Andern für ihre verfälschten Bibeln und lästernden Tractate. In ganz Italien (und in Toskana namentlich durch das Statuto fondamentale vom 15. Febr. 1848 und das Preßgesetz vom 17. Mai 1848) sind alle Schriften, die „ex professo von Religion handeln", vorgängiger Revision unterstellt und Angriffe gegen die Religion des Volkes und folglich des Staates strenge verpönt. Ausländer aber glauben diese Gesetze von Rechtswegen verhöhnen und dessen sich noch als heiliger Arbeit rühmen zu dürfen, denn es gelte ja das Wort Gottes und die Verbreitung der heiligen Schrift.

Wort Gottes! Welches? Man sieht nie und nirgends, daß irgend eine bestimmte Lehre, irgend eine kirchliche Einheit den Italienern zugemuthet würde; die Bibel allein ist es; und sie wird ihnen bloß geboten, als der Inbegriff aller möglichen Negation der katholischen Lehre, als das Symbol des Abfalls und der Rebellion gegen die Kirche; wer sie annimmt und liest oder zu lesen vorgibt, ist ipso facto Protestant und damit genug! Unbehinderten Eingang für diese Bibel Englands fordern, heißt nichts anderes, als den italienischen Regierungen die Erlaubniß abdringen wollen, daß jeder Repräsentant jeder der unzähligen Religionssekten gefälligst hereinspazieren und sein Möglichstes thun möge, um so viele Katholiken als beliebig zu beirren, zu verwirren, und mit allen Arten des Souperism gegen den Glauben des Volkes aufzutreten. Toleranz für diese Bibel ansprechen, heißt sie ansprechen für alle die siebenmal siebzig Sekten, von den Evangelicals bis zu den Neujerusalemitern, Plymouth-Brüdern und Mormonen, zu allernächst für die ganze Reihe der „Prediger verschiedener Confessionen"; ist Einer derselben nicht Träger des Mazzinismus, so ist es der andere, und Garantie bietet keiner. Sie vertrauen aber auch selbst der Kraft ihrer Bibel allein nicht; diese erscheint stets unter Bedeckung eines Commentars von Tractaten, die, wo immer etwas Luft wird, wie verwüstende Heuschreckenzüge auf das arme Volk sich niederlassen. Und predigen vielleicht diese Commentare einen bestimmten positiv-religiösen Lehrinhalt? Bewahre! das könnte unter Umständen ganz antimazzinisch seyn! Was sie lehren, ist das ächtmazzinische große Evangelium: daß das Papstthum durch den Massenabfall zu vernichten sei. Die neue schottische Kirche zu Leghorn und deren geistlicher Vater Reverend Rob. Stewart waren eine unerschöpfliche Kloake mitten in Toskana, der solcher Schlamm entströmte; man griff aber auch nach größern Lästerschriften und um Jahrhunderte zurück. A. Pallario's vom Trienter-Concil feier-

lich verdammtes Werk, Merle d'Aubigné's berüchtigte Reformations-Geschichte, und zwar deren Dedication in besonderm Abdruck durch die Post an eine Menge von Leuten geschickt, das ebenso elende als infame, von Blasphemie strotzende Pamphlet Enrico Montazio: il Papa al cospetto della Società, und dergleichen circulirten in allen Richtungen. Selbst die „Allgemeine Zeitung" hat jüngst (den 16. Juni) bei Besprechung der kleineren unter das italienische Volk geworfenen Traktätlein, deren Sprache von so diabolischem Hasse zeuge, daß Auszüge nicht einmal zur Probe zuläßig seien, die Bemerkung gemacht, „das Wirken der religiösen Wühler sei für den Bestand Italiens weit gefährlicher," als das der politischen. Sie hat eingestanden, daß alle diese evangelischen Bibel-Commentare sich um „den Betrug der Priester" drehten, die zu Gunsten ihres weltlichen Vortheils die Bibel verböten und verfälschten, während nur die Protestanten nach der Bibel handelten; daß von einer bestimmten Lehre oder Cultusform nirgends die Rede sei, „dieß hier auch wohl gar nicht der Zweck, sondern eher der Plan zu seyn scheine, die bis jetzt gegen alle politischen Umtriebe sehr gleichgültige Masse in irgend einer Weise aufzuregen, und dazu sei allerdings ein Krieg gegen die Priester nicht unzweckmäßig." Gewiß! das ist auch Mazzini's innerste Ueberzeugung, und daher seine großen Erwartungen von der Bible Society. Die „Allg.-Zeit." selbst findet sich gedrängt, unter Hinweisung auf die „Glaubensrichtung und die darauf gegründete Tugend und Tüchtigkeit des unverdorbenen Theils der italienischen Bevölkerung abseits der großen Fremdenwege", weiter zu fragen: „wenn aber das Volk von seinen Priestern in Mißtrauen und Feindschaft getrennt ist, was bleibt ihm dann in Hinsicht auf seine Religion?" Die Antwort ist einfach: der baare Unglaube und folglich der Ruin seiner Moralität! Und das ist es abermals, was Mazzini will! Es ist damit jetzt schon weit gekommen. Fast niemals

hat es sich früher zugetragen, daß zum Tode verurtheilte Missethäter nicht als büßende und reumüthige Sünder gestorben wären, während jetzt der Fall häufig vorkommt, daß solche Malefikanten aus der niedersten Volksklasse mit der frechsten Gottlosigkeit allen Beistand der Religion hartnäckig von sich weisen. So berichtet wörtlich dieselbe „Allgemeine Zeitung" aus Sinigaglia vom 28. Aug., und das sind italienische — Protestanten!

Ja, m. H.! Mazzini und seine englischen „Friends of Italy", ein Verein von großentheils angesehenen Britten, haben Grund, große Erwartungen von dem Wirken der Bible Society u. s. w. in Italien zu hegen. Sie versprechen aber auch herrliche Vortheile dagegen. „Stoßt zu uns", schreien sie dem protestantischen England zu, „und als Lohn von uns sollt ihr erringen, was ihr wollt und braucht: den Untergang der päpstlichen Macht und die volle Freiheit, in ganz Italien zu lehren, zu bekehren, die Bibel zu verbreiten; das werdet ihr dann haben, wenn unsere Revolution über die bestehenden Regierungen Italiens gesiegt hat, oder nie; thut daher, was an euch ist, zur Rettung der Halbinsel aus den Fesseln des Papstthums, des Pfaffenthums, des Jesuitismus und der Inquisition; es bedarf dazu weiter nichts, als daß ihr fortfahrt, die Ueberschwemmung des Landes mit euern Bibeln und euern Predigern zu erzwingen." Und nun — wer von Ihnen, m. H.! vermag eine Thatsache, oder nur ein competentes Wort aufzubringen, zum Beweise, daß die angebotene Solidarität der beiden englischen Gesellschaften zurückgewiesen sei, daß sie nicht in voller Blüthe bestehe? Ich fordere Sie auf, zu sagen, ob nicht die ganze Geschichte der letzten Jahre für die Existenz dieser Solidarität spricht? ob nicht jede Meinungsäußerung der englischen Propaganda dasselbe thue? Selten vergeht ein Monat, daß die Blätter aus England nicht von Meetings, Festen, Kunstproductionen zum Besten der flüchtigen Italiener berichten, und sind bei solchen Gelegenheiten Mazzini und die Seinen nicht stets von Friends of Italy umgeben, welche zugleich die Elite evangelischer Ritterschaft bilden, von Prof. Newman bis zum Earl Roden, bis zu den Lords Stuart und Shaftesbury? Wissen Sie nicht, m. H.! daß die Society of the friends of Italy mit einer großen Schaar von Predigern aller Schattirungen prahlt, die zu ihren Mitgliedern zählen, daß in ihrem hohen Rathe allein wenigstens 26 Reverends zur Stunde sitzen? Kurz, an die religiösen Gefühle Englands hat die So-

ciety appellirt, und dieses kein Bedenken getragen, um der evangelischen Zwecke willen mit der rothen Revolution die angebotene Solidarität einzugehen.

Hören Sie selbst, m. H.! wie England von dem evangelischen Charakter des Mazzinismus überzeugt wird, überzeugt durch die Stimmen solcher, die es als seine eifrigsten Zionswächter kennt! Eine Londoner-Monatsschrift hat sich jüngst die Mühe genommen, die Staatsschriften der Friends of Italy zu prüfen und in ausführlichen Auszügen mitzutheilen *). Besonders beachtenswerth sind die Monthly Records („Monatsberichte") der englisch-mazzinischen Society. Den 11. Okt. 1851 erging ein Aufruf an das brittische Volk, die „Freunde Italiens" zu unterstützen, im Namen der allgemeinen Sympathie, die Jeder für die Freiheit Italiens hegen müsse, der „an die politische und religiöse Zukunft der Menschheit glaube." Als Grundlage der Society ist angegeben der Protest „gegen den Alpdruck der päpstlichen Tyrannei, nicht nur als politischen, sondern auch als religiösen Instituts;" als Zweck wird neben der politischen und religiösen Freiheit der italienischen Nation ausdrücklich genannt — „Vertreibung des Papstes und Herbeiführung einer neuen Aera religiöser Reformation, die von Italien ihren Ausgang nehmen und sich verbreiten solle." Eine Adresse, von römischen Mazzinisten an die englischen „Freunde" gerichtet, empfiehlt sich ihnen besonders durch die Stelle: „Unter den Uebeln, die seit Jahrhunderten unsere Nation unterdrückten, und der politischen und religiösen Knechtschaft, die auf uns lastet, konnten wir keine besseren Anwälte für unsere Sache finden, als die Bewohner eines Landes, das auf der Bahn der Freiheit durch die europäische Finsterniß vorangegangen, und das zum Lohne die unverfälschte Auslegung des göttlichen Wortes besitzt." Aber auch die Gegendienste, mit welchen der Mazzinismus England lohnen wird, sind unschätzbar; die Societät der Friends of Italy macht darauf unablässig aufmerksam. So forderte sie im Juli 1852 in einem Appeal to Electors ihre Landsleute auf, keinem Parlaments-Candidaten ihre Stimme zu geben, der sich nicht verpflichte, für Räumung des Kirchenstaats von den fremden Truppen thätig zu seyn, damit „die Römer mit dem Papstthum wieder nach eigenem Wünschen und Wollen verfahren könnten": „Mögen die protestantischen Wähler insbesondere nicht ver-

*) S. den Aufsatz The Madiai im Dublin Review N. LXVII. p 215 ss.

gessen, daß der eigentliche Kampfplatz gegen das Papstthum Rom selbst ist; und daß, wenn wir dem italienischen Volke nur die Chancen in die Hand geben, es uns dann von selbst alle fernere Sorge um die Gewalt des Papstes ersparen wird.“ Anfangs 1853 schärfte, um andere Beispiele zu übergehen, ein Flugblatt: Italy and the Papacy, den Engländern die von den italienischen Bundesgenossen der englischen Society zu erwartenden Gegendienste neuerdings ein:

„Es gibt kein unterdrücktes Land, dessen Freiheit für die Welt im Allgemeinen, und für Großbritannien insbesondere eine größere Wohlthat wäre, als Italien. Und warum? weil Italien der Sitz eines Institutes ist, dessen verderblicher Einfluß über die ganze Erde sich erstreckt, und mit besonderer Bösartigkeit in Großbritannien sich fühlbar macht. Italien ist der Sitz des Papstthums. Darum müssen alle, welche dieses Institut als einen Fluch für menschliche Seelen, als ein Hinderniß der Civilisation, und als einen Stock und Stein des Anstoßes für die Politik unseres britischen Reiches betrachten, die Freiheit Italiens wünschen. Denn die Freiheit Italiens, aber auch nichts Anderes, als das, ist gleichbedeutend mit dem Fall des Papstthums. Mag man sagen, was man will, es gibt keinen andern Weg, das Papstthum auszutilgen, als daß man Italien politisch frei mache. Das Papstthum ist ein italienischer Baum; nur italienische Hände können die Axt schwingen, die ihn stürzen soll.“

Manchmal unterscheiden die Proclame der Society an ihre Landsleute allerdings zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht des Papstes, und rühmen als das Verdienst der jüngsten römischen Republik, welche England leider zu seinem eigenen größten Schaden habe untergehen lassen, daß sie die Souverainetät des Papstes, als Oberhaupts der katholischen Kirche, von seiner Eigenschaft als weltlicher Beherrscher Mittelitaliens getrennt habe. Die Distinktion geschieht aber immer so, daß der Untergang der Kirche als nothwendige Consequenz aus dem Sturz der weltlichen Gewalt des Papstes erscheint. Ihr müht euch ab — ruft die Address of the Society of the Friends of Italy 1852 den protestantischen Landsleuten zu — der päpstlichen Politik in England, der papal aggression innerhalb der Gränzen des eigenen Landes zu begegnen. Wie ungeschickt! Laßt den Papst der Freiheit euerer Gesetze in ihrer ganzen Ausdehnung genießen, und macht nicht England, sondern Italien zum Heerde eurer Operationen; das ist die feinste, die leichteste

und die kräftigste Gegenpolitik, wenn ihr den Papst da aufsucht, wo er am schwächsten und empfindlichsten ist — in seinem eigenen Gebiete, wenn ihr einen Kampf, nicht der Waffen, sondern des Geistes, der politischen Meinungen, gegen die „päpstliche Mißregierung in Mittelitalien“ eröffnet; so werdet ihr „allgemeine Duldung“ auf dem alten Schauplatze der Inquisition erkämpfen. Und wenn ihr diese habt, habt ihr Alles! — bestätigt der unfehlbare Oberpriester Mazzini selbst in seiner Conversazione of the Friends of Italy vom 11. Febr. 1852: „Wir sind Kinder und Erben glorreicher (religiösen) Ueberlieferung; wir fühlen, daß die endliche Lösung des großen religiösen Problems, Entknechtung der Geister, Freiheit der Gewissen, anerkannt durch und für die ganze Menschheit, von der Vorsehung in unsere Hände gelegt ist, daß die Welt nicht eher befreit seyn wird vom organisirten Betruge, bis die Fahne religiöser Freiheit hoch von den Zinnen des Vatikans niederflattert; in Erfüllung dieser Mission liegt das Geheimniß unseres Beginnens, und das Recht, das wir an die Herzen und Sympathien der Menschheit haben.“ Und in dem Circular vom Winter 1852 wegen einer Petition an das Parlament charakterisirt derselbe Mazzini seinen Krieg in Italien geradezu als einen Krieg „gegen die Lüge, die jetzt auf dem römischen Throne sitzt.“

Das lautet denn doch ganz balsamisch im Sinne der „Prediger verschiedener Confessionen“! Es ist aber auch faktisch erwiesen, daß das Italian national committee, bestehend aus Mazzini, Montecchi und dem im Waadtland „evangelisch“-gewordenen Saffi, ihnen aus der Seele spricht, wenn es die englischen „Freunde Italiens“ auffordert, ihren Landsleuten unausgesetzt mit Mittheilung ihrer Pläne anzuliegen, und ihnen insbesondere einzuschärfen, „daß der Papst, der Götze, nicht in Maynooth oder in Exeter-Hall, sondern nur an seinem eigenen Sitze, in Rom, gestürzt werden könne, daß die Bemühung, Bibeln zu verbreiten, ohne zugleich auch die Freiheit zu verbreiten — die einzige Dollmetscherin der Bibel! — nichts anderes heiße, als den Zweck wollen, die Mittel aber verschmähen.“ Der First annual Report of the Society (Juni 1852) hat diese Aufforderung mit großem Beifall publicirt, und kurz vorher hatten die Monthly Records (Aprilheft) der englischen Eiferer für Evangelium und Italien unter einem wahren Jubelsturm die Augen des englischen Zion auf eine denkwürdige Entscheidung gewendet, die Mazzini ex cathedra gegeben, und die

einen Blick in die Größe evangelischer Zukunft Italiens gestatte. In der Conversazione der Society vom 24. März 1852 antwortete Mazzini nämlich auf die Frage: was denn die Italiener nach dem Siege der Revolution mit dem Papstthum anfangen würden? und die Records berichten über den Bescheid, wie folgt:

„Mr. Mazzini beantwortete die Frage in ihrer ganzen Tragweite und mit genauer Berührung der Einzelnheiten. Was er sprach, war höchst bedeutungsvoll. Die Frage, „„was das freie Italien mit dem Papstthum beginnen würde““, ist unseres Wissens in diesem Lande vorher nie angeregt worden; doch, so weittragend sie auch war, Mr. Mazzini war mit einer Antwort gerüstet, deren Einfachheit und Bestimmtheit Jeder bewundern muß, während ihr eigentlicher Inhalt (unter der Voraussetzung, daß Mazzini, was gewiß nicht zu bezweifeln ist, damit die Gesinnung des ganzen volksthümlichen Italiens aussprach) mit Jubel Aller Herzen durchzucken muß, die sich Söhne der Reformation nennen. Wir nehmen nur eine kurze Stelle heraus — doch eine Stelle von inhaltschwerer Bedeutung für die Zukunft: „„Nach Beseitigung des Papstes würde es für uns und ganz Italien nothwendig werden, der Menschheit (wie ich es nennen will) den Puls zu fühlen Behufs unserer religiösen Frage. Wie in politischen, so sollten wir auch in religiösen Angelegenheiten verfahren — die allgemeine Meinung durch eine allgemeine Versammlung sicher stellen. Wir sollten, so weit sich die Revolution erstreckte, den Klerus zusammenberufen, nicht nur den Klerus, sondern alle andern — Laien, welche die religiöse Frage in Erwägung gezogen, und von ihnen sollten wir den Stand der Ansichten und Meinungen erfahren. Wir sollten ein Concilium haben neben einer constituirenden Versammlung. Der Beschluß der Nation würde seyn, wie ich im Anfange sagte, daß das Papstthum ein Leichnam sei, daß in ihm keine leitende Kraft liege, daß wir von den Weisesten und Besten geleitet werden müssen, und daß wir im Papste weder das Eine, noch das Andere finden.““

Doch genug, m. H.! von dem Evangelium und der Bibel der Friends of Italy, von ihrem mächtigen Anhang unter den Reverends „verschiedener Confessionen“, von ihrer natürlichen Solidarität mit der Bible Society! Ich habe vor Verbindungen mit der großen propagandistischen Partei Englands gewarnt, die schließlich das Schwert provocire — gewiß nicht mit Unrecht! Ich habe gesagt: eine Alliance mit ihr, und eine Alliance mit der Revolution sei Eins und dasselbe —

offenbar nicht ohne Grund! Ich habe die englische Vormundschaft beklagt, der Sie zu unterliegen scheinen — ihre Beweise liegen vor! Ich habe Ihnen die Verworfenheit der englischen Mission in Irland und Italien vor Augen gestellt, sowohl wie sie mit der physischen, als wie sie mit der moralischen Noth unter den Katholiken in Bund tritt, den materiellen und den revolutionären Souperism — werden Sie, m. H.! thun, wie ich um Ihrerwillen gebeten: ihren Lügenworten und Lügenwerken absagen? Oder werden Sie dulden, daß das für ganz Europa gesponnene Netz des doppelten Souperism definitiv auch über Ihren Köpfen zusammengezogen werde? Zum Theil sind Sie vielleicht selbst in dem Netze dieses Souperism schon gefangen, wenigstens scheinen das gewisse Berichte über die Praxis Ihrer „Rettungshäuser" in paritätischen Gegenden anzudeuten! Um so dringender bedarf es bei Ihnen eines entscheidenden Bruchs mit Englands doppeltem Souperism. Dr. Steane aus London, einer „der Gründer der Evangelical Alliance" und Anführer bei der großen Expedition der hundert „Prediger verschiedener Confessionen" nach Irland, er wird ja selbst in Ihrer Mitte zu Berlin erscheinen, und viel Interessantes zu berichten wissen; benützen Sie, m. H.! die Antwort zu Ihrer Ehrenrettung! Es gilt wahrlich in mehr als Einer Beziehung, die Ehre gegen England zu retten. Bedenken Sie nur! der Erzbischof von Canterbury, hat neulich bei einer Pastoral-Conferenz öffentlich über die „vielen" Uebertritte „gebildeter, frommer und intelligenter" Protestanten zum Papismus geklagt, und namentlich von Capitular Thynne gesagt: „er ist nur Einer von den Vielen, welche denselben Schritt gethan, und unter Opfern gethan haben, die ihre Aufrichtigkeit hinlänglich bewähren." Und solchen Edeln gegenüber paradiren Menschen, wie Dr. Steane, mit leiblichen und geistigen „Suppenessern", dem Einzigen, was sie haben! Bedenken Sie endlich, daß, ganz abgesehen von den schlechten Mitteln, sonst offenbar auch von Ihnen gelten würde, was die „Kreuzzeitung" jüngst uns nachsagte: „Nach alten Erfahrungen sind revolutionirte Völker immer die eroberungslustigsten, und sie pflegen auch wohl eine Zeitlang glückliche Eroberer zu seyn, bis die überreizte Aufregung dann in sich selbst zusammenbricht. Es ist kein gutes Symptom, daß Ihre Kirche jetzt ein so großes Bedürfniß nach Proselytenmacherei hat; sie muß entweder an sich selbst verzweifeln, oder — zu Hause nichts zu thun finden."

XXV.

Joseph von Görres aus seinen Schriften.

Eine Mittheilung unseres Freundes, Ernst v. Lasaulx, unter dem obigen Titel setzt uns in den Stand, unsern Lesern eine gewiß um so willkommnere Gabe zu bieten, als die von Guido Görres begonnene Biographie seines Vaters leider durch den Tod unterbrochen worden ist. Lasaulx hatte nämlich, gleich nach dem Ableben Josephs v. Görres, es übernommen, in der nächstfolgenden öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied der Verstorbene gewesen war, den Nekrolog desselben, wie die allgemeine Sitte des Instituts es gebietet, vorzutragen. Allein die eingetretene Aenderung in der Vorstandschaft der königl. Akademie verhinderte diesen Act der Pietät; Görres war nicht der Mann, dem diese Richtung die ihm gebührende Ehre widerfahren lassen wollte. Die Rede Lasaulx's unterblieb, ja sie wurde unter den obwaltenden Umständen nicht vollendet, und so ist die Arbeit nur bis zum Jahre 1827 fortgeführt worden.

Müssen wir es einerseits bedauern, daß wir somit nur ein Fragment vorlegen können, so hat Lasaulx doch gerade denjenigen Abschnitt des Lebens jenes großen Mannes geschildert, welcher einer bedeutenden Zahl der jetztlebenden Zeitgenossen weniger bekannt geworden ist, wogegen mit dem Jahre 1827 jene Periode eintrat, aus welcher Görres' Wirken in Wort und Schrift noch Allen gegenwärtig ist. Diese Periode begann mit seiner Berufung zur Lehrkanzel der Geschichte an die Universität München, ein Ereigniß, welches zu gleicher Zeit höchst bezeichnend für die Richtung ist, in welcher König Ludwig damals, als er die Universität von Landshut nach München transferirte, das Geschichtsstudium betrieben wissen wollte. Sein Scharfblick hatte es wohl erkannt, daß es bei keinem Fache mehr, als gerade bei dem der Geschichte, wesentlich darauf ankomme, daß die Grundsätze, in welchen es gelehrt wird, die wahrhaft katholischen seien; er hatte es wohl erkannt, daß er alsdann ganz in dem Sinne und Geiste seiner erlauchten Ahnen handle, insbesondere aber in gewissenhafter Ausführung des Willens des erhabenen Stifters der Universität — die dereinst ein Damm gegen die Irrlehren des Protestantismus werden sollte — wenn er dafür sorge, daß diese Anstalt, an welcher der große Max und Ferdinand II. ihre Bildung sich erwarben, in ihrer ganzen Bedeutung für die katholische Kirche, und somit für das Wohl des bayerischen Volkes erhalten bleibe.

Es ist uns besonders angenehm, daß die gütige Mittheilung unseres Freundes uns gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke zugeht, wo eine Ausgabe der politischen Schriften von J. v. Görres sich unter der Presse befindet, welche auch mehrere noch ungedruckte Aufsätze enthalten wird. Aus diesen heben wir hier insbesondere eine überaus schöne Abhandlung hervor, welche im Jahre 1830 zur Einführung einer damals von mehreren bayerischen Vaterlandsfreunden beabsichtigte Zeitschrift „Isaria" bestimmt war. Man wollte mit

dieser dem Uebermuthe der damals wieder sehr kriegslustigen Franzosen und jener Ideenverwirrung unter den Deutschen entgegentreten, die sich, durch die Erfahrung unbelehrt, von dem französischen Liberalismus abermals äffen ließen. Da indessen die Franzosen bald inne wurden, daß sie bei einem Kriege nicht ihre Rechnung finden würden, so erschienen die gegen sie gerichteten Worte nicht mehr zeitgemäß, und Görres, der nie auf seine Arbeiten einen solchen Werth setzte, daß es ihn gereut hätte, eine noch so schöne Abhandlung ganz bei Seite zu legen, ließ den Aufsatz ungedruckt; ja man darf sogar in der That glauben, daß er bei der ununterbrochen sich fortentwickelnden Productivität seines Geistes selbst gar oft ein früheres Werk vergessen habe. Erst nach seinem Tode hat man diesen Aufsatz, der jeder Zeit eine wahre Zierde für unsere Blätter gewesen wäre, unter seinen nachgelassenen Papieren aufgefunden. Wir sagten mit Absicht „jeder Zeit", indem gerade hierin sich eine andere Eigenthümlichkeit der Görres'schen Schriften ausspricht. Der Standpunkt, welchen er einnahm, war ein so großartiger, die Principien, die er aus dem innersten Kerne der Sache entwickelte, stets so allgemein wahre, daß, trotz des Wechsels der Dinge, dennoch aus seinen Conceptionen der Vergangenheit die lichtvollste Belehrung für die Gegenwart, ja selbst für die Zukunft geschöpft werden kann. Gerade jener Aufsatz enthält eine solche Fülle von Betrachtungen, von denen man theilweise mit Recht sagen darf, sie seien wahrhaft prophetisch für die Gegenwart geschrieben. Und somit möge das deutsche Volk durch unser Organ noch einmal die Stimme seines treuesten Freundes vernehmen, der, jeder Unwahrheit und Ungerechtigkeit feind, zu allen Zeiten seines Lebens für dasselbe mit Muth und Unerschrockenheit gekämpft, und alle seine Leiden in tiefster Seele mitempfunden hat.

Indem wir hier einige Auszüge aus der in Rede stehenden Abhandlung: „Krieg oder Frieden? an die Kriegs-

partei in Frankreich" voranschicken, wollen wir im nächsten Hefte Lasaulx's Aufsatz nachfolgen lassen.

Unzählige, die Eure politischen Grundsätze getheilt, haben damal, als Ihr Eure Julirevolution gemacht, beifällig Euch zugejubelt; Andere mögen lieber ihre Neigung den wackeren Männern aus Eurer Mitte zuwenden, die, umgeben von Ruinen, wahnsinnigem Toben und aufzuckenden Höllenflammen, unerschrocken für die ewige Wahrheit, das Recht und die Ordnung kämpfen; endlich Masse gegen Masse gesetzt, so hat das Ausland, obgleich der nationelle Dünkel selten das reciprocum gewährt, längst auf alten Haß verzichtend, willig alles Tüchtige, Lebendige, Geschmeidigfügsame, das im unverdorbenen Kerne Eures Volkes liegt, anerkannt, und so hat zur Zeit Niemand sich aufgelegt gefunden, die wahrhafte Ehre Eurer Nation irgend zu schmälern, oder herabzuwürdigen, oder auch nur ihrem Schicksale die gebührende Theilnahme zu entziehen. Und was ist's denn, was Euch mit rasender Wuth zum Kriege und zum Verderben drängt, daß längeres Beharren in Ruhe Euch unerträglich dünkt? Stimmen, die in Eurer Mitte sich erhoben, haben Euch längst den Grund dieser Wuth ausgelegt, und ich wiederhole nur, was sie, das Ziel in's Schwarze treffend, ausgesprochen: Es sind die Reminiscenzen aus der Vergangenheit, die alte Thorheit in Eurer Mitte sorgsam sich aufbewahrt, um damit die junge Thorheit zu eiteln, phantastischen, ausschweifenden, in die Zukunft weit ausgreifenden Hoffnungen anzustecken. Es sind die Erinnerungen an die in Milch und Honig fließenden Rheinlande, die Euch in rosenrothem Glanze aufgestiegen; das Gedächtniß jener Raubzüge, die Ihr querfeldein von einem Ende Europas zum andern unternommen; das süße Nachgefühl alten Uebermuths, in dem Ihr damals

von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von Hauptstadt zu Hauptstadt eiltet, ungeschickt berechneten, schlecht geleiteten Widerstand vor Euch leicht niederwerfend, mit hochmüthigem Trotze über jedes auch noch so wohl begründete Recht herfahrend, jedes edle menschliche Gefühl unter die Füße tretend, jeden, auch den gerechtesten Anspruch mit Hohn abweisend, die Häupter gebeugter Völker unter den Huf Eurer Rosse legend, rastlos wie das Verderben und die Seuche durch Zeiten und Länder schreitend, in jedem Frieden mit treuloser Politik immer neue Opfer umgarnend, und die Saat eines neuen Krieges säend, und war die dann zu neuem Blutvergießen aufgegangen, wieder mit schnöder Gewalt auf's neue niederschlagend, was noch aufrecht stehend sich erhalten, und also der geängstigten Welt nimmer einen Augenblick der Ruhe und Rast gestattend.

Es ist der lockende Glanz der Schätze, die Ihr in jener unersättlichen, mit der Befriedigung stets wachsenden Habsucht den Völkern abgepreßt; es sind die Proconsulate, die Euer Führer über ihren Nacken Euch errichtet; die Dotationen, die er auf ihren Domänen Euch gegründet; die Decorationen, mit denen er Euch herausgeputzt; es sind die Ressourcen ihres Handels, die er Euch preisgegeben, die Waarenlager ihrer Kaufleute, die er in seinem Continentalsysteme Euch zur Plünderung aufgethan, die Kaperbriefe, die er auf ihre Industrie Euch ausgestellt, die Erlaubnißscheine, die er zur Schmuggelei seinen Creaturen ausgefertigt. Kurz, es ist das verhaßte Gewebe von Treulosigkeit, Gewaltthätigkeit, Betrug, das ihr damal, erweiternd das Werk, was Euer Ludwig XIV. angefangen, und in perfider Rücksichtslosigkeit selbst die Römer übertreffend, um Europa hergesponnen, und das dieses durch gemeinschaftliche Anstrengung auf immer dann zerrissen hat. Dieß Gespinnst möchtet Ihr wieder anknüpfen da, wo der Sieg es abgerissen, und damit auf's Neue eine bethörte Generation umgarnen. Hochmuth, Herrschsucht, Hab-

sucht, die drei Grundlaster der menschlichen Natur, sie, mit drei Worten die Sache ausgesprochen, sind es also, die Euch zum Kriege treiben; sie sind die Furien, die, nachdem sie den Frieden von Euch und durch Euch von Eurem Volke genommen, Euch hinauspeitschen in Schlacht und blutiges Handgemenge, und im Dienste der rächenden Mören ein neues Gericht, furchtbarer als die früheren, über das gottverhaßte Geschlecht herabgerufen. — —

Seid Ihr wirklich im Rausche des leichten Sieges, den Ihr in jenem Straßengefechte gewonnen, so bethört, zu wähnen: Ihr hättet noch das alte, durch langen Frieden erstarrte, feiste, ohne innere Einheit schlaff gebundene Teutschland Euch gegenüber, und es hinge nur von Euerm Gutbefinden ab, wann und wo Euch einzubrechen gelüstete? Was die Zahl betrifft, so rühmt Ihr Euch unaufhörlich der einunddreißig Millionen Menschen, die Euer Land in sich beschließt; wohl! der Unsern sind mehr als vierzig Millionen, weit über zwanzig andere müssen ohne Weiteres der Bewegung folgen, die wir ihnen mitgetheilt. Mann gegen Mann weicht keiner öfter den Euren, als er sie selbst zum Weichen bringt; Alle zusammengezählt, übertreffen sie Euch an Zahl um's Doppelte. Und nun Fassung und Haltung und Geist und Ordnung und innere Zusammenfügung — wäret Ihr wirklich so blind, bethört, nicht einzusehen, wie so gänzlich das Alles sich geändert und umgestaltet? Seht auf Oesterreich hin; während Ihr gehadert und getobt und in unnützen Reden aufgeschäumt, hat es in besonnener Ruhe und fester Haltung all seine Kraft gesammelt, wenig Worte machend, hat es gehandelt, just im rechten Augenblick, eben an der rechten Stätte, als die Zeit zum Handeln herbeigekommen, rasch zugreifend und doch Maß haltend ohne alle Uebereilung, und also beschämend den Uebermuth, der es als eine träge, erstorbene, modernde Masse ausgeschrieen, hat es an demselben Tage schon das Ziel erreicht, als Euere Regierung ihren Staatsrath zum Einschrei-

ten in seinen Einschritt nun nutzlos abgehalten, und wie gewöhnlich ist auch hier der ganze Spuk, als man entschieden auf ihn angeschritten, in Dunst und Staub zerstoben. Erkennt Ihr darin noch jenes alte Oesterreich, wie es die Revolution gefunden, das seine Generäle an die dem Eilschritt der Zeit nachschneckenden Pläne eines Hofkriegsraths bindet, das Siege erficht und sie nicht zu benutzen versteht, das seine Heere jahrelang unnütz an Eine Stelle heftet? Nein, es ist Alles anders auch dort geworden; im engen Verbande mit Italien, im Besitze der Alpenpässe gesichert in seinem Rücken, stark im Gefühle seiner Kraft ist es allein schon im Stande, Euch Trotz zu bieten.

Ihm zur Seite erhebt Preußen den schirmenden Schild, und Ihr schaut nicht ohne Grund mit messendem, prüfenden Blick zu ihm hinüber. Euch wird noch wohl in der Erinnerung gegenwärtig seyn, wie es damals, von Euch zerrissen und zertreten und mit mißtrauischer Aufmerksamkeit bewacht, unter Euern sehenden Augen sich zu rüsten und zu bereiten gewußt, und dann als seine Zeit gekommen, zu Eurem Erstaunen Hunderttausende Euch entgegen geführt. Meint Ihr wohl, es habe die fünfzehn Jahre der Ruhe im Müßiggang durchschlafend an Eure Gränze sich hingelegt? Hat es etwa nicht gewußt, was ihm früh oder spät von Euerer freundnachbarlichen Gesinnung bereitet sei? Hat es nicht vielmehr Bollwerke gegen Euch aufgethürmt, die Ihr nicht so leicht überschreiten werdet? Fehlt es ihm wohl an einem Apparat des Krieges, dessen es bedürfen könnte? Ist es in irgend einem Fortschritte in der Wissenschaft und Waffenpraxis zurückgeblieben? Zählt es nicht Millionen in seiner Bevölkerung in aller Wehr zu Schutz und Trutz vortrefflich geübt, und könnt Ihr an dem Muthe derer zweifeln, die im Geschicke es Euch zum Mindesten gleich zu thun vermögen, und die ein Ruf schnell um ihren König her versammelt? Dann zwischen den beiden größeren Staaten die kleineren zweiten Ranges, Bay-

ern zuerst mit jenem unvergleichlichen Heere, das schon in alter Zeit jahrelang die Last des dreißigjährigen Krieges heldenmüthig beinahe allein getragen, und das in jenem russischen Zuge, als Euer ganzes großes Heer schon längst sich aufgelöst, in fester Ordnung der Calamität getrotzt, und einzig und allein von Allen sogar einen bedeutenden Theil seines Geschützes bis zur Grenze Thüringens hin sich zu bewahren gewußt: ein Heer, das also keck Euren allerbesten Schaaren an die Seite tritt, und nimmer von ihnen sich einen Fußbreit abgewinnen läßt. Weiter dann die andern teutschen Stämme: die Schwaben unter Würtemberg ein wohlgeordnet Heer, das Euch im Herzen Eures Landes ins Weiße des Auges gesehen; die Alemannen mit den Hessen, tapfere Grenzhüter am Rhein, jetzt wie sie es zur Römerzeit gewesen; tiefer hinein endlich Thüringer, Sachsen, Hannoveraner, von denen, die gleichfalls teutschen Stammes tiefer im Norden sitzen, nicht zu reden. Ihnen Allen werdet Ihr Muth und Tapferkeit, die vollkommen der Eurigen die Waage halten, nicht absprechen wollen; die Geschichte würde Euch Lügen strafen, und da seit der Eroberung Eures Landes, die in altersgrauer Zeit durch sie geschehen, von ihrem Blute in Euren Adern sich bewegt, würdet Ihr dieß Euer Blut selber schänden und entehren. So darf Teutschland in ordentlicher Kriegsverfassung Euch keck die Spitze bieten, und vor keinem unziemlichen Anspruch nachgiebig zur Seite weichen. Aber Ihr habt gesagt und unverholen es ausgesprochen, Ihr wolltet mit Prinzipien streiten und die Sympathieen der Völker cultiviren. Wunderseltsame Selbstbethörung! Ihr und Prinzipien! — Ihr, die Ihr Alles, was einer Idee ähnlich sieht, von je mit Füßen getreten, Ihr wollt unter dem Banner der Ideen ziehen? Ihr, die Dränger, Plager und Verderber der Völker, Ihr wollt auf ihre Sympathieen zählen, und neuerdings ihren guten Glauben wie einen Acker zu Euerm Vortheile bebauen? Betrügt Euch nicht, Ihr würdet diesmal,

wolltet Ihr Eure Calcule auf die Leichtgläubigkeit der Menschen gründen, gröblich Euch in Euerer Rechnung irren, und auf Euer Haupt zurück würden alle Eure Ränke fallen. Schreibt immerhin wieder auf Euere Fahnen guerre aux chateaux, paix aux chaumières, spielt vor ihnen her mit Cymbeln und Pfeifen und Trompeten die Marseillaise auf bis zum Heiserwerden: keine Seele wird sich rühren, kein Herz im Volke in schnellerem Schlage sich bewegen. Ruft aus durch alle Lande, nur ein Fürst solle fortan in Teutschland herrschen, um ihn her die Abgeordneten aller Stämme im eng geschlossenen Kreise, Ihr wolltet uneigennützig dem Fürsten den Thron, dem Volke die schirmende Verfassung erbauen helfen: verachtendes Schweigen wird die einzige Antwort seyn, die Ihr erlangt. Versucht es sogar, wozu den Verschlagensten aus Euerer Mitte schon der Gedanke, wenn auch in weiter Ferne, aufdämmert, Euch an die Spitze der religiösen Bewegung, die sich in der Zeit erhoben, hinzudrängen. Laßt ausrufen, wie Ihr Euch aufgemacht, die Katholiken vom Joche der Protestanten zu befreien, oder, will's das Glück, auch etwa umgekehrt das unterbrochene Werk der Reformation bis zum Schlusse hinauszuführen. Es wird Alles vergebliche Mühe seyn, man wird Euch schweigend auf die Kreuze deuten, die Ihr von den Kirchen herabgerissen, und sie werden alle Arten von Heuchelei, die Ihr versuchen möchtet, Lügen strafen. Habt Ihr nicht selber, als Ihr nach Euerm Unglück aller Hoffnung entsagt, je wieder den abgerissenen Faden Eurer Weltbethörung anzuspinnen, Euer Geheimniß vor aller Welt aufgedeckt, und wie Taschenspieler, die ihr Gewerbe aufgegeben, in Büchern alle gebrauchten Kunstgriffe den verwunderten Zuschauern genau beschrieben und ausgelegt. Kann nun nicht jeder Schulknabe in Euren Memoiren, Geschichten und Bekenntnissen klärlich lesen, wie Ihr es angefangen, um die Fürsten, ihre Schwäche benutzend, zu berücken, ihre Minister zu betrügen, ihre Völker zu bethören? Habt Ihr nicht sel-

der alle Springfedern jener treulosen Politik, die Ihr so viele Jahre geübt, aufgedeckt; welcher Trug wäre noch zu erfinnen, welche täuschende List auszuklügeln, welche Fallstricke im Verborgenen zu legen, die nicht schon einmal da gewesen, und deren ganzes Gewebe nicht dem schwächsten Auge sichtbar, und dem stumpfsten Getaste fühlbar wäre? Wohl haben freche Gaukler, die aus Eurer Schule ausgegangen, vielfach den gesunden Sinn der Völker verwirrt, und mit mancherlei Irrsal sie umsponnen; an ihnen würdet Ihr allerdings Helfer finden, weil sie mit Euch in die Beute sich zu theilen hoffen. Aber diese allesammt, wer und wo sie seyn mögen, haben in den Massen keine haftende Wurzel geschlagen; feig, wie sie Alle sind, zählen sie nicht unter Männern. — —

So und nicht anders wird es auch jetzt ergehen, drängt Ihr noch einmal das friedliche Volk durch schnöde Gewaltthat und höhnenden Uebermuth zum Kriege, den es nicht sucht, aber noch weniger scheut; bis zur äußersten Spitze wird es harren, in gleichmüthig besonnener Geduld, und dann wird ein Gran weiter plötzlichen Ausschlag geben, mit einem Sprunge wird es in Waffen stehen, vergessen wird alle Unbill und alle Trübsal seyn, die es in den vergangenen Friedensjahren hat erfahren müssen, vergessen aller Streit und Zwist, der es innerlich entzweit, hinausgesetzt auf andere Zeit jegliche gerechte Beschwer, und auf Euren Kopf wird es Euch einen Sinnes vergelten jegliche Ungebühr, die Ihr ihm angethan. Schon dieß Wort, das ich ein Einzelner, ohne Rang und Würde, hier nach langem Schweigen wieder zum erstenmale in seine Seele zu Euch rede, es wird in allen Gauen meines Vaterlandes widerhallen; der Klang der wohlbekannten Stimme, von der Alle wissen, daß sie nie gefrevelt, nie geschmeichelt, nie Unwahrheit geredet, wird in Aller Herzen in tausendfachem Echo widertönen, und die Erinnerung jener Zeiten auf's Neue wecken, in denen sie die Wege weisend und den Pfad bereitend vorangegangen, und

Alle, die von damals sind, und an die der Rede Hall gelangt, sie werden nach germanischer Weise durch freudiges Gemurmel und Zusammenstoß der Waffen dem Redenden ihren Beifall zeigen. Darum dürft Ihr es glauben und keck darauf vertrauen, knüpft Ihr wieder an die Jahre 1807 und 1809 Euer Thun und Treiben an, Teutschland wird seinerseits auf den Wegen von 1813, 1814 und 1815 gehen.

Wolltet Ihr aber Zweifel hegen in Eurem Uebermuthe an jener ewigen Gerechtigkeit, die Sühne fordert für jeden Frevel und Lösung für jegliche Schuld bis zum dritten und vierten Geschlechte hinab, und fragen: Weiß denn auch Gott oben, und sind die Ereignisse unten der Höhe kund geworden? — dann mögt Ihr nur einen Blick nach Osten werfen, und die Ueberzeugung ist Euch in die Hand gelegt. Wahrlich, was sich dort zwischen Rußland und Polen begibt, es sollte statt mit Jubel, mit Entsetzen Euch erfüllen! Was ist es denn, was Völker desselben Blutes wider ihren Willen auf's Schlachtfeld hinausgetrieben, daß sie, in einen unentwirrbaren Knäuel verstrickt, sich gegenseitig in furchtbarem Grimme erwürgen? Was ist es, das die Polen mitten aus dem Schooße des Friedens aufgeschreckt, und den Czar genöthigt, im eigenen Heere und im feindlichen sich selbst mit zwiefachem Schlage zu schlagen, mit Aufbietung aller Kräfte das eigene Reich wüste zu legen, und also mit zweischneidigem Schwerte Selbstmord an sich zu üben? Was anders als die ewige Vergelterin, die, eintreibend die Schuld der Großväter, unter den Enkeln zürnenden Blickes umgeht, damit es neuerdings und immer wieder den vergeßlichen Gemüthern der Menschen sich einpräge: daß ein Verbrechen nie verjährt, und daß der Urtheilsspruch auf der Stelle gefällt, wohl lange über denen, die gefrevelt, schwebend hängt, dann aber plötz-

lich, wenn sie dessen sich am wenigsten versehen, auf ihre Häupter sich niederläßt. Und doch merkt auf, und faßt es wohl in Eueres Herzens Geist und Empfindung, im Augenblicke, wo Ihr Euch zudrängen wolltet, um den Hader der Streitenden zu Euerm Vortheil zu benutzen, sogleich würde die Rächerin, ablassend von diesen, gegen Euch sich wenden, und eingedenk, was sie an Euch zu suchen hat, den längst verfallenen Spruch auf alte Blutschuld Euch zur Notification insinuiren, und ohne weiters mit der Execution verfahren.

Darum wollet nicht auf diesen Grund verderbliche Pläne bauen; sind die Stoppeln aufgezehrt, dann wird auch dort die Flamme, die der Zorn entzündet, verlodern; Rußland wird nicht verderben und Polen nicht untergehen, denn auch dort hat die Vorsehung für eine heilsame Temperatur der Gegensätze, zum Heile der europäischen Gesellschaft, vorgesorgt, und sie wird vollführen, was sie vorbeschlossen, nachdem sie den Streitenden beiden vergolten, wie sie es in Recht und Unrecht sich selber zugemessen. Und zwischen Spanien im Niedergang und dem Moscowiterreich im Aufgang in der Mitte steht in fester Haltung die Königin der Meere Euch auf ihrem Inselreiche gegenüber, drohend abwechselnd, und abwechselnd Worte des Friedens redend. Sie dient denselben Göttern wie Ihr, doch mit weniger Fanatism, und darum ungern an blutigen Altären; wißt Ihr Euers Vortheils in Acht zu nehmen, sie versteht es zwiefach, und ist längst in dieser Kunst kältester Ueberlegung ausgelernt. Zwischen Euch und des Czaren Macht theilt sich ihre Eifersucht, mißtrauischen Auges blickt sie daher bald zum Einen, und zum Andern sofort hinüber, und könnte es wohl gestatten, daß blinde Wuth beide im wechselseitigen Kampf verdürbe, nimmer aber wird sie zugeben, weder daß der Slaven Reich aus seinen weitgespannten Ufern tretend Europa überschwemmt, noch daß Ihr über die Euren brechend es noch einmal mit Euren Thorheiten, Eurer rücksichtslosen Gewalt und Eurem Continentalsystem überzöget. Bei ent-

scheidender Niederlage würde sie Euch Trost zusprechen, bei irgend entscheidendem Siege aber schnell zu den Waffen greifen, und plötzlich fändet Ihr wieder in ihrer Mitwirkung von ganz Europa Euch umgarnt, und in unzerreißbarem Netz gefangen. Darum glaubt dem warnenden Worte und prägt es Euch unvergeßlich ein: der Krieg ist nicht fürder mehr eine Mine, die Ihr mit irgend einer Wahrscheinlichkeit des Gewinnes ausbeuten könntet, Ihr setzt Blut und Wohlstand ein, und gewinnt nichts als taubes Gestein, das von selber Euch an die Köpfe fährt, und lieb oder unlieb Euch abzustehen nöthigt. — —

Sehen wir nicht die Lenker Euers Gemeinwesens stets und überall von den Parteien umdrängt, von allen Seiten von Leidenschaften und Gefahren bedroht, von Ränken umsponnen, von Zusammenrottungen geängstigt, von Associationen umstellt, unausgesetzt auf einem von Vulkanen unterwühlten Boden wandeln, der unter jedem ihrer Schritte zittert und dröhnend widerhallt. Werden sie nicht von allen Seiten aufgerufen und angemahnt, die versprochenen Freiheiten endlich zu gewähren, mit so lautem Rufe, daß die Todten in ihren Gräbern erwachen möchten, und müssen sie nicht wie taub und stumm und unempfindlich vorübergehen, weil sie das Verlangte nimmer zu gewähren wagen. Denn wie Wassertreter sehen wir sie sinkend und steigend auf stets bewegter auf und nieder schwankenden Welle mühsam gehen, und nirgend bietet sich ihnen ein fester Grund, dem sie vertrauen können. Bietet etwa die Religion und der religiöse Glaube des Volkes ihnen eine solche Grundveste an? Euere Bauleute, sie haben diesen Stein, der sonst der Eckstein gewesen, verworfen, und aus ihrem Neubau herausgerissen; nicht mehr von Gottes Gnaden herrscht Euer König, er herrscht in eigener Macht, nicht nach göttlich freiem Rechte, sondern in fatalistisch gebundener irdisch menschlichen Willkür, und das Gesetz, das Euch sein Mund verkündet, es muß,

Einer aus Eurer Mitte hat es unverholen ausgesprochen, wesentlich atheistisch seyn. Will ihnen und dem Staate, da sich die Religion versagt, etwa das öffentliche Recht die stützende, haltende Begründung gewähren? Auch das Recht weigert spröde den Liebesdienst, denn es ist mit jenem Kinde in die Insel jenseits des Meeres übergewandert. Ruht etwa das neue Werk auf der stillen Gewohnheit vieler vergangenen Jahrhunderte, die in emsiger Thätigkeit einen Schatz der Treue, von bergenden, erhaltenden Instincten gehütet, angesammelt, der sich als Fideicommiß von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt. Nein, es ist von heute und gestern her; von den Barricaden ausgegangen, kennt es kein Ehegestern, und wird vielleicht kein Morgen erleben. Auf welchen Grund also ist es gestellt? Ohne Zweifel auf keinen andern, als die Gewalt, die dort in den Straßen den Sieg erfochten, und dann auf die wehrhafte Masse übergegangen: ein achtbares aber schwerlich haltbares Fundament. Es ist nämlich in erster Theilung diese wehrhafte Masse in den bewaffneten H e e r b a n n, die N a t i o n a l g a r d e, und das b e w a f f n e t e G e f o l g e im stehenden Heer getheilt; jener umgibt als Schirm seinen Bürgerkönig, der, solange die Ruhe sich bewahrt, als Fürst des Friedens herrscht; das Andere längst schon auf jene eifersüchtig, harrt seiner Herzoge, und die wieder des Erzherzogs, daß er als Mann des Krieges gebiete, und mit eiserner Ruthe die Geschicke des Landes lenke. Aber der Heerbann, die Schirmwache des Bürgerkönigs, ist selber wieder in zwiespaltiger Gesinnung getheilt; die Männer der Bewegung, die Männer des Stillstandes, die Einen wie die Andern bilden ihre Massen; im Frieden wird die letztere, auf eine Weile hin überwiegend, sich behaupten, im Kriege die andere nothwendig die Zügel an sich reißen, und auf steil abschüssiger Bahn Frankreich dem Terrorism entgegenführen. Diesen nun, die nach ihrem Phantome rennend, aller Zukunft in ihrem Parteiinteresse sich zu bemächtigen bemühen, werden dann die Liebhaber der

Vergangenheit mit ihren Erinnerungen und ihren Illusionen entgegentreten, und jenes Kind der Auswanderung im Geleite des starken Herzogs wieder in seine Heimath führen. Und so müssen, hat kaum der Herold das Wort des Krieges unwiderruflich ausgesprochen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Eurem Lande wüthenden Kampf beginnen; Militairdespotism, Terrorism, Liberalism, Legitimität Alles im wilden Hader durcheinanderrasen, und mit der Brandfackel des Kriegs, die Ihr friedlichen Völkern angezündet, würdet Ihr das eigene Haus in Flammen setzen. Dann würden jene Keime der Erbitterung, die frecher Atheism, besonders im Süden, in allen Gemüthern, die noch an ihrem Glauben hängen, ausgesäet, zu unheilbringenden Saaten Euch entgegenreifen; jene kalte Frivolität, in der Viele aus Eurer Mitte alles Heilige entweihend und niedertretend, jedes bessere dem Höheren sich entgegenwendende Gefühl in der Menschenbrust scheulos profanirt und ausgehöhnt, sie würde Euch bittere herbe Früchte bringen; und jene Tatze, die auf Euer Wort aus dem Abgrunde sich aufgereckt, und langsam an dem Säulenwerke Eurer Kirchen sich erhebend, die Kreuze, wenn auch gegen die Abrede, herabgerissen, sie wird dann um so mehr, spottend jeglicher Beschwörung, in Euern Eingeweiden wühlen. Jenes Auge, das oben in der Höhe der Menschen Thun bewacht, es hat die Profanation gesehen, und hat mitleidig der ohnmächtigen Wuth der Rasenden gelacht, die sie geübt; aber sie ist in die Denkbücher des Richters eingetragen, und kommt die Stunde, die er langmüthig wie immer, auf weite Frist Euch anberaumt, dann wird auch diese Schuld, sowie das Blut des schuldlosen Volkes, das Ihr im Süden am Fuße dieser Kreuze, um die es wehrlos sich zum Schirme versammelt, gemordet, mit allen verfallenen Zinsen von Euch gefordert.

Längst schon haben alle Vernünftigen aus Eurer Mitte denen, die als Machthaber Eure öffentlichen Angelegenheiten leiten, zugesprochen: endlich einmal jenem Phantome von Centralisation und exclusiver Accumulation der Kräfte und Mächte und Richtungen in einem einzigen Brennpunkte zu entsagen, und, im Verständniß der Bedürfnisse der Gegenwart, jenen starren Mechanism als unfehlbar aufzugeben, der eine Dampfmaschine, in den Höllenflammen aller Leidenschaften zur unbändigen Kraft vieler Rosse gespannt, durch die schwache Hand eines Sterblichen nach Willkür lenken und leiten zu können wähnt. Mögen die Rufer in der Wüste in ihrem Eifer nie ermüden, daß die Schwerbegreifenden den Sinn des Rufes endlich wider Willen begreifen müssen, und sich genöthigt sehen, dem Leben in organischer Entfaltung höher gefaßter Formen wieder Raum zu gönnen, denn das Heil Eurer Zukunft ist an die stufenweise vorschreitende Realisirung einer solchen organischen Gestaltung geknüpft. Wohl wird noch mancher Minister, der verwegen im Wahne der Allmacht und Allwissenheit diese mechanische Gewalt zu meistern, und damit das Aufbäumen der Geister niederzuhalten gewähnt, von seinem hohen Sitze heruntergeworfen am Boden schleifen, ehe in immer wiederkehrendem Mißlingen des immer wiederholten Versuches, endlich Allen insgesammt die Ueberzeugung der gänzlichen Unausführbarkeit sich eingeprägt, und die klare Einsicht: Frankreich sei nicht in der übermüthigen Hauptstadt, und diese nicht in der Hand von sieben Männern, die wieder sich einem Lenker fügen. Dann wird man endlich zur Einsicht gelangen, die freie Kirche sammt der freien Schule, das frei gehegte Gericht und der freie Heerbann, dann die freie Familie unter dem Schutze des Hausrechts, die freie Gemeinde unter dem des Municipalrechts, die freie Provinz unter dem Schirme des Landrechts, sie seien die drei Grund- und Selbstlauter der Freiheit, die nur durch tausend in ihrem Kreise selbstständige, im eigenthümlichen

Leben sich selbst ergänzenden, einander beigeordneten und sich untergeordneten Glieder und Gliedesgliederungen, und ihre Harmonien und Antagonismen sich offenbart, nie aber zwangsweise aus einer Mitte auf blos leidsame individuelle Empfänger sich überträgt. Dann wird Euer Frankreich, sich in wiedergewonnenem Frieden erneuend, aufhören, für sich bloß ein Kampfplatz zwecklos streitender Leidenschaft, für Europa eine stets kochende, dampfende, zitternde Solfaterra zu seyn, die weder den eigenen Bewohnern, noch den Umwohnern Ruhe gönnt. Von frischer bisher ungekannter Lebenskraft wird es zu neuer Jugend sich verjüngen; im freien Wechselspiel der Kräfte wird sich von selbst ausscheiden, was unbrauchbar und unnütz dem Leben abgestorben, und nur was zum Fortbestande den Beruf in sich beschließt, wird im Andrange sich zu behaupten vermögen; Eure Priesterschaft wird dann in wiederhergestellter Kirche jene höhere nach aufwärts gerichtete Freiheit hüten, während Eure Staatsmänner jener, die der Erde heimisch angehört, wahrnehmen. Eure Jugend, die, weil sie, obgleich reich an Kräften, doch nichts Rechtes anzufangen weiß, mit Gewalt Krieg machen will, wird neuerdings jenem geistig wissenschaftlichen Interesse, das sie in der jüngst vergangenen Zeit in so bedeutendem Maße ausgezeichnet, sich wieder entgegenwenden. Nicht mehr wird fortan das gesammte Staatsleben, künstlich in eine Stätte zusammengepreßt, von da aus in krampfhaften Zuckungen sich entladen; es wird, über alle Theile verbreitet, überall fördernd, antreibend, begeistigend wirken; aller Orten werden die thätigen Kräfte sich um ihre Beziehungspunkte sammeln, und nicht mehr, im Uebermaß den edelsten Regierungsorganen ausschließlich zuströmend, diese stets mit Ueberfüllung und Zerstörung bedräuen. Da jedes sein Recht gewonnen, wird auch Jedes nach Maßgabe seiner eingepflanzten Natur sich zu entwickeln Raum gewinnen; die intellectuellen Gaben eines geistreichen Volkes werden sich der Pflege der Wissenschaften mit

glänzendem Erfolg zuwenden; die Industrie, nicht mehr so ausschließlich alle Kräfte in Anspruch nehmend, wird auf einem blühenden Ackerbau eine um so breitere und festere Grundlage gewinnen, und jener Welttheil, auf dem die Heere Frankreichs jüngst einen sicheren Fuß gewonnen, wird dem Genie der Nation in alle Wege einen weiten Schauplatz öffnen, auf dem es sich mit Lust ausbreiten mag. Dann werden die anderen Völker nicht ferner mehr mit Unwillen und Abscheu zu ihm als zu einem Heerde immerwährender Unruhe und nie ablassender Rauflust hinübersehen; sie werden vielmehr in ihm eine der Hauptgrundvesten der europäischen Republik willig anerkennen, und neidlos auf sein Glück und seinen Wohlstand blickend, gerne im wechselseitigen Austausch der höheren geistigen Güter einen Alle gleich sehr fördernden Verkehr anknüpfen.

Als ich vor zwölf Jahren, ausweichend ungesetzlicher Gewalt, die mich bedrohte, mein Vaterland zu verlassen mich gedrungen fühlte, da habe ich in besonnen ruhiger Ueberlegung meine Schritte diesem selben Frankreich zugewendet, an dessen Parteien ich jetzt dieß Wort gerichtet. Um das in meiner Person gekränkte Recht meiner Heimath zu sichern und zu wahren, war ich von dort ausgewandert; hier einwandernd hatte ich weder irgend eine Gnade, noch irgend eine Nachsicht und Begünstigung zu verlangen; ich hatte mich nur einfach unter den Schutz des Völkerrechts gestellt. Diesen Schutz hat die Regierung damals mir gewährt; nahe sieben Jahre habe ich neuerdings in Mitte der Franzosen gewohnt; wie ich niemand versehrt, so hat auch mich niemand angetastet; und wie ich die Ehre meines Vaterlandes vor der Fremde wohl gewahrt, so hat keine der dortigen Parteien die Ehre auch nur um ein Kleines an mir verletzt, denn auf Ehre versteht man sich in diesem Lande. Von dieser Seite Allen gleich sehr verpflichtet, glaubte ich etwas thun zu müssen, um von meiner Seite mich zu lösen, und so mögen diese war-

nenden Worte als spätes Gastgeschenk nach dem Lande hinübergehen, das so Viele in sich beschließt, die ich höchlich ehre, und an dessen Schicksalen ich großen Antheil nehme. Ich habe diese Worte eben so sehr in seinem Interesse, wie in dem meines Vaterlandes gefaßt und ausgesprochen; denn beide Nachbarländer sind unter sich in ihren Schicksalen, wie ehemals Teutschland und Italien, verflochten und verkettet, und stehen mit einander in steter Wechselwirkung. Wenn diese meine Worte überall, was als historische Wahrheit sich festgestellt, rücksichtslos ausgesprochen, die Dinge unverholen immerdar beim rechten Namen nennen, und jedem Uebermuthe mit abweisender Haltung entgegentreten, dann haben sie nirgendwo ein irgend begründetes Ehrgefühl verletzen wollen, und so mögen sie, wenn sie jenseits vernommen werden, wohl vielfachen Widerspruch der Getroffenen erfahren, jeder Billigdenkende aber wird ihre Intention ehrend anerkennen, und zugleich, wie zu hoffen steht, der Evidenz, die aus ihnen spricht, sich nicht verstockt verschließen.

Und nun, nachdem ich zu diesen ausgeredet, nun auch noch drei Worte zu Dir, mein Volk! und möchtest Du die gesprochenen, wo du immer Dich angesiedelt im gemeinsamen Vaterlande, sei es im Gebiete des Rheinstromes oder im Donaulande, an der Elbe, Oder, Weser, Enns, oder wo sonst irgend, tief zu Herzen fassen. Das erste der drei Worte ist: bleib einig immerdar! — In ein erstes, zweites und drittes Teutschland ist jetzt das alte Reich getheilt; die beiden ersten, indem sie theilweise mit dem dritten sich vereint, bilden das lose Gewebe des teutschen Bundes, ohne andere Macht und Widerhalt, als die Gesinnung der Verbundenen. Wie es um diese Gesinnung gestanden in den letzten fünfzehn Jahren, ist Keinem unbekannt geblieben; in enger Selbstsucht hat Jeder in seinem engen oder weiten Bereiche sich abgeschlossen; sofort Einer über den Andern sich hinauszuheben gesucht, die Großen pochend auf ihre Macht und Unabhän-

gigkeit, die Kleinen je nach ihrer Art sich künstlich zur Selbstständigkeit und Größe blähend, und indem oft genug Einer an verderblicher Rücksichtslosigkeit den Andern zu überbieten versucht, ist zuletzt ein Krieg Aller gegen Alle, Krieg in der Kirche, Krieg im Staate und unter allen seinen Ständen, Krieg durch's ganze Leben bis zu den Gewerben hinab und zur Uebung jeglicher Industrie, daraus entstanden, und Teutschland zerhackt, zerfetzt, zerrissen hat, wie eine alte Philosophenschule die Welt, so sein gemeines Wesen aus der Zwietracht hervorgerufen, und durch die Zwietracht erhalten zu können geglaubt. Was daraus hervorgegangen ist, was alle Verständigen geweissagt haben, es liegt so klar zu Tage, daß weitere Auseinandersetzung weder nützlich noch rathsam ist. Als nun aber das Werk zur Spitze gelangt, und die Werkmeister in blindstolzer Selbstzufriedenheit und fröhlicher Sicherheit der vollbrachten Arbeit sich gefreut, da sprang die längst gehöhlte und geladene Mine in Paris, und warf den Schlußstein aller Gewölbe des Baues neu europäischer Ordnung in die Lüfte, ihn, an den alle ihre Sicherheit sich knüpfte. Wie das Erdbeben von Lissabon sich schnell über den ganzen Welttheil ausgebreitet, so verbreitete auch diese Katastrophe sich schnell durch alle Reiche; die Morschheit des ganzen Werkes vermehrte noch das Verderbliche der Wirkung, und nun begann ein Zagen und ein Tappen und ein Zögern, ein ängstlich Suchen und eine späte Reue oben; unten aber wurden alle Steine redend, und es erhob sich ein Tumultuiren und ein Widereinanderstreiten durch alle Stufen hinauf bis zum rasenden Getümmel, und wenn dabei hier wie überall vieler Laster Samen fruchtbar sich gemehrt, so ist doch Eines wenigstens, die Hypokrisie, minder geworden. Glücklich, daß eine Frist zur Besinnung gestattet war; das Zagen hat einige Fassung gewonnen, das Tumultuiren ist etwas stutzig worden; bis die Einen sich vollends wieder gefunden und verständigt haben, bis die Anderen wieder zur Besinnung und Eintracht

gelangt, halte Du, mein Volk! oben, unten, wie in der Mitte, wo Du in Deinem wahren Kerne dich noch geborgen, diese Eintracht fest, und wo sie sich je gestört, suche eifrig sie wieder herzustellen. Immer schärfer prägen durch ganz Europa sich die Völker aus, immer drohender treten sie bei zunehmender Eigensucht einander sich entgegen; welches unter ihnen sich nicht in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und alles Zusammengehörige in der Einheit des Widerstandes sammelt, wird im Gedränge erdrückt, und unter die Füße getreten. So sammle sich denn auch Teutschland bei neuerdings drohender Gefahr wieder in seiner weit vertheilten Kraft, und wenn die formale Einheit auch nicht zu erreichen ist, so halte es sich doch wirklich in Gesinnung, Streben und aller Intention dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber, wie wir oben in solch siegreicher Haltung es dargestellt. Die erste Bedingung solcher Einheit wird aber seyn, daß jedes Aeußerste die leiseste Versehrung des andern Aeußersten also fühle, und fühlend in solcher Weise sie aufnehme, und rückwirkend ihr begegne, als sei sie ihm selbst geschehen, wie solches der Charakter aller höhern lebendigen Organismen ist, während die tiefern stumpfsinnig und empfindungslos ganze Glieder sich abschlagen lassen, ohne daß im innern Haushalte der anderen irgend eine Veränderung vor sich geht.

Das zweite Wort ist: sei wachsam ohne Unterlaß, wachsam auf Alles, was sich um Dich her begibt, wachsam aber auch auf Dich selber. Eben weil sie Deine sorglose Leichtgläubigkeit gar wohl aus der Erfahrung kennen, darum haben sie, wie seit Jahrhunderten so oft, so auch jetzt auf Dich wieder ihre absonderliche Aufmerksamkeit hin gerichtet. . . . . . In allen Dingen und Verhältnissen ist nur dieß, ohne allen Entgelt, Dein Eigenthum geworden, was Du Dir selbst erworben; Alles aber, was Jene Dir umsonst oder doch leichten Kaufes bieten, Du mußt es mit Deinem Herzblute und dem, was Dir sonst das Theuerste seyn

mag, von gierigen Händen lösen, und wirst doch zuletzt durch schlechte, verfälschte oder gar verderbliche Waare betrogen, und zu dem Schaden überdem noch ausgehöhnt. Hüte Dich wohl, in gewohnter Weise, in leeren Hoffnungen Dich hinzuhalten, oder hinhalten zu lassen, einen Tag um den andern immer neue Vorwände zur Indolenz abzubetteln, bald von diesem, bald von jenem Manne, von dieser oder der andern Maßregel, ohne eigenes Zuthun das Heil und die Fortdauer des Friedens zu erwarten; wenn eine Million Wüthender den Krieg will, dann ist ein Vorwand leicht gefunden, und die ihn auch nicht gewollt, lassen sich hernach leicht gewinnen, hat, was Jene eigenmächtig verübt, zu Vortheil, Eroberung und Beute hingeführt. Eben so wenig laß Dich durch eitle Furcht zur unrechten Zeit aufschrecken, und wolle nicht dem noch dauernden Frieden übereilt schon die ganze Last des Kriegs aufladen, und also unnütz die Kraft vergeuden, und zwecklos die Mittel verschwenden, die wohl aufgespart, und zur rechten Zeit dann angewendet, zu schneller Entscheidung führen. Darum werde der Friedensstand gehegt, als ob ihm ewige, unzerstörbare Dauer beschieden sei, der Krieg aber vorbereitet, als ob die folgende Stunde ihn schon zu bringen die Bestimmung hätte; gerüstet werde Alles, was zur Ausrüstung langer Frist und allmähliger Vorbereitung bedarf, Alles was, unscheinbar und weniger Ausgaben verursachend, die ersten Schritte des losbrechenden Feindes zu hemmen im Stande ist; alles Andere, was besser das Losschnellen des ersten Momentes rasch vollendet, bleibe ruhen, wie im tiefsten Frieden, und dann mögen alle deutschen Völkerschaften am Tage ihrem Gewerbe nachgehen, in der Nacht aber, das Schwert unter dem Haupte, schlafen, und nur des Trompetenrufes harren, um schnell aufspringend und gerüstet jeder drohenden Gefahr sogleich mit gemeinsamer Kraft zu begegnen. Schnell wie der Blitz muß diese Bewegung von einem Ende Teutschlands bis zum andern, von

der Nordsee bis zum adriatischen Meere laufen; bei der ersten ernsten Berührung, bei der ersten unwürdigen und ungerechten Zumuthung, sei es, daß sie dort, sei es, daß sie hier geschieht, müssen die Feuerzeichen auf allen Bergen lodern, und Eine der stammverwandten Völkerschaften der andern sogleich zu Hülfe eilen, und Eine für alle, und alle für Eine stehen. Allem Tüchtigen werde sogleich die rechte Stelle angewiesen, wie es in aller Noth, wenn man die Instinkte nur gewähren läßt, ja immer schnell sich findet. Ein wachsames Auge werde auf den Verrath gehalten; Verrath aber ist Alles, was, wenn auch für noch so scheinbar gute Zwecke, Hülfe beim Feinde sucht, den Muth entkräftet, die Nation in Masse zersetzt und in getheilten Interessen entzweit, nur vereinzelt zum Kampfe läßt, und also durch Theilung der vereinten Kraft in Selbstsucht sie zu verderben unternimmt. Zum Schutze des eigenen Vaterlandes werde die Waffe aufgenommen, aber im Trutze werde sie geführt, und der Angriff schnell in Feindesland hinübergetragen. Wissen sie Euch also in guter Fassung vorbereitet, dann wird bald das Kriegsgeschrei nachlassen, und in der Ferne verhallend, sich verlieren, denn sie sind verschlagen und klug, und wenn auch scheinbar von einer leidenschaftlichen Bewegung hingerissen, blicken sie doch aufmerksamen Auges um sich her, und verfehlt die Grimasse ihre Wirkung, dann mögen sie sich auch nicht länger um sie bemühen. Alle ihre Pläne sind auf die Leichtgläubigkeit, Sorglosigkeit und Uneinigkeit der Teutschen gebaut; finden sie sich in dieser Voraussetzung betrogen, dann lassen sie ohne Zaudern ab, denn es ist nicht ihre Liebhaberei, auf unfruchtbare Abentheuer auszugehen.

Das dritte Wort zum teutschen Volke spricht ihm also zu: bleibe unveränderlich dem alten Glauben, dem alten Muthe und der Treue, der alten Sitte und Sittlichkeit und jeder eigenthümlich und in gutem Herkommen begründeten Gesinnung getreu, und laß dich nicht im noch unberührt ge-

bliebenen Kerne zur Narretheidung der Zeit verführen! Was zuvörderst den Glauben anbelangt, so kann sein Zustand in Teutschland Niemand, der sich nicht geflissentlich verblendet, verborgen seyn. So lange das Christenthum besteht, sind alle Geister, die verneinen, mit ihm, dem bejahenden, in unversöhnlichem Krieg verwickelt. Durch alle Jahrhunderte hat sich dieser unablässige Kampf gezogen, seit drei Menschenaltern aber ist er mit mehr Wuth, als je, entbrannt. Seit dieser Zeit hat zahlreicher, als irgend früher der Fall gewesen, eine Rotte dieser Geister sich zusammengethan, um den letzten und größten Sturm zu wagen, damit, ehe das zweite Jahrtausend der Fehde abgelaufen, endlich die verhaßte Lehre, besiegt und ausgetrieben, ihr das Feld räume. Von Frankreich und England hat diese Rotte sich schnell über ganz Europa verbreitet, und auch in Teutschland eine ihrer Hauptwurzeln eingeschlagen, frecher aber nie, als in unserer Zeit, ihr Werk getrieben. Da der Protestantismus wesentlich eine Verneinung in sich befaßt, so haben sie in dieser sich vorzugsweise an ihn gehängt, und von ihr aus nun zuvörderst bekämpft und aufgerieben, was er von seinem Ursprunge her noch als Bejahung sich erhalten und gerettet. Da er früher schon den Faden stetiger Ueberlieferung durchschnitten, und den grünenden Baum unfern der Wurzel durchgesägt, fanden sie einen Theil der Arbeit schon vorgethan, und durften nur auf ihre Vollendung sinnen. Der Rest jener Ueberlieferung wurde daher zuerst als böser Aberglauben und betrüglich Menschenwerk vollends abgethan; dann zur Wurzel der Lehre in den heiligen Schriften selber vorgedrungen, durch die philologische Kritik Buch für Buch verdächtigt und von der Sammlung ausgeschlossen; dann die Skepsis des Verstandes gegen den Inhalt hingerichtet, und durch ihre fressende Schärfe zuerst Form und Fassung der Idee zernagt, diese endlich im allmähligen Fortschritte vom Umfang zum Mittelpunkte in allen ihren Ausbreitungen bis in die in-

nerste Seele hinein frech geläugnet und verneint. Und es bemeisterte sich die Sekte so vieler Lehrstühle und öffentlichen Blätter, als sie irgend vermochte; und indem sie von den einen aus Geschlecht um Geschlecht ihrer trostlosen Lehre gewann, und sie als Apostel zur Verkündigung der neuen freudigen Botschaft, des Evangeliums der Verneinung, in alle Gauen des Vaterlandes alljährlich ausgesendet, bearbeitete sie durch die andern immerfort die Massen, um ihr Ohr den Lehren jener Sendboten mehr und mehr zu öffnen. Und Alle, die im Umfange des Protestantismus noch irgend auf die alte Satzung hielten, das Positive zu vertheidigen und die Idee zu vertreten sich bemühten, sie wurden mit dem giftigsten Haß verfolgt und angefeindet, als Pietisten, Mystiker verlästert, als staatsgefährlich angeschwärzt, und wenig fehlte, daß die todtkalten Fanatiker nicht einen Kreuzzug gegen sie ausgeschrieben. Vor Allem aber hat der unversöhnlichste Haß gegen die katholische Kirche sich gewendet, weil diese, auf der reinen, vollen, unbedingten Bejahung ruhend, in ihrer ernsten ruhigen Sicherheit ein steter Vorwurf, ein Stein des Anstoßes und ein nie ablassender Stachel für ihren Grimm ihnen gegenüberstand. Wie die heulende Scylla und Charybdis dort in jenen Meeren, haben sie daher in unablässigem Wellenschlag ihren wohlbefestigten Fels umheult, umbrandet, und immer zurückgeworfen und mit immer neuer Wuth wiederkehrend nicht abgelassen, sich an ihr zu versuchen. Und zur Polemik mit ihr haben sie jenes Lügensystem zusammengezettelt, schamlos, wie es früher vielleicht damals kaum die Welt gesehen, als das entartete Heidenthum gegen das noch junge Christenthum zornentbrannt aufgestanden, und durch jedes auch noch so schändliche Mittel seiner sich zu erwehren und es niederzuschlagen versucht. Zwischen die Wahrheit und die bethörte Masse hat diese dämonische Polemik sich eingedrängt, in Dunst und Qualm und Dampf hat sie, die Aufklärerin, jeden höhern Lichtstrahl zu ersticken sich bemüht,

mit einem wüthenden Geschrei, aus allen Thierstimmen componirt, jedes warnende, vertheidigende Wort niederzuschreien unternommen. Alle, die ihrem Grimme gegen Alles, was dem Menschen von je heilig und ehrwürdig gewesen, entgegenzutreten sich nicht gescheut, hat sie als Verfinsterer, Jesuiten auf's giftigste zu verlästern nicht ermüdet. Was irgend von abgeschmackten Lügen die Vergangenheit gegen die Kirche ausgebrütet, sie hat es neuerdings wieder hervorgesucht, und mit Neuem von ihrer eigenen Erfindung vermehrt, wieder in Umlauf gesetzt; tausendmal widerlegt, hat sie es zum andernmale immer wieder zu bringen nicht erröthet, denn nicht, wie sonst wohl, wird jetzt in der Verblendung der Leidenschaften von Solchen, die an die Lüge glauben, die Lüge aufgebracht und fortgepflanzt, sondern sie lügen in kalter Ueberlegung, wohl wissend, daß sie Unwahrheit reden, aus reiner Lust am Bösen. Auf's Gräulichste hat diese Polemik zugleich die Lehre verzerrt, deren sie nicht anders Meister zu werden gewußt, sie als ein System der Dummheit und Knechtschaft verschrieen, ihre Diener und Bekenner als verschlagene, im Finstern schleichende, Tücke brütende, gegen alles Edle und Bessere stets verschworene Zeloten verrufen; hundertmal bedeutet und beschämt, ist sie unverdrossen mit eiserner Stirne immer wieder zu demselben Thema zurückgekehrt. Nachdem sie in Journalen, Zeitungen, fliegenden Blättern ohne Zahl sich angesiedelt, nachdem sie in Romanen, Almanachen, Kalendern, Volksschriften aller Art sich eingenistet, alles Lose, Anrüchige, Mattherzige, Nichtsnutzige, ihr in Gesinnung Verwandte, das die angefochtene Kirche in sich beschließen mag, sich zur Hülfe und zum Zeugniß aufgerufen, hat bald, was die Bosheit erfunden, bei der dummen, blödsinnigen Einfalt als unumstößliche Wahrheit Eingang gefunden, und das jetzige Geschlecht sieht sich von einem Drachen der Lüge umstrickt, der in tausend Windungen und verschlungenen Knoten es untrennbar umschlossen hält, und aus jeder Masche des Schlan-

genneßes zischende, fauchende, zingelnde Köpfe reckt, daß der Unerschrockenste vor dem Anblicke sich entsetzen möchte. Sachsen ist ein Hauptheerd dieser Umtriebe seit lange her gewesen, dort auch ist es am weitesten mit dieser Fanatisirung des protestantischen Volkes gediehen. Dort haben schon seit lange die Kanzeln von jener wüthenden Polemik gedröhnt, und die wenigen im Lande zerstreuten, wie überall friedlichen Katholiken haben bald als Gegenstände des giftigsten Hasses, der seinen Heerd besonders in den mittleren Klassen erbaut, sich überall verfolgt, gedrückt, angefeindet und verhöhnt gefunden, und als die Sache endlich zu einem Aufstande gegen das katholische Regentenhaus ausgeschlagen, da hat man, wie bekannt, ihre Häuser verbrannt und selbst ihr Leben bedroht, und viele Familien denken auf Auswanderung aus dem fanatisirten Lande.

Aber nicht blos dort, über den ganzen protestantischen Norden hat mit geringerer oder größerer Intensität jener fanatische Schwindel sich verbreitet, überall Druck und Gewalt und Unrecht ausgesäet, und Unwillen, Erbitterung und Haß geärndtet. Da im Gefolge der politischen Bewegungen der jüngstvergangenen Zeit es sich also gefügt, daß beinahe überall die Massen katholischer Bevölkerung unter protestantische Regierungen gekommen, so ist jenem Fanatism die Gelegenheit allzu verführerisch gemacht, als daß er es hätte über sich gewinnen mögen, diese Verhältnisse für seine Pläne unbenutzt zu lassen. Schnell hat er daher diese Regierungen mit seinen Lügengeweben auf's engste eingesponnen, und die willigen haben nur allzuleicht den Vorspiegelungen Gehör gegeben. Geängstigt durch die Anforderungen der Zeit im politischen Gebiete, glaubten sie am wohlfeilsten sich abzukaufen, wenn sie die Streitfrage in ein anderes hinüberspielten, und dort die wehrlose Kirche den stürmenden Schreiern preisgaben, wähnend, noch überhin durch ihren Fall Eintracht und Einheit in den zwieträchtigen Geistern zu befestigen. Seither

ist, obgleich nirgendwo auch nur ein Grund übrig geblieben, auf den sich eine Theokratie erbauen ließe, doch das: „Nieder mit der Theokratie!“ das Loosungswort aller Thoren geworden. Ueber alle Lande ist ein Geschrei über die katholische Hierarchie, ihre Pläne und ihre Gefährlichkeit gegangen; ihr Haupt hat man mit aller Schmach bedeckt, ihre Glieder verhöhnt, gelästert und verleumdet, bewacht, belauert, in allen ihren Bewegungen gehemmt, die ihrer Ueberzeugung Treuen verfolgt, bedrängt, die Wankenden durch jede Verführung vollends zum Falle zu bringen sich bemüht, und den ganzen Stand in aller Weise den Massen, deren Seelsorge sich ihm anvertraut gefunden, verächtlich zu machen gesucht. Gegen alle feierlichen Angelöbnisse, die Kirche in ihren Freiheiten und ihren Rechten zu schützen und in ihrem Bestande ungekränkt zu erhalten, hat man mit Pragmatiken sie umstrickt, in allen ihren Bewegungen sie gehemmt, wie eine feindliche Macht gleichsam unter Polizeiaufsicht sie gestellt, an das herrische Machtgebot der Beamten sie gefesselt, in ihren innersten Lebensorganen sie versehrt, die Handhabung ihrer Disciplin erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht, und ihre Selbstergänzung, wo man gekonnt, zu hintertreiben gesucht. Die Folgen dieser schmählichen Unterjochung, sie haben in den wenigen Jahren seit ihrem Eintritt auf's furchtbarste sich kund gethan. Die strafbare Indolenz der Häupter des Klerus, theils aus absichtlicher Wahl der schwächern Individuen, theils aus der Entmuthigung der stärkeren im unablässigen, immer fruchtlosen Kampfe hervorgegangen; die Degradation der Kleriker selber massenweise immer weiter um sich greifend, Insubordination, Trotz und Ungebundenheit in diesen Massen sich mehr und mehr verbreitend; Rohheit, Zügellosigkeit, Gemeinheit auf der einen Seite, Unglaube, geistige Flachheit, hochmüthige Unwissenheit mit wissenschaftlichem Dünkel verbunden, auf der andern. Dort das Skandal ganzer Seminarien, die nach Weibern wimmern, hier willkürliches Neuern überall vom

Dogma bis zum äußerlichen Kirchengebrauch hinab; Kaltsinn, handwerkmäßiges Treiben, jämmerliches Hin- und Herüberschwanken in allen Ueberzeugungen die hergebrachte Regel, Beharrlichkeit, unerschütterliche Glaubensfestigkeit, Frömmigkeit, Eifer und Begeisterung selten, von denen, die halb dem Himmel, halb dem Belial sich verschrieben, gehaßt, verspottet, verfolgt und angefeindet. Und das Volk, dem verhältnißmäßig so Wenige außer der äußern Form noch etwas seyn können, und Einiges zu bieten haben, es ist zu verwundern, wie es trotz Alledem in seiner Verlassenheit massenweise sich noch immer erhalten und das Verderben von sich abgewehrt; rührend, wie es überall, wo ihm noch ein Brunnquell des lautern Wassers fließt, herzuströmt, um sich in der allgemeinen Dürre einmal wieder zu erquicken, und an jedem noch glimmenden Funken sich zu wärmen eilt; erstaunlich die Macht, mit der Solche, die den Geist noch lebendig sich bewahrt, in seiner Mitte wirken; noch erstaunlicher, daß so Wenige von denen, die dessen Augenzeugen sind, ihnen nachzuthun einige Lust in sich verspüren. Wenn aber in solcher Weise das Volk im Ganzen noch immer in leidlichem Zustande sich bewahrt, so hat doch diese gesundheitbewahrende heilkräftige Wirksamkeit seiner Naturanlage allzugroße Anfechtung zu bestehen, als daß sie auf die Dauer sich schützend bewähren könnte; immer tiefer dringt jene inficirte Atmosphäre, die es nach obenhin umgibt, mit ihren bösen Influenzen zu ihm hernieder; die zu seinem Verderben losgelassenen Geister wissen immer mehr die Wege zu ihm anzubahnen; es wird immer aufmerksamer auf jene Prediger, die in seiner Mitte ihre Lehrstühle aufgeschlagen, und das Geschlecht, das unter ihren Einflüssen sich erzieht, wird denen, die nach ihnen kommen, vollends die Arbeit leichter machen.

Auch hier gilt's Frieden oder Krieg? Frieden, an die Wiederherstellung des Christenthums geknüpft, Krieg und Verwilderung, wenn sein Untergang möglich wäre, und da-

rum, weil er nicht möglich ist, Sturz und Fall und Verderben jeder sogenannten legitimen, oder revolutionären Gewalt, die jener Regeneration, die die Vorsehung in ihren Rathschlüssen beschlossen hat, entgegenzutreten und sie zu hemmen wagen wollte. Der erste Strahl ihres Zornes ist auf jenes Haus herabgezuckt, das schon früher mit schwerer Schuld in ihrem Schuldbuche sich eingeschrieben, und Millionen büßen, damit sich auch dieß Gericht vollende. Wo hat mit rücksichtsloserer Gewalt dieß System der Unterjochung der Kirche und der Gewissen sich bis zum äußersten Extreme durchgeführt, als eben in Belgien; wie haben nicht dort frevelnde Beamte aus der Schule Napoleons, unter dem Beifall und zum Theil der Mithülfe des protestantischen Europas, den Klerus, der sich ihrer schnöden Gewalt mit Muth erwehrt, mißhandelt, verfolgt, so viel sie vermocht, geschändet, wie haben sie durch ihre Anstalten das innerste Leben der Kirche anzutasten und zu vergiften sich nicht gescheut, wie haben sie nicht die Katholischen aus allen Aemtern und beim Heere zu verdrängen gewußt, um sie dann in bürgerlichem Helotism in zugewandte Unterthanen des protestantischen Hollands umzuschaffen. Lange hat der Alte der Tage in gewohntem Langmuthe dem Treiben zugesehen, da hat er endlich die Zuchtruthe der Revolution, jener Revolution, die sie selbst im „Nain jaune" gepredigt, und durch ihr ganzes Verfahren selbst praktisch realisirt, über dem Haupt der Sünder hergeschwungen, und in wenigen Stunden ist das Werk langer Jahre in die Lüfte aufgeflogen, und seine Trümmer haben als warnende Zeichen über alle Nachbarländer sich ausgestreut. Wie glücklich darf sich England preisen, daß es eben noch im rechten Augenblicke von seinem scheußlichen Unterdrückungssysteme, das es zum ewigen Schandfleck für den Protestantism durch so viele Jahrhunderte in Irland ausgeübt, einigermaßen abgelassen, und die empörten Gemüther dadurch wenigstens insoweit versöhnt, daß sie, als der Vergeltungstag gekommen, nicht losgebrochen, und

das Inselreich neuerdings in einen gleich blutigen Bürgerkrieg gestürzt. Und auch jetzt mischen sich in die zwiespaltigen Bewegungen, die die Reform in Brittanien hervorgebracht, die lauten Accente, die drohend von der grünen Insel herübertönen, und in denen eine verzweifelnde, verhungernde Bevölkerung die hartherzige Ungerechtigkeit so vieler Menschenalter anklagt, und Emancipation des Glaubens und der Kirche, des öffentlichen Lebens und selbst des Heerdes, der auf eigenem Boden heimathlos umwandert, verlangt und sicher erlangen wird. Frankreich endlich vor allen Anderen ist von jener lenkenden, führenden Providenz ausersehen, daß es wider Willen Zeugniß gebe von ihrer Macht. Wie haben nicht Jene, die dort die letzte Bewegung hervorgerufen, schon jetzt in allen ihren Hoffnungen und Erwartungen sich getäuscht gefunden; während das Feuer, das sie angezündet, sich vor Allem gegen sie selbst gewendet, ist die Kirche, die sie unter den Trümmern der gestürzten Herrschaft begraben zu haben glaubten, unter dem Schutze der Freiheiten, die sie zu proclamiren sich genöthigt sehen, unabhängiger, innerlich stärker als je aus den Ruinen hervorgegangen, die Idee mit ihrer ganzen unwiderstehlichen, geisterbezwingenden, herzgewinnenden Macht ist auf ihre Seite hinübergetreten, und erstaunt und bestürzt haben die Phrasenmacher ihre ungewohnte Sprache eben da in ihrer Alles niederstürzenden Kraft vernehmen müssen, als sie dieselbe auf immerdar zum Schweigen gebracht wähnten. Und es steht in diesem Lande die hohle, leere Verneinung wider Hoffen und Erwarten mit dem positiven Glauben sich in einen ungleichen und immer ungleicher werdenden Kampf verwickelt; schreitet sie angriffsweise, drückend und verfolgend, in diesem Streite vor, dann wird sie, durch dieß Verfahren mit sich selbst im Widerspruche, auf's Absurde hingetrieben, und die Entrüstung bewaffnet zu Gunsten des Gegners alle Leidenschaften; tritt sie gewährend vor der Gerüsteten zurück, dann entfaltet diese ungehemmt alle ihre Mittel, und die

Widersagerin sieht von dem rasch vorrückenden Feinde sich überflügelt und eingeschlossen. Wie lange immer der begonnene Streit in diesem Lande dauern möge, er muß und wird mit der völligen Emancipation der Kirche endigen, soll nicht die stark befestigte politische Einheit des Reiches in Trümmer gehen.

Darum Ihr Machthaber im teutschen Volke! Alle seid Ihr vor jenen Stuhl geladen, geht mit Euch zu Rathe, wie Ihr vor ihm bestehen möget, und laßt dieß warnende Wort jetzt, wo es noch Zeit ist, nicht unerwogen an Euch vorübergehen. Noch immer suchen jene Lügner die Thatsachen, die mit Donnerstimmen sprechen, zu überschreien; noch immer geben sie, in ängstlicher Hast, sich alle Mühe, die Wahrheit zu vertuschen und zuzudecken, aber überall, wo ihr Fuß hintritt, schlägt sie in Flammen aus dem Boden, und umsonst ist all ihr Bemühen, ihre siegende Gewalt länger zurückzuhalten. Das fortdauernde Geheul jener Schakale von Jesuitismus, Ultramontanismus, Theokratie und Fanatismus, es ist endlich der bethörten Welt ein Spott geworden*); so gebt denn auch Ihr der Stimme der Wahrheit, wenn auch spät, Gehör. Ihre Lügen von geheimen Umtrieben, sie haben sich alle in ihr Nichts aufgelöst, und nachdem der Dunst, den sie bethörend oder bethört Euch vorgegaukelt, in's Blaue sich zerstreut, ist die Revolution hinter ihm hervorgetreten, und sieht Euch grinsend in höhnischem Spotte an; sie hat die Tarnkappe jetzt abgenommen, und erzählt Euch ohne Hehl, wie sie unsichtbar in Eurem Rath gesessen, und Euch zum Verderben Meinrath eingeblasen. So laßt denn endlich ab, der Trügerischen Euch länger zum Spielball hinzugeben; blickt die Dinge an, wie sie in Wahrheit sind, und nicht,

---

*) Leider trifft auf die Gegenwart zu, was das Evangelium von dem heimkehrenden Lügengeiste sagt. Matth. XII, 43 ff.

Anm. d. Red.

wie jene sie Euch vorgelogen, und schreitet nicht länger auf dem falschen Wege vor, auf den sie Euch geleitet. Richtet endlich ein ernst aufmerksam Auge auf den wahren Grund des Uebels hin, auf jenen Krebs, der, immer weiter um sich fressend, die kräftige Natur des Volkes unterwühlt, die sittliche Verwilderung, in der es fortschreitend mit furchtbarer Schnelle sich mehr und mehr auflöst und zersetzt. Katholische Länder, protestantische Länder, es macht wenig Unterschied, überall hat der Absolutismus, nur mehr oder weniger, die Kirche unterjocht, ihre erhaltende heilende Kraft gelähmt, und den äußern Zwang der innern Sittigung vorziehend, alle höheren moralischen Kräfte der menschlichen Natur ertödtet und abgelähmt, und dadurch dem frechen Frevel, der überall hin seine Sendboten ausgeschickt, Thor und Thür geöffnet, so daß Unsegen und Fluch beinahe gleichmäßig von einem Ende des Reiches zum andern sich ausgebreitet. Wohl ist es gut und rühmlich, die Wissenschaften und die Künste zu pflegen, Straßen und Canäle zu erbauen, den Handel zu fördern, und die Gewerbe und den Ackerbau zur höhern Blüthe hinaufzutreiben: das Alles ist Uebung löblicher Regententugend, und die Geschichte wird es denen hoch anrechnen, die sich darin ausgezeichnet. Aber es heißt nur einen faulenden Pfuhl mit Heide und Gras ansäen, damit eine grünende Decke lügnerisch den innern Moder verhülle, wird dabei der Kern höherer, geistiger und sittlicher Natur im Volke preisgegeben, und die geweihte Stätte in Mitte seiner nach aufwärts gekehrten Gefühle jeder Profanation ausgesetzt. Die Geschichte übt das Richteramt bei der Unterlassung jener äußern Regentenpflichten, Gott unmittelbar bei der Versäumung jener innern und höhern; vor Ihm müssen die Pflichtigen Rechenschaft geben von all ihrem Thun und Lassen, von ihrer Hand werden die gefordert, die sie dem Untergange preisgegeben, und nicht werden jene um ihr Zeugniß gefragt, die zu üblem Rathe sie verleitet; jeder von

ihnen wird sein besonderes Gericht zu finden wissen. Mögen sie daher, scheuend die Last solcher Verantwortung, endlich dem Unwesen, das Teutschland verwirrt und es schnellen Schrittes dem Zustande entgegenführt, zu dem ein großer Theil Frankreichs herabgekommen, Gränzen setzen, und statt jene Saat des Zwistes, die ihre Widersager ausgesäet, sich zum Verderben länger zu hegen und zu mehren, vielmehr austeuten, was sich von selber, oder durch ihr Mitwirken ausgesäet und den Acker mit besserer Saat bestellen. Dann wird die Natur des in Masse immer noch gesunden Volkes Raum gewinnen, durch heilkräftige Gegenwirkung wieder auszuscheiden, was es von bösen Ansteckungsstoffen in sich aufgenommen, es wird in Religion, Glauben und jeder sittlichen Gesinnung auf's Neue sich befestigen, und dann erst werden die Verfassungen, die jetzt ohne Anhalt und Befestigung allstets unsicher schwanken, und unstät wechseln und wandeln, auf gesicherter Grundlage sich befestigen, und Ruhe und Friede werden wiederkehren.

Absolutismus und Revolution haben das Volk wechselweise gedrückt, geplackt, geplagt, und einer nun den andern zur Hülfe aufgerufen, und es ist nur immer ärmer, unglückseliger und elender geworden. Billig, daß es endlich auf Beide mit gleichem Widerwillen blickt. Wie dem Leben, das, in allen seinen Gegensätzen eng an eine Mitte geknüpft, um diese in begränztem Umkreis und gemessenen Gleichungen hin- und herüberschwankt, nur das nahrhaft und gedeihlich ist, was auch in seinem äußeren Bestande nicht in allzu weiter Ausweichung von einer solchen Mitte befestigt steht, eben so ist es auch um die geistige Welt beschaffen, wo ebenfalls nur das Gemäßigte, Gehaltene, Umschriebene auf die Dauer heilsam sich erweist, und nur was im geistigen Maße steht,

auch das Geistige fördert. Wird aber in dem einen, wie im anderen Kreise das Wirksame aus diesem stillen Maße des Gleichgewichts herausgerissen, und einem Aeußersten im Ueberschwange entgegengetrieben, dann löst sich von ihm, während es gegen die eine Seite ausweichend anschwillt, gegen die entgegengesetzte ein anderes Aeußerste in gleichgewogener Gegenwucht ab, beide aus ihrer Sättigung herausgerissen, entzünden sich alsdann im Grimm, und jedes wirkt für sich als fressendes Gift, gleich verderblich auf Geist und Leben ein, beide aber verzehren in Wechselwirkung als Gift und Gegengift sich gegenseitig. Dasselbe ist nun vom Ursprunge herein das Verhältniß des Absolutismus zur revolutionären Anarchie gewesen; beide sind gleichzeitig durch eine innere, krankhafte Zersetzung des öffentlichen Lebens hervorgegangen, und sind daher nur verschiedene, gleich ungesunde Formen, in denen das durch den eingedrungenen Tod gespaltene Leben hervorgetreten; beide wirken gleich giftig, zerstörend und verderblich, und wenn sie ihre zerstörenden Kräfte gegeneinander richten, heben sie sich gegenseitig, aber nicht zum Leben, sondern zum Tode auf. Sichtlich also hat die erhaltende Macht sie zu ewig unversöhnlichen Feinden sich entgegengesetzt; damit Eine immer das verletzte Maß räche an der Andern, gehen sie gleichzeitig mit einander hervor, oder folgen wechselnd sich einander, und so lange schonungslose Gewalt alle Rechte unter die Füße zu treten unternimmt, kann es nicht an Revolutionen fehlen, und so lange die Anarchie im Laufe der Dinge sich wiederholt, darf der Absolutismus nicht ausgehen, weil nur er die in Verwilderung aufgelösten Kräfte wieder zu binden vermag. Nicht das Eine also, noch auch das Andere kann dem Gedeihen des Volkes zusagen, und weil beide sich nicht zum Leben, sondern zum Tode mischen, kann es auch nicht das Dritte aus ihnen, also Zusammengesetzte, wie es uns der neueste französische Liberalismus bietet. . . . . Die wahre Freiheit ist, wie jede andere Idee, als solche in ihrer

Selbstgenüge beschlossen ruhend, bewegt aber öffnet sie sich und theilt sich den freien Geistern mit, und wird nun Princip ihrer Handlungsweise, und in diesem Principe handelnd und wirkend, befreien diese Geister zuerst sich von sich selber, und gewinnen sich also die Tüchtigkeit und den Muth und die Unabhängigkeit, ohne die keine äußere Uebung der Freiheit bestehen mag. Alle wahre Freiheit kommt also von innen heraus, sie beginnt mit der Selbstbefreiung im Einzelnen, wie im Volke, und dann erst, nach außen in ihrer Ueberfülle sich ergießend, räumt sie leicht die Hindernisse weg, die sich ihr entgegenstellen, wenn diese nicht von selber vor ihr fallen. Sie läßt sich daher nicht von außen mittheilen, nicht an bestimmte Formen, als ihre Träger, binden und kreuzigen, beides wird mit ihr so wenig, wie mit dem Genie gelingen, das weder an Grund- noch Geldbesitz, weder an die Geburt, noch an das Dienstalter, selbst nicht einmal an Verstand und Rechtschaffenheit sich bleibend knüpft. Aeußere Formen, wie sie den freien Willen innerlich nicht zu binden vermögen, so vermögen sie ihn auch nicht wahrhaft zu befreien; ihre Bestimmung ist, die untere thierische Natur im Menschen zu bezwingen und zu meistern, und sie der höheren zur Selbstbeherrschung unterworfen zu halten; jede unzeitige Lösung jener heilsamen Fessel wird daher, statt den Gelösten wahrhaft zu befreien, ihn vielmehr seiner eigenen ungeordneten Natur preisgeben, und diese wird mit ihrer reißenden Kraft bald jedes äußere, ihr gebotene Maß zerstören. Formen also können die Freiheit nur gestalten, sie selber kann nicht gegeben, sie muß verdient werden in Anstrengung und Mühe, wie alles Höhere seit dem Falle; sie ist daher auch nichts, was äußerlich bleibend auf alle Zeit befestigt werden könnte; sie wächst und steigt, steht eine Weile schwebend, neigt dann zum Untergange, flammt auch wohl wieder einmal plötzlich auf, Alles nach Maßgabe der innern Würdigkeit. Das Alles hat das Alterthum gar wohl gewußt,

und darum im Ganzen die Freiheit ungleich besser verstanden und besessen, als die jetzige Zeit, der in ihrem hastigen Streben nach ihrem Schatten die Sache in der Wirklichkeit beinahe ganz abhanden gekommen.

Darum wolle Du, mein Volk, fortan nach jener wahren und wesenhaften Freiheit streben, und lasse Dich nicht länger mehr von der bloß formalen, ganz abstracten und darum völlig leeren Freiheit äffen, von der die Thoren der Zeit Dir unaufhörlich vorzureden nicht ermüden.

Seit der Aufstand der Liberalen in Paris der dortigen, immer fortgährenden Revolution einen neuen Schwung mitgetheilt, wollen die, die ihres Zeichens zu ihren Grundsätzen sich bekennen, auch uns in Teutschland, und in Bayern im eigenen Hause weder den Frieden, noch die Ruhe ferner gönnen, und des Geschreis und Lärmens will kein Ende werden. — Da nun in jenem Pariser-Aufstande die Souverainetät des Volkes auf's feierlichste sich ausgerufen, so haben sie demgemäß seither als Souveraine sich gerirt, und legen Hand an, um das auszuführen, was sie in ihrem Willen beschlossen haben. Was sie aber wollen, es ist in Frankreich, obgleich zur Zeit noch unvollkommen, ausgeführt. Noch bekennt bei uns sich der Staat zum Christenthum, und das Volk ist sogar in vorherrschender Zahl und Gesinnung altkatholisch. Das kann, meinen sie, bei uns im Bayerlande so wenig, wie dort jenseits des Rheins, fernerhin also bestehen; der Staat hat nichts zu glauben, er hat nur zu befehlen; das Gesetz aber muß seiner Natur nach wesentlich atheistisch seyn. Noch stehen Kreuze auf unsern Kirchen, noch haben einige an den Straßen von früherem Sturme sich gerettet, es ist ein Aergerniß für eine aufgeklärte Zeit,

Rest früheren Aberglaubens. Noch erzieht sich in unsern Seminarien, unter der Leitung der Bischöfe, der junge Klerus, dieser Unfug kann nicht länger geduldet werden; dem Staate kommt ausschließlich das Lehramt zu, seinem Zwecke muß jeder andere weichen: er duldet keinen Staat im Staate in seinem ganzen Bereiche, und verdrängt und zertritt, was sich nicht fügen und ohne Anspruch auf Selbständigkeit unterordnen will. Immer noch herrschen Fürsten von Gottes Gnaden in persönlicher Unabhängigkeit über die teutschen Völker: beides ist Aberglauben, wir bedürfen nur Bürgerkönige, die aus der Delegation von unten herauf ihre Vollmacht ableiten, und contractmäßig um bedungenen Lohn zu regieren sich verpflichten. Die Majestät, ohnehin ein eitel inhaltleeres Wort, will fortan wenig passen für den, der nur als der Erste an der Spitze der einzig zulässigen Hierarchie der Beamten steht, die Alle nicht ihm und Gott, sondern mit ihm ausschließlich dem Volke, dessen Brod sie Alle miteinander essen, verpflichtet stehen. Immer noch stehen einige Trümmer der Vergangenheit wie zum Spott und Hohn der jetzigen Wandelbarkeit aller Dinge, immer will eine ferne Zukunft sich bestimmend in das Leben mengen: das soll und darf nicht ferner seyn, jene Ruinen, sie sollen geschleift, diese Täuschungen, sie sollen zerstreut werden, denn die Vergangenheit ist schon vorüber, die Zukunft ist noch nicht geworden, die Gegenwart allein ist also wahrhaft da, um sie soll man ausschließlich sich bekümmern: thöricht daher ist aller Glaube, der rückwärts, thöricht alle Hoffnung, die vorwärts blickt, thöricht aber auch alle Liebe, die etwas Anderes, als sich selber will. Was also noch von einem frühern, tiefer begründeten Leben in Kirche, Staat und im Haushalte übrig ist, Alles, was von freier, lebendiger Gliederung in Ständen und Corporationen sich erhalten, es muß Alles zertrümmert, zerschlagen, zerstäubt sich in seine Atome lösen, und daraus wollen dann die Thoren nach ein paar armseligen dürftigen Gedan-

ken und nach Gesetzen, die einem tiefern, ganz mechanischen Gebiete angehören, Alles wieder in ihrem Sinne auf's Neue erbauen. — —

Deßwegen will Schweigen nicht länger denen geziemen, die reden können, noch auch Theilnahmlosigkeit denen, um deren höchste Güter es sich handelt. So lange die Thorheiten einzeln nur grassiren, und nur da oder dort einen vorzüglich Begünstigten ergreifen, darf man ohne Bedenken die Natur und das Leben gewähren lassen; wenn das Verkehrte aber ineinander fließend epidemisch und endemisch Masse zu bilden angefangen, und so eine Landplage zu werden droht, dann muß schon Jeder zugreifen, um, wenn es noch Zeit ist, der Seuche Meister zu werden, wie jeder die schwachen Stellen der Dämme in Zeiten mit Schaufel und Spaten zu verstärken eilt, wenn die Wasser anzusteigen beginnen. Es ist aber das Wort, durch das die Ansteckung sich weiter und weiter verbreitet, das Wort allein, da sie ausschließlich im geistigen Gebiete um sich greift, kann ihr auch Schranken setzen. Sträflich also wäre es von denen, die dasselbe zu handhaben im Stande sind, wollten sie länger säumen, all seine Macht im Dienste der guten Sache aufzubieten und denen entgegenzutreten, die es seither mit so unermüdeter Emsigkeit im Dienste der Lüge und des Trugs gebraucht. Nimmer wird es ihnen an Hörern fehlen, und an solchen, die in empfänglichen Herzen es aufnehmen und bewahren. Denn, Dank sei es jenen frevelhaften Bemühungen, die Gemüther sind auf's Allerbeste vorbereitet; Tausende und Tausende, ja Tausendmaltausende sind mit Unwillen und Zorn über die schamlose Frechheit erfüllt, die das Schnödeste zu bieten sich nicht scheut, und überall sich vordrängend in ihrem Namen Unfug übt und Lüge redet, und wie die Pflanze dem lang vermißten Lichte sich entgegenrankt, so werden sie der Wahrheit freudig sich zuwenden, wenn diese unverfälscht und frisch von der Quelle weg zu ihnen redet.

Ich habe diese Pflicht, die ich jetzt Andern nahe lege, zuvor mir selber vorgehalten, und bin mit mir Raths geworden, was auch meine Neigung einwenden möchte, ihr Folge zu leisten. Es ist nicht das erstemal, daß ich verderblicher Thorheit entgegentrete; unter verschiedenen Formen immer dieselbe, ist sie vielfältig auf meinen Wegen mir begegnet; ich habe sie nicht aufgesucht, ich bin ihr nicht ausgewichen, da, wo Ausbeugen Feigheit gewesen wäre; ich habe gethan, was ich mit Ehre und Gewissen nicht unterlassen durfte, und so ist mein Bemühen nie erfolglos und ohne Segen geblieben. So gedenke ich es denn auch unter den jetzigen Vorkommenheiten zu halten, und es ergeht mein Ruf hinaus in's alte, mir zunächst gelegene Stammland Bayern zuerst, dann in die fernern ihm zugewandten Länder, und das Wort, es lautet: zu mir alle Ihr wackern Bayern, die das Unwesen, das sie allerwärts jetzt treiben, mit Ekel und mit Abscheu erfüllt, zu mir Alle, die den alten Glauben, das alte Haus, das alte Bayern nicht aufgegeben, und von der alten Treue gegen Gott, Fürst und Vaterland und seine Ordnung nicht abgelassen, noch auch das Alles, wie und wiefern es noch wirklich über Eurem Boden grünt, gegen leere Abstractionen einzutauschen gesonnen sind!

XXVI.

Literatur.

Principienfragen. Politische Briefe an einen deutschen Edelmann nebst gesammelten Schriften von Carl Ernst Jarke. Mit einem Portrait des Verfassers und einer Vorrede von einem Freunde. Paderborn: Verlag von Ferdinand Schöningh 1854.

Vor Kurzem hat ein Buch die Presse verlassen, auf welches diese Blätter aus mehrfachen Gründen ihren Leser-Kreis aufmerksam machen wollen. Es ist Jarke's letztes Vermächtniß, an welchem er noch auf seinem Todtenbette gearbeitet hatte, und das er unter dem Titel „Principienfragen“ zurückgelassen, weil es die letzten Gründe des Rechtes und der Wahrheit, und insbesondere „die Frage aller Fragen“, das Verhältniß der Kirche zum Staate, zum Gegenstand hat. Was Jarke in den letzten vierzehn Jahren seiner publicistischen Thätigkeit hierüber geschrieben, will er in einer Auswahl einzelner kleineren Schriften sowohl, als in einer Zusammenfassung der bedeutendsten Stellen aus seinen in diesen Blättern seit ihrem Bestehen erschienenen Aufsätzen dem Leser vor Augen führen. In dem ersten Briefe an den deutschen Edelmann spricht sich Jarke selbst in folgender Weise über diese Sammlung aus: „Ich will, was ich Ihnen im kurzen

Umrisse mündlich vortrug, niederschreiben, und dabei das Wesentlichste der bezeichnendsten Stellen meiner Artikel in den Historisch-politischen Blättern, in denen ich seit vierzehn Jahren meine politischen Ansichten über Gegenwart und Vergangenheit niederlegte, sammeln, und gleichsam als Leitfaden zu einem Ganzen zusammenstellen. Als passende Beilage glaube ich diesen Briefen einige Denkschriften vorausschicken zu dürfen, von denen mehrere, in einer stürmischen Zeit als besondere Broschüren gedruckt, wenig bekannt geworden, und dennoch vielleicht nicht ganz unwerth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden. Dahin gehört namentlich der im Februar 1849 geschriebene „„offene Brief an den Reichstag in Kremsier"" über die Freiheit und Souverainetät in Oesterreich." U. s. w.

„Eine zweite hier beigelegte Schrift ist: „„Staat und Kirche in Oesterreich vor, während und nach der Revolution von 1848."" Diese habe ich hier auf's Neue abdrucken lassen, um sie, wenn es der Wille des Himmels ist, durch die Aufnahme in eine Sammlung der Vergessenheit zu entziehen, der sie als anonyme, vereinzelte Broschüre leicht entgegen ginge. Sie behandelt die Frage aller Fragen, das Verhältniß der Kirche zum Staate, ein Gegenstand, worauf ich im Laufe der nachfolgenden Erörterungen noch oft und umständlich zurückkommen muß."

„Die hundert Schlagworte zur Verfassungs-Politik der Zukunft haben hier einen Platz gefunden, weil sie in den letzten Tagen des Jahres 1850 als Manuscript für Freunde gedruckt wurden, und nur in wenig Exemplaren in das größere Publikum gelangten."

„Der Aufsatz über die Presse hat den Zweck, in gemäßigten Ausdrücken und höflichen Formen die vormärzlich österreichische Censur beim rechten Namen zu nennen. Es sind diese Betrachtungen, welche bereits im Frühjahre 1844 nieder-

geschrieben wurden, einer Denkschrift entnommen, die um jene Zeit einem hohen österreichischen Staatsmann übergeben wurde, aber, wie zu erwarten stand, unter den damaligen Verhältnissen im praktischen Leben keinen Erfolg haben konnte."

„Den Aufsatz über die Bildung des österreichischen Beamtenstandes (bereits früher in den Historisch-politischen Blättern gedruckt) glaubte ich hier nicht fehlen lassen zu dürfen, weil er ein Licht auf manche weniger bekannte Verhältnisse in Oesterreich wirft. Auch der Lebensabriß des Grafen Heinrich von Bombelles durfte hier nicht wegbleiben — eines der edelsten Herzen, die je geschlagen haben, und dem der Verfasser nahe gestanden zu seyn, nie aufhören wird, zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens zu rechnen."

So viel über den Inhalt des vorliegenden Buches: über die tiefere Absicht, welche den verewigten Verfasser zu seiner Herausgabe bestimmte, geben ebenfalls seine eigenen Worte den besten Aufschluß. „Der sel. Christian Schlosser sagte einst einige Worte über die Zerklüftung der öffentlichen Meinung der Deutschen in dieser Zeit, die mir unvertilgbar im Gedächtnisse geblieben sind: geht es so fort, so sind wir in Zeit von zehn bis zwanzig Jahren dahin gekommen, daß wenn ein Deutscher seinen Kopf zum Fenster hinaussteckt und zufällig seinem nächsten Nachbar begegnet, der dasselbe thut, Beide, wenn sie mit einander über Wind und Wetter des Rathes pflegen wollen, sich nicht mehr verstehen können. Leider ja! es ist nur allzu wahr; wir haben keine öffentliche Volksmeinung, wir haben keine Standesmeinungen, wir haben nicht einmal Parteimeinungen; wir sehen es als eine Ehrensache an, uns täglich mehr und mehr in abstrakte Einzelwesen, in isolirte Individualitäten aufzulösen. Bei Vielen ist dieß Geschmackssache und Absicht; ja es ist die Frucht des innersten Kernes und Wesens der geistigen Eigenthüm-

lichkeit deutscher Nation, wie sie seit dreihundert Jahren geworden. Es wäre eitle Vermessenheit, diesen rationalistischen Individualismus und eigensinnigen Dünkel, der seltsamer Weise nicht selten mit absoluter Charakterlosigkeit und vollkommenem Mangel an Gesinnung Hand in Hand geht, durch irgend eine Lehre besiegen zu wollen, und Niemand kann weniger geneigt seyn, wie ich, sich auf diese Mohrenwäsche einzulassen. Aber es gibt, zum Glück! auch noch eine andere geistige Richtung unter unseren Landsleuten, die sich nach Licht, nach Klarheit, nach Vereinigung der Gleichdenkenden sehnt. Diese orientiren zu helfen, für sie Signale aufzurichten, an denen sie sich zurecht finden, um die sie sich sammeln können — dieß ist ein Geschäft, welches der Mühe lohnt. Es ist insbesondere ein gutes Werk, ein Banner zu erheben, um welches sich, in so weit es möglich, die Katholiken schaaren können, in deren Reihen die hoffärtige Vereinzelung auch schon täglich mehr und mehr mit Macht hereinzubrechen droht. Suchen wir, wenn auch nur in engern Kreisen, diesem Durcheinanderwirbeln der Meinungen nach besten Kräften zu wehren, wenn gleich Jeder, der selbst mit dem größten Talente zum Publikum über Staatsleben und Staatsverfassungen sprechen will, wohl thun wird, in einer Zeit, wie die unsrige, auf große und entscheidende Erfolge zu resigniren, die sich durch irgend ein Buch, durch irgend eine Lehre erreichen ließen. *Wie heut die Dinge stehen, kann mit Erfolg Gott allein durch die Thatsachen predigen, und der Mensch höchstens der Dollmetscher der Ereignisse seyn.*"

Mit diesen Worten hat ein Schriftsteller seine literarische Wirksamkeit beschlossen, welcher, obwohl er nicht Gründer einer eigenen Schule geworden, doch maßgebend auf einen großen Theil seiner Zeitgenossen eingewirkt hat. Bis zu seinem letzten Athemzuge hat er die Kraft seines Geistes und den reichen Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen daran ge-

setzt, um die unverirrlichen und ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit und einer wahren Staatsweisheit einer Zeit zum Bewußtseyn zu bringen, die verurtheilt erscheint, die Folgen ihres Abfalles von Gott bis zum Aeußersten zu kosten. Er hat Erfolge erzielt, wie wenig andere Schriftsteller der Gegenwart, welche im Dienste der Wahrheit gestanden — und dennoch scheidet er mit einem Geständnisse aufrichtiger und wahrer Resignation: Gott allein die Ehre gebend und seiner Macht allein vertrauend. Dieß Geständniß bestätigt nicht allein die Lauterkeit seiner Gesinnung, sondern auch die Wahrheit seiner Auffassung der Weltlage und der von ihm verfochtenen Grundsätze. Jarke nämlich war in der seltenen Lage, fast Alles, was er über die Gestaltung unserer politischen und socialen Verhältnisse in höherem Instinkte lange mit großer Klarheit voraussagte, wie seine vielfachen publicistischen Arbeiten, und insbesondere die vorliegende Sammlung beweisen — mit überraschender Wahrheit sich erfüllen zu sehen.

Woher war ihm diese Sicherheit des Urtheils gekommen? Vor Allem daher, daß er für Würdigung jedweder Erscheinung oder Theorie den Maßstab in deren Verhältniß zu den Geboten Gottes, zu der Kirche und der von ihr bezeugten Wahrheit gefunden hat. Es gebührt Jarke, wie keinem andern politischen Schriftsteller der Gegenwart, das große und unbestreitbare Verdienst, den Lauf der Ereignisse von dem Standpunkt des Glaubens aus erfaßt und gewürdigt zu haben, und dieß gab ihm, neben der Klarheit seines Blickes, jene Mäßigung, welche den Wegen und Mitteln einer nur menschlichen Weisheit zwar die ihnen gebührende Rechnung trug, allein jeden guten Erfolg nur von Gottes Barmherzigkeit erwartete. Wie sein Vertrauen auch hierin gekrönt wurde, dessen ist ein Beweis die Geschichte der Kirche seit dem letzten Jahrzehent, zumal in Preußen und Oesterreich. — Wenn nun ein solcher Schriftsteller eine Aehrenlese des Beherzigenswerthesten aus

seiner langjährigen Thätigkeit darbietet, was sich durch die Geschichte der Zeit als wahr und probehaltig bewährt hat, so kann ihm die Theilnahme in weitesten Kreisen nicht fehlen. Vor Allem aber ist zu wünschen, daß in Oesterreich diese seine letzte Gabe mit jener Theilnahme aufgenommen werde, auf welche die rührende Liebe, mit der Jarke an dem Kaiserreiche hing und ihm alle seine Kräfte widmete, nicht geringern Anspruch hat, als die tiefe Wahrheit alles Dessen, was er über die neueste Geschichte desselben vorbringt.

XXVII.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

I.

Gerhard Tersteegen.

Dritter Artikel.

Tersteegen's Ascetik; Divergenz-Punkte.

Nach der eigentlichen protestantischen Lehransicht kommt die innere Heiligung ebenso wenig als mitwirkend zur Rechtfertigung in Anschlag, als die Verdienstlichkeit der Werke; Tersteegen dagegen lehrt, daß sich mit der Gerechtigkeit auch die positive Heiligung von Christo den Gläubigen mittheile, die in seine wirkliche Lebensgemeinschaft eingehen, und zwar stellt er die Heiligung keineswegs als eine bloße Folge der durch die Rechtfertigung wiedererlangten Gemeinschaft dar,

sondern eben so sehr als Weg und Mittel, in und mit der Gnade zur göttlichen Vereinigung, mithin zur Anschauung Gottes in der ewigen Seligkeit zu gelangen. Seine ascetischen Schriften haben kein anderes Ziel vor Augen, als die Seelen durch Reinigung und Heiligung, durch Verähnlichung ihres Wesens zur Wirklichkeit der Vereinigung zu führen. Christus, lehrt er, ist unser Vorbild, ihm sollen wir nachfolgen in allen Verhältnissen des Lebens; Christi Geist wirkt im Gläubigen die innere Wiedergeburt, diese geschieht aber nicht auf ein Mal, sondern „in beständigem Fortgang und Wachsthum, und die Stufen der Gnade sind bei berufenen Seelen weit von einander unterschieden.“ Auch erkennt Tersteegen an, „daß nicht Alles böse sei, was nicht vollkommen gut ist“, und bekämpft die Meinung, daß man nicht eher anfangen müsse, die Tugenden zu üben, bis man von der wirklichen und allgemeinen Veränderung seines Herzens Gewißheit habe. „Wenn eine Gott suchende Seele Gutes thut, mit möglichster Aufrichtigkeit in der Absicht, Gott zu gehorsamen und zu gefallen, dann geschieht solches keineswegs ohne Gnade, ist auch kein böser und bloß selbstgemachter Schein, gesetzt, daß sie auch zu einer so allgemeinen Herzens-Veränderung noch nicht gelangt wäre, und demnach die Tugend nicht lauterlich aus Christo hervorkäme. Die Seele thut dergestalt, was sie nach der Anforderung des Gesetzes thun muß, und durch Miteinfließung der zuvorkommenden Gnade thun kann; zwar ist nöthig, daß sie ihr Thun, ihre Tugenden, ihre Treue nicht groß achte, da Alles gewißlich noch sehr menschlich, gebrechlich und gleichsam nur eine Schein-Tugend ist“ u. s. w. (Abh. vom Schein und Seyn der Gottseligkeit.)

Höchst merkwürdig für die Bezeichnung der innern Gesinnung Tersteegens ist unter Anderm besonders auch sein „Warnungsschreiben wider die Leichtsinnigkeit“, welches anfänglich nicht zum Druck bestimmt, sondern als Brief an eine einzelne Person gerichtet war; nachdem derselbe auch in viele

anderen Hände gekommen und durch Abschriften weiter verbreitet worden war, entschloß sich der Verfasser, auf Verlangen verschiedener Freunde, diese seine Schrift drucken zu lassen, weil sie nun doch schon bekannt sei. Er erklärt aber in der Vorrede ausdrücklich, daß er diesen Brief nicht als eine Streitschrift wider einige Menschen aufgesetzt habe, noch als solche angesehen haben wolle, „sondern bloß als ein Warnungs-Schreiben wider die Leichtsinnigkeit und andere Irrungen, es mögen nun solche gefunden werden, bei wem oder an welchem Orte sie wollen, da es Einigen zum Nachdenken, Andern zur Verwahrung, unter göttlichem Segen, mag dienen können. Der Geist der Gnaden und der Zucht sei gebeten, daß er selbst die in diesem Briefe enthaltenen Wahrheiten gehörigen Orts adressiren und segnen wolle." In dieser kleinen Abhandlung nun ist namentlich und besonders auch das Verhältniß des Gesetzes zum Evangelium besprochen, welches in der deutschen Reformations-Geschichte eine so wichtige Rolle spielt. Ist das Gesetz des alten Bundes aufgehoben, und was in ihm ist aufgehoben, und wie ist dieß Aufgehobenseyn zu verstehen? Ist Christus auch Gesetzgeber, und welcher Art ist die Verpflichtung, welche die Christen zur Erfüllung der Gesetze des alten Bundes und des neuen Gebotes der Liebe haben? Diese und ähnliche Fragen wurden zwar im spätern Verlauf der Reformation einiger Maßen zurückgedrängt, ihre frühere Beantwortung wegen ihrer praktischen Consequenzen bei Seite gestellt, ihr innerer Zusammenhang mit den Grundprincipien des Systems verdeckt, und in ihren Folgen durch Einschiebung einer andern Motivirung der praktischen Sittlichkeit mehr oder minder unschädlich gemacht: durch solche Wendungen kann aber der innere Zusammenhang jener Fragen mit den ersten Grundsätzen — dem sogenannten materiellen Princip des Protestantismus — nicht aufgehoben werden; die nämlichen Fragen bestehen in Wirklichkeit auch heute noch, und ihre Beantwortung muß in

jeder künftigen Revision der Controverse einen Bestätigungs- oder Verwerfungs-Grund der protestantischen Rechtfertigungs-Lehre abgeben. Auf diesem Punkte liegt, für das entschieden consequente Denken auf dem Standpunkt unserer heutigen Wissenschaft und Bildung, die Entdeckung eines Widerspruchs zwischen dem formalen und materialen Princip des Protestantismus sehr nahe — die Entdeckung, daß Christus das, was er ist nach der Schrift, nämlich auch Gesetzgeber, oder König, nicht seyn kann nach dem protestantischen System und umgekehrt. Dieser Punkt scheint jedenfalls ein sehr schwacher, eine wahre Achillesverse des Protestantismus, und um so gefährlicher, weil er sich auch dem einfach kindlichen Sinn in solchen Männern, wie Tersteegen, gar so leicht aufdrängt.

Die gelehrten Theologen der deutschen Häresie faßten nicht, wie und in welchem Sinne von einer Aufhebung des Gesetzes die Rede seyn kann; daß diese nämlich nicht gefaßt werden kann in dem Sinne, der das Wort „Aufheben" als gleichbedeutend mit „Abschaffen" nimmt, sondern nur in dem Sinne, daß das Aufheben des Gesetzes ein Ein- und Uebergehen in eine höhere Stufe, in das Gesetz der Liebe ist, in dem es selbst wesentlich enthalten bleibt und seine Erfüllung verlangt. Wie diesen wirklichen Sinn des Wortes „Aufheben", so hatten diese Häretiker auch nicht verstanden, wie die Stellung, welche das israelitische Volk zu seiner Zeit auf jener Entwicklungsstufe der Menschheit in der Kirche als Vorkirche einnahm, sich auch im Christenthum in modificirter Weise an den Zuständen der Einzelnen als Einzelner wiederhole. Der einfach immer in den praktischen Mittelpunkt des Christenthums eindringende Sinn Tersteegens begriff diese Verhältnisse besser, als manche gelehrten Denker unter den Glaubens-Genossen seiner und der vorhergehenden Zeit, und seine Aeußerungen über diese Fragen in vielen Stellen jener Abhandlung sind so treffend, daß es wohl

erlaubt ist, einige derselben in etwas größerem Umfange hier wiederzugeben, zumal, da Manches in denselben einen neuen schlagenden Beleg des bereits früher Gesagten enthält.

„War je ein Paulus nöthig, der den Juden ihre Werk-Gerechtigkeiten übern Haufen warf, um die Gerechtigkeit in Christo aufzurichten, so ist auch in diesen Tagen wieder ein Petrus und Jacobus nöthig, der durch den Geist Gottes anzeige, daß dasjenige, so unser geliebter Bruder Paulus, nach der Weisheit, die ihm gegeben ist, hier und da schreibt, nicht allzeit recht verstanden wird, sondern bisweilen entweder verdreht, oder zu hoch kann getrieben werden, wobei doch die Wahrheit in sich selbst allezeit ungekränkt bleiben muß. Ich merke klar des Feindes List bei der heutigen Gesetz-Stürmerei: Christi theures Verdienst, Blut und Wunden sind der schöne Vorwand, des Feindes Absicht aber ist, durch ein zu leichtes und seichtes Evangelium Christi Kreuz zu vernichtigen, die erweckten Seelen von der seligen Uebung des inwendigen Kraft- und Saft-Christenthums, und von der reellen Erfahrung aller darin zu findenden göttlichen Mittheilungen in ein sinnliches Spiel herauszulocken, da der Grund des Schadens unerkannt und ungetödtet bleibet. Drum so müssen in diesen Tagen Diener Gottes um so viel mehr drüber aus seyn, daß sie Christum und sein Evangelium ganz verkündigen, und sonderlich bei bekehrten Herzen auf die Nothwendigkeit des Innebleibens in Christo, der Verläugnung, der wahren Heiligung andringen, ohne welche gewißlich Niemand Gottes Angesicht sehen wird.“

„Was anlangt die Expressionen von „„Gesetz““ und „„gesetzlich““, darüber wäre viel zu sagen: denn es ist nicht Alles Gesetz, was dafür angesehen wird, und auch nicht Alles Evangelium, was so genannt wird. Alle Menschen sind, ihrer fleischlichen Geburt nach, ohne Gesetz: solche nun so mit einem Sprung unter das Evangelium bringen zu wollen, weiß ich nicht, ob's allzeit reifes Werk werde. Der Geist Gottes kann zwar Wunderwerke thun, aber gewöhnlich ist die allgemeine Haushaltung Gottes über die Kirche keine bloße nichtsbedeutende Historie, sondern auch eine Abbildung seiner besondern Haushaltung über eine jede Seele. Und deßwegen glaube ich mit Augustino, daß man

die Menschen in viererlei Stände eintheilen muß: als ohne Gesetz, als unter dem Gesetz, als unter der Gnade, als im Frieden oder Herrlichkeit. Den Stand unter dem Gesetz beschreibt Paulus, aus seiner vorigen Erfahrung, im siebenten Capitel an die Römer." . . . „Daß heut zu Tage Einige, durch einen neuen Trieb, sogleich Alles unter dem Evangelium, oder in den Stand der Gnade haben wollen, solches wäre zwar Allen zu gönnen, möchte man nur nicht (wie zu befürchten steht) zu viel eine leichte, von außen angenommene Vorbildung vor die Sache selbst annehmen, welche der Geist Gottes allein geben kann! Man will öfters durch einen gesetzlichen Trieb den Glauben an das Evangelium Andern aufdringen, ehe Gott noch dahinein führet, und wozu die nöthigen Zubereitungen öfters noch ermangeln. O! ein Christ zu seyn, ist etwas Großes, oder es ist gar nichts." . . . . „Das einzige Wort: Ich bin ein Christ! ich glaube in Christum! wollte auch in den ersten Jahrhunderten des Christenthums viele und große Dinge in einem kurzen Begriff sagen, ja mehr, als man heut zu Tage wohl denken sollte. Es konnte dieses einfältige Bekenntniß Keiner thun, der nicht wohl entschlossen war, den unvermeidlichen Haß und Schmach der ganzen Welt, die Verläugnung alles dessen, so der Natur angenehm ist, den Verlust von Gut und Blut, der Erduldung alles dessen, was die unmenschliche Bosheit am erschrecklichsten auszudenken wußte, mit Willigkeit auf sich zu nehmen. Es mußte derhalben schon ziemlich viel vorgegangen seyn in den Herzen Derjenigen, die dieses große Wort sagten: Ich glaube in Christum! Man betrügt sich selbst und Andere, wenn man so leichtsinnig über die Dinge hinläuft und sich einbildet, daß in diesen Tagen, da das Christenthum (nach dem Sprüchwort) auf silbernen Pantoffeln gehet, das Wort: Ich glaube in Christum! so leicht eben dasselbe sagen wollte, was es in den ersten brünstigen Jahrhunderten bedeutete. Wer siehet derhalben nicht, daß es höchst nöthig sei, zu dieser Zeit etwas mehr stehen zu bleiben bei demjenigen, so vorhergehen muß, und daß man wohl zusehe, ob dieser Glaube auch dasjenige in sich fasset, was er in sich fassen muß." . . . . „Auch bestehet der Glaube nicht in der Vergebung der Sünden, oder in der Versicherung von derselben.

Die Vergebung der Sünden folgt unmittelbar auf den Glauben, aber nicht allezeit die ausdrückliche Versicherung davon: und weder in dem einen noch in dem andern besteht der Glaube, sondern in dem bußfertigen Kommen zu, und Annehmen von Jesu, Joh. 6, 35. Joh. 1, 12, welches nothwendig in sich schließt das Verlassen oder Verläugnen aller Dinge, mit einer aufrichtigen Uebergabe unseres Ganzen in die Hand und Leitung Jesu Christi, nach dem Maß unseres Lichts und unseres Standes." . . . „Die Vergebung unserer Sünden muß sich Allein auf Christum gründen, und nicht auf unsere Reflexionen, oder auf die Empfindlichkeiten, die wir etwa haben oder nicht haben können. Die Sache selbst stehet für die Gläubigen feste, an Seiten Gottes; und an unserer Seite müssen wir unsern Beruf und Erwählung suchen fest zu machen, nach der Weise, so uns der Geist Gottes durch Petrum vorschreibet, wann wir nämlich allen Fleiß anwenden, und bei unserm Glauben fügen die Tugend u. s. w. 2. Petr. 1, 5—10, um nicht einmal anzuführen, daß V. 10 in einigen griechischen Testamenten ausdrücklich dabei stehet: befleißiget euch desto mehr, um durch gute Werke euern Beruf und Erwählung fest zu machen. Das Wort „„gute Werke"" ist heut zu Tage gar zu verächtlich; ob man schon weiß, daß die alten Kirchenlehrer diesen Ort auch also gelesen haben, und in gesundem Verstande noch also könnte gelesen werden.".... „Diejenigen, welche so unbescheiden und gefährlich reden, daß sie die Verläugnung u. s. w. nur glauben Gesetz, und kein Evangelium zu seyn, die müssen gewiß denken, daß die Lehre Christi nur für die Juden geschrieben sei, und daß seine Worte im Evangelio nicht zum Evangelio gehören. Einer jeden Seele wird die Verläugnung ihrer selbst und aller Dinge vorgeleget, und eine jede Seele verstehet solche und gehet in dieselbe hinein, nachdem etwa ihr Zustand ist. Und dergestalt muß sie thun, und anders kann sie auch nicht. Es ist wohl die Wahrheit, daß solches im Anfang, und auch wohl noch im Verfolg ziemlich gebrechlich, zu viel in eigner Kraft, oder (wie man will) gesetzlich geschehen kann: allein besser gebrechlich, als gar nicht. Die Erfahrung wird schon alles entscheiden, und der Seele das Unvermögen ihres eigenen Vermögens viel besser und sicherer lehren, als wenn

sie nur so von außen das Evangelium annehmen wollte. Sie wird schon zu Christo kommen, wann sie außer ihm nicht mehr fort kann, und bis zum Ende des siebenten Capitels an die Römer gekommen ist."

„Es mögen Vorbilder, Schatten, ceremonialische Dienste und Satzungen der Veränderung unterworfen seyn und aufhören, so kann es doch unmöglich anders seyn, Gottes Gerechtigkeit ist eine Gerechtigkeit in Ewigkeit, und sein Gesetz ist Wahrheit, Psalm 119, 142, das ist, was festständiges und wesentliches, und unsere Verbindlichkeit gegen dieses Gesetz eines unveränderlich gerechten Gottes, gegen dieses heilige Sittengesetz, ist gleichfalls ewig und unveränderlich: keine Zeit, kein Stand, keine Stellung, worin sich der Mensch befinden mag, hebet solche im geringsten auf. Das Gesetz mag auf Stein oder auf's Papier, in's Gewissen oder in's Herz geschrieben werden, der Mensch muß, den einen Weg wie den andern, erkennen, daß das Gesetz heilig, gerecht und gut sei, und er nothwendig demselben ähnlich werden müsse. Es ist hier keine Dispensation zu hoffen noch zu wünschen, Gottes Gesetz behält sein Recht und Anspruch, bis es erfüllet werde; es hilft kein Protestiren oder Klagen über Schwachheit und Unmöglichkeit darwider: wer mit Mose und seinem eigenen bösen Herzen nicht kann zurecht kommen, der muß zu Christo gehen, und den um seinen erneuernden Geist bitten, damit durch dessen lebendig machende Gnade und Kraft in uns erfüllet werde die vom Gesetz erfoderte Gerechtigkeit, Röm. 8, 4. Christi Blut selbst und die dadurch vor uns und in uns zu Wege gebrachte vollkommene Versöhnung löset unsere Verbindlichkeit gegen Gottes heiliges Gesetz so gar nicht auf, daß dadurch im Gegentheil unsere Verbindlichkeit, aus mehr als einem Grunde, gar sehr bestätigt, vermehrt und erhöht wird."

„Die heilige Schrift, wie ich oben angezeigt, spricht nicht mit solcher Geringschätzung von der ersten, auch gebrechlichen Arbeit in der Verläugnung. Daß aber auch im Verfolg, im Stande der Gnade, die Verläugnung, ja wirksame Verläugnung und Treue noch mitgehen und statt haben müsse, saget uns nicht weniger die heilige Schrift ganz deutlich. Sie versichert

uns, zum Exempel, daß die Gnade die Gläubigen unterweise in der Verläugnung aller vergänglichen Lüste, Tit. 2. 11, 12, sie vermahnet die Gläubigen, daß sie sollen ablegen alle Last und die Sünde, Hebr. 12, 1, sie vermahnet sie zum Absondern, Ausgehen und das Unreine nicht anzurühren, 2. Cor. 6, 17, zum Kreuzigen, Tödten und zum Reinigen von allen Befleckungen des Fleisches und des Geistes, Gal. 5, 24; Röm. 6, 8; Coloss. 3, 5; 2. Tim. 2, 11; 2. Cor. 7, 1; 1. Joh. 3, 3. Sie will, daß die Gläubigen der Heiligung sollen nachjagen, Hebr. 12, 14, daß sie ihre eigne Seligkeit wirken sollen mit Furcht und Zittern, Phil. 2, 12, und ihre Heiligung vollenden in der Furcht Gottes, 2. Cor. 7, 1. Sie vermahnet zu allem Fleiß im Guten, Hebr. 4, 11; 2. Pet. 1, 5, zum nüchtern Seyn, dem Feind zu widerstehen, 1. Pet. 5, 8. 9, zum Wachen und Beten, Coloss. 4, 2; 1. Thessal. 5, 6, zum getreu Seyn bis in den Tod, Offenb. Joh. 2, 20. Diese Schrift-Sprüche kommen mir, unter vielen andern, eben in den Sinn, da sonst das Evangelium und die Schriften der Apostel voll sind von dergleichen und andern Expressionen und ausdrücklichen Vermahnungen, welche sie schreiben NB. an Solche, die bereits als wahre Gläubige unter der Gnade stunden. Wenn dann dieses Alles nur Gesetz und kein Evangelium ist, so muß man gestehen, daß die Apostel*) ein ganz ander Evangelium gehabt haben, als man uns in diesen Tagen verkündigen will."

„Es sei ferne von mir, daß ich Jemanden, dessen Herz vor dem Herrn ganz ist, in seinem Stande beunruhigen, oder bedränget machen sollte. Spricht der Herr Friede zu der Seele: Friede sei mit ihr! Demnach ist es auch gefährlich, wenn man den

*) „Der heilige Kirchenlehrer und Martyrer Irenäus, welcher nicht gar lange nach der Apostel Zeit gelebet, sagt, daß schon zu seiner Zeit die Ketzer auf diese verwegene Ausflucht wider die Wahrheit gefallen, und eben das gesagt, was zu unserer Zeit, leider! einige sagen dürfen, es hätten nämlich die Apostel unter des Heilandes Worten Dinge untergemischet, die gesetzlich wären. Iren. c. haer. Lib. III. cap. 2."

Anm. Tersteegen's.

Bruch des Christen-Volks so auf's leichteste heilen will, sprechend: Friede, Friede! da doch kein Friede ist, Jerem. 8, 11."

„Man stößet darum doch die Sünder, auch die allergrößten, nicht weg; vielmehr werden sie eingeladen. Der unausforschliche Reichthum Christi wird Jedermann verkündiget und angepriesen. Ihnen wird bezeuget, daß Gott in Christo war, und die Welt mit ihm selbst versöhnet habe, und daß der versöhnte Gott nun an der Thür ihrer Herzen stehet, anklopfend und bittend, daß sie sich auch nun mit ihm mögen versöhnen lassen, 2. Cor. 5, 19. 20. Man verkündiget ihnen diese fröhliche Botschaft, daß der Weg nun geöffnet, und das Königreich Gottes nahe herbeigekommen, daß deßwegen nun für Alle Rath sei, nämlich Buße thun, und dieses große Heil von Herzen umarmen: thun sie solches, so werden sie auf guten Grund und mit des Herrn Zeit und Ordnung in das Evangelium eingeführet, und durch den Geist Jesu Christi wahrlich zu Kindern des neuen Bundes gemacht werden."

„Denn das ist gefehlt, wenn man das Evangelium, oder die großen Güter des neuen Bundes, bloß bei der Vergebung der Sünden einschränken will. Allerdings ist die Vergebung der Sünden in dem Opfer des Messia ein sehr wesentliches und Fundamental-Gut des neuen Bundes: nur es begreift auch noch viele andere, nicht weniger theure Güter und Verheißungen in sich, welche aus diesem ersten entspringen, und zwar fürnemlich die Mittheilung des Geistes der Heiligmachung, Röm. 1, 4, wodurch das Gesetz Gottes in's Herz eingeschrieben, und die Seele geleitet und zubereitet wird zu einem Heiligthum Gottes. Denn dieses bleibet das anbetungswürdige Vornehmen und Endzweck Gottes, daß er unter dem neuen Bunde inwendig wohnen will, in den Herzen seiner Kinder, gleichwie die göttliche Majestät unter dem alten Bund äußerlich im Tempel gewohnt hat. Hierzu ist uns der Weg geöffnet durch die Versöhnung in Christo; der Weg selbst, durch Christum eingeweihet, ist die Heiligung des Geistes; das Ende dieses Weges ist die Vereinigung mit Gott."

Aus dem bisher Berichteten erhellt wohl zur Genüge, daß Tersteegen nicht bloß in vielen einzelnen Punkten mit

dem wahren Glauben der Kirche übereinstimmt, sondern in seiner Total-Auffassung der gesammten Rechtfertigungslehre wesentlich katholisch ist, soweit als dieß Jemand seyn kann, ohne auch äußerlich zur Kirche zu gehören. Natürlich ergeben sich aus diesem Verhältnisse in nothwendiger Consequenz noch sehr viele anderen Uebereinstimmungs-Punkte, von denen wir aber nur noch den Einen erwähnen wollen, daß Tersteegen auch zwischen einem vollkommenen und unvollkommenen christlichen Leben „im gesunden Verstande der Worte“ einen Unterschied anerkennt, den er in einer eignen Abhandlung „vom Unterschied und Fortgang in der Gottseligkeit“ in einer Weise entwickelt hat, die uns gar manchen Stoff zu Vergleichung seiner ascetischen Ansichten mit den katholischen bieten würde, wenn hier der Ort wäre, diesen speciellen Gegenstand weiter zu verfolgen. Wir sehen um so mehr davon ab, als seine Lehre von den Wegen der christlichen Vollkommenheit nur ein getreuer Abdruck seines Lebens ist, aus dessen einzelnen oben mitgetheilten Zügen zur Genüge hervorgeht, in welcher Weise er den Weg der christlichen Vollkommenheit in Befolgung der evangelischen Räthe sich dachte. Das ist eben eine der großartigsten und merkwürdigsten Seiten an der verehrungswürdigen Persönlichkeit Tersteegens, daß ihn sein Streben nach einer wirklichen Vereinigung mit Gott, welches den Grundton seines ganzen Lebens bildet, zu einer Auffassung des Christenthums führte, die von der, in welcher er geboren und erzogen war, so unendlich weit verschieden ist, und daß wiederum seine christliche Erkenntniß seinem Leben eine Gestalt gab, die so wesentlich katholisch ist, indem sie nach Art jener ersten Asceten des christlichen Alterthums ein herrliches Beispiel einer treuen Nachfolge Christi mitten in weltlicher Umgebung darstellt. War die Gnade so mächtig in Tersteegen, daß sie aus ihm einen soi disant protestantischen Bekenner in Leben und Werken machte, so bewirkte dieselbe Gnade auch hinwiederum den innern Bruch

dieses trefflichen Geistes mit der ihm angebornen und anerzogenen Häresie auf dem Gebiet der Lehre mit ihrem positiven Haupt- und Grund-Dogma von der Rechtfertigung.

Dabei ist es jedoch gewiß, daß Tersteegen in sehr vielen andern wichtigen Lehrstücken materialer Häretiker blieb, und z. B. in seiner Ansicht über die Haupt- und Grundlehre von der sichtbaren Kirche, von den Sacramenten u. s. w. nicht auf die Höhe der Erkenntniß gelangte, die er in der Rechtfertigungslehre erstieg, deren Gegenstand ihm viel näher lag, der von Hause aus mehr in seine unmittelbare innere Erfahrung einschlug. Gewiß hätte Tersteegen von seiner Ansicht über die Rechtfertigung aus durch streng consequentes dogmatisches Denken, bei dem innern Zusammenhang dieser Lehre mit dem ganzen kirchlichen Dogmen-System, zu diesem und dadurch zur Kirche selbst kommen können: aber das streng wissenschaftlich-dogmatische Denken als solches war nicht so sehr seine Sache; er lebte und dachte mehr aus seiner Erfahrung und in dem Zusammenhang, den ihm diese an die Hand gab. Sein Leben und Streben ist als eine Entwicklung zur Wahrheit zu betrachten, die hier auf Erden nicht zu vollendetem Abschluß gekommen ist, und ihr Ziel nicht ganz und völlig erreicht hat; sieht man aber auf den Ausgangspunkt, von dem aus diese Entwicklung begann, die vielen und großen Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich ihrem Fortgang entgegenstellten, so muß man gewiß mehr über den Standpunkt erstaunen, den Tersteegen gerade in dem Gebiete der Lehre, welches für ihn und seine ganze Zeit das am nächsten liegende und wichtigste war, in so großer Annäherung an die kirchliche Wahrheit erreicht hat, als sich über die Inconsequenzen und Irrthümer verwundern, die durch sein Zurückbleiben auf andern Gebieten der Lehre entstanden, und unüberwunden sein ganzes Leben hindurch ein wesentliches Hinderniß der Rückkehr zur Anerkennung der ganzen kirchlichen Wahrheit als solcher blieben. Dieß wird wieder um so er-

klärlicher, je lebhafter man sich in jene Zeit und Tersteegen's Lage und Umgebung versetzt. In jenen letzten Zeiten des verfallenden römischen Reiches und der geistlichen Kurfürstenthümer war es gewiß nicht so leicht, als es heute ist, die göttliche Wahrheit und Wirklichkeit der Kirche in ihrer actuellen Existenz in Klerus und Volk zur Erkenntniß und gewissen Anerkennung zu bringen. Heute ist fast überall in Europa eine Morgenröthe besserer Tage im Leben der Kirche angebrochen, eine zwar kampferfüllte, aber in Leid und Streit freud- und siegreiche Zukunft verheißend; heute kann auch der minder scharfe Geist und das minder begeisterungsfähige Herz schon in der menschlichen Seite der Kirche leichter die colossalen Umrisse des Gottesreiches erkennen, und ergriffen von dem Geist der Gnade, der so sichtbar durch diese Zeit geht, sich von dem Sichtbaren emportragen lassen über alles Irdische zu dem Unsichtbaren, zur göttlichen Wahrheit und Wirklichkeit der Kirche. Damals aber war die Kirche nach ihrer menschlichen Seite in einem Zustande, in dem ihre göttliche Wahrheit wie verdunkelt und verdeckt erscheinen konnte, und das Zeugniß, welches die Kirche sich selbst durch ihr Daseyn und ihr Leben für ihre Wahrheit gibt, weniger kräftig und eindringlich zu den Geistern und Herzen der Menschen redete, als in gesünderen, besseren Tagen. Daher läßt es sich, wie wir Menschen nun einmal sind, unschwer begreifen, warum es in jener Zeit so schwer und selten war, daß protestantische Christen zur Kirche zurückkehrten, und selbst dann noch von ihr entfernt blieben, wenn sie, wie Tersteegen, den dogmatischen Mittelpunkt der Häresie in ihrer positiven Unterscheidungslehre ziemlich vollständig überwunden hatten. Tersteegen vermochte sich nicht zur Anerkennung der Kirche und ihrer Autorität als solcher zu erheben. Wohl erkannte er die Autorität der heiligen Schrift, wohl die vieler einzelnen Väter und Lehrer der Kirche, wohl schloß er sich an viele anderen heiligen Glieder der Kirche und Geisteslehrer auch der

spätern Jahrhunderte an, wohl lebte er in einer factischen Trennung von der häretischen Religions-Gesellschaft; er gelangte aber nicht zur Erkenntniß und Anerkennung der Autorität der Kirche als solcher, und ging darum nicht ein in die volle Wirklichkeit der Erlösung, die erst in ihr dem gläubigen Geiste zu Theil wird. Darum konnte in seinem Leben, so schön und herrlich wie es sonst ist, die alles Irdische verklärende Licht- und Sonnen-Seite des Christenthums nicht zum vollen Durchbruch kommen; darum ist in seinen Schriften bei aller Klarheit des Gedankens eine gewisse Trübheit der Empfindung bemerkbar, die ihren trefflichen Kern oft wie mit einem Nebel umzieht, und dem immer wiederkehrenden Gedanken des katholischen Lesers: talis cum sis, utinam noster esses, eigentliche Gefühle theilnehmenden Schmerzes beimischt.

Doch es gibt wohl neben und über allen Rücksichten der Auffassung und Erklärung des Lebens und Strebens solcher ausgezeichneten Persönlichkeiten einen historischen Standpunkt für ihre Beurtheilung, auf dem das Bedauern ihres individuellen Geschickes in die Bewunderung der göttlichen Vorsehung aufgeht, die in der Regierung der Einzelnen, wie der Völker, das Schlimme zum Guten wendet. Weit war der Weg, und langsam, so scheint es, mußte der Gang seyn, in dem die abendländische Christenheit sich aus dem tiefen Verfalle, der in der Reformation zur Erscheinung kam und durch dieselbe sich weiter entfaltete, wieder zur Versöhnung mit Gott und zu einem Leben in der vollen Wahrheit und Wirklichkeit Seines Reiches auf Erden zu erheben hat. Der im Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts in die Natur und Endlichkeit versunkene Geist bedurfte, wie es scheint, eines langen Kampfes mit sich selbst, in welchem er aus sich heraus, in allmähliger Entwicklung von Stufe zu Stufe, die Zustände und Irrthümer, die ihn gefangen hielten, von innen überwinden, und eben dadurch sich über sie erhe-

ben mußte. Es begann dieser Kampf alsbald nach der Reformation. Während Eine Strömung des Geistes, der im Protestantismus zum Durchbruch kam, immer mehr der Tiefe zueilte, bis sie in unsern Tagen im letzten Stadium völligen Heidenthums anlangte: treten im Protestantismus gleichzeitig auch entschiedene christlichen Richtungen auf, die, von den ihnen noch gebliebenen Bruchtheilen des Christenthums ausgehend, den Kampf mit der Weltlichkeit, die aller Häresie Grund und Mitte ist, in allem Ernst aufnehmen, in die Höhe, der Wahrheit und mithin der Kirche zustreben. In diesem Kampfe des christlichen Geistes mit dem weltlichen der Häresie sind solche Männer, wie Tersteegen, Vorkämpfer, Leiter und Führer, sie sind die historischen Vermittler, in denen und durch welche die in die Irre gegangenen Völker sich nach und nach von Stufe zu Stufe aus der Tiefe des Irrthums wieder zu dem Lichte der Wahrheit erheben. Die Erscheinung solcher Männer hat darum etwas wirklich Prophetisches an sich; sie sind nie ganz aus ihrer Gegenwart zu begreifen, ihre Bestimmung und Bedeutung erhellt erst aus dem Ziele, dem unter ihrer Anführung im allmähligen Entwicklungsgang die Völker zustreben. Erreichen nun solche Männer für ihre Personen das Ziel selbst nicht, wie Moses nicht selbst das gelobte Land betrat, zu dem er sein Volk hinführte, und die Propheten nicht selbst den Erlöser sahen, auf den sie hinwiesen: so ist ihr historischer Beruf doch höchst wichtig und segensreich, segensreich nicht allein für den Theil der Heerde Christi, der in die Irre gegangen, sondern auch für die Kirche, der sie wenigstens durch ihr Verlangen nach Wahrheit und ihre Gesinnung angehören.

XXVIII.

Die Versammlungen in Wien und in Berlin;

kirchliche Disciplin und geistliche Militär-Conventionen.

Zeitungen und Briefe haben uns gehäufte Berichte gebracht über den Kirchentag in Berlin und über die General-Versammlung in Wien, der Oesterreichs hochherziger Kaiser eine Thüre im eigenen Hause geöffnet hatte. Auf eine detaillirte Schilderung der letztern kann es hier um so weniger abgesehen seyn, als die Namen der thätig Betheiligten im katholischen Deutschland wohl bekannt sind, und ihre Zeugnisse die Ehre Gottes, nicht Selbstruhm suchten; doch darf das herzliche Vertrauen nicht unerwähnt bleiben, in dem die ungarischen Katholiken ihren deutschen Brüdern die Hand zur innigen Verbindung reichten, aus einer reichen Blüthe kirchlichen Lebens heraus und durch eine ausgezeichnete Deputation, der nicht weniger als vier ungarische Bischöfe, mit dem Fürstprimas selbst, das Geleite gaben. Vom „Kirchentage" liegen die Acten noch nicht vor, aber soviel erhellt bereits, daß der stolze Muth des Vorjahres einer gedrückten Stimmung Platz gemacht hat, daß die momentane Kraftanstrengung zum offenen Angriff schon wieder halb erlahmt ist, und der dießjährige Kirchentag sich fast auf die Nothwehr im eigenen zerfallenden

Hause beschränkte. Er konnte wahrlich nichts Besseres thun; aber wie war das Resultat?

Danken wir Gott für den neuen Gnadenwink, der in diesen trüben, unglücksschwangern Tagen von Berlin und Wien aus über die Kirche in Deutschland ergangen ist! Wer, wie wir, der unerschütterlichen Ueberzeugung lebt, daß die kirchliche Autorität der archimedische Punkt ist, von dem aus eine Zurechtsetzung der diplomatisch, politisch und social völlig zerrütteten Gesellschaft allein noch möglich wäre, der muß der schlagenden Consequenzen aus der natürlichen Parallele zwischen den beiden September-Versammlungen innig sich freuen. Er muß neuen Trost daraus schöpfen und die Hoffnung, daß endlich manche uns theuren Augen aufgehen werden, die noch von Außen zu uns herüberleuchten, bald freundlich, bald feindlich blickend. Was sie so emsig und unter heißen Thränen suchen, dieses verlorne Gut, der Schlüssel zu einer bessern Zukunft, kann in *ihrer* Region unmöglich gefunden werden; das hat Berlin heuer bewiesen, und der nächste Kirchentag wird die Evidenz besiegeln. Dagegen war noch keine katholische Generalversammlung, die unter so hellem Scheine des jenseits verlornen Kleinods getagt, wie die heurige in Wien.

Autorität und Einheit im Glauben! — haben beide Theile auf ihre Fahnen geschrieben; aber die Einen suchen das Wesen der Losung, um nie zu finden, die Andern haben es, um nie zu verlieren. Darum herrschte in Wien die höchste Unanimität und Sicherheit in Sachen des Heils, in Berlin eine Zerrissenheit und Unsicherheit, die man, an ihrer Heilung verzweifelnd, selbst nicht mehr wegzuräumen, sondern bloß noch zu vertuschen sucht. Und in dieser Arbeit des Vertuschens hat der jüngste Kirchentag sein wichtigstes und schwierigstes Problem erkannt. Bei 1500 Prediger, vier Fünftel der ganzen Versammlung, tagten in Berlin; sie alle nennen sich „evangelisch“, und doch stimmten sie erst noch

per majora ab über ein gemeinsames Bekenntniß. Die königliche Majestät besuchte selbst ihre Sitzung und überhäufte sie mit Ehren; aber wer sie nicht besuchte, wer sie keines Beifalls würdigte, das war die ersehnte — Autorität, welche nicht ist von dieser Welt, aber allein die selbstsüchtigen Herzen der Ichs dieser Welt zur Einheit stimmt. Weil nun die Männer in Berlin Autorität und Einheit haben zu müssen glaubten um jeden Preis, und weil sie dennoch die wahre, göttlich angeordnete Verkörperung der Autorität und ihrer Einheit verwerfen, so konnten sie nichts Anderes, als mit einer falschen Autorität und Einheit sich selbst belügen.

Die Verhandlungen des Wiener-Tages sind, wie das Centrum von der Peripherie, eingefaßt mit demüthiger Hingabe an die Organe der katholischen Autorität; innerhalb dieses Kreises bewegten sich die Radien der Individualität mit voller Freiheit. Ihr Werk hat am Anfang und am Ende das Segens-Wort der Kirche begleitet, gesprochen durch den Mund zweier hohen Kirchenfürsten, und auf den Knieen von allen Anwesenden empfangen; daß sie ihre Stimme vernehmen ließen, war die erste und letzte Bitte der versammelten Männer aus allen Theilen Deutschlands und Ungarns, ihre erste und letzte Freude. Den Eindruck der oberhirtlichen Worte schildern zu wollen, wäre vergebene Mühe. Der Fürstbischof der Diöcese gab in einer Rede voll apostolischen Geistes, voll Freimuth und Erudition, den katholischen Laienvereinen ein unvergeßliches Programm. Als aber schließlich der Cardinal-Nuntius Viale Prela sich erhob, und in deutscher Sprache, mit dem erhabensten Ausdrucke und im feierlichsten Gefühle der Würde und des Momentes, als Stellvertreter des heiligen Vaters den Versammelten seinen Beifall über ihr Wirken bezeugte, und die große Freude Seiner Heiligkeit, der wohl wisse, daß die Zeit vorbei sei, wo man einen Unterschied zwischen den Katholiken jenseits und dießseits der Alpen gemacht, daß die Alpen in dieser Beziehung verschwun-

den seien, und die Verehrung und Liebe zu ihm gar keine Gränzen kenne, der aber auch diese kindliche Liebe mit der herzlichsten Vaterliebe erwidere — als diese Worte tief in alle Herzen drangen, da — Doch lassen wir lieber die officielle „Wiener-Zeitung" reden! „In dem nun folgenden Momente schien sich alles Große und Weihevolle, an dem diese Tage so reich waren, nicht nur wie in einem Brennpunkte zu concentriren, sondern tausendfach zu erhöhen. — Als zum Empfang des apostolischen Segens Alles auf die Knie sank, blieb auch kein Auge trocken, und der Herr Präsident vermochte zum Schlusse nichts mehr zu sprechen, als das hier freilich in allen Beziehungen jubelnd erwiderte und Alles ausdrückende: Gelobt sei Jesus Christus!"

Ja, hätten die Tage in Wien nichts geleistet, als dieses von Sr. Eminenz selbst als „erhaben" bezeichnete Schauspiel, „wie bewunderungswürdig die römisch-katholische Kirche ist in ihrer göttlichen Einheit", es wäre genug, und nicht zu verwundern, daß alle Berichte vom tiefsten Eindruck in weiten Kreisen sprechen. Man hat aber jene Tage auch fleißig benützt zu dem praktischen Zweck, katholisches Leben nach allen Seiten hin zu erwecken und zu stärken. Man gedachte namentlich der seit mehr als hundert Jahren systematisch betriebenen literarischen Verführung und der Gründung einer „katholischen Akademie" zum Behufe einheitlichen Kampfes dagegen, oder vorerst wenigstens eines allgemeinen katholischen Literatur-Blattes für Deutschland. Letzteres dürfte sehr an der Zeit seyn, Ersteres der endliche Preis unermüdeter Anstrengung; beides aber beweist, daß die kirchliche Restauration in Deutschland noch vor Hauptaufgaben steht, jedoch mit Gottes Hülfe und guten Kräften.

Und nun die Berliner-Tage! Unsere Freunde im kaiserlichen Redoutensaale zu Wien führten schwere Klage über fast unerträgliches Gedränge und verzehrende Hitze in allen Theilen des großen Raumes; die Garnisonskirche zu

Berlin dagegen präsentirte spärlich besetzte Zuschauerräume, und die Berliner selbst verdarben dort, trotz aller Reizmittel, nichts weniger als die Lust. Und doch waren die Debatten zu Wien an öffentlichem Interesse und piquanter Situation selbstverständlich nicht entfernt mit den Vorgängen im Concilium zu Berlin zu vergleichen. Man hat hier in der That unternommen, ein ganz neues „evangelisches Deutschland“ zu Faden zu schlagen. Autorität und Einheit sollte seyn um jeden Preis! Erhaben über Bekenntnißformeln, in der Bibel sich die Hand zu reichen, ward als ungenügend zu diesem Zweck befunden; jener alte Ruhm von der biblischen Einheit kam dießmal kaum zur Sprache. Ein formulirtes Bekenntniß sollte die Grundlage der preußisch- und respektive deutsch-evangelischen Neubildung werden, und dazu wählte man die Augustana, noch dazu die — invariata vom Jahre 1530.

Damit jedoch auch der Calvinist, Unionist u. s. w. bei diesem „Bekenntniß“ sich zu beruhigen vermöge, wurde der Antrag also gefaßt: wir bekennen uns zur Invariata soweit, als wir uns nicht zu ihr nicht bekennen*). Die „Kreuz-Zeitung“ nennt das: die Augustana als „Panier der

*) Der erste Satz des zum Beschlusse erhobenen Antrags besagt nämlich: „Die Mitglieder des deutschen evangelischen Kirchentages bekunden hiermit, daß sie sich zu der im J. 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg von den evangelischen Fürsten und Ständen Kaiser Karl V. überreichten Confession mit Herz und Mund halten und bekennen.“ Der zweite Satz, dem die „Kreuzzeitung“ den Titel „mildernder Nachsatz“ verleiht, lautet dagegen: „Mit diesem Zeugniß verbinden sie die Erklärung, daß sie, Jeder insonderheit, an den besondern Bekenntnißschriften ihrer Kirchen und die Unirten an dem Consensus derselben festhalten, und daß der verschiedenen Stellung der Lutheraner, Reformirten und Unirten zu Artikel 10 dieser Confession, und den eigenthümlichen Verhältnissen derjenigen reformirten Gemeinden, welche die Augustana niemals als Symbol gehabt haben, nicht Eintrag geschehen soll.“

deutsch-evangelischen Kirche" aufstecken, aber nicht als „ein Buchstaben-Gesetz", sondern als „allgemein gültig nach dem in demselben ausgesprochenen Grundsätzen und Geiste." Sie gesteht, ihr sei gewaltig bange gewesen, es möchte versucht werden, „alle evangelischen Christen in die immerhin engen Schranken eines confessionellen Symbol-Christenthums einzuzwängen"; dagegen hätten die Reformirten protestirt, und „deßhalb die Gegner alles Evangelischen, namentlich aber der evangelischen Eintracht und Gemeinschaft, ein lautes Freudengeschrei erhoben." „Und wir", fährt sie fort, „hätten unsere Häupter mit Scham tief in den Staub senken müssen." Nun aber hat „die besondere Gnadenführung des Herrn" die Gefahr abgewendet; auch alle Reformirten anerkannten in der beantragten Weise die unveränderte Augustana von 1530, „obgleich dieß im verschiedensten Sinne geschah"; so liegt nun eines der „wichtigsten Resultate" vor, „das bisher nicht bloß bei den Kirchentagen, sondern in der Geschichte der evangelischen Kirche überhaupt zu Tage gekommen ist"; „möge diese Einheit in der evangelischen Kirche immer heller hervorstrahlen, und als die aufgehende Sonne die Verkünderin eines neuen Heilstages für die Kirche Deutschlands werden." Merken wir uns diese Jubel-Weisen der „Kreuzzeitung"!

Autorität und Einheit wären also jenseits gefunden, denn die Augustana ist jetzt „anerkannte Norm", d. h. das neue deutsch-evangelische Bekenntniß lautet: wir bekennen uns zur Augustana invariata, soweit wir uns nicht zu ihr nicht bekennen. So und nicht anders lehrt die neue Einheits-Confession! Am Kirchentage selbst hat der Advokat Thesmar aus Köln eindringlich vorgestellt: „dieselbe hebe im zweiten Satze vollständig das auf, was sie im ersten hinstelle, sie sage mit andern Worten nur: wir sind in allen Dingen einig, ausgenommen da, wo wir uneinig sind." Nichts ist einleuchtender! Aber alle Evidenz, alle Vernunft

unterlag dem Angstgeschrei: ein Symbol müsse man haben, ein Panier, um das man sich schaare gegen „den alten Erbfeind“, gegen das Romanum imperium, dem gegenüber man sich kein Dementi geben dürfe, dem man Autorität und Einheit zeigen müsse; und deshalb forderte z. B. auch der reformirte Schweizer Schenkel aus Heidelberg jenen Beschluß, „um eine feste Burg und Mauer gegen Rom zu bilden.“ Die Herren scheinen Eines vergessen zu haben: soviel Logik nämlich, wie der Advokat Thesmar aus Köln, besitzt Rom auch, und dessen Schrecken über das neue „Panier“ möchte daher unter aller Erwartung bleiben. Der Kirchentag seinerseits imponirte der gesunden Logik durch enthusiastische Absingung seiner geistlichen Marseillaise: „Eine feste Burg ist unser Gott“, und stimmte begeistert ab über die neue — „Norm“ des Glaubens. Nur sechs bis neun Männer gaben dem Popanz ihre Stimmen nicht; Stahl begnügte sich, ausdrücklich „Zeugniß“ abzulegen für die lutherische Abendmahlslehre in Art. 10 der Invariata; alle Andern aber, die Hengstenberge, die Gerlache ꝛc., wo waren sie — alle, die seit Jahren Zeter geschrieen über die gräuliche Pest des Princips der preußischen Union, wo waren sie, als jetzt eine Union sanktionirt wurde, deren Consequenzen entweder keine oder noch viel schlimmere, als jene preußischen, seyn werden?

Hoffen auch sie von der neuen Autorität und Einheit, die aus der Abstimmung vom 20. Sept. hervorgegangen? und wie gefällt ihnen die Geschichte der neuen Union? Der ehemalige rothe „Urwähler“, jetzt Berliner „Volkszeitung“, fragte in der Nummer vom 23. Sept.: „worüber ist nun debattirt und per Majorität Beschluß gefaßt?“ und antwortete: „Man kann nicht anders sagen, als daß über ein Glaubensbekenntniß debattirt und Beschluß gefaßt worden ist, und zwar von einer ganz zufälligen Versammlung von Geistlichen und Privatleuten, die eben Freude daran haben, über kirchliche Fragen zu debattiren und Beschlüsse zu

fassen; wir unsererseits gehören zwar nicht zur Partei, die den Wahlspruch hat „„Autorität und nicht Majorität““, aber nur auf politischem Gebiete bekämpfen wir diesen Grundsatz als falsch, auf religiösem Gebiete ist der Grundsatz ganz an seiner Stelle.“ Gewiß sehr vernünftig und christlich gesprochen! Und was erwiderte die provocirte „Kreuzzeitung“ darauf? Nein! sagte sie, nicht über ein Bekenntniß hat man per Majora abgestimmt, sondern „nur ein neues, herzliches Zeugniß hat man abgelegt für ein Bekenntniß, das sich seiner ganzen Wesenheit nach nicht als ein todtes Buchstaben-Gesetz geltend macht, sondern durch den Geist und die allgemeinen Grundsätze.“ Aber — wenn dieß ist, wozu dann der ganze Rumor von endlich „anerkannter Norm“, von neuer „Einigkeit“? Was ist dann mehr gewonnen, als man vorher schon hatte, so lange man sich bloß noch auf die Handreichung über der Bibel berief? sie als das „Panier“ proclamirte, um das man sich gegen Rom schaaren müsse? Entweder ist ein gemeinsames Bekenntniß durch Stimmgebung per Majora gewonnen, oder — Nichts. Alle Phrasen unerhörtester Begriffsverwirrung, von „Buchstaben“, „Geist“ &c., zerschellen an dieser Alternative.

Daß man aber wirklich über ein „Glaubensbekenntniß“, beziehungsweise über das Mehr oder Minder der Augustana, per Majora abgestimmt hat, beweist die bestimmt ausgesprochene Absicht, der „bekenntnißlosen Union“ Preußens auf diesem Auswege zu einem „Bekenntniß“ zu verhelfen. Die Union ist nun officiell für eine eigene Confession, und für ein Glied der großen Einheitskirche erklärt, welche von der „anerkannten Norm“ vom 20. Sept. geschaffen worden; insofern hat der Kirchentag dem Könige von Preußen den gewünschten Bescheid gegeben: er (Kirchentag) habe beschlossen, „an der Union festzuhalten.“ Die „bekenntnißlose“ preußische Union hat also bereits Platz gefunden unter dem weiten Mantel jenes einheitskirchlichen „Bekenntnisses“: wir bekennen uns zur

Augustana invariata, soweit wir uns nicht zu ihr nicht bekennen. Die Consequenzen des Satzes, wenn er in's Leben tritt, sind eben unberechenbar. Für jetzt mag der „mildernde Nachsatz“ allein dem Art. 10 gelten; wer steht aber dafür, daß nicht schon vor der Majorität des nächsten Kirchentags ein Halbdutzend anderer Artikel fallen? Warum sollten auch die andern Artikel gesicherter seyn, als Art. 10, der jetzt für vogelfrei erklärt ist? Die Wiedertäufer hoffen bereits mit allem Recht, daß Art. 9 gleichfalls der allgemeinen Willkür preisgegeben werde.

Warum denn nicht? Das „Evangelium“ besteht, wenn auch nur der Hauptartikel vom Special-Sola-Glauben übrigbliebe. Es sind freilich alle drei, das apostolische, nicänische und augsburgische Symbolum, das, was die einzig und allein berechtigte, „allgemeine christliche Kirche“ ausmacht, als welche der deutsche Protestantismus am Kirchentage mit so entschiedenem Glücke proclamirt wurde. Das arme Rom hat dagegen ein Hauptbekenntniß zu wenig. Denn die Augustana bildet den nothwendigen Schlußstein christlicher Lehrentwicklung von den Aposteln her; aber im Grunde doch nur, insoferne sie mit der lutherischen Rechtfertigungslehre den „Pelagianismus“ schlägt. Der Art. 9 könnte also recht wohl auch noch unter das Bekenntniß der neuen „allgemeinen christlichen Kirche“: wir bekennen uns zur Augustana invariata, soweit wir uns nicht zu ihr nicht bekennen — subsummirt werden, und desgleichen andere Artikel mehr.

Die jenseitige Autorität und Einheit, getragen von kirchentäglicher Stimmenmehrheit, ist aber selbstverständlich ein Hut, unter den das ganze „evangelische Deutschland“ gebracht werden soll, und zwar von Preußen aus. Der Plan hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den politischen Unionsversuchen Preußens auf parlamentärem, diplomatischem und commerciellem Wege; nachdem alle andern Mittel fehlgeschlagen, wäre die deutsch-evangelische „allgemeine christliche Kirche“ al-

lerdings allein noch übrig. Wir wollen nicht sagen, daß es unmittelbar darauf abgesehen sei; aber die „anerkannte Norm“ vom 20. Sept. ist ganz geeignet, das berühmte System der preußischen Militär-Conventionen wieder in Erinnerung zu bringen. Es sind in der That geistliche Militärconventionen, was der Kirchentag eingeleitet hat. Wir werden sehen, ob sie besser gedeihen, als seiner Zeit die politischen; auf höchst interessante Verhandlungen darf man jedenfalls rechnen. Was die Haltung der bekenntnißtreuen außerpreußischen Organe bis jetzt betrifft, so ist das Schweigen, z. B. der vortrefflichen „Freimüthigen Sachsenzeitung“, auch eine Antwort.

Es gibt ja immerhin noch ganze Kirchenprovinzen, welche bisher darauf bestanden, daß Art. 10 der Augustana nicht vogelfrei seyn dürfe, wie z. B. das dießseitige Bayern in seiner officiellen Repräsentation. Sie wären demnach nicht unter die „anerkannte Norm“ vom 20. Sept. zu bringen; wogegen allerdings z. B. die bayerisch-pfälzische Union dazu paßte, nachdem sie so eben die calvinisirende Augustana variata von 1540, als den Consensus der invariata, des Heidelberger- und des kleinen Luther-Katechismus, zu ihrem Symbol erhoben, jedoch ganz kreuzzeitungsmäßig mit dem „mildernden Nachsatz“, daß damit „eine kirchenpolizeiliche unfrei bindende Verpflichtung auf den Buchstaben der symbolischen Bücher nicht begründet werden solle.“ Welcher Umschwung der Dinge: die großentheils lichtfreundliche Pfälzer-Union und die „Kreuzzeitungs“-Männer in Einer Reihe kämpfend für dieselbe „anerkannte Norm“ — gegen die strengen Lutheraner! Dem aufmerksamen Beobachter freilich kommt diese specifisch-preußische Wendung officieller lutherischen Orthodoxie nicht unerwartet. Wir werden überhaupt jedenfalls Wunderliches erleben, nur kein Dementi unseres oben ausgesprochenen Satzes, daß es im besten Falle immerhin bloß gelte,

die allgemeine Zerrissenheit und Unsicherheit zu vertuschen, nicht aber das anerkannt Unmögliche, sie — zu heilen.

Unter diesen Verhältnissen ist es ganz natürlich, daß die Hoffnungen der großen englischen Niederkirchen-Partei, mit ihrer Evangelical Alliance, auf ein deutsches Schutz- und Trutz-Bündniß stark gewachsen sind. Die Partei hat nicht versäumt, dem Kirchentag einen glänzenden Besuch abzustatten, welcher denn auch schon in der Eröffnungsrede von dem Präsidenten mit dem artigen Compliment bedient wurde, daß in Toskana schon wieder „eine große Zahl evangelischer Christen" zu schweren Strafen verurtheilt seien, natürlich bloß wegen Bibellesens. — Die Visite kam unter dem Titel des von der Homburger-Conferenz jüngst, unter dem Vorsitz des Lord Shaftesbury und anderer Friends of Italy, gegründeten Vereins „christlicher Freunde zur Förderung religiöser Freiheit", und zählte unter ihren englischen und französischen Deputirten auch die zwei Notabilitäten des Souperism: Prediger Steane aus London und Merle d'Aubigné aus Genf. Sie beschwerten sich über Glaubensverfolgungen, die auch in evangelischen Ländern des Continents vorkämen, z. B. in Baden gegen die Altlutheraner, in Mecklenburg, Hannover ꝛc. gegen die Baptisten, und baten zugleich um kirchentäglichen Beistand für künftige Madiai-Fälle. Letzteres sagte der Kirchentag ohne Widerrede zu, über Ersteres aber kam ein eigener Beschluß zu Stande, der ein trauriges Licht auf die Autorität und Einheit der neuen „allgemeinen christlichen Kirche" wirft.

Der Beschluß handelt von dem „Verhalten der Kirche in Bezug auf Separatismus und Sektirerei", verpönt polizeilichen Zwang, und gebietet der Kirche, „abgeschlossenen Sekten fühlen zu lassen, daß sie die Rechte der Kirche verwirkt." In den Debatten aber hörte man viel weniger die ungetreuen Kinder der „Kirche" tadeln, als diese selbst, die sie, „die besten Kräfte der Kirche", durch die eigenen Miß-

bräuche und die Unfähigkeit, den Bedürfnissen der Erweckten gerecht zu werden, aus ihrem Schooße treibe. Welches Geständniß Angesichts des täglich wachsenden Stromes der protestantischen Sektirerei! Nicht nur völlig hülflos, sondern auch vom schweren Schuldbewußtseyn zu Boden gedrückt, ließ der Kirchentag seine „Kirche" ihm gegenüber stehen, und er konnte nicht anders. Er weiß allzu gut: der offene Abfall ist noch das geringere Uebel. Man nimmt sich im Ganzen und Großen nur zu oft gar nicht die Mühe, von dieser „Kirche" abzufallen; ihr Leben ist auch schwach genug, so daß es genügt, einfach bloß ihre Existenz zu ignoriren. Das drückte die Männer in Berlin am schwersten, und „unter lauten Entsetzens-Ausrufungen" vernahmen sie die Species facti, wie denn wirklich die Schilderungen einer ganzen Reihe von glaubens- und seeleneifrigen Rednern über die religiösen und socialen Zustände unter dem landeskirchlichen Volke der protestantischen Städte, der kleineren wie der größern, geradezu haarsträubend sind.

Und solchem unermeßlichen Elend gegenüber wenig Rath und schwache Hülfe! Dieses trübe Bewußtseyn trat überhaupt, wie schon oben bemerkt, heuer viel mehr, als je früher, niederschlagend hervor, trotz alles erzwungenen Jubels über die „anerkannte Norm", und wer die Acten der beiden Versammlungen gegeneinander hält, wird leicht erkennen, auf welcher Seite die frische frohe Zuversicht des felsenfesten Glaubens sich offenbare, auf welcher dagegen mühsam verhehlte Zweifel, wenn nicht Verzweiflung, am eigenen Werke.

XXIX.

Joseph von Görres aus seinen Schriften.

Zwei Monate nach seinem Tode.

Schon die erste Jugendschrift des zwanzigjährigen Jünglings: der allgemeine Friede, ein Ideal, der französischen Republik von einem deutschen Republikaner gewidmet: war ein treues Ebenbild ihres Vaters, erfüllt von seinem Hasse gegen Tyrannei und Unterdrückung, und von seiner glühenden Liebe für die republikanische Freiheit *). Schon in ihr philosophirte er über die Naturgeschichte der Staaten: als die vorzüglichste Regierungsform für ausgebildete Männer hielt er die Demokratie, jede reine Monarchie für Despotie; die Machthaber aller bisherigen Staaten hätten im Verhältniß eigentlicher Barbaren gegeneinander und zu ihren Unterthanen gestanden: vom neunzehnten Jahrhundert erwartete er die vollständige Ausbildung einer allgemeinen großen Völkerrepublik **). Die Kirche erschien ihm in der Geisterwelt,

*) Der allgemeine Friede, ein Ideal von J. Görres, Koblenz im VI. Jahre der fränk. Republik (1798). Die Schrift war der Vorrede zufolge schon zwei Jahre früher in ihren Grundzügen vollendet.

**) S. 17, 23, 25, 61, 63.

was der Staat in der irdischen, die eine ein völliges Analogon des andern, darum die kirchliche Hierarchie ebenso unhaltbar, als die politische Despotie *). Da jedoch die Keime zu einem religiösen Völkerstaate zur Zeit noch klein seien und politische Revolutionen den religiösen immer voreilten, so erwartete er die Realisirung der von Rousseau und Kant verkündeten Religion der Vernunft erst von einer spätern Zukunft **), worin ewiger Gottesfriede herrschen und das goldene Weltalter wiederkehren werde ***).

In diesem Geiste der lebendigen Gegenwart des damaligen Lebens gründete er im sechsten Jahre der Republik das rothe Blatt †), worin er, nur von wenigen Freunden thätig unterstützt, die politischen Ereignisse der Zeit, die Fortschritte des Republikanismus und den innern Gang der Organisation mit rückhaltsloser Freimüthigkeit besprach ††). Die ein-

*) S. 72, 73. Gegen Fichte machte er p. 75 ff. damals schon folgende Sätze geltend: Staat und Kirche haben, an und für sich genommen, kein Verhältniß zu einander, das Gebiet des einen ist Endlichkeit, das der andern Ewigkeit, der eine ist durch das Gesetz der Schwere an die Erde geheftet, die andere geht durch alle neun Himmel. Nur durch Mißbrauch ihrer Macht kommen beide in Beziehungen, weil ihre Machthaber Menschen sind, die sich wechselseitig die Ausübung ihrer Rechte und Befugnisse erschweren. So collidirt die Kirche zum Nachtheile des Staates, wenn sie Gesetze aufstellt, die dem Zwecke des Staates entgegenlaufen; wenn sie peinliche Justiz ausübt, und wenn sie liegendes Eigenthum im Staate besitzt; und der Staat lädirt die Rechte der Kirche, wenn er sich in ihre innere Organisation, insofern sie neben der seinigen bestehen kann, einmischt; wenn er ihrer gesetzgebenden Gewalt illegale Fesseln anlegt, wenn er durch gewaltsame Mittel ihre Existenz antastet u. s. w.

**) S. 82, 106.

***) S. 64.

†) Das rothe Blatt, eine Dekadenschrift, Koblenz bei Franz Lasaulx, Jahr VI. Zwei Bände.

††) Er selbst sagt darüber II, 138: „Unpartheilichkeit im strengsten

gefügten allgemeinen Betrachtungen über die verschiedenen Tendenzen der despotischen und der republikanischen Staaten *), und die medicinisch-politische Parallele über die Blattern und das Revolutionsfieber **) beweisen, wie er, obgleich selbst mitten in der großen Zeitströmung, doch fortwährend das Bedürfniß empfand, sich über dieselbe zu erheben und ihre objectiven Gesetze kennen zu lernen.

Sein dort ausgesprochenes politisches Glaubensbekenntniß lautet: Ich glaube an ein immerwährendes Fortschreiten der Menschheit zum Ideale der Cultur und Humanität; Bedingung der Möglichkeit dieses Fortschritts ist eine gute Staats-Verfassung; das Jahrhundert ist reif dazu, die despotische Form mit der ihm angemessenern repräsentativen zu vertauschen; für die Einführung der demokratischen ist die Zeit noch nicht erschienen; die Periode, wo die Menschen keine Regierungsform bedürfen, weil jeder sich selbst regiert, ohne den andern zu verletzen, wird in der endlichen Zeit nie eintreten. Durch das beständige Reiben der Parteien in republikanischen Staaten erstarkt die Urtheilskraft und jedes andere Seelenvermögen, gesunde Ideen und gereinigte Begriffe kommen in Umlauf, das Volk erwirbt sich jene Gewandtheit des Geistes und jenen Tact, die es in den Stand setzen, das Wahre von dem Falschen, das Schlechte von dem Guten zu unterscheiden; das Selbstgefühl des freien Mannes thut das Uebrige um jene Geisterfreiheit, jenes offene Gefühl für das Schöne und Gute, jene innere Energie zu erzeugen, die wir

Sinne ist mein erstes Gesetz und Wahrheitsliebe mein zweites, Furchtlosigkeit im Bewußtseyn, ohne Nebenabsichten rechtschaffen zu handeln, die unzertrennliche Gesellschafterin auf meiner Laufbahn"; und p. 142: „Unbedingte Freimüthigkeit und Stillschweigen sind die Göttinen, denen ich huldige, ich wähle die letztere, wenn man mir die erstere entreißt.

*) R. Bl. I, p. 102 ff.

**) R. Bl. I, p. 244 ff.

so oft an den Griechen bewundern, und von denen der Unterthan eines monarchischen Staates keinen Begriff hat. Der Uebel, welche den Uebergang unserer bisherigen veralteten in die neue Staatsform begleiten, können wir nur durch Verbreitung einer allgemeinen sittlichen Cultur uns entledigen*).

Er schließt mit der Bemerkung: wie die Geschichte uns die entsetzlichsten Thatsachen über den allgemeinen Sittenverderb in jener Epoche erzähle, wo die heidnische Religion zu stürzen und die christliche an ihre Stelle zu treten begann. In einer ähnlichen Periode, sagt er, leben auch wir, die Wirkungen müssen darum auch die nämlichen seyn. Die bisher herrschende Religion bereitet sich, ihrer verjüngten Mutter das Feld zu räumen, zu gleicher Zeit erleidet das politische System Europas eine totale Reform: Reiche werden zertrümmert, Völker zerrissen, eine allgemeine Gährung bringt immer neue Formenwechsel hervor, alle schlummernden Kräfte werden geweckt, die versteckteften Federn in's Spiel gesetzt, die feinsten Saiten tönen. Was Wunder, daß das Jahrhundert dieser Eruptionen auch das Jahrhundert der Corruption ist, und daß nun auch alle jene Uebel, die zu allen Zeiten die Immoralität begleiten, nicht säumen einzutreten. Aber lasset sie einmal vorüber seyn die Momente dieses brausenden Wirrwars, lasset sie besänftigt zur Ruhe zurückkehren die aufschäumende Materie; benutzet dann alle die Hilfsmittel, die unsere neue Lage, unsere verjüngte Thatkraft und unsere innere Stärke uns anbieten; bearbeitet die Generation, die wie eine junge Halmensaat den Boden der Republik bedeckt und eure pflegende Hand erwartet: dann werden mit der Ursache auch die Folgen wegfallen und die Zukunft mit sanfter Hand die Narben aufebnen, welche die Gegenwart uns eingefressen hat**).

---

*) R. Bl. II. p. 40 ff.

**) Am angef. Orte p. 47 ff.

Wenn es wahr ist, daß in der Entwicklungsgeschichte der Staaten zehn Jahre nicht mehr zählen, als ein Jahr im Leben der Individuen, so sind diese Sätze, 1798 geschrieben, auch heute, 1848, noch nicht veraltet.

Da aber Görres nach seinem Grundsatze: ewiger Krieg allen Spitzbuben, die Hand dem tugendhaften Manne*): in jener Dekadenschrift auch die ungleiche Vertheilung der Kriegssteuer, die Vergeudung der Staatsgüter und die Räubereien der öffentlichen Diebe schonungslos aufdeckte und züchtigte, so wußten die französischen Regierungscommissäre, im Bewußtseyn ihrer Schuld und bei der Verstocktheit ihres bösen Willens, kein anderes Mittel, ihren Ankläger zu widerlegen, als daß sie ihn der Erregung des Nationalhasses verdächtigten, und deßhalb die Unterdrückung seines Blattes beim Directorium in Paris beantragten. Ehe sie jedoch diesen Beschluß erwirkt hatten, war Görres ihm dadurch zuvorgekommen, daß er den Titel des rothen Blattes aufgab, und dasselbe unter dem Namen: der Rübezahl: fortsetzte**). Der Ton dieser neuen Monatschrift ist gemäßigter, und schon in ihr beginnt die Metamorphose seiner politischen Ansichten. Sieben Monate in jener katastrophenreichen Zeit hätten ihm, sagt er, gleich viele ruhige Jahre aufgewogen; er sehe nun am Ende derselben die Dinge aus einem andern Gesichtspunkte an, als am Anfange; manches, was er für unwiderlegbar gehalten, sei in Staub zerfallen; mit Lächeln gehe er an Phantomen vorüber, die einst mit Ehrfurcht ihn erfüllt, mit Schmerz und Unmuth blicke er um sich, und finde, wo er hoffnungsvolle Saaten und blühende Auen zu sehen geglaubt, nur Disteln und wucherndes Unkraut. Reducirt auf die ewigen unwandelbaren Grundsätze des Rechtes und der

*) Rothes Blatt Bd. I, Anzeiger Nro. 2, p. 6.

**) Der Rübezahl, eine Monatschrift. Siebentes Jahr der Republik. Koblenz in der Lasaulx'schen Buchdruckerei. Drei Trimester.

Menschheit werde er den Rest seines ehemaligen Wohlstandes um so wärmer vertheidigen, je kostbarer ihm derselbe nach dem Verluste dessen, was ihm einst so werth war, geworden sei *). Uebrigens werde er unerschütterlich in seinen sittlichen Grundsätzen dem Verdienste huldigen, wo es sich finde, das Gewerbe des Schmeichlers andern überlassend; denn republikanische Schranzen, Schranzen des souverainen Volkes und Schranzen seiner augenblicklichen Machthaber seien die verächtlichste aller Menschenklassen **). Hienach dauerte es begreiflicher Weise nicht lange, daß der Justizminister dem Regierungscommissär Rudler die Befugniß übertrug, den Rübezahl, wenn er ihm unzulässige Dinge zu enthalten schiene, zu unterdrücken; Görres selbst veröffentlichte diesen Beschluß mit der Versicherung: daß er auf diese Nachricht hin seinen Ton um gar nichts mindern werde ***). Und er hat Wort gehalten.

Die Schilderung, welche er von dem Zustande der unter militärischem Despotismus erdrückten Rheinlande †) entwirft, zeigt, daß er, der für die gute Sache zu jeder Aufopferung sich bereit erklärte ††), über die schöne Versprechung: Krieg den Schlössern, Friede den Hütten: durch die grausame Wahrheit der Thatsachen vollkommen enttäuscht war.

Wahrlich, sagt er, die Rheinländer haben viel geblutet unter der Geisel des schrecklichen Krieges, sie haben treulich getheilt mit den Kriegern der Republik, was sie hatten, sie

---

*) Rübezahl I, p. 116 ff.

**) Rübezahl I, p. 124, 218.

***) Rübezahl II, p. 94, 96. Demgemäß setzte er dem dritten und letzten Hefte als Motto die Worte Ciceros voran Catil. III, 12, 28: est enim in nobis is animus, ut non modo nullius audaciae cedamus, sed etiam omnes improbos ultro semper lacessamus.

†) Rübezahl II, 166.

††) Rothes Blatt I, 170: Für die gute Sache bin ich zu jeder Aufopferung bereit, sollte sie mir auch noch so nahe gehen.

sahen ihre Felder verwüsten, ihre Wohnungen in Rauch aufgehen, ihren Wohlstand dahinsinken, und wurden aufrecht erhalten in allen diesen Leiden durch die Hoffnung einer bessern Zukunft*). Schändlich aber hat Frankreich die Genossen seiner Principien und seiner Kämpfe behandelt, zu Heloten sie entwürdigt und zu Säulenträgern der Bühne, auf die es seine Trophäen aufpflanzte; den Abschaum des Zeitalters hat es über sie hergespieen, Recht und Billigkeit mit eisernem Fuße zertreten. Man hat uns Proconsuln geschickt, herz- und kopflose Menschen, die unserer spotteten, indem sie uns den Klotz hinwarfen und sagten, das sei euer König. Eine Fluth von Menschen sahen wir über uns herstürzen, Schwachköpfe mit ein paar Sentenzen und hohlen Phrasen erfüllt, sonst rohe, stumpfe, verworfene Sklaven, Gauner, die dem Volke die Taschen leerten, als es kam, um der Freiheit zu opfern, die den Raub von den Dächern predigten und, mit Beute beladen, hohnlächelnd davonliefen, wenn ein Starker bei der Gurgel sie faßte**).

Auch wo er von der nächsten Heimath absieht und die große Frankenrepublik betrachtet, erscheint ihm die Gegenwart und nächste Zukunft nicht tröstlicher. Die drei Worte auf der Standarte der Republik: Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft, hatten Gefühle geweckt, die seit den schönen Tagen Griechenlands von der Erde verbannt schienen: alle Bürger Frankreichs stritten für den Wahlspruch, alle Könige Europas gegen denselben, schrecklich ward um die Worte gekämpft, Blut floß in Strömen, Lebenskraft wurde verschleudert mehr als die Natur zu reproduciren vermochte; und der Aufregung folgte, wie immer, Abspannung. Von außen zertrat der Krieg die kaum aufkeimende Cultur, und von innen verrauchte bald der schöne Enthusiasmus für das reine Interesse

*) Rübezahl I, 75.
**) Rübezahl III, 6, 10, 13.

der Menschlichkeit *). Trauriges Loos der Menschheit, ruft er aus, immer zwischen den gezuckten Dolchen der Leidenschaften und den Geiseln des Unglücks ihrer Bestimmung entgegenzugehen. Niederschlagend für den, der an dem Schicksale der Menschheit Antheil nimmt, ist der Blick in die Gegenwart, wenig erheiternd der in die nahe Zukunft. Wenn er dumpf geworden ist bei dem Eindringen der gehäuften Masse von Elend und Unglück, die auf den Gränzen rast, dann wird er vollends schwindelnd beim Anblicke des Kampfes, den im Innern die schändlichste Corruption, die scheußlichste Verderbniß, Factionswuth, und die geringen Reste von Rechtschaffenheit und Sinn für das Edle kämpfen; sein Geist versinkt in dem bodenlosen Schlunde, der alles, was irgend noch fest ist, verschlingt, und die Principien wie die Trümmer eines Wrackes auswirft; er zittert für die Menschheit, wenn er sie bis in ihre Urstoffe decomponirt sieht. Wo liegen die Elemente zum Besserwerden, fragt er sich selbst, und findet keine Antwort **).

Die Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts steigt am fernen Horizont herauf, vielleicht wird seine Abendröthe vollendet sehen, was wir jetzt nur wünschen können. Schöne Wünsche und Hoffnungen sind ja das, was uns für die Nacktheit der Gegenwart entschädigen muß. Nehmt uns die Hoffnung des Besserwerdens, und kein Mensch wird mehr leben wollen ***).

Auch dieser Gedanke des dreiundzwanzigjährigen Jünglings ist heute noch der Trost aller Hoffenden.

In dem philosophischen Aufsatze: Aphorismen einer Makrobiotik für die fränkische Republik, kommt er auf den oben angedeuteten Gedanken zurück, daß wir in einer ähnlichen

---

*) Rübezahl I, 216 ff.
**) Rübezahl III, 8 ff.
***) Rübezahl III, 37 ff.

Periode leben, wie die der Völkerwanderung war, nämlich in einer großen Wanderung der Principien *). Uebrigens hält er fest an dem Glauben, daß überall durch die ganze Geschichte der Menschheit eine höhere Macht walte: Besser-werden sei das Ziel der Menschheit, Individuen steigen, fallen, blühen, welken, die Gattung aber gehe unaufhaltsam ihrer höhern Bestimmung entgegen **). Ihm selbst persönlich beim Anblick der widrigen Scenen rund umher wurden damals schon die Worte des Römers einleuchtend: Glücklich, wer von Staatsgeschäften ferne, wie der Vorwelt sterbliche Geschlechter, mit eignen Stieren sein väterliches Grundstück baut, und nie den Weltmarkt und der Mächtigen stolze Schwellen zu betreten braucht ***).

Nachdem also das französische Directorium mit empörender Wegwerfung jede Beschwerde der Rheinländer auf die Seite geschoben und wie geflissentlich alles hervorgesucht hatte, was ihr Selbstgefühl verwunden mußte, da beschlossen die Patrioten, eine Deputation nach Paris zu senden, die den doppelten Zweck verfolgen sollte: erstlich die innere Lage ihres Vaterlandes zu verbessern, und zweitens die äußere Existenz desselben zu fixiren †). Görres wurde zum Sprecher dieser Mission für das Rhein- und Mosel-Departement gewählt: sein Talent, sein Eifer, sein erprobter reiner und fester Wille für das Beste des Vaterlandes ließen keinen

---

*) Rübezahl I, 18.

**) Rübezahl III, 64.

***) Rübezahl II, 114: Wem wird unter diesem allgemeinen Reiben und Stoßen, Stürzen und Wiederaufraffen, in diesem schwindelnden Gewirre der Leidenschaften, wem wird beim Anblicke dieser ekelhaften Scenen nicht die Stelle des Römers (Horatius Epod. 2, 1 ff.) doppelt einleuchtend, wo er sagt: Beatus ille qui procul negotiis, ut prisca gens mortalium, paterna rura bobus exercet suis forumque vitat et superba civium potentiorum limina.

†) In der gleich anzuführenden Schrift p. 5.

Zweifel darüber, daß er der fähigste und würdigste Repräsentant desselben sei. Sein specieller Auftrag ging dahin, sich in Paris den Zustand der Dinge in der Nähe anzusehen, und wenn er nach reiflicher Erwägung die Reunion mit Frankreich dem Lande zuträglich halte, sie in Gemeinschaft mit den andern Deputirten wirklich zu beantragen*). Er kam wenige Tage nach dem 18. Brumaire, der Napoleon die Zügel der Herrschaft in die Hände gegeben, am 20. November 1799 in der Hauptstadt an; er sah das neugeborne Kind des Militärdespotismus in seiner Wiege, und hatte Gelegenheit, des neuen Consuls Wesen und Thun sehr in der Nähe zu sehen. Da hatte sich ihm also gleich die Ueberzeugung fest begründet, daß hier, nachdem es mit der Freiheit abgelaufen, der Welt eine Tyrannei erwachse, wie sie seit der Römer-Zeit nicht mehr gewesen. Er schrieb deßwegen ohne Verzug an seine Committenten, daß er es mit seinem Gewissen nicht verträglich halte, unter den jetzigen Umständen eine Reunion nachzusuchen, und daß sie mithin, wenn ihnen diese Ansicht irrig scheine, seine Vollmachten einem Andern übertragen müßten. Da seine Gründe gebilligt wurden, kehrte er am 1. März 1800 nach Koblenz zurück, und legte am 10. Mai in der Schrift: Resultate meiner Sendung nach Paris**): öffentliche Rechenschaft hierüber ab. Er entwickelte in ihr in einem kurzen Abriß den Verlauf der Revolution bis mit der Erhebung Buonapartes durch die Macht der Bajonette ihr

*) Die diplomatische Fassung des Auftrages lautet am angeführten Orte p. 30: „Wir sollten die Regierung zu irgend einem entscheidenden Schritte zur Fixirung unserer äußern politischen Verhältnisse zu bestimmen suchen.“ Die im Texte gegebene Darstellung ist nach der Schrift: In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit p. 189 ff.

**) Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des achten Jahres, Koblenz im Floreal J. VIII.

Kreislauf sich geschlossen, und Frankreich um den Preis der Freiheit nun Macht und Größe eingetauscht hatte. Die Hauptsätze der Schrift sind folgende:

„Der müßte wohl großgewachsen seyn in dem Feldlager der Sylphen, der sich jetzt nicht überzeugt hat, daß ein Volk von vier und zwanzig Millionen sich selbst in Masse zu beherrschen nicht vermöge; so lange die Leidenschaften noch in dem ungebundenen Naturstande umherschwärmen, wie sie die ganze bisherige Geschichte durchtobt haben, ist es Unsinn, eine Nation zur Selbstherrscherin erheben zu wollen. Daß aber auch der bessere Ausschuß des Volkes den übrigen weniger gebildeten Theil nicht zu regieren vermocht hat, muß mit tiefem Schmerze jeden erfüllen, der an die Existenz eines Adels der Bildung in unserer Generation geglaubt hat. Darum, wie die Sachen jetzt stehen, bleibt allerdings nichts übrig, als sich dem Despotismus des Geistes und der Charaktergröße in die Arme zu werfen *). Buonaparte ist auf den Flügeln seines Glückes von Aegypten herübergeeilt, er vereinigt alles, was ihn bei dieser Stimmung zum Retter aus der bedrängten Krise befähigt. Ein seltenes Genie hat er in seinen Feldzügen entwickelt, Charakterstärke mehr als einmal in einem seiner Nation fremden Grade gezeigt; der Glanz seiner Thaten, die Tiefe der Verschlossenheit seines exotischen Charakters, den man nicht begreift, imponirt und schreckt. Auf ihn also fiel der Blick derjenigen, die helfen wollten, und auf ihn war der 18. Brumaire berechnet. Zermalmende Größe mit zermalmender Macht gepaart, sollte den Schismen auf immer ein Ende machen; alle Parteien sollten entwaffnet, und aus ihnen allen die seinige zusammengesetzt werden; keine Divergenz der Staatsgewalten mehr, kein künstliches Gleichgewicht durch entgegengesetzte Kräfte, alles Widerstreben gebändigt durch die Uebermacht der Einheit,

*) Resultate p. 48, 49.

alle Opposition erdrückt unter dem Schimmer der Größe *). Buonaparte kann, was er will, und Niemand vermag die Gränzlinie seines Wollens zu finden; die Ausbeute der ganzen Revolution wird von dem Ehrgeize dieses Einzigen verschlungen werden" **).

„So ist nun die Revolution geendigt. Frankreich hat seine Lehrjahre bestanden, es war ausgegangen aus dem Zustande einer kindlichen Sorglosigkeit, hat sich durchgewunden durch alle die tausend Gefahren, durch welche die brausenden Lebensgeister den Jüngling hindurchpeitschen, hat alles erfahren, was Schicksal, Leidenschaft, Geisteskräfte je Mannigfaltiges, Großes, Schreckliches, Abscheuliches in das menschliche Leben hineinbringen, hat Jahre hindurch sich abgekämpft an Schwierigkeiten und Hindernissen, die das Mißgeschick ihm in den Weg warf, und war nicht gekommen zur innern Harmonie seiner Natur."

„Schutzgeist der Menschheit, das wäre also das Resultat von eilf schwarzen Todesjahren, die du über deine Anbefohlenen herabschicktest! Kampf ohne Ziel, Verschwendung ohne Zweck, Streben ohne Ende, das wäre die Bestimmung der Menschheit! die Welt nur ein faulender Wassertropfen, in dem Millionen Infusionsthierchen zwecklos um ihre kleine Axe oscilliren! Nein, dazu hast du deine Menschen nicht verdammt" ***).

„Aber unwidersprechlich gewiß ist nun, daß der Zweck der Revolution gänzlich verfehlt ist. Schon nach zehn Jahren war man gezwungen, dem schönen Traume zu entsagen: nach einem Kampfe, in dem Millionen Existenzen dem Glücke der Zukunft zum Opfer gebracht worden, sah man sich genöthigt, nachdem man von Schanze zu Schanze vertrieben war, sich

---

*) Ebendas. p. 67, 68.
**) Ebendas. p. 14.
***) Ebendas. p. 69, 70.

einem Charakter, einem Geiste in die Arme zu werfen. Eine schreckliche Convergenz auf den einen Punkt, der 18te Brumaire ist in allen Directionslinien der Revolution durch ihren ganzen Verlauf zu bemerken; am Fuß der Säule, in welche die Weltgeschichte ihre Annalen gräbt, steht der Weltbürger und liest die Worte: Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich das Frankenvolk in die Region einer höhern Bestimmung, es that Großes, leistete, was es vermochte, aber gewaltsam herabgerissen von Zeit und seiner innern Natur erreichte es nicht das Ziel, dem es entgegenstrebte. Generationen der Folgezeit! studirt seine Fehler und Irrthümer, und vollendet, was es zuerst zu denken wagte" *).

„Frankreich kann sich Glück wünschen, Buonaparten gefunden zu haben: indem es sein Schicksal in die Hände des kraftvollsten seiner Söhne legt, wird er aus dem Abgrunde es retten, der es zu verschlingen drohte; aber eben dadurch ist es zugleich in die Reihe der übrigen Staaten getreten, und seine Revolution hat das allgemeine weltbürgerliche Interesse verloren, welches sie vorhin zur Sache aller Völker machte **). Als die Freiheit, nach der man Frankreich ringen sah, noch die allgemeine Freiheit war, als es noch dem Gotte aller Nationen huldigte, da war sein Interesse das Interesse aller Völker, die zur Verbesserung ihres Zustandes gereift waren; sowie es aber dieser Würde entsagt, und einem eigenen Nationalgotte huldigt, löst sich das weltbürgerliche Band, das mit andern Völkern es verbunden hatte, ihr Interesse trennt sich von dem seinigen, nicht mehr Menschen zum Menschen, sondern Staat gegen Staat tritt in Verhältniß. So handelte der westrheinische Nationalconvent recht, als er die Reunion mit Frankreich decretirte; meine Commit-

*) Ebendas. p. 71 ff.

**) Ebendas. p. 74.

tenten aber mußten sieben Jahre später untersuchen, ob es auch klug sei, diese Vereinigung jetzt zu sollicitiren" *).

„Allerdings scheint der Rhein eine Naturgränze Frankreichs zu seyn; aber die wahren Gränzen der Staaten sind nicht an Berge und Flüsse gebunden, sondern laufen durch die Völkerherzen da, wo Sprache, Sitten und Gemüthsart sich scheiden, und wenn früher für die Hingabe der Nationalität gegen eine freie Verfassung eine Compensation stattgefunden, so fällt diese jetzt weg, da von Freiheit nicht mehr Rede seyn kann. Nur die Furcht vor einer Reaction bei Wiederkehr der verjagten alten Fürsten kann darum denen, die sich für einen bessern Zustand entschieden, den Fortbestand der gegenwärtigen Beziehungen zu Frankreich wünschenswerth machen" **).

„So stehen auf der einen Seite arge nationale Dissonanzen, auf der andern drückende politische Besorgnisse, hier und dort die Aussicht nicht erfreulich. Wenn darum das frühere Problem der Patrioten, die Errichtung einer cisrhenanischen Republik, nicht ausführbar ist, so bleibt nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu ergeben ***). Die Deputation überreichte demnach dem ersten Consul eine Adresse, die an die Schilderung der Uebel, welche die Vergangenheit über die Rheinlande gebracht hatte, und der Mißbräuche, welche in der Gegenwart dort herrschen, die Bitte um Abhülfe für die Folgezeit anknüpfte; und der erste Consul beantwortete diese Adresse mit der Erklärung: die Bewohner der vier Departemente könnten unbedingt auf die Gerechtigkeitsliebe des französischen Gouvernements zählen, es werde ihr Wohl nie aus dem Auge verlieren" †).

---

*) p. 78, 79.

**) p. 81 ff. und in der oben Anm. 1. S. 566 angef. Schrift p. 190 ff.

***) p. 110 ff.

†) p. 111.

Seinen politischen Glaubensgenossen, denen die Sprache dieser Schrift auffallen mochte, erklärte Görres in der Vorrede ausdrücklich, daß, da er den republikanischen Ideen, die zugleich mit seinem Geiste aufgekeimt, mit Wärme und Selbstverläugnung angehangen, an sie seine erste und beste Lebenskraft verwendet, nur in ihnen gelebt und auf sie das Gleichgewicht seiner innern Natur gegründet habe, der Drang der auf ihn einstürzenden Erfahrungen sehr groß, ihr Eindruck sehr schneidend seyn mußte, bis er dieselben aufgegeben und anerkannt habe: daß die gegenwärtige Generation für die Freiheit verloren sei *).

Also endigte die erste Jünglingsperiode seines Lebens. Er hatte darin die Dinge um sich her mit jenem jugendlichen Sinne angesehen, der alles, was ihn berührte, mit seiner eigenen Wärme durchdrang **), hatte alle Hoffnungen seiner Zeitgenossen miterlebt und alle Täuschungen; es geschah ihm, wie er selbst es gesagt: wo Täuschung das Loos Aller ist, da mag der Einzelne sich getrösten, daß auch ihm sein Antheil an der allgemeinen Masse zufällt ***).

Nachdem er mit diesem politischen Testamente von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens zurückgetreten war, lebte er nun während der dreizehn Jahre der Napoleonischen Herrschaft ruhig dem wissenschaftlichen Studium der Natur und der Geschichte, in deren idealen Reichen von jeher Männer von unabhängigem Geiste Erhebung, Trost und Ersatz für das allgemeine Unglück ihrer Zeit gefunden haben. Er war wenige Tage vor seiner Sendung nach Paris, am 5. November 1799, zum Professor der Physik am städtischen Gymnasium zu Koblenz ernannt worden, verheirathete sich am 14. Sept. 1801 mit dem geistreichsten, schönsten und liebens-

*) Vorrede p. VI.

**) Ebendas. p. V.

***) Rübezahl II, 158.

würdigsten Mädchen seiner Vaterstadt, Katharina de Lasaulx, die ihm drei Kinder: Sophie, Guido und Marie gebar, und entwickelte bald auf dem friedlichen Gebiete der Literatur dieselbe geniale Energie seines Geistes, die er bisher auf dem Kampfplatz der politischen Rednerbühne gezeigt hatte.

Zeugen dessen sind die Schriften: Aphorismen über die Kunst, Aphorismen über die Organomie, Glauben und Wissen, und: Exposition der Physiologie*), alle erfüllt von jenem stürmischen Idealismus, der, wie er in Frankreich das sociale Leben durchbraust hatte, unter den Deutschen in der damaligen Naturphilosophie herrschend war. Den Fehler der Ueberschwänglichkeit theilen diese Bücher mit den besten Schriften Fichtes und Schellings, denen sie auch an Großartigkeit der Conceptionen und an Reichthum des Geistes gleichstehen. Er versuchte darin eine Geschichte des Weltalls zu geben: zu zeigen, wie der Act des göttlichen Selbstbewußtseyns zugleich der Schöpfungsact sei, und wie aus Gott alle Metamorphosen des Alls sich entwickelt haben; sucht dann die Projection des Weltbaues im menschlichen Organismus nachzuweisen, die individuellen Lebensverhältnisse in die kosmischen zu übersetzen, und zu zeigen, wie Geisterwelt und Körperwelt, Oberwelt und Unterwelt, Tag und Nacht und alle Momente des Makrokosmus

---

*) Aphorismen über die Kunst, Koblenz bei Lasaulx J. X (1802). Aphorismen über die Organomie, Ebendas. 1803. Glauben und Wissen, München bei Scherer 1805. Exposition der Physiologie, Koblenz bei Lasaulx 1805. In dieselbe Periode fallen die geistvollen Aphorismen über Poesie, Philosophie und Politik, welche unter dem Titel Corruscationen in Aretin's Zeitschrift Aurora (München bei Scherer) 1804 No. 71, 72, 73, 74, 94, 96, 117, 121, 129, 151, 152 und 1805 No. 10, 12, 13, 21, 22, 55, 56 gedruckt sind; und schon vor allen diesen Büchern schrieb er die liebliche Erzählung: das Christkindchen, wieder abgedruckt im deutschen Hausbuch von G. Görres, Bd. 2, p. 156 ff.

sich im Mikrokosmus des Menschen wiederfinden *). Was im Menschen die Vernunft, sei in der Natur die Sonne, was dort die Idee, sei hier das Licht; im Lichte denke die Sonne, in der Idee leuchte die Vernunft; was im Menschen die Phantasie, sei in der Natur das electrische Feuermeer, was dort der Affect, sei hier der Blitz; die Sonne phantasire im Ungewitter, die Vernunft blitze in der Phantasie **). Wie im Sommer auf die Wende der Sonne auch eine Wende der Vegetation erfolge, und zu beiden Seiten dieses Punktes Stillstand eintrete, in welchem die Fortpflanzung am kräftigsten gedeihe, so gebe es auch im menschlichen Leben eine solche Sonnenwende, die zunächst auf das unbestimmte Aequinoctium im Jünglingsalter erfolge, und die das Rad des Lebens auf gleicher Ebene rolle, um in der Folge abwärts sich zu bewegen ***).

Die Annalen des Aetna und des Vesuv seien die Annalen der Menschheit auch: wie Jahrhunderte die Gluth verborgen in des Vulkanes Eingeweiden wühle und dann plötzlich in Flammenströmen überquille und alles Organische versenge und zerstöre; wie dann Ruhe wiederkehre, die Lava, an der Luft zu Dammerde verwittert, auseinanderfalle, und die Vegetation bis an den Rand des Kraters wuchere, und zutraulich die Menschen wieder über seinem Heerde nisten, bis von neuem die Feuerseele den Riesenkörper in Zuckungen schüttele, und weithin wieder alles Lebendige von sich scheuche: so auch in der Menschenwelt, wo ähnlicher Kräftewechsel ähnliche Katastrophen bringe †). Die Religion schien ihm damals nichts anderes zu seyn, als die Philosophie der Na-

*) Glauben und Wissen p. 19, 82, 106.

**) Exposition der Physiologie p. 1, 176.

***) Aphorismen über die Organomie p. 2, 4 ff. 173 ff.

†) Aphorismen über die Kunst p. 139 ff.

tur, wie die Mythen ihre Poesie, die christlichen eine höhere Potenz der Indischen und der Griechisch-Römischen; der Glaube gehöre wesentlich dem Süden an, die Erkenntniß dem Norden, der Gott des Südens sei ein poetischer, der des Nordens ein Ideengott: weßhalb auch im europäischen Leben der Katholicismus vorzugsweise im romanischen Süden, der Protestantismus im germanischen Norden herrsche *). Tief und schön schildert er dort auch den Dualismus der Geschlechter, der, in Liebe geeinigt, durch alle Reiche des Lebens durchgehe: daß Männlichkeit und Weiblichkeit zueinander stehe, wie Intelligenz und Natur, wie Freiheit und Nothwendigkeit, zerstörende und erhaltende Kraft, Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Poesie **); daß der Mann, sich selbst überlassen, die Tendenz habe, durch übermüthigen Drang der Kraft in Härte sich zu verirren, und daß sein gestörtes Gleichgewicht hergestellt werde durch die Anmuth des Weibes; wie umgekehrt das Weib, sich selbst überlassen, in übergroße Weichheit versinken würde, wenn es nicht sich aufrichte an der Energie des Mannes: so daß nur in der ästhetischen Wechselwirkung beider Geschlechter das Gemüth sich zur höchsten Bildung erhebe; daß die Erziehung zum Manne eine productive sei, die Erziehung zum Weibe eine eductive, daß nur am Manne der Mann, nur am Weibe das Weib sich bilde, gegenseitig aber beide sich temperiren, indem mildernd das Weib dem Manne, stärkend der Mann dem Weibe gegenüberstehe: so daß beide einander fordern, und keines über noch unter dem andern stehe ***). Leben, lieben, erkennen seien die drei Fäden, aus denen das Geflechte unserer Existenz sich zusammenwebe: der Organismus sei Leben, die Kunst Liebe, die Wissenschaft Erkennen, der höchste Act der

*) Ebendas. p. 236, und Glauben und Wissen p. 117 ff.

**) Glauben und Wissen p. 81, 89 ff. 94, 96.

***) Aphorismen über die Kunst, Vorr. p. VII u. p. 119 ff. 126 ff. 200.

Persönlichkeit der Reproductionsact, der Tod da, wo die drei Charitinnen aus ihrer Umarmung fliehen *).

Getragen und veredelt waren, wie bei den besten Schriftstellern des Alterthums, auch diese jugendlichen Studien von der Kraft seiner großen Persönlichkeit, welche, da sie nicht Sklavin ihrer eigenen vorgefaßten Meinungen seyn wollte, um so weniger fremden sich fügte **). Keinem Parteiführer, sagt er, mag ich unbedingt huldigen, kein Parteiführer mag ich werden; für das eine habe ich zu viel Stolz, für das andere zu wenig Eitelkeit ***). Der gehässige Uebermuth, der die Nüchternheit, die sich in Ideen nicht berauschen kann, oder den unabhängigen Sinn, der die Freiheit der Geister reclamirt, als verächtliche Gemeinheit stempelt, er bedroht die intellectuelle Welt, die er von der Herrschaft des Objectiven zu befreien strebt, mit dem noch drückendern Despotismus einer individuellen Subjectivität. Das Genie ist seinem Wesen nach herrschend, aber nicht Despot, der Verstand gehorchend, aber nicht sklavisch dienend. Huldigung daher den Heroen der Kunst und Wissenschaft, sie sind der Menschheit schönste Blüthe; aber kein Feudalrecht darf im Reiche des Geistes geduldet werden †). Was ich will, ist unbefangene Würdigung alles Guten, Achtung für jede Selbstständigkeit, Reaction gegen jede Arroganz und despotische Anmaßung, Haß gegen alles Verkehrte, nie gemeine Schlägerei, wohl aber gymnastische Wettkämpfe, unter denen die guten Geister sind, Vereinigung aller in Einem Gemüthe zum Kriege gegen das Schlechte. Dieser uninteressirte Enthusiasmus der deutschen Jünglinge für Kunst und Wissenschaft ist gegenwärtig (1805) die einzige lichte Stelle auf der ganzen

---

*) Ebendas. p. 239.

**) Glauben und Wissen p. 4 ff.

***) Aphorismen über die Kunst, Vorr. p. IX.

†) Aphorismen über die Organomie, Vorr. p. X, XIII, XIV.

weiten Erde, die immer tiefer und tiefer in die kalten Schatten des Egoismus und der kleinen Nichtswürdigkeiten taucht*), während doch das Vaterland alle Herzen füllen sollte, alle Neigungen beschäftigen; denn das Vaterland, die Republik, ist aller Töchter, aller Söhne Mutter, aller Liebenden Geliebte, Freiheit ist das große, hehre Bild, das einzig die Phantasie zu füllen würdig ist**).

Im Herbste des Jahres 1806, gleich nach der Jenaer Schlacht, siedelte er von Koblenz nach Heidelberg über, hielt während der beiden folgenden Jahre an der dortigen Universität Vorlesungen über Philosophie, Anthropologie, Physiologie und einzelne Theile der Physik, und verband seitdem mit dem Studium der Natur ein umfassendes und tiefgreifendes Studium der Geschichte. Dort in Heidelberg fand er Clemens Brentano wieder, und lernte Achim von Arnim kennen***). Es war die Zeit, wo Deutschland sein altes Kaiserthum zu Grabe geleitet hatte, und wo, wie es bei hohen Sterbefällen unter der Dienerschaft Sitte oder Unsitte ist, die alte Pracht des Hauses von den gierigen Fürsten zerrissen, und die Fetzen zum Juden getragen worden, um für den Erlös Fluch und Schande einzutauschen. Da trugen die drei Freunde an dem Ufer des Neckar, am Fuße des Jettenbühels, ein wenig Reisig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer anzuzünden, an dem sie sich erwärmten in der kalten, neblichten Zeit, und woran der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Das Wesen alter Zeit, wie es in den Sagen und Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien den Verbundenen am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart einiger-

*) Exposition der Physiologie, Vorr. p. XXIV, XXV.

**) Aphorismen über die Kunst p. 92.

***) S. darüber den schönen Aufsatz: Achim von Arnim von J. Görres, in Menzel's Literaturblatt 1831, No. 27 ff. Die im Texte folgenden Sätze finden sich dort p. 106, 107, 109.

maßen zu beleben, und das in fremdem Lande verkommene Volk wieder zu sich selbst zu bringen. Arnim und Brentano übernahmen die Herausgabe des Wunderhornes*), Görres in gleichem Sinne seine Schrift über die deutschen Volksbücher**), und half beiden an der Einsiedlerzeitung***). Gleichzeitig schrieb er, mit Friedrich Creuzer zu mythologischen Forschungen verbunden, die schöne Abhandlung über Religion in der Geschichte †); und im folgenden Jahre die Schriftproben von Peter Hammer, worin er seinem Zorne über die politische Niederträchtigkeit der damaligen Zeit Luft machte ††). „Bald aber", so spricht er selbst, „hatten wir gelernt, daß es unfruchtbare Mühe sei, Blumen zu pflanzen, ehe der Frühling kommt, daß der starre Winter in den Gemüthern auch eine Art von Recht besitze, und daß man dem, der nichts seyn will, seine Liebhaberei und seine Lüste nicht verleiden könne. Ich hatte am ersten der Sache satt bekommen, und war nach zweijährigem Aufenthalte in die Heimath zurückgezogen: es schien mir, Alles wohl erwogen, immer noch leidlicher unter dem Scepter der schwarzen Mächte zu leben, die, wenn ich nichts von ihnen begehrte, auch nichts in den Weg mir legten, als unter schwarz und weiß gescheckten Lakaien,

---

*) Des Knaben Wunderhorn von A. v. Arnim und C. Brentano, Heidelberg bei Mohr 1806 ff. 3 Bde.

**) Die teutschen Volksbücher von J. Görres, Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1807.

***) Tröst Einsamkeit, oder Zeitung für Einsiedler, Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1808. Von Görres sind darin die Aufsätze: der gehörnte Siegfried und die Nibelungen No. 5, 8, 12, 21; des Dichters Krönung, Beilage p. 33 ff. und Anderes.

†) Religion in der Geschichte, in Creuzer's Studien 1807, No. 2, p. 313—480.

††) Schriftproben von Peter Hammer 1808. Darin heißt es p. 7: „Jenes schachernde Volk, das die Ehre der Nation auf dem literarischen Trödelmarkte vergaunert, und Alles mit seinem Unrath besteckt, das sei in den Abgrund der Hölle verwünscht."

die ihre Absichten auf die Munificenz dessen verfolgten, der ihnen alles genommen, und dazu nur solche brauchen konnte, die in ihre Livreen paßten." Nach Koblenz zurückgekehrt im October 1808, übernahm er wieder die ihm vorbehaltene Lehrstelle an der Secundärschule, und setzte daneben rastlos thätig seine Studien fort, wie die Mythengeschichte der asiatischen Welt *), die Herausgabe des Lohengrin, und die Abhandlungen über den Dichtungskreis des heiligen Grales **) und über die Chronik der Hunibald beweisen ***).

Die Grundgedanken dieser historischen Schriften sind:

Alle Geschichte ist Religionsgeschichte, wie alles Leben Gottes Leben: Pantheismus steht am Anfang, Pantheismus am Ende aller Entwicklung †). Die Religion war dem werdenden Geschlechte unmittelbar eingeboren, sie war Kind mit

---

*) Mythengeschichte der asiatischen Welt, von J. Görres, Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1810. 2 Bde.

**) Lohengrin, herausgegeben von J. Görres, Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1813, den Brüdern Grimm zugeeignet. Die Einleitung handelt über den Dichtungskreis des heiligen Grales; darin heißt es p. 81, 84: daß uns diese Dichtung einen tiefen Blick in das häusliche und in das öffentliche Leben ihrer Zeit gewährt, und dieses treue Anschließen an vaterländische Sitte und Gesinnungsart habe den Herausgeber zunächst zur Herausgabe desselben bestimmt.

***) Hunibalds Chronik, ein merkwürdiges Denkmal altdeutscher Sagengeschichte, in Fr. Schlegels deutschem Museum, Wien 1813, Bd. 3, p. 319 ff. 503 ff. und Bd. 4, p. 321 ff. 357 ff.

†) Asiat. Mythengesch. p. 6. 31. Hienach würde sich folgendes Schema des Kreislaufes der Religionen ergeben: a) in aufsteigender Linie 1) ein ursprünglicher realer Pantheismus; daraus hervorgewachsen 2) die concrete Götterwelt des heidnischen Polytheismus, der sich 3) in dem monotheistischen Jehovacultus der Juden concentrirt hat; b) auf dem Höhepunkt 4) die christliche Trinitätslehre; c) in absteigender Linie 5) entsprechend dem vorchristlichen Monotheismus der Juden der nachchristliche Monotheismus der Muhamedaner, 6) das moderne Heidenthum der Poesie und der Kunst, 7) der ideale Pantheismus der heutigen Wissenschaft und des künftigen Lebens der Völker.

ihm, wuchs jugendlich auf mit der Jugend in's reife Leben, und begleitet dasselbe durch alle Stufen des Alters, auf und nieder mit ihm steigend. Jeder Fortschritt in der Geschichte geht durch Abstractionen, ohne sie würde alles in Trägheit versunken und befangen bleiben auf der Stufe, worauf es einmal steht*). Kein Princip aber hat die Geschichte mit mehr Blut und Tod gegen alle individuelle Beschränktheit durchgesetzt, als jenes von ihrem eigenen stetigen Wachsthum in der schrankenlosen Zeit. Auch die Religion in ihrer Endlichkeit nimmt an diesem Wachsthume Theil, sie selbst ist in den Kreis der Seelenwanderung eingeschlossen**). Ein großer Fortschritt in der Entwicklung der menschlichen Natur ist ohne Zweifel durch das Christenthum bezeichnet; ihm war es aufbehalten, eine neue Zeit zu gründen, von neuem das gebundene Geisterreich zu befreien und in höherer Steigerung zu verklären. In Jesus, dem Wunderkinde der neuern Zeit, trat der menschgewordene Logos in die Welt, sichtbar allem Volke, der unsichtbar längst schon mit den Weisen des Alterthums gewandelt hatte***).

Das bildende Princip der neuen Weltreligion schlug gleichzeitig in Staat und Kirche aus, und beide, das römische Papstthum und das deutsche Kaiserthum, nach demselben Typus gestaltet, durchliefen zusammen die gleiche Metamorphose. Zwei Schwerter, das geistliche und das weltliche, sollten die eine christliche Völkerrepublik beherrschen, ein Papst und ein Kaiser: wie nur eine Kirche das ganze Christenthum umfassen, so sollte auch nur ein Kaiserthum die ganze politische Welt umschließen, und das römische Reich deutscher Nation Europas herrschende Mitte seyn. Darum, als die beiden Gewalten in Streit entbrannten, rieben sie beide sich auf, und

*) Religion in der Geschichte p. 351, 370.

**) Asiat. Mythengesch. p. 657, 658.

***) Religion in der Geschichte p. 361 ff. 370.

das große Bild sank hin in Zerstörung und Untergang. Die Deutschen aber wurden sofort von dem zornigen Weltgeist verurtheilt, weil sie nicht herrschen gewollt, zu dienen in schmählicher Unterwürfigkeit bis in die späte Zukunft. Mit der Majestät des Reiches sank auch die Heiligkeit der Kirche, und das ganze desorganisirende Streben endigte auf dem kirchlichen Gebiete mit der deutschen Reformation, auf dem politischen Gebiete mit der französischen Revolution. Es waren ohne Zweifel die kräftigsten des Volkes, welche, hier wie dort, den Umsturz bewirkten, sie sahen die Verwesung um sich her, und wollten neuen Geist einhauchen dem Hinfälligen. Aber die zurückgetretene Idee wieder hervorzurufen, konnte nicht gelingen, denn nimmer macht die Natur einen Regressus, und nimmer kehrt ein Strom zurück zu seiner Quelle: darum hat weder die Reformation das ursprüngliche Christenthum hergestellt, noch die Revolution den antiken Republikanersinn. Statt die Freiheit zu erlangen, sank die neue Kirche nur tiefer in die Sklaverei des Staates; statt eines griechischen Föderativstaates gebar die neue Republik einen römischen Militärdespotismus *).

Doch wie wäre die Welt so arm, wenn jedes Seyn am Kommenden rein gestorben wäre; wenn ein Engel des Lebens mit dem Tode nicht zugleich umwandelte und das Beste ewig jung erhielte. Es ist eine herrliche Gabe, daß, während das Leben unaufhaltsam forteilt und in wirbelndem Schwunge den Staub stets neu gestaltet, ihm vergönnt wurde, immer das Beste des Erstrebten mit hinüberzunehmen in den neuen Zustand, und mit dem Erworbenen zu wuchern in der Zukunft. Nicht alles ist verloren für die Spätesten, es ist ein Vermächtniß, das die Zeiten einander überliefern. Jede junge Zeit, wenn sie geboren wird, findet ihre Wiege mit

---

*) Religion in der Geschichte p. 376, 378 ff. 385, 389 ff. 395. Letzteres betreffend vrgl. Teutschland und die Revol. p. 47 ff.

den Gaben umstellt, welche die Weisen aus dem Morgen-, und dem Mittag- und dem Abendlande ihr gebracht; der Lebensgeist, der nur im Besten kräftig wohnt, bewahrt auch eben das Beste nur vor dem Verderben, wie nur geistreicher Wein den Wechsel der Jahre überdauert. Die Stiftung, deren Zinsen noch die gegenwärtige Generation zieht, ward im christlichen Mittelalter gegründet: wer es verläugnet, verläugnet seine eigene Ehre; wer es herabsetzt gegen die alte classische Zeit in Griechenland, den würden die Griechen selbst für einen Heloten halten, der sich mit seines Herrn Sitte nach gemeiner Sklavenweise bläht. Allerdings war es eine herrliche Zeit, die griechische, gerade deßwegen, weil sie alles hatte, was uns hingeschwunden ist: Lebensmark und Trotz und freie Besonnenheit im raschen Thun und Treiben; sie mußte Treffliches wohl bilden, und das Trefflichste, im engsten Kreise concentrirt, mußte classisch werden. Diese classische Concentration war nicht in der neuern Zeit: da das Unendliche in sie eingetreten, war auch ihre Aufgabe eine unendliche, und ihr könnt von einem endlichen Zeitraume nicht fordern, daß er das ganze Problem nett und rein auf einmal löse. Das Mittelalter hat kein rein classisches Werk hervorgebracht, aber es hat die alten Schulschranken durchbrochen, und eine höhere Classicität begründet, an der alle Zeiten zu bauen haben. Lassen wir darum jeder Zeit ihr Recht, die Zukunft wird uns auch das unserige lassen; jede schnöde Herabwürdigung, jede einseitige Aufgeblasenheit ist verderblich in sich selbst, und muß am eigenen Selbstmorde sterben. Es würde kläglich seyn, wenn je die Achtung und die Liebe für griechischen Kunstsinn unter uns ausstürbe, besonders jetzt (1807), wo beide Nationen sich wenigstens im Unglück gleich geworden sind: aber wenn wir selbst unsere Eigenthümlichkeit nicht geltend zu machen verstehen, dann lasset uns vor allem doch nicht so leichtsinnig das Andenken an die hingeben, die recht gut die ihrige zu vertheidigen

wußten. Wenn es uns gelingt, einen Theil des Geistes, der in ihren Werken lebt, in uns einzusaugen; wenn wir unsere Frivolität umtauschen gegen den gediegenen Sinn, in dem sie handelten; wenn wir versuchen, da wir so vernünftig sind, auch verständig einmal zu werden, um nicht so plump und ungeschickt durch's Leben durchzustolpern; wenn wir endlich einen Theil unserer übermäßigen Fügsamkeit ablegen und unseres taubensinnigen Langmuthes, der alles sich gefallen läßt, und dann plötzlich und spröde ohne Uebergang und Besonnenheit reißt und bricht: dann mag alles sich noch zum Besten wenden. Im Vertrauen auf uns selbst sollen wir unsere Eigenthümlichkeit ausarbeiten, nicht wie dummes Blei in fremde Formen uns umgießen lassen*).

Was ihn persönlich als seiner eigenen Natur entsprechend besonders noch am Mittelalter anzog, war, zu sehen: wie die ganze europäische Erde damals lebenswarm aufglühte, wie die Völker kräftige junge Stämme noch waren, nichts Welkes, nichts Kränkelndes an ihnen, alles saftig, frisch und voll, alle Pulse rege schlagend, alle Quellen rasch aufsprudelnd, alles bis in die Extreme hin lebendig. Das eben, sagt er, macht diese Zeiten so unendlich interessant und rührend, diese starken Naturen demüthig, fromm und hingegeben dem Heiligen zu sehen; denn es ist kein erfreulicher Anblick, wenn die Ohnmacht und die Schwäche gebeugt in kraftlose Andacht verschwimmen: aber wenn die Stärke sich selber zwingt, wenn das Kolossale den Nacken von Erz und die geharnischten Knie beugt; wenn die Gewalten, die berufen sind, aufrecht und stolz, wie die Götter, über die Erde hinzugehen, freiwillig dem Unsichtbaren ohne Heuchelei sich neigen: dann ist's ein freudiger Triumph der Idealität im Menschen und ein schöner Sieg des Göttlichen**).

---

*) Die teutschen Volksbücher p. 264, 268, 272, 300 ff.

**) Die teutschen Volksbücher p. 273, 274.

Wie er einige Jahre später, gewaltig ergriffen von dem Geiste der napoleonischen Schlachten und unter dem Einsturz der europäischen Reiche, Vergangenheit und Zukunft ansah, und an der Wiedergeburt seines Vaterlandes dennoch nicht verzweifelte, sondern, einer höhern Leitung vertrauend, mitzuarbeiten versucht hat, bezeugen die merkwürdigen, im Februar 1810 geschriebenen Reflexionen in Perthes' vaterländischem Museum. Darin lesen wir *): Es ist kein milder, schonender Geist, der vom Anbeginne her durch die Erdengeschichte unsichtbar geht; eine muthige, unbezwingbare Kraft, eine erbarmungslose Macht mit festem Willen, ohne Wanken, führt sie dem ernsten Ziele entgegen. Was hat das furchtbar erhabene Wesen nicht schon zertreten von allem, was da war auf der Erde? Ist nicht alles gefallen vor ihm, Persepolis und Babylon und Theben und der Römer Thun, das trotzen wollte dem Verderben, und der Griechen Wirken, das durch den Zauber der Schönheit Schonung sich zu erschmeicheln hoffte? Wohl erheitert sich von Zeit zu Zeit das Dunkel, und die Spiele wagen sich hervor, und die Geschichte scheint zum Scherze zu werden, wie das Leben, es ist, als ob der ernste Geist auf einem andern Planeten wandelte; dann aber nahen wieder verhängnißvolle Stunden, und er kommt in Nacht herabgefahren, um sein Werk zu fördern, und Volk vor Volk wird vor Gericht gerufen, daß es ringe mit seinem Schicksal und seine Kraft bewähre in dem Streite. Solche Tage sind in unsere Tage gefallen, die Völker haben gestritten, und klar hat es sich ergeben, was jedes werth gewesen sei, wenn nicht vor Gott, doch vor der Welt. Frankreich war zuerst geladen, eine Revolution hat es durchgerungen, viele Geister waren ihm gesendet, alle hat sie der eine Geist **) bezwungen, der wan-

*) p. 154 ff.

**) Napoleon.

telt auf Erden unheimlich, aber fest, wie jener durch den Himmel. Vieler Völker Schwerpunkt ist sein Wille geworden wie Verhängniß; er ist unter sie gegangen, und alle haben sich, bis auf Einen*), lahm an ihm gerungen, und noch ist ein edles, großartiges Volk**) im blutigen, herzzerreißenden Kampfe mit ihm begriffen und wird erliegen. Mit den Deutschen hat es früher schon geendet, mit Schimpf hat ihre alte Zeit geschlossen (1806), aber ehrenvoll schon hat ihre neue Zeit begonnen: doch wurden sie noch zu leicht befunden und ihre Schultern zu schwach, um die Last der Geschichte fortzutragen; denn auch der Teufel verlangt sein Recht in der Historie, mit bloßer Gutmüthigkeit läßt sie nimmer sich führen. Geharnischt muß vor allem das Recht auf Erden seyn, wenn es in der Geschichte etwas bedeuten will, nicht bloß in Harnisch gejagt. Ohne Fähigkeit zu Haß und Liebe ist keine historische Genialität, im Volke wie im Individuum. Darum, was uns Noth thut, ist, daß in der Mitte der Nation eine feste, bestimmte, öffentliche Meinung sich bilde, die entschieden unsern eigenthümlichen Stammescharakter ausdrücke. Sie wäre, um zu dramatischen Verhältnissen auch ein dramatisches Bild zu entlehnen, der Chor im politischen Schauspiel; wie der alte Chor von der Bühne verschwunden ist, so auch sie, mit Ausnahme von England, aus den Staaten der neuern Zeit. Gelänge es der Nation, die bisher lautlos stumm geblieben, solche Sprache wieder zu gewinnen, alles Unglück dieser Zeit wäre nur Vorbereitung zu ihrer Wiedergeburt gewesen.

Unter solchen Gesinnungen und Studien war endlich auch für ihn das große Jahr der Befreiung von der Fremdherrschaft herangekommen. Napoleon, der bis 1806 für Frankreich, und mittelbar für Europa, durch Unterdrückung der

---

*) England.

**) Spanien.

Anarchie und Herstellung der Ordnung wohlthätig gewirkt, hatte sich von da bis 1814 seinem gränzenlosen kriegerischen Ehrgeiz überlassen, der gleichverderblich für Frankreich, wie für Europa, mit seinem Untergange endigte *). Görres, der die titanische Natur des Corsen unmittelbar nach seiner Erhebung am 18. Brumaire richtig erkannt und vorausgesagt, hatte ruhig die Zeit abgewartet, bis die Begebenheiten seine Weissagung bestätigt, und die Nemesis dem Maßlosen seine Schranke zu setzen sich aufgemacht. Da die Lehranstalt in Koblenz, welcher er verbunden war, auf unabhängigem städtischen Fonde ruhte, so hatte er Napoleon nichts zu verdanken; er hat nicht sein Brod gegessen und aus seinem Becher nicht getrunken, und als die Zeit der Befreiung seines Vaterlandes gekommen, durfte er nicht den Vorwurf des Undankes scheuen, als er gegen ihn aufgestanden, noch auch den einer plötzlich veränderten Gesinnung, als das Unglück ihn verfolgte **).

Wenige Tage nach dem Rheinübergange der verbündeten Mächte bei Koblenz unternahm er die Herausgabe des Rheinischen Merkur ***), der bald eine Stimme der Wahrheit und der Kraft, nicht bloß der Völkerschaften dießseits des Rheins, sondern aller deutschen Stämme wurde. Die Worte, welche er auf der ersten Seite dieses Blattes am 23. Januar 1814 an seine Zeitgenossen richtete: daß die Begeisterung, welche in der Nation sich geregt, und die noch lange nachglühen werde, wenn der Streit beider Völker längst beigelegt sei, die künftige äußere Sicherheit Deutschlands begründen, jeglichem Guten, das ein Volk beglücken möge, Bahn

---

*) Stein's Briefe an Gagern p. 237.

**) Görres selbst in der Schrift: In Sachen der Rheinprovinz p. 191.

***) Rheinischer Merkur, Koblenz bei Heriot, vom 23. Januar 1814 bis zum 10. Januar 1816, im Ganzen 357 Nummern, da die Zeitung nur jeden zweiten Tag erschien.

brechen, und dem Jahrhunderte, welches so viele Schmach gesehen, leicht noch in seinem Verlauf die bessern Zeiten Altdeutschlands zurückführen werde: jetzt, nach vierunddreißig Jahren, zwei Monate nach dem Tode des Redners, glauben die Hoffenden, die glückliche Erfüllung dieser prophetischen Rede nahen zu sehen.

Wie er als Jüngling im Rothen Blatte den jugendlichen Traum der fränkischen Republik mitgeträumt, so ergriff jetzt im Rheinischen Merkur sein männlicher Geist die große Idee, welche nun die besten Männer erfüllte, die Idee der Wiederherstellung des deutschen Reiches. Das war, wie er selbst es ausspricht, immer seines Lebens schönster Stern, daß die Bessern sich vertrauend stets um ihn gesammelt, wie auch er nur zu den Guten sich gehalten*), so daß auch jetzt es ihm gelang, die innerste Gesinnung der Bessern auszusprechen, und dem Wort zu geben, was alle in sich fühlten**). Inmitten der großen Bewegung des Lebens, nahe den Gränzmarken beider Völker und dem Schauplatze ihres Krieges, persönlich befreundet mit den ersten Männern der Nation, mit Stein, Blücher, Gneisenau, und in unmittelbarer brieflicher Verbindung mit dem Hauptquartiere der Feldherren, war er in den Stand gesetzt, im Rheinischen Merkur eine Zeitung aufzustellen, welche von Napoleon selbst die fünfte Macht genannt wurde. Er gab darin alle wichtigen Actenstücke, eine fortwährende Uebersicht der neuesten Zeitereignisse, genaue Berichte über den Stand der Armeen, den Gang der Verhandlungen, den

---

*) Asiat. Mythengesch. Vorr. p. VII.

**) Rh. Merkur Nro. 77. Ebenso 1822 in der Schrift über die heil. Allianz und die Völker auf dem Congresse in Verona p. 5: daß er stets gestrebt habe, den bessern Geist seines Volkes in sich aufzunehmen, der dann in seinem Munde bisweilen das Wort gefunden, um deutlich auszusprechen, was Alle dunkel gefühlt — und daß dieses von je sein Stolz gewesen.

Streit der Meinungen, Anzeige und Kritik aller bedeutenden politischen Schriften, und leitende Artikel über alle großen Fragen der Zeit: über Pius VII. und seinen Streit mit Napoleon*);

---

*) Nro. 3 ff. „Die Proclamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba" Nro. 51 ff. ist ein Meisterstück napoleonischer Redekraft — von Görres, so täuschend, daß französische Zeitungen sie für ächt nahmen und in's Französische übersetzten! Von den Deutschen sagt darin (Nro. 54) Napoleon unter anderem Folgendes: „Ein Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft, das alles mußte leichte Beute mir versprechen. Seit Jahrhunderten nicht vertheidigt, und doch in Anspruch nicht genommen; voll Soldaten und ohne Heer, Unterthanen und kein Regiment, so lag es von alter Trägheit einzig nur gehalten. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einheit war aus ihrer Mitte längst gewichen; nur meine Netze durfte ich stellen, und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen, und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Unter einander haben sie sich erwürgt, und glaubten redlich ihre Pflicht zu thun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen, und thöricht toller kein anderes auf Erden. Aberglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter meinem Fuß zertrat, mit verhaßter Gutmüthigkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Krieges gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr müssig gelehrtes Volk hat alle seine hohlen Gespinnste in mich hineingetragen, und bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglücker, die sichtbar gewordene Idee mich aus Herzensgrund verehrt. Lehrbücher haben sie auf mich gebaut und neue Weltsysteme. Die Fürsten haben zaghaft meine stolze Haltung angestaunt, und das Volk hat mir ein Lebehoch gerufen, wenn es blutend, wie ein Wurm, sich unter dem Hufe meines Pferdes wand. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Albernheit Glauben beigemessen hätten; nichts Schandbares für sie ist vorgegangen, dem sie nicht eine schöne Seite abgewonnen. Ueber alles haben sie sich zu trösten gewußt; nachdem ich sie hundertmal betrogen,

über Staats- und Kirchengut *), über den Frieden von Paris **), über die Verhältnisse der Rheinlande zu Frankreich, und über Deutschlands Ansprüche ***), über Sachsens Pflicht und Recht ****), über die künftige deutsche Verfassung †), über die Stellung von Oesterreich, Preußen, Bayern ††), über den Dom zu Köln †††), und über die Herz- und Lebensfrage von damals und jetzt: über Kaiser und Reich ††††).

Gleich nach dem ersten Pariser-Frieden, der nicht ehrenvoll für die Deutschen ausgefallen ist und ihre Erwartungen nicht befriedigt hat, articulirte er die öffentlichen Wünsche also: Deutschland will eine Verfassung, die sichere, was das Volk mit seinem Blute erworben; nicht Theilungen will es sehen, denn kein Sterbehaus ist nach diesem Kriege das Reich geworden, wo lachende Erben in die Verlassenschaft sich theilen, sondern ein Haus des Lebens und der Wiedergeburt, wo für lange Zeiten Freiheit, Glück und Ruhe gegründet

---

haben sie mir immer ihr Köstlichstes in Verwahr gegeben. Nachdem ich ihnen Teufel und Gift gewesen, haben sie in ihrer Einfalt sogar liebenswürdig mich gefunden. . . Sich selbst und ihrem Blute haben sie entsagt, um zu ihrem Schimpfe mir zuzuhalten. . . Den höchsten Triumph ihrer Herrlichkeit haben sie damals gefeiert, als ich an ihre Spitze mich gesetzt und durch sie selbst ihr Reich gestürzt. Lange habe ich unnöthige Scheu im Herzen gegen sie getragen, und immer ist mir einiges Unbegreifliche an ihnen zurückgeblieben: als ich sie kennen lernen, hab ich sie stets verachtet und als Lakaien sie behandelt."

*) Nro. 63.

**) Nro. 70 Beil.

***) Nro. 76.

****) Nro. 90 ff.

†) Nro. 104 ff.

††) Nro. 124 ff.

†††) Nro. 151.

††††) Nro. 175 ff.

werden sollen. Worauf die Nation sieht, ist die Weise, in der geherrscht werden soll, und was man thun wird, um sie innen frei und glücklich, nach außen stark und geehrt zu machen. Man soll nicht glauben, daß es gethan ist mit leeren Worten, die Völker haben in der That geleistet, und in der That wollen sie den Lohn empfangen *). Es ist kein Mensch, der also unsinnig wäre, die Grundfesten der Throne im Vaterlande zu untergraben; es ist vielmehr Aller Wille, sie zu befestigen, damit sie stark von innen und außen eine Gewähr geben dem Volke für seine künftige Ruhe und Sicherheit **). Wenn unsere Fürsten verhüten wollen, einst von Riesen zerrieben zu werden, so müssen sie nicht bloß eine Conföderation bilden, die ein allzu schwaches Band ist, sondern am besten und sichersten für alle wäre es, sich nur als untergeordnete Glieder einer einzigen Einheit und Staatsgewalt zu betrachten. Nur wenn jeder, als Reichsfürst, beschränkte Hoheit ausübt, dem Scheine entsagt für wirkliche Rechte, ist seine Herrschaft auf Jahrhunderte gesichert. Vor allem müßte darum festgestellt werden: Integrität des deutschen Gebietes, Zusammenhang der Nation, gemeinsame Festungen, allgemeine Volksbewaffnung, eine allgemeine deutsche Ständeversammlung ***), eine gleiche Gerechtigkeitspflege, ein allgemeines Steuersystem, eine allgemeine Handelsverbindung aller Deutschen, und ein beständiges Bundesgericht zur Erhaltung

*) Nro. 70 Beil. Ebenso Nro. 99: Deutschland will eine Verfassung haben, die Fürst und Volk in Treue und Liebe zusammenhält, die nach außen ihnen Schutz verleiht und nach innen Gedeihen; und Nro. 104: Was uns noth thut vor allem und was zuerst durch die Verfassung gesetzlich begründet werden muß, ist innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Auslande gegenüber.

**) Nro. 77.

***) Nro. 234 am 7. Mai 1815 wird „der Mangel einer allgemeinen deutschen Nationalrepräsentation“ an der damals vorgeschlagenen Bundesverfassung scharf gerügt.

dieser Ordnung. Könnte man nicht alle Unterthanen und Soldaten zuerst zur Treue gegen das gesammte Reich, dann erst zur Treue gegen den einzelnen Fürsten beeidigen lassen, und diese Grundsätze im Volkskatechismus entwickeln? Zwischen Oesterreich und Preußen müßte das innigste Schutz- und Trutzbündniß herrschen, und damit die Hoffnung bliebe, daß ganz Deutschland in Zukunft vereinigt werde, müßte zwischen diesen beiden Häusern eine Erbverbrüderung geschlossen werden, wonach das eine beim Erlöschen des andern dessen deutsche Länder erben würde. Nur wenn diese beiden Fürstenhäuser enge verbunden sind, kann Deutschland auf Einheit hoffen *). Sollten diese Wünsche unerfüllt bleiben, dann ist alles für unser Vaterland zu fürchten. Entweder wird das Volk entwürdigt, wie viele Einzelne es schon sind, und die Ausländer werden früh oder spät Meister über uns; oder das Volk empört sich, und sucht gewaltsam sein Recht, unter Einem Oberhaupte zu seyn, und dann sind die Stimmen getheilt. Hüte sich darum das Volk vor Empörung und die Fürsten vor Mißhandlung des Volkes **).

Als dann, während auf dem Wiener-Congresse die Wächter schliefen, und die Herren um den Mantel stritten und würfelten, Napoleon, der so hoch gestanden, so tief gefallen, das Maaß des Menschlichen erschöpft hatte, am 26. Februar 1815 von Elba entronnen, in Frankreich gelandet, noch einmal die eisernen Würfel des Krieges über Europa hinwarf: da rief auf die erste Nachricht hievon der Rheinische Merkur:

„Jetzt gilt es, einen deutschen Kaiser auszurufen, den Ständen im ganzen Reiche denselben Tag zur Versammlung festzusetzen, und an die Spitze des Werkes die zu stellen, die durch Kraft und Nachdruck die Gewähr ihres Berufes

---

*) Nro. 76 und 82, vom 23. Juni und 5. Juli 1814.
**) Nro. 83.

haben *). Jetzt sollt ihr einen Dictator erwählen, der die ganze Kraft des Landes in seiner Hand vereinigt, ein dux fortissimus die unbeschränkte Macht für die Wohlfahrt des Ganzen in sich schließt, ne quid respublica detrimenti capiat. Auch die Verfassung werde in Schnelle eingerichtet, wie es die dringende Noth der Zeit verlangt, kurz, energisch, kraftvoll, in wenig Formen und Behörden: aber ruft das Volk hinzu und gewinnt dem Werke sein Vertrauen, denn ihr werdet es nur allzusehr nöthig haben. In Zeiten großer Landesnoth soll Jeder sprechen, wie der Geist ihn treibt, werde drum das eifrig ungestüme Wort nicht zurückgewiesen **)." Einige Tage später, am 30. März 1815, redete er in seiner kernhaften Volkssprache also ***): „Auf Rath weile, zur That eile. Ganz Deutschland hat gerufen nach einem Kaiser, der gemeinste Mann hat eingesehen, daß dadurch allein Einheit und Festigkeit zu gewinnen sei. Haben die Räuber ihren kaiserlichen Hauptmann sich zurückgenommen, dann müßten die deutschen Fürsten von Gott verlassen seyn, wenn sie länger zögerten, sich ein oberstes Haupt zu setzen, das alle Bestrebungen zum rechten Ziele leite. Darum werde Franz als Aller deutscher Kaiser ausgerufen, aber nicht als ein ohnmächtig Schattenbild, sondern mit der ganzen Würde der alten Kaiser, und ihm die oberste Leitung aller Kriegsgewalt anvertraut. Und es werde ein Reichsfeldherr ernannt, in dessen Hände niedergelegt ist des Reiches ganze Macht. Fühlt Erzherzog Karl sich noch gewachsen dieser Last, dann wäre Deutschland ihm diese Genugthuung für frühere Dienste schuldig; wenn nicht, wird Fürst Schwarzenberg den nächsten Anspruch haben, und ihm zur Seite stehen Blücher, Gneisenau und Wrede. Als des Kaisers rechter Arm müßte

*) Nro. 208.
**) Nro. 210.
***) Nro. 215.

ein erster und oberster Minister am Throne stehen, in sich und um sich sammelnd die Intelligenz des ganzen Reiches, wie der Feldherr seine Macht im Willen trägt. Deutschland nennt ihn, Deutschland kennt ihn, auf seinen Stein ist alles Vertrauen fest gegründet, er ist nie in den Rath der Bösen eingegangen, noch hat an bösem Rathe Theil er genommen. In allen Landschaften müssen die Ständeversammlungen berufen und die Rechte ihnen eingeräumt werden, die von Gott und um des Fürstenwortes wegen ihnen angehören. Sie müssen freie Vollmacht haben, alle Mißbräuche, welche die Völker drücken, abzuschaffen, alle Menschen, die ihr Vertrauen verloren haben, zu entfernen, alle Anstalten, die seinem Geiste entgegen sind, aufzuheben. Ein Reichsrath in des Kaisers Nähe müßte aus Abgeordneten gebildet werden, die sie durch Wahl in ihrer Mitte bezeichnet haben. Diesen wäre eine Stimme in des Reiches gemeinen Angelegenheiten zu gestatten, und die Vollendung des Verfassungswerkes müßte ihnen überlassen bleiben. Endlich bewaffne man das Volk an allen Orten, und lege den kleinlichen Argwohn ab, der die Idee des Landsturmes in so vielen Gegenden ertödtet hat."

Wenn dieselben Ideen unter ähnlichen Verhältnissen auch heute wieder sich geltend machen, so beweist dieß, daß Görres die damalige Zeit und ihr Bedürfniß richtig erkannt hat.

In dem Aufsatz über die zweite Octoberfeier 1815 lesen wir: Was hat der Congreß von allem Versprochenen dem Volke geleistet? Er hat den mit seinem Herzblute erkauften Besitz unter die Fürsten vertheilt, und ist darauf fortgegangen, von dem rückkehrenden Kobolde auseinandergesprengt. Der erste Pariser-Friede hat als Sohn einen neuen Krieg geboren, aus diesem ist ein zweiter Friede als Enkel hervorgegangen, und schon streckt der Urenkel das kleine Schlangenhaupt sichtbar an den Tag hervor *).

*) Nro. 325.

Als auch jetzt, nach wiederhergestelltem Frieden, die Hoffnungen der Bessern getäuscht, und die den Völkern gemachten Versprechungen nicht gehalten wurden, und als der Rheinische Merkur nun anfing, die Rückwirkungen in den deutschen Ländern zu besprechen, und es am 31. December 1815 als eine Lebensfrage für Preußen hervorhob: daß es sich zu einer deutschen Macht erheben, nicht aber Deutschland zu einer preußischen herabziehen müsse*): da wurde er in den ersten Tagen des neuen Jahres, am 10. Januar 1816, gewaltsam zum Schweigen gebracht**). Seine männlich freie Sprache war jenen Staatsmännern, die vom Manne so viel, als vom Staate haben, immer zuwider gewesen; eine Zuschrift Hardenberg's vom 16. Mai 1815 befahl insbesondere, daß der Herausgeber die fortwährend erneuten Anregungen der Wiederbelebung der deutschen Kaiserwürde im Hause Oesterreich unterlassen solle, und da Görres hierauf nicht einging, sondern offen erklärte: er werde die großen Interessen des Gesammtvaterlandes nie aus den Augen lassen und seine Ueberzeugung, daß Deutschland nur durch Wiederherstellung der Kaiserwürde in einer die Freiheit sichernden starken Verfassung geholfen werden könne, niemals verschweigen, so mußte der Merkur fallen. Jene sogenannte höhere Politik, die nach dem zweiten Sturze Napoleons überall rieth, die Greise des Volksenthusiasmus, die den Karren aus der Niederlage in den Sieg gezogen, behende wieder auszuspannen, dieselbe diplomatische Kurzsichtigkeit bestürmte jetzt auch den König von Preußen, den Rheinischen Merkur zu beschränken

*) Nro. 352.

**) Noch in der vorletzten Nummer lesen wir die bittere Wahrheit: daß elende Minister sich der Preßfreiheit aus dem nämlichen Grunde widersetzen, aus welchem Freudenmädchen die Straßenbeleuchtung hassen; und daß es nur eine gefährliche Verschwörung gegen die Machthaber gebe, nämlich die allgemeine Verschwörung der öffentlichen Meinung, welcher sie nicht nachgeben wollen.

und in Fesseln zu legen, und da der Herausgeber standhaft jede Censur von sich wies, und seine Verantwortlichkeit vor den Gerichten als sichere und hinreichende Bürgschaft bot, wurde dieß dem Könige als eine ähnliche Erscheinung, wie der Auszug Schills 1809, und als Beweis für das Daseyn einer Opposition gegen den klaren Willen des Monarchen vorgestellt — und der Merkur wurde auf königlichen Befehl unterdrückt *).

Das Blatt war mit allen Wurzeln im Herz der Nation verwachsen, alle Erinnerungen ihrer Erhebung, alle Hoffnungen einer bessern Zukunft knüpften sich daran; für Preußen insbesondere war es das einzige öffentliche Organ, welches die Rheinlande mit den alten Provinzen verband; das Ehrgefühl der Nation fühlte sich darum durch seine Unterdrückung tief verletzt, und sie fürchtete mit Recht nur den Namen der Dienstbarkeit gewechselt zu haben. Dem Herausgeber selbst war dadurch ein Wirkungskreis zerstört, wie ihn wenige in neuerer Zeit gehabt hatten; doch konnte es ihm persönlich nur als eine Wohlthat erscheinen, den ewig kreisenden Wirbeln eines unaufhörlich in Furcht und Hoffnung, in Erhebung und Täuschung, Treiben und Getriebenwerden aufgeregten Lebens, und einer so aufreibenden, gespannten und gereizten Thätigkeit entrückt, und sich selbst wiedergegeben zu werden **).

*) S. die Schrift: In Sachen der Rheinprovinzen p. 21 ff.
**) Ebendas. p. 31, 33, 293.

(Schluß folgt.)

XXX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Die Resultate der Katholiken-Hetze in Holland.

In der letzten Besprechung der niederländischen April-Affairen in Band XXXI, S. 855 ff. dieser Blätter findet sich der Ausspruch: „Soviel ist klar: entweder bleibt die große Bewegung ohne entsprechendes Resultat, oder hinter dem neuen Kabinet tritt alsbald die Partei der entschiedenen Fanatiker hervor, welche nicht nur auf religiösem, sondern auch auf politischem Gebiete das Unterste zu oberst kehren wird.“ Trügt nicht Alles, so steht Holland bereits an der Schwelle dieser Krisis, und unsere Aufgabe ist, aus den vorliegenden Prämissen den Schluß zu ziehen. Was nämlich das gute Recht der Katholiken in Holland betrifft, so wäre es ein Irrthum, das jüngst sanctionirte Kirchen-Polizei-Gesetz als das wahre Resultat der bisherigen Vorgänge zu betrachten. Dieses Gesetz bildet vielmehr nur ein Durchgangsmoment, und wird in der Praxis, je nach dem Willen und dem Vermögen der Exekutive, entweder unschädlich vorübergehen, oder der oben angedeuteten Consequenz weichen müssen. Denn, um es kurz zu sa-

gen, das Recht der Kirche in Holland ist zum puren Spiel-Ball der politischen Parteien geworden. Die Katholiken des Landes sind auch, wie wir wissen, fest verbunden und auf Alles gefaßt, was auf der Arena der innern Politik Holland's ihnen begegnen kann. Sie sind ganz auf sich selbst angewiesen, nachdem man ihnen mit dem Staatsgrundgesetz von 1848 das Concordat abgeschwatzt und nun auch die Verfassung untergraben hat.

Es bedarf kaum der wiederholten Erinnerung, warum der Gang dieser Dinge in Holland für das katholische Deutschland erhöhtes Interesse anspricht. Unter ähnlicher Constellation der Parteien, wie dort, sind auch hier die Katholiken eines großen Staates mit ihren Rechten auf Verfassungs-Paragraphe gestellt. Hier wie dort liegt der Kern der Bewegung in der Geltendmachung des Satzes: es gibt keine staatsrechtliche noch so feierlich und eidlich erhärtete Garantie des katholischen Rechtes, die nicht den Zwecken des historisch gewordenen evangelischen Staates untergeordnet seyn müßte. In der jüngsten außerordentlichen Kammer-Sitzung, welche Holland eigens gegen das gute Recht der Kirche berufen hatte, gab es daher nur zwei Parteien. Die Eine läugnete jenen Satz und wurde deßhalb, auch von den Gegnern selbst, die „verfassungstreue" genannt; sie zählte in der zweiten Kammer, außer den Katholiken, etwa ein Dutzend Protestanten, beharrliche Anhänger des gestürzten Ministeriums Thorbecke. Die andere Partei hat den Satz von der Norm des evangelischen Staates auf ihre Fahne geschrieben, und bildet gegen die „Verfassungstreuen" die Partei der staatsrechtlichen Willkür, ist jedoch in sich wieder gespalten: in die falschen und mattherzigen, und in die entschiedenen Vertreter des Princips, je nach der Verschiedenheit ihrer politischen Tendenzen. Die Liberalconservativen nämlich, die Demokraten und Altrepublikaner, das Corps der geheimen Gesellschaften, kurz die Hauptelemente, welche zusammen die

Majorität der jüngsten Kammer bildeten, benützen die Devise vom evangelischen Staate zwar auch, aber nur als Mittel zu ihren politischen Zwecken, vor Allem zur Unterdrückung der ihnen immer und überall gleichverhaßten Katholiken. Die zweite Fraktion der Partei dagegen strebt den evangelischen Staat allerdings als Selbstzweck an, und mit ihm eine entsprechende politische Reaction von durchschneidender Consequenz; sie trägt von ihrem Führer Groen van Prinsterer den Namen Groenisten. Die Groenisten sind die „Kreuzzeitungs"-Männer für Niederland.

Vor der großen Partei der „verbündeten Rache" nun ist das Kabinet der „Verfassungstreuen" gefallen, nachdem der König selbst, aus nur allzu erklärlichen Gründen, an die Spitze der Männer staatsrechtlicher Willkür sich gestellt. Und der Sturm auf die „Verfassungstreuen" geschah — bezeichnend für die Taktik der Gegenpartei! — gerade unter dem Vorwand der Verfassung und des holländischen Staatsrechts, welches durch die von Rom verfügte Einsetzung holländischer Bischöfe verletzt worden sei. Vielleicht hat die öffentliche Lüge sich noch nie so eclatant selbst geschlagen, wie in diesem Falle, und es lohnt der Mühe, ihrer Offenbarung nachzugehen, denn auch in Deutschland hat das Geschrei von Gefährdung des Staats durch hierarchische Uebergriffe wieder zu grassiren angefangen, vielmehr zu erschallen nie aufgehört.

Welch gräulicher Rumor, daß die Verfassung verletzt sei, die holländische Freiheit und Unabhängigkeit auf dem Spiele stehe, erhob sich, als der angeblich beispiellose „römische Angriff" durch Ernennung holländischer Bischöfe erfolgte! Und was lag ihm zu Grunde? Cardinal Antonelli gab in der Note vom 1. Juni eine Antwort, die alle billiger denkenden Protestanten für befriedigend erklärten. „Der heilige Stuhl", sagt er, „anerkenne und ehre stets die Unabhängigkeit der Regierungen, anders aber könne sich die katholische Kirche

nicht construiren, als nach den kirchlichen Gesetzen; die katholische Hierarchie habe ja in Holland zuvor so gut bestanden, wie jetzt, und ob denn die Macht des Papstes mit Bischöfen größer sei, als mit apostolischen Vicaren? die Verwaltung sei bloß auf eine für civilisirte Nationen passendere Weise geändert, ohne irgend eine wichtige Veränderung, welche die Interessen anderer Confessionen kränkte; auch seien die neuen Oberhirten großentheils dieselben, welche bereits die bischöfliche Würde bekleidet, und das nämliche Hirtenamt schon unter einem andern Namen verwaltet hätten." — Dieß also war der unerhörte „römische Angriff"! Die neue Regierung hatte den Verkehr mit Rom auch selbst nicht unterbrochen, und da der heilige Stuhl sich zu aller Billigkeit bereit erklärte, so war man gewiß mit Recht auf ihre speciellen Gravamina und Forderungen gespannt. Und worin bestanden nun diese? Vielleicht in dem Begehren, die Organisation als rechtlos zu widerrufen? Nichts weniger! Nur vor dem Haufen unbedachten Pöbels läugnete man ihre volle Berechtigung, und täuschte eine Zeitlang das Publikum mit der Unwahrheit: Rom habe sogar die vorläufige Anzeige unterlassen; in der Kammer dagegen mußten die neuen Minister den Vorwurf auf sich liegen lassen, daß sie ja selbst stets zuvor das verfassungsmäßige Recht der Kirche ausdrücklich anerkannt, sich völlig frei zu organisiren, und auch der König sich in diesem Sinne ausgesprochen; ob aber der frei organisire, der in jeder Regelung und Ausführung von der Kenntniß, Mitwirkung und Willkür der Regierung abhängig sei?

Kurz — der ministeriellen Gravamina, die so viel Realität besaßen, daß ihre Wegräumung möglich war, fanden sich nur zwei, und beide hat Rom weggeräumt. Es war erstens der Eid. Nun ist zwar die bei den holländischen Jansenisten gebräuchliche Eidesformel genau dieselbe, wie bei den katholischen Bischöfen, und was bei diesen so staatsgefährlich und entsetzlich war, hatte im Munde der Jansenisten

niemals den geringsten Anstoß erregt; dennoch gab Rom nach: daß die auf die Häretiker rc. bezügliche Stelle im Consecrations-Eid der niederländischen Bischöfe weggelassen werde, und erfüllte endlich auch noch den Wunsch: es möge der Eidesformel ein ähnlicher Passus eingefügt werden, wie dem Eide der irischen Bischöfe, daß nämlich der Schwörende überzeugt sei, der Eid enthalte nichts, was der dem Könige schuldigen Treue zuwider laufe. Die zweite Hauptbeschwerde betraf ein paar eventuelle Sitze der neuen Bischöfe, namentlich Utrecht und Harlem, wo das protestantische Zion durch die Insel hätte gefährdet werden können. Wenn Rom auch hier den Frieden suchte, und für Utrecht Herzogenbusch annahm, jedoch unter der Bedingung, daß der von den liberalen Kirchenstürmern unmittelbar vor dem Jahre 1848 vertriebene Bischof Laurent von Luxemburg auf seinen alten Sitz zurückkehre — so ist die Stellung Holland's zu Rom gewiß abermals nicht geeignet, als eine im Gefühle erlittener Unbild von Rechtswegen fordernde zu erscheinen.

Wo war nun ein nennenswerthes Motiv zu einem Gesetze, wie das jetzt vollzogene, welches unbestreitbar das Staatsgrundgesetz in seinen Fundamenten erschüttert, und mit dem selbst eine große Zahl von Protestanten, bevorab die Groenisten, sich nur schwer versöhnen konnten? Rom hat man mit dem Jammergeschrei einzuschüchtern gesucht: die öffentliche Ordnung sei in Gefahr, das protestantische Volk sei in Angst und Sorge um seinen Glauben und unsäglich aufgeregt, nur die von ihm geforderten energischen Maßregeln könnten es beruhigen und das Aeußerste verhüten. Wirklich schloß auch am 10. Sept. die eilends aufgebotene außerordentliche Kammer-Saison mit einer vom Minister des Innern vor leeren Bänken abgelesenen Thronrede, welche für den der Regierung gewordenen Beistand „in ihren Anstrengungen, die Ordnung und die Ruhe zu befestigen," dankte. Allein! — der katholische Deputirte Storm durfte in der Sitzung vom 18. Aug. ohne

Widerspruch die ganze Bewegung für künstlich genährt erklären und fragen: ob man läugnen könne, daß sie durch Austheilung von Geld, durch Ansprachen von der Kanzel hervorgerufen worden, daß man durch Glockengeläute die Gemeinden zur Unterzeichnung von Adressen und dergleichen zusammenberufen habe. Hätte Storm eines Beweises bedurft, so hätte die Adreßdebatte der Kammer selbst ihn geboten. Als damals die Orthodoxen den Entwurf als farb- und begeisterungslos heftig angriffen, ermahnte Groen vergebens: „der König habe offen anerkannt, daß eine Wunde geschlagen worden sei, und es wäre nicht großmüthig von der Kammer, dem Könige allein die Verantwortlichkeit dieser Worte zu lassen.“ Die mattherzige Adresse ging durch, und zwar mit einer großen Mehrheit, die von der „geschlagenen Wunde“ nichts wissen wollte. Und — was noch bezeichnender für die auch in Deutschland als unbezähmbar ausposaunte „glorreiche Erhebung“ der Holländer zur Rettung ihres Evangeliums ist! — bei den Debatten über das Gesetz selbst erklärte eine ziemliche Zahl protestantischer Redner unumwunden: sie könnten eigentlich nicht einsehen, daß das Gesetz so ganz und gar nothwendig gewesen; das religiöse Bekenntniß der Staatsbürger hätte, wie es scheine, auch ohnedieß geschützt werden können; doch wollten sie für das Gesetz stimmen, weil, wie z. B. van Voorst offen eingestand, „es wenig politisch seyn würde, sich unter den gegenwärtigen Umständen in Feindschaft mit der Regierung zu setzen.“

Solchen Eindruck hatte also die von einer selbstsüchtigen Parteipolitik und den gifterfüllten Fanatikern losgelassene wüthende Meute mit ihrem Geheul: das holländische Evangelium sei in Gefahr, beim Volke gemacht! Das waren die Erfolge der mit allen schlechten Mitteln ins Werk gesetzten Hetzereien gegen die Katholiken — ein im nächsten Moment verflackertes Strohfeuer! Die Haltung der mit solcher Bitterkeit Angegriffenen selbst aber in der kritischen Zeit war ungemein erhebend und tröstlich. Ueberall vertraten sie auf das Freimüthigste

ihre gute Sache; daß es dabei zu heftigen Scenen kam, ist nicht zu verwundern. In Herzogenbusch z. B. sollen während der herrschenden Aufregung neun Zehntheile aller anhängigen Processe Injurienhändel gewesen, und sogar „Leute der gebildeten Klassen" (man denke!) in öffentlichen Blättern um ihre kirchlichen Meinungen überall in Streit gelegen seyn. Die alliirten Orthodoxen und alten Republikaner, die Staatsstreichlustigen, ließen kein Mittel unversucht, das Feuer zu schüren, und es war mit Händen zu greifen, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als Widersetzlichkeiten von Seite der Katholiken, des „Auswurfes im holländischen Volke," wie die Prediger von den Kanzeln herab sich auszudrücken pflegten; einen Augenblick lauteten die Nachrichten aus Nordbrabant auch wirklich bedenklich, gaben aber zugleich dem Verhalten des Klerus das lobendste Zeugniß. Die große Masse des akatholischen, angeblich für seinen Glauben zitternden Volkes dagegen — wie verhielt sie sich? Sonderbar! während die Katholiken Hollands in einer Unzahl von Adressen einmüthig ihren Unwillen aussprachen, während auch nicht wenige Protestanten ihre Stimme entschieden gegen das neue Religions-Gensdarmerie-Reglement erhoben, gaben sich die Minister vergeblich Mühe, einen ähnlichen Petitions-Sturm für das Gesetz zu organisiren. Die Zahl ihrer Adressen blieb ungemein weit hinter jenen zurück, welche die Regierung mit allen Mitteln zu unterdrücken beflissen war, wie denn in Nordbrabant und Limburg Bürgermeister und Polizeibehörden beauftragt waren, die Urheber und Verfasser dieser Petitionen zur Anzeige zu bringen.

Mit Beifallsbezeugungen traten nur die verbündeten Parteien der Fanatiker, des faden Liberalismus und der geheimen Gesellschaften hervor, jede auf ihre besonderen Zwecke speculirend. So erschien jene Deputation, die am 15. April dem Könige die berüchtigte Amsterdamer-Adresse überreicht hatte, nun wieder mit einer Zustimmung zu dem religionspolizeilichen Ge-

setzentwurf; alle Kirchenräthe der niederländisch-reformirten, wallonischen, lutherischen, englisch-reformirten und Remonstranten-Gemeinden Amsterdams hatten sie unterzeichnet. Dagegen kamen von angesehenen Protestanten, z. B. aus Sneek und Winschoten, Bittschriften gegen den „monströsen Gesetzentwurf," „in dem sie nur den Widerhall der antibischöflichen Adressen erkennen könnten." Selbst die „allgemeinen Synoden" der Reformirten und der Lutheraner waren doch wenigstens zu Dankesvoten nicht zu bewegen, und die Separatisten stellten sich entschieden auf Seite der Katholiken zu Vertheidigung der kirchlichen Freiheit *). So hätte ein Blinder sehen müssen, ob die Bewegung religiösen oder aber politischen Bedürfnissen entsprungen sei. Und nun vollends der Ausfall der Neuwahlen! Die Regierung wirkte auf sie mit allen Mitteln der Gewalt und so schamlos ein, daß sie den Haag sogar mit Verlegung der Residenz, Breda aber wegen der Wahl Thorbecke's mit Uebersiedlung der k. Militärschule nach Rotterdam bedrohte, und wirklich brachte sie so eine momentan ministerielle Fraktion zu Stande, welche als Majorität auftreten konnte, sobald die Eiferer für Zion sich zu ihr schlugen. Diese Partei selbst aber, das eigentlich religiöse Element der „glorreichen Erhebung," die sich selbst so nennenden „antirevolutionären" oder „entschieden protestantischen" Groenisten, hatten sich in der neuen Kammer verdreifacht, d. h. sie zählten vorher drei Stimmen, jetzt — neun; selbst die Katholiken geboten über mehr, nämlich über vierzehn Stim-

*) Merkwürdig ist die Motivirung, welche ihr Organ, „De Stem", gegen den Gesetzentwurf aufstellte: „Wird denn die Kirche nichts thun dürfen ohne Billigung des Königs? keine Disciplin ausüben, keinen Geistlichen ernennen, keine Synode zusammenrufen, keinen Vorsitzenden derselben ohne den König erwählen können? — Der Staat will uns zu einem eidlichen Gehorsam gegen seine Gesetze verpflichten; will er denn nicht aber zuerst selbst schwören, daß er niemals Gesetze gegen das Wort Gottes geben werde?"

men, während die Thorbecke'sche Partei noch zehn bis zwölf behalten hatte. Die übrigen 37 bis 39 Deputirten gehörten theils dem Liberalismus des neüen Kabinets an, theils traten sie in dieser Frage auf seine Seite, weil sie darin Vortheil für ihre Zwecke oder die ihrer geheimen Gesellschaften erblickten.

Vor diese Kammer nun trat der berüchtigte Gesetzentwurf — an der Spitze einer neuen Reihe von Lügen und Doppelzüngigkeit. Die ihn begleitende Denkschrift war „Im Namen der Minister" unterzeichnet, obwohl Jedermann wußte, daß der ins Ausland geschickte Minister Lightenvelt gegen den Gesetzentwurf sei. Für das Zweite bezeichnete die Denkschrift geradezu den König selbst als Einsender des Entwurfs, und stellte so den königlichen Namen in einer Weise an die Spitze der Partei, die doch auch manche Liberalen höchst widerlich berührte. Uebrigens erfüllte der Entwurf allerdings das Versprechen, welches die nebelhafte Thronrede voll mühsam verhehlter persönlicher Bitterkeit gegeben, ein Gesetz vorzuschlagen, gegründet auf „das Princip der religiösen Duldsamkeit (!), das seit so langer Zeit in dem Boden der Niederlande gewurzelt." Damit war genug gesagt; das Ministerium Thorbecke hatte das Verbrechen begangen, nach dem seit 1848 gesetzlich und verfassungsmäßig bestehenden „Princip" zu handeln, anstatt eidbrüchig auf die finstern Zeiten der „protestantischen Suprematie" zurückzugreifen, und auf ihre „Duldsamkeit." — So sprach man im Haag; wie redete man aber in Rom? Weit entfernt, sich hier auf die „seit so langer Zeit" eingewurzelte holländische „Duldsamkeit" *) zu berufen, schützte man bei dem Papste vielmehr die wohlwollende Absicht vor, ein altes, vom kirchenfeindlichen Revolutionsgeiste einst dictirtes Cultus-Gesetz unschädlich zu machen. Freilich bewiesen die Thorbeckianer der Kammer unwidersprechlich, daß dieses Gesetz längst alle Geltung verloren;

*) Vgl. darüber Bd. XXX. S. 658 ff. dieser Blätter.

in Rom aber hatte man durch Note vom 27. Juni erklärt: das angekündigte Gesetz sei absolut nothwendig, „ehe der Organisation einer religiösen Genossenschaft Folge gegeben werden könne," da das Gesetz vom 18. Germinal X. noch ganz in Limburg und in einigen Distrikten von Zeeland, in andern Provinzen zum Theile gelte; daher „sei es durchaus nöthig, daß das liberale Princip des Grundgesetzes durch ein neues, die bestehenden Gesetze abrogirendes Gesetz allgemein und übereinstimmend durchgeführt werde; in keiner Weise solle aber dieses Gesetz die freie Ausübung der verschiedenen Culte berühren in Allem, was nicht auf das Aeußere Bezug habe, und zur Domäne des Staates gehöre — mit Ausnahme der Maßregeln, welche im Interesse der öffentlichen Ordnung und Ruhe, und einzig in diesem Interesse, nöthig erschienen."

Im Haag war es also das althergebrachte Princip holländischer Toleranz, in Rom das „liberale Princip des Grund-Gesetzes" von 1848, was durchgeführt werden sollte, und zwar letzteres nach den Grundsätzen lautern Wohlwollens gegen die Katholiken! Als freilich das „Handelsblad", eines der bedeutendsten protestantischen Journale Holland's, den Entwurf zu Gesicht bekam, war es über sein „Princip" keinen Augenblick im Zweifel; „er ruhe", rief das Blatt erstaunt aus, „auf einem ganz verfassungswidrigen Princip, denn seine Tendenz sei durchaus präventiv; er gehe so weit, gar die Diener der Religion in den Zustand gesetzlicher Verdächtigkeit zu bringen, und die Vereinigungen zu religiösen Zwecken, vorbehaltlich näherer Untersuchung, als für die öffentliche Ruhe gefährlich zu betrachten, so daß man wahrlich glauben sollte, ein Gesetz der Republik aus dem Jahre 1791 oder 1792 zu lesen." Und als Thorbecke selbst der Kammer mit strengen Worten vorhielt: der römische Hof habe auf das Concordat von 1827 verzichtet, auf die Erklärung der vorigen Regierung hin, daß er die katholische Kirche frei

organisiren, also auch Bisthümer errichten könne, wenn daher jetzt diese Regierung die Freiheit beschränke, könne Rom mit Recht über Wortbruch klagen — da schämte van Hall, der Ministerpräsident, sich der Erwiderung nicht: ein Concordat mit dem Papste sei nicht ein Vertrag mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche, sondern mit einem Fremden, der Souverain seines Landes sei.

So bewahrheiteten sich nach allen Seiten hin die in Rom officiell ertheilten Zusicherungen; im Haag setzte man sich indeß auch sonst noch in ächt holländischer Manier auf das hohe Roß. Sei ja, hieß es, nicht umsonst die Ausbezahlung der im Budget für den katholischen Cult bestimmten Gelder sistirt worden, seitdem keine staatlich anerkannte Oberbehörde für die Katholiken mehr im Lande bestehe, und van Hall proklamirte laut: „so lange das Gesetz nicht da ist, kann für die katholische Kirche unmöglich ein Pfenning bezahlt werden.“ Es ist nicht zu sagen, welch herzlichen Anklang dieses unübertreffliche Specifikum gegen „ultramontane Uebergriffe“ auch im evangelischen Deutschland in weiten Kreisen fand *).

Was nun das für die Rettung des holländischen Evangeliums unumgänglich benöthigte Cultus-Gesetz an sich be-

*) Namentlich war es die Darmstädter „Kirchen-Zeitung“, welche bei Gelegenheit dieser Vorgänge in Holland an Gemeinheit und rohem Hasse fast sich selbst übertraf; monatelang schwamm sie in Wonne über die Maßregeln gegen die „römischen Angriffe auf Holland's Staatsrechte.“ „Die holländische Regierung wird“, triumphirt sie den 2. Juni, „damit zugleich die Aufhebung des Concordats verbinden, und die Salarirung der ernannten römischen Würdenträger dem überlassen, der diese Würden geschaffen hat, oder, wenn dieß bei der Armuth des Papstes, der ganz kanonenwidrig Geld bei jüdischen Banquiers borgt, nicht möglich ist, den katholischen Holländern, welche aber leider meist dem ärmsten Theil der Bevölkerung angehören.“

trifft, so ist jede eingehende Kritik desselben unnöthig. In der Kammer selbst regnete es von allen Seiten verächtliche und beschimpfende Epitheta auf das Machwerk; am besten bezeichnete es Prorier als „Arsenal der Willkür". In entsprechendem Geiste ausgeführt, würde es einen eigenen Polizeidiener als ständige Besatzung jeder Kirche und jedes Pfarrhauses im ganzen Lande bedingen. Der lächerlichen Seiten seines präventiven Charakters sind natürlich mehr, als der ernsten; daß selbst das Läuten der Kirchenglocken in paritätischen Orten von königlicher Genehmigung abhängt, ist noch einer der großartigern Züge. Das Gesetz — bemerkt das Halle'sche „Volksblatt" in edlem Zorne — gehe in möglichster Bevormundung so zärtlich in's Detail, daß es den „Religionsdienern" sogar vorschreibe, wie sie ihre Familien-Namen beischreiben müßten; der uralte und allgemeine Gebrauch, sich z. B. zu schreiben „Heinrich Bischof von Exeter", sei in Holland jetzt staatsgefährlich, „Hans Piepenstengel, Bischof von so und so", müsse es heißen *). Andere Leute, äußert dasselbe Organ, welche die Kirche gern in's Volksleben treten sähen, freuten sich darüber, wenn die Pfarrer auch auf der Straße wieder in Amtstracht erschienen; dieß Gesetz aber verbiete bei Strafe, daß sie irgendwo anders sich so sehen lassen, als „innerhalb der kirchlichen Gebäude und an andern Orten, wo die Ausübung des Cultus erlaubt ist"; der Geistliche dürfe also im Ornat nicht einmal von seiner Wohnung zur Kirche gehen, der Chorrock müsse verschämt in der Sacristei hängen bleiben, Taufe und Abendmahl in den Häusern aber wahrscheinlich im Frack gespendet werden. Ja, wenn es nach dem ursprünglichen Entwurf gegangen wäre, so hätte kraft §. 2 ein fremder, durch Holland

*) Die genannte Bestimmung fiel zwar durch die nachträglichen Modifikationen, ist aber jetzt wieder in Kraft, indem das Ministerium den neuen Bischöfen die herkömmliche Portofreiheit nur unter dieser Bedingung bewilligte.

reisender Priester nicht bloß zum Predigen, sondern sogar auch zum Messelesen einer speciellen allerhöchsten Bewilligung bedurft, und mit Mühe genehmigte die Kammer Beschränkung dieses Placets auf die eigentliche „Anstellung“ von Ausländern.

Für das „Herz des Gesetzes“ und dessen wichtigsten Punkt, gegen den alles Andere nur Beiwerk sei, erklärte übrigens die Kammer selbst den §. 5, der die Sitze der Synoden und Vorsteher der Religionsgesellschaften von ministerieller Genehmigung abhängig macht, und zudem rückwirkende Kraft hat. Es liegt auf platter Hand, daß dieser Paragraph der Regierung das Recht gibt, die neuen Bischöfe von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und endlich zum Lande hinauszutreiben, sobald nur auf die van Halle'sche Halbheit und Feigheit ein Kabinet folgt, das den Muth dazu hat. Vergebens protestirte Thorbecke gegen solchen Hohn auf das Staatsgrundgesetz, und legte der Kammer an's Herz: nach der Verfassung dürfe jede Kirche ganz frei bestimmen, wo ihre Vorsteher residiren und ihre Synoden tagen sollten; vergebens schlug er die elende Heuchelei, daß es dabei die „öffentliche Ruhe“ gelte, mit der eines Staatsmannes würdigen Erwiderung nieder: wenn Andersgläubige dieß zum Vorwande von Unruhen machten, müsse die Regierung dagegen einschreiten, und die kirchliche Freiheit schützen. Aller Welt leuchtete ein, die Majorität in der Kammer aber schämte sich dessen nicht, daß die Regierung in ihrem Gesetz Waffen gegen eine erlaubte Handlung suche, statt daß sie ihre Waffen gegen die gekehrt hätte, welche solche erlaubten Handlungen hindern wollten.

Das also heißt man im Haag: das „liberale Princip des Grundgesetzes“ ausführen! Wirklich gab sich die neue Legislative viele, freilich ganz unfruchtbare, Mühe, ihr Cult-Gesetz als verfassungsmäßig hinzustellen. Auch unter den Protestanten fanden ihre zu diesem Zwecke ausgedachten So-

phismen gebührende Würdigung *), leider aber in geringerm Maße ehrenhafte Bethätigung der bessern Ueberzeugung. War ja die Lüge gegen — Katholiken gemünzt, also in sofern gerecht! Die erste Kammer der Niederlande selbst stellte sich, als die Entscheidung heranrückte, als Muster schmählicher Tergiversation hin. Am Anfange der Sitzung hatte sie, zum nicht geringen Entsetzen der Groenisten über eine derartige Stichelei auf die heimtückische Thronrede, in ihrer Adresse vom 18. Juli ausdrücklich begehrt, daß die entstandene Spannung beseitigt werde „ohne Verletzung irgend eines verfassungsmäßigen Rechtes, ohne Verkürzung irgend einer verfassungsmäßigen Freiheit." Wie nun der vorgelegte Entwurf zu diesen Bedingungen stehe, war Niemand zweifelhaft; dennoch genehmigte ihn die erste Kammer, ohne auch nur nennenswerthe Opposition zu machen, obgleich selbst aus der protestantischen Presse gewichtige Stimmen ihr die Verwerfung eines Gesetzes empfahlen, daß einerseits große Unzufriedenheit erregen, andererseits Niemand befriedigen werde.

Damit ist aber die Historie der Genesis des Gesetzes aus der Lüge nicht zu Ende, vielmehr gerade ein Hauptzug unehrlicher Tücke noch rückständig, der auch unter den Protestanten

*) Die Gegner des Entwurfs stützten sich auf die §§. 164 u. 170 der Verfassung, wodurch den verschiedenen Culten volle Freiheit garantirt sei, während dem Staatschef das Ueberwachungsrecht nur in sofern zukomme, daß er etwaige Uebergriffe und Störungen ahnde, zu welchem Zweck jedoch das Strafgesetzbuch vollkommen ausreiche. Die Majorität berief sich für ihre Präventiv-Maßregeln gleichfalls auf die Charte von 1848, indem sie, mit der berüchtigten Rabulisterei dieser Parteien, erklärte: §. 164 bewillige vollständige Freiheit des religiösen Bekenntnisses nur in Bezug auf die Individuen, die Familien und höchstens den Privatcult, nicht in Beziehung auf den öffentlichen Cultus; diesem sei bloß eine gleichmäßige Protektion zugesichert, und die Berechtigung des Staates bezüglich der Organisation der Culten nicht ausgeschlossen; dazu aber genüge doch offenbar das bürgerliche Strafgesetz nicht.

am meisten Unwillen erregte, so daß keines ihrer Journale für den Entwurf in die Schranken treten konnte, ohne daß ihm sofort ein anderes bitter tadelnd begegnet wäre. Das Gesetz war nämlich offenbar nur gegen die Katholiken allein vermeint, gibt sich aber dennoch den Schein, alle Confessionen zu treffen. Ueber diese officielle Heuchelei äußert sich besonders das Halle'sche „Volksblatt" sehr erbittert: „statt gerade herauszusagen: die katholischen Bischöfe sollen dieß oder das nicht thun dürfen — was es doch in der That, wie auch Jedermann weiß, sagen will — gilt es, irgend eine abstrakte Formel zu erfinden, durch welche man unter dem Scheine allgemeiner Egalität die besonderen Fälle trifft, die man eben im Auge hat." — Aber abgesehen von der Unwürdigkeit an sich, lag in diesem Umstande auch augenfällige Gefahr für die „streng protestantische" Partei; denn sobald ihre Männer nicht selbst am Ruder stehen, hätte das Gesetz jeden Augenblick in vexatorischer Weise *sie* so gut treffen können, wie die Katholiken. So kam es, daß die Groenisten eine Zeitlang sogar Miene machten, für Verwerfung stimmen zu wollen, bis das Ministerium, erschreckt durch den drohenden Ruin seiner Majorität, verschiedene Modifikationen vorschlug, welche zwar an dem verfassungswidrigen Princip des Gesetzes nicht das Geringste änderten, so daß die Kammer eine nochmalige Commissions-Berathung abschlug, die aber den Groenisten momentan einige Beruhigung gewährte. Nun sei denn doch, bemerkten ihre Organe in der „Kreuzzeitung", einigermaßen der „Antipathie der öffentlichen Meinung" Rechnung getragen, die nie ein Gesetz erwartet, „das dem Staat einen gleichartigen Standpunkt gegen *alle* Kirchen einräume", sondern „ein gegen die *römische* Kirche gerichtetes." Daß die Regierung „bei näherer und reiferer Erwägung" die Einsicht gewonnen, wie der vorher den Geistlichen aller Kirchen auferlegte Eid „nur auf diejenigen anwendbar sei, welche sich durch einen Eid dem päpstlichen Stuhle verpflich-

tet", wird als besondere Garantie für „die Freiheit der protestantischen Christen" gerühmt.

Indeß ist gewiß, daß die akatholischen Eiferer nach wie vor mit dem neuen Gesetz höchst unzufrieden waren. Sie wollten überhaupt keine Bischöfe, und die Regierung konnte diesen nicht einmal ihre Titel verwehren. Ihr Recht verlangten sie in Unterdrückung der Andern; der König aber, Ministerium und Kammer, obgleich in die confessionelle Aufregung ein- und zum Theil aus ihr hervorgegangen, brachten nicht mehr zu Stande, als jenes Gesetz, „rein französische Waare", wie das Halle'sche „Volksblatt" sich ausdrückt, schon dem Style nach dem wälsch-constitutionellen Schablonen-Wesen angehörig; denn durchaus in abstrakten Begriffen bewege sich der Entwurf, wisse viel von „Religionsdienern", „Religionsleitung", „öffentlicher Religion", „allgemeiner Religions-Freiheit", wonach dem Staate ganz gleichgültig ist, ob seine Leute Türken seyn wollen oder Christen, zu reden, aber kein sterbendes Wörtchen von „Christenthum" oder „Kirche", noch daß „es in Niederland eine evangelisch-reformirte Landes-Kirche gibt, deren Oberhaupt der König selbst ist." Alles wahr! Warum aber stimmten die „Antirevolutionären" dennoch für diese Vorlage, von welcher ihr Organ, der „Nederlander", offen erklärte, daß sie „die Katholiken scandalisire, die Protestanten aber mystificire oder geradezu verletze?" Warum vertraten sie ihre „conservativen Principien" am rechten Orte nicht gegen die liberale Schablone? warum ergriffen sie schließlich für das Gesetz sogar eifrig Partei? Antwort: dahin trieb sie der brennende Haß gegen die Kirche! Sie wußten, daß von diesem Ministerium nichts Anderes zu erwarten war, aber da es durch seine Entstehung immerhin theuer ist, war dessen Schonung geboten. Noch zum Schlusse erklärte der „Nederlander": Verwerfung käme einer Minister-Krisis und einer Mißbilligung der antiultramontanen April-Affairen gleich; daher könne auch die erste Kammer nicht anders,

als es annehmen; „indeß, ist denn die Zurücknahme des Gesetzes unzulässig, nachdem und weil es die beiden Kammern angenommen haben?"

Gerade die „Antirevolutionären", oder „streng Protestantischen" haben sich demnach am meisten unter allen Fraktionen in der Majorität der „verbündeten Rache" mit Schmach bedeckt, wenn nicht anders die Zwecke des evangelischen Staates jede Inconsequenz und Unredlichkeit rechtfertigen. Dasselbe Gesetz, das sie einerseits für matt, unwirksam, ja principiell grundverderblich erklärten, vertheidigten sie andererseits und halfen es sanktioniren. Gegen die Katholiken stützten sie ein liberales Kabinet, dessen Tendenzen sie selbst ärger hassen, als die Pest. „Antirevolutionär" nennen sie sich, und drohen in einer Sprache, die oft an blutgierige Wildheit gränzt, den Katholiken mit dem Sturz des beschworenen Staatsgrundgesetzes, das ist, mit vollendeter Rechtslosigkeit von zwei Fünfteln des holländischen Volkes *). Sie thaten das sogar in der Kammer, und zwar zu Gunsten jenes indifferentistischen Cultgesetzes und des liberalen Kabinets. Hier erklärte der große Orthodoxe Dam van Ysselt: „er wolle nicht sagen, daß die Protestanten sonst einen Aufruhr erregen und zu den Waffen greifen würden, aber sie würden auf gesetzlichem Wege Richter in ihrer eigenen Sache zu

*) Nur Ein Beispiel der „ächt christlichen Sprache" aus jenen Adressen, welche die Darmstädter „Kirchenzeitung" mit innigstem Behagen anführt! Der Kirchenrath von Arnheim erklärt: die Einführung der bischöflichen Hierarchie an sich sei 1. „erniedrigend", 2. „schädlich", 3. „schändlich" für Holland: „Sie ist in den Augen von ganz Europa ein offenbarer Spott mit dem Glaubenseifer unserer Väter, welche, damit eine solche Hierarchie verschwinden sollte, und nie und in keinem Falle zurückkehren, den blutigsten Kampf erstanden haben. Man bringe keine Schmach über ihre Gebeine; die Nachkommenschaft jener Väter würde ihr Theil haben an solcher Schande!"

werden suchen, und das wäre schlimm für die Katholiken"; der Justizminister stimmte ihm bei: „die Mehrheit der Nation sage, wenn die Verfassung von 1848 der Regierung wirklich die Macht genommen hat, die Kirchen in billigen Schranken zu halten, dann muß die Verfassung geändert werden." „Wenn", sagte der „Amsterdamer Courant", „das Gesetz verworfen wird, und die Sache liegen bleibt, so läuft die Verfassung Gefahr, umgestürzt zu werden, und in Folge davon könnte die reformirte Religion — wieder die herrschende Religion in den Niederlanden werden." Diese Eventualität hat aber auch mit der Annahme des Gesetzes nicht etwa aufgehört, angestrebt zu werden, vielmehr verkünden die „Antirevolutionären" in der „Kreuzzeitung" sie unumwunden als die Losung der Partei. „Wir verkennen nicht", schreibt dieses Blatt aus Utrecht vom 4. August, „daß die Indifferenz den religiösen Anschauungen gegenüber, die wie ein fressendes Gift im Innern des Staates wirken muß, in der gegenwärtig geltenden Verfassungs-Urkunde zum System erhoben ist, und daß darum die Bestrebungen jedes christlichen Patrioten sich gegen dieses Statut richten müssen."

Diese „christlichen Patrioten" in ihrer öffentlichen Haltung und Sprache wohl in's Auge gefaßt, möchte fast unglaublich scheinen, daß es dieselben Männer sind, welche von Alters her als die Vertheidiger der „religiösen Freiheit und Unabhängigkeit" in Holland sich bethätigen. Dennoch ist es so, und gerade deßhalb sind sie für uns eine so lehrreiche und interessante Erscheinung. „Unsere Principien", schrieb am 16. Juli ein Groenist an die „Kreuzzeitung", „verlangen Selbstständigkeit der Kirche, als der eigentlichen Begründerin des Staatslebens." Ganz dasselbe verlangten die holländischen Katholiken auch, und darum eiferten sie gegen das neue Cult-Gesetz. Auch die Groenisten eiferten gegen dasselbe als mit ihren „Principien" unvereinbar, aber nicht

darum, sondern bloß, weil es nicht die Katholiken allein unterdrücken will. Feierlich verwahrten sie sich daher in der Kammer gegen den Grundsatz, Alles durch Gesetze regeln zu wollen; in demselben Athem aber erklärten sie: ein zweckmäßiges Cult-Gesetz müßte viel mehr enthalten, als das vorliegende, namentlich dringend nöthige Bestimmungen über die geistlichen Seminare und Klöster, „die sich mehr und mehr befestigten, obwohl sie dazu kein Recht hätten.“ Und in demselben Sinne schreibt jener Correspondent vom 16. Juli: „Wir haben tief zu bedauern, daß das Ministerium sich verleiten ließ, auf einen Gesichtspunkt der Indifferenz und der Polizeipolitik herabzusteigen, der, von allen Bekenntnissen gleich weit entfernt, dem Staate gegen alle Religionsgesellschaften unanfechtbare Rechte einräumt; so mußte ein Gesetz entstehen, das nur einen kleinen Theil der liberalen Partei befriedigt, denjenigen, der in den Ideen des liberal-revolutionären, tief absolutistischen französischen Staatsthums aufgegangen ist.“ Die „conservativen Principien“ der „Antirevolutionären“ dagegen fordern das gerade Gegentheil dieser „Indifferenz,“ nämlich volle Selbstständigkeit und freies Recht für ihre Kirche, für die katholische aber soviel Gnade, als der evangelischen beliebt. Einen solchen staatsrechtlichen Zustand nennen sie und ihre Gesinnungsgenossen in Deutschland — den „evangelischen Staat.“

Mit Herstellung oder Wiedererweckung dieses „evangelischen Staates“ sind denn auch die „christlichen Patrioten“ in Holland über Hals und Kopf beschäftigt. Daß es sich dabei um religiöse Unterdrückung handle, wollen sie nicht Wort haben; vielmehr behaupten sie, ihr Kampf gehe bloß gegen die „Revolution“ und sei ein rein politischer*). Sie wollen

*) Groen verwahrte sich in seiner Rede für das Cult-Gesetz vor jeder Gegenüberstellung von Protestanten und Katholiken; Revolution und Gegenrevolution seien die beiden Parteien; auch jenes Ge-

daher nach wie vor die Freunde „religiöser Freiheit“ par excellence seyn. Ihrem Conservatismus gegenüber sind natürlich die „Verfassungstreuen“ die — Revolution, die Gegner evangelischer Willkür — Feinde des Hauses Oranien. Bei diesem Conservatismus haben sie denn auch eifrige und mächtige Bundesgenossen; die Altrepublikaner und die rothen Brüder der geheimen Clubs nahmen selbst die Maske des Ultraroyalismus vor, um einen Staatsstreich herbeiführen zu helfen und im Namen des Königs die protestantische Suprematie wieder aufzurichten. Wäre der Boden nur einmal soweit geebnet, dann würde der Kampf zwischen den wahren und verkappten Ultraroyalisten sofort entbrennen, und daß es Kinderspiel wäre, die Orthodoxen um allen Antheil an der Beute zu bringen, sie tief in den Staub zu beugen vor der rothen Fahne, sieht Jedermann, nur sie selber nicht. Weder Schule noch Leben sind für die „christlichen Patrioten“ Hollands. Die officielle Theologie an den Hochschulen ist durch und durch rationalistisch, und die Volksmassen stehen nur auf ihrer Seite, solange sie den schlechten Leidenschaften und Tendenzen zu schmeicheln vermögen, wie sie bei der Aprilbewegung im Bunde mit ihren eigenen religiös-politischen Todfeinden gethan. Sie würden auch im „evangelischen Staate“ immer nur eine kleine aber rührige Partei seyn, während die Katholiken des Landes eine compakte Masse

---

setz sei vorzugsweise ein politisches gegenüber dem politischen Eingriff der römischen Curie in das Vaterland, der Standpunkt seiner Vertheidiger kein protestantischer, sondern richtiger ein politischer, der mit kirchlichen Sachen, der freien Organisation der katholischen Kirche und deren Glauben nichts zu schaffen habe; die April-Aufregung sei ein Protest gewesen gegen den wiederaufgelebten Ultramontanismus, welcher durch „eine niederländische nationale Politik“ zu bekämpfen sei, „die man leider in den letzten Zeiten verlassen habe, um sich einer sogenannten liberalen, die römischen Uebergriffe schweigend gewähren lassenden Politik hinzugeben, durch die das jetzige Wirrsal herbeigeführt worden.“

bilden, in einer Unanimität, die sogar officiell bezeugt werden mußte. Als der einzige katholische Minister nach Rom geschickt war, „damit der Papst keinen irrthümlichen Eindruck von unserm Cultus-Gesetzentwurf empfange," in Wahrheit aber, damit Lightenvelt's offener Widerspruch gegen diesen Entwurf abgeschnitten sei, und als die Kammer die Uebernahme des Portefeuille durch einen andern Katholiken stürmisch verlangte, da konnte das Kabinet nicht umhin zu gestehen: es — finde sich keiner, der dazu bereit wäre.

Die „Kreuzzeitung" vom 23. Sept. prophezeit die Einleitung des Sturmes gegen die Verfassung noch in der jetzigen Kammer-Saison; es ist auch um so glaublicher, als zugleich die Frage aufgetaucht ist, ob holländisch-französische oder holländisch-belgische Allianz? und als bereits das Nationalgefühl gegen den Krypto-Napoleonismus des neuen Kabinets aufsteht, das durch die Verheißung Frankreichs geködert seyn soll, Belgien nicht für sich, sondern für Holland erobern zu wollen. Schon stellt man Vergleiche an zwischen den theuern „Aprilmännern" und den „verfassungstreuen" Thorbeckianern, deren Politik wenigstens immer offen und ehrenhaft, namentlich französischen Einflüssen fremd war, und um so lauter erhebt sich der Ruf vom „historischen Niederland." Was dieß heißen will, hat jüngst Utrecht erwiesen, wo sich die Häupter der „entschieden protestantischen Kreise" auf einen Besuch des Königs durch Aufrufe und ausgestreute Lieder rüsteten, welche ganz offen das absolute Regiment und die protestantische Suprematie forderten. Der Oranier war über ihre Demonstrationen bis zu Thränen gerührt. Die „Kreuzzeitung" selbst bemerkt hiebei: „es gehöre nicht viel dazu, um einzusehen, daß die Absicht, einen Gegensatz gegen die papierne Verfassung des Königreichs zu machen, zu Grunde liege." Die Organe der Partei nehmen auch gar kein Blatt vor den Mund. Der „Nederlander" ficht zwar bis jetzt bloß einzelne Bestimmungen der Verfassung an; die Prediger-Zeitung („Kerkelijke Courant")

aber spricht klarer: „Die niederländischen Protestanten haben gezeigt, daß sie existiren; der Protestantismus hat einen großen Sieg über den Katholicismus davongetragen, trotz des Liberalismus der Regierung, der wie ein gelehriger Hund sich auf die Seite des letztern gestellt hat. Aber ist unsere Arbeit jetzt zu Ende? Niemand glaube das; es gibt noch viel zu thun!“ Und die „Fakkel“ erläutert: „Wir sind jetzt bereit, unsere vertheidigende Stellung in eine angreifende umzuwandeln; schon ist der Plan festgestellt und die Axt an den Baum gelegt; was von unsern Voreltern begonnen ist, muß von uns fortgesetzt werden.“ Nun sagt man freilich: der König von Holland selbst habe die April-Aufregung bloß begünstigt, um des ihm unbequemen Ministeriums los zu werden, und das neue Gesetz werde unausgeführt bleiben, wie die englische Titelbill. Wird er aber die heraufbeschworenen Geister der Unruhe so leicht wieder bannen können, wird er ihre Angriffe auf die gleichfalls unbequeme Verfassung auch nur abwehren wollen? Und wäre je beides der Fall, sind die Rechte der Katholiken deshalb weniger ein Spielball der politischen Parteien, wenn der König selbst es ist, der sie den Zwecken einer Hofintrigue opfert, und den Rest der Gnade eines wankenden Ministeriums preisgibt?

II.

Die preußischen Groenisten und das katholische Recht.

Die vorstehende ausführlichere Behandlung der neuesten Phase holländischer Staatsomnipotenz hat noch den besondern Zweck, auf eine ähnliche Krisis vorzubereiten, welche in Preußen, allem Anscheine nach, nicht allzu ferne liegt. Auch in Hol-

land selbst glaubt man für Deutschland, speciell aber für Preußen, ein hochwichtiges Beispiel statuirt zu haben, und es ist bloß die Frage, ob es hier zur gerechten Warnung, oder zur verhängnißvollen Nachahmung dienen wird. Die Antwort scheint von der Haltung abzuhängen, welche die Partei der „christlichen Patrioten" in Preußen verspricht. Sie nimmt an Macht und Einfluß eine ganz andere Stellung ein, als die Groenisten in Holland, und ist damit in diesem Moment auf den Höhepunkt gelangt, obgleich die Schule und das religiös-politische Leben im Großen ihr fast nicht minder feindlich entgegenstehen, als diesen. Und weil sie offenbar ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen wird, deßhalb haben wir unser scharfes Augenmerk auf sie und ihr Organ, die „Kreuzzeitung", zu richten, was übrigens auch ohnedieß das reiche Maß von Geist, Energie und Eifer verdiente, das sie in sich beschließt. Wie also wird die „Kreuzzeitungs"-Partei in der nahenden Krisis auftreten: für Freiheit und Recht der Kirche, oder gegen?

Wer seit Wochen nur die erste Seite des Blattes gelesen hätte,[1] müßte antworten: für — ohne allen Zweifel! So entschieden erklärt sie sich hier, in Sachen der oberrheinischen Kirchenprovinz, für die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche und gegen das faule System des „Gensd'armerie-Kirchenthums", daß oberflächlichere Beobachter bereits meinen, es könne nicht fehlen, sie müsse der Allianz mit dem Gros der Katholiken für die Operationen der nächsten Zukunft sicher seyn. Wer aber auch die zweite und dritte Seite des Organs betrachtet, namentlich die Qualität seiner holländischen Correspondenten, und sieht, wie gerade Groen der Mann der Bewunderung für die preußische Partei ist, wie diese mit den Maximen und Tendenzen der „Antirevolutionären" Hollands sich völlig identificirt, der muß auf andere Gedanken kommen. Gerade um dieser Identificirung willen haben wir die „christlich-conservativen" Niederländer nach Leben und

Meinungen genau copirt. Machten und machen nicht auch die Groenisten die schönsten Worte von kirchlicher Selbstständigkeit? Sie meinen diese aber nur für sich allein, und welche Thaten gegen die Andern!

Die Praxis der holländischen „Antirevolutionären" liegt offen aufgedeckt; was aber thut die „Kreuzzeitung," zu ihrer Desavouirung? Die Redaktion zürnt am 28. Aug. allerdings heftig über das „reine Polizei-Gesetz," die einzige Frucht der „großartigen und keimfähigen Bewegung des holländischen Volkes gegen den gottlosen Staat," allein nur, um zu erklären: „der Geist der Geusen ging wieder um an den Gestaden des Zuydersees, den hätte man nun zum Bundesgenossen nehmen sollen, und hätte einen christlichen protestantischen Staat damit wieder erobert, einen Staat, der Raum, der Licht und Recht auch für die katholischen Christen und ihre Kirche gehabt hätte" — aus Gnade natürlich! Eben so sprechen die Groenisten auch; und hören wir, was für „Raum, Licht und Recht" sie den Katholiken vermeinen! Am 30. Aug. schrieb ein Freund aus dem Haag an das preußische Organ über die hohe Bedeutung der dortigen Vorgänge für die evangelischen Nachbarn: „Holland, das doch in großer Majorität protestantisch sei, sowohl numerisch als dem Vermögen nach", wolle „die größte Toleranz, ja sogar Freigebigkeit gegen den katholischen Cultus als solchen, aber Widerstand gegen Rom, wo es sich um Gefahr handelt, daß diese Macht sich als ein Staat in den Staat eindrängen möchte" — d. h. wo sie den Zwecken des evangelischen Staates in den Weg zu kommen scheint. Ganz passend erblickt der Freund daher auch „Raum, Licht und Recht" genug für die Katholiken in der „ächten Toleranz der Staatsreligion in Holland bis 1795" — wir kennen sie!

Holland hat allerdings Wichtiges geleistet, indem es ein Muster von dem Wesen des „evangelischen Staates" aufstellte, den die „christlichen Patrioten" Preußens bis jetzt als

undefinirbares Schlagwort im Munde geführt. Was man dort bereits in Praxis umzusetzen begonnen, das haben die Altpreußen des Berliner „Wochenblatts" theoretisch ganz richtig aufgefaßt, in dem Axiom: „namentlich dürfe der evangelische Staat seine absolute Machtvollkommenheit, das positive Recht der katholischen Kirche zu ändern, nie aufgeben." Ja, so ist es; ein garantirtes Recht der Kirche gibt es im evangelischen Staate nicht, kann es nicht geben; darum müssen auch alle Verfassungen, die ihr unantastbare Rechte sichern, vor ihm fallen; ja, der evangelische Staat kann nicht einmal katholische Beamten in seinen wichtigern, nicht rein administrativen Aemtern dulden, wie dasselbe Holland bis in die neueste Zeit bewiesen, ohne Zweifel auch zur Nachahmung. Oder — wollte die Partei der „Kreuzzeitung" dennoch, wenn sie in der nächsten Kammer daran gehen wird, die preußische Charte auf das Niveau des vereinigten Landtags zu reduciren, das katholische Recht gewahrt wissen, obgleich sie gegen jene inhaltschwere Definition des „Wochenblatts" kein Wort verloren, und Kenner die Principien der Altpreußen, trotz aller Reibungen, durchaus nicht für unvereinbar mit ihrem eigenen Programme halten? Etwa durch ein Concordat? Wozu aber dann das unnütz aufregende Schlagwort vom evangelischen Staat? So lange sie dieses im eigenen Hause über die Thüren schreibt, wird sie von Einsichtigen wenig Anerkennung, eher noch erhöhtes Mißtrauen, ärndten für ihre Vertretung der katholischen Sache am Oberrhein, die sich ohnehin schon einer kräftigen Advocatia erfreut!

Die „Kreuzzeitung" behauptet: „der christliche Staat muß confessionell seyn;" ihre edle Kampfgenossin in Sachsen dagegen: „der christliche Staat darf nicht confessionell seyn," und „darin besteht die Thätigkeit des Staats in kirchlichen Dingen: jede anerkannte christliche Kirche muß ihre eigene Freiheit haben, nicht eine vom Staate zu Lehen gegebene oder

geschenkte *)." Das ist, bei den in Deutschland historisch gewordenen Zuständen ächt „conservativ" und „antirevolutionär" gesprochen. Nicht so, wenn die „Kreuzzeitung" bei jeder Gelegenheit mit dem vulgären publicistischen Janhagel ihre Stimme vereinigt, und die ihr gutes Recht vertheidigenden Katholiken des Zusammenspielens unter der Decke mit dem landläufigen Liberalismus, mit den grundrechtlichen Ideologen, mit der Revolution bezüchtigt. Man vergißt überhaupt zu oft die traurige Wahrheit, daß in Sachen der katholischen Kirche die Partei-Namen „liberal," „conservativ" rc. jenseits gar nicht zulässig sind, weil da ihre Träger leider auseinandergehen, und zwar nach specifischen Principien in die zwei Parteien: der Freunde des positiven, alten oder neuen Rechts, wie die „Verfassungstreuen" in Holland, und der Männer staatsrechtlicher Willkür, wie die „Antirevolutionären" und die Rothen ebendort. Auf welcher Seite die wahrhafte „Revolution" liegt und der Bund mit ihr, brauchen wir der „Kreuzzeitung" nicht zu sagen.

III.

Die katholische Cholera in England.

Ein Lichtpunkt zeigt sich an dem schwarzverhängten Firmament der Zukunft Englands, aber auch nur Einer; es ist die in unverkürzter Kraft unter allen Schichten des Volkes fortdauernde rückläufige Bewegung zu dem Fels der göttlichen Wahrheit. Während Reverend Maguire, Prediger der Propaganda zu Islington in Irland, das Reich der drei Inseln über seine Entdeckung staunen macht, daß der heilige

*) Freimüthige Sachsen-Zeitung vom 25. September.

Patrick, der Apostel Erins, nicht ultramontan, nicht einmal glattweg katholisch, sondern Protestant vom reinsten Wasser gewesen sei, ist dieser, denn doch auch für protestantische Geschichtsanschauung höchst problematische, Gewinn aus uralter Zeit von den enormsten Verlusten in der Gegenwart endlos begleitet. Am glänzendsten sind die Fortschritte der Kirche zur Zeit in Staffordshire, und bei seiner jüngsten Firmungs-Reise hat der Bischof von Birmingham am 25. Sept. in Alton allein aus der großen Zahl der dort Uebergetretenen 128 erwachsene Personen confirmirt. Kloster um Kloster, Kirche um Kirche wachsen aus dem Boden Altenglands, und füllen sich mit Protestanten aller Richtungen und Sekten, die in den Schooß der alten Mutter zurückkehren. Mit Stolz und Freude nennen die Katholiken ihre Namen, darunter unbestritten an Charakter und Bildung die trefflichsten des Landes. Die protestantische Propaganda dagegen in der Fülle ihrer Macht und ihres Reichthums hat zu den runden Zahlen geschworen, denn nomina sunt odiosa. Man weiß wohl warum, und sagt es ihr auch oft genug in's Gesicht, aber sie bleibt beharrlich im Schweigen. Das einzige Wort „Souperism", über das diese Blätter vor ein paar Wochen den Berliner Kirchentag zu instruiren versucht haben, erklärt Alles. Und nicht mit der kleinsten Recrimination vermögen die Gegner die Enthüllungen über den schmählichen Seelenschacher der „Suppenesserei" zu erwidern; im Gegentheile, wo immer auf die persönlichen Motive der zahlreich zur Kirche Uebergetretenen ihre Rede kommt, zwingt sie die Gewalt der Wahrheit zu Urtheilen, wie der anglikanische Erzbischof von Canterbury jüngst bezüglich der Conversion des Dr. Thynne gefällt *).

Wenn aber die Motive unbestritten rein religiöse, ohne jeden Schatten von „Suppenesserei," ja, oft mit großen

---

*) S. sechstes Heft S. 484 dieser Blätter.

Opfern verbunden sind — und wenn die Wächter am evangelischen Zion nun den Grund der plötzlich eingebrochenen und grassirenden Neigung der Engländer, katholisch zu werden, angeben sollen, wie wird wohl die Antwort lauten? Eine Celebrität unter den Theologen der Kirche Englands hat sich vor Kurzem in einer Weise aus der Verlegenheit geholfen, von der wir als höchst bezeichnend Act nehmen müssen. Es ist der Archidiacon Hare, den wir meinen — eine wichtige Person, insoferne er mit dem Prinz-Gemahl Albert und dem würdigen Ritter Bunsen, preußischen Gesandten in London, an der Spitze einer Partei steht, welche nichts Geringeres betreibt, als die Beglückung der englischen Kirche mit demselben vulgären deutschen Rationalismus, den man gerade jetzt in seiner Heimath selbst überall durch Thüren und Fenster zu werfen mit allen Mitteln officiell bemüht ist. Reverend Hare ist der Geehrte, dem Ritter Bunsen sein scandalöses theologisches Pfuschwerk, den „Hippolyt," gewidmet, und der Ami de la religion, dessen englischen Correspondenzen wir diese Thatsachen entnehmen, behauptet, zum nicht geringen Schrecken des Archidiacons habe ihm Prinz Albert jüngst ein mit Bunsen gemeinschaftlich im reinsten Geiste des Rationalismus ausgearbeitetes neues Ritual für die etablirte Kirche zur Begutachtung vorgelegt. Das Orakel war aber so klug: diese reformatorische Thätigkeit in England sehr bedenklich zu finden.

Archidiacon Hare nun fand sich vor einiger Zeit bewogen, in öffentlicher Versammlung der Gläubigen die neuliche Conversion seines ehemaligen Collegen, Archidiacon Dr. Henri Manning, zu besprechen, die im ganzen Sprengel ungeheures Aufsehen erregt hatte. Der Redner konnte im Lobe Mannings, der jetzt als katholischer Priester in Rom weilt, kaum ein Ende finden: es sei ihm unmöglich, das dunkle Geheimniß des Abfalls eines solchen Mannes zu durchdringen, eines Mannes von verehrungswürdigstem Charakter,

von erhabenstem Geiste, von reinstem Herzen, von einer über allen Zweifel erhabenen Heiligkeit der Intentionen, von lauterstem Wandel, eines Mannes, an dessen Frömmigkeit und Gelehrsamkeit er selbst in langjährigem Amtsverkehr, trotz der großen Meinungsverschiedenheiten, stets sich erbaut und aufgerichtet; die ganze Kirche verhülle ihr Haupt in Trauer über den Verlust eines ihrer heiligsten Söhne, eines ihrer Diener, an dem die besondere Gnade, dem Herrn die Seelen zu gewinnen, ersichtlich gewesen. Und was ist es nun, was einen solchen Mann zu Falle gebracht, und nicht minder noch manche Anderen, die ihm an trefflichen Eigenschaften nahe kommen? Nichts anderes ist es — sagt Rev. Hare — als eine „gräuliche Pest“ der Geister, die über uns verhängt ist; eine Epidemie, gegen deren Wuth nichts sichern kann, keine Größe des Geistes, keine Heiligkeit des Lebens, keine Redlichkeit des Willens, kein reiner Eifer für die Wahrheit, so wenig als Jugend und Kraft, Gesundheit und Mäßigkeit gegen die Cholera. Kurz, es ist ein fatalistisches Verhängniß, dem Niemand entweichen kann, dem jeder unterliegen muß, den es erfaßt. Darum fährt der Redner fort: „Daß ein solcher Mann, den man durch Natur- und Gnadengaben vor Allen gegen die Verblendung gefeit halten durfte, die Kopf und Herz der Corruption und der Tyrannei Roms überliefert, daß ein solcher Mann das Opfer jener Pestilenz geworden ist, welche über unsere Kirche sich verbreitet hat, das muß uns überzeugen von der schrecklichen Macht dieser Pestilenz, muß uns aber auch zugleich verhindern, über die allzu streng zu urtheilen, welche mit ihm abgefallen sind. Möge dieses Beispiel uns mit neuem Grausen erfüllen vor der Pestilenz selbst, und mit neuem Eifer zu Vorkehrungen gegen ihre drohende Furie, auf alle Fälle aber uns lehren, daß wir nicht schlechte Absichten und absolute Unsinnigkeit denen unterschieben dürfen, welche in dieselben Irrthümer gefallen sind, wie Henri Manning.“ — Ist ein kläglicheres

Zeugniß denkbar über die Hülflosigkeit des englischen Protestantismus gegen die große katholische Bewegung im Lande, und über den rein religiösen Geist der letztern?

IV.

Die türkische Katastrophe und Deutschland.

Es muß gestorben seyn! — die Diplomatie sucht vergebens der Natur zu trotzen. Keine der christlichen Mächte aber hat sich einen Gotteslohn verdient, wenn die europäische Erde bald von den türkischen Gräueln frei wird; ja, dieß geschieht gegen den Willen aller, Rußland nicht ausgenommen. Soweit hat eine entchristlichte Politik im Laufe der Jahrhunderte die respublica christiana gebracht. Auch Rußland wollte nur den Verwesungsproceß für sich beschleunigen, und höchstens seine Orthodoxen dabei sicherstellen; aber über die jetzt riesengroß vor die Thüre gerückte Entscheidung ist es selbst erschrocken. Denn niemand hätte gedacht, daß das Sultanat noch einmal einer Kraftanstrengung fähig sei, mit der es jetzt in's Feld gerückt ist; immerhin jedoch ist sie sein Letztes. Ob es nun nach erklärtem Kriege in blutiger Entscheidungsschlacht unterliege, oder an den Paragraphen eines neuen Scheinfriedens, der völlige Ruin seines moralischen und materiellen Vermögens ist in beiden Fällen der gleiche, die Katastrophe schnell und unaufhaltsam. So bald wollte es Rußland nicht!

Das Lieblingssprüchwort seines Volkes heißt: „Ich sitze am Ufer und warte auf Wind.“ Aus der frischen Brise, die nach vollendetem Bruch zwischen Oesterreich und England

in den blutigen Februartagen einfiel, ist aber ein böser Sturm geworden; ihn zu beschwichtigen, wird Rußland ohne Zweifel in den auch jetzt noch fortgesetzten Verhandlungen selbst bemüht seyn, wie es in Olmütz war. Man hat für seine Politik die preisende Bezeichnung „Großmuth" gewählt, seitdem es die Wiener-Note ohne Weiteres annahm; richtig ist: daß die Ereignisse allen Theilen bereits über den Kopf gewachsen waren. Die ganze Kunst der vermittelnden Diplomatie bestand bei Aufstellung jener Note in der Auswahl einer Fassung, welche zweideutig genug wäre, um von jeder Partei schweigend zu ihren Gunsten erklärt werden zu können. Dazu ließ sich der Czar herbei. Der Divan aber, fürchtend den erwachten Verdacht und Zorn seiner Gläubigen, zerriß das dünne Spinnegewebe bewußter Selbsttäuschung, indem er den Entwurf gleich offen in seinem Sinne änderte. Rußlands Depeschen hatten deutlich genug frische, vorher nicht besessene Rechte in der Türkei verlangt; die Wiener-Note redete nur von Erneuerung alter. Allein auch hier widersprach die Pforte: der Vertrag von Kainardshi verpflichte den Sultan bloß, seine Christen im Allgemeinen zu schützen, nicht speciell für Rußland und nicht speciell die Orthodoxen, und zwar selbst sie zu schützen: „*par la porte*"; jener Tractat und die griechischen Privilegien seien zwei ganz verschiedene Dinge, und diese bestünden durch keine Vertrags-Pflicht, nicht „nach dem Geist und Buchstaben des Vertrags von Kainardshi", sondern rein durch die Großmuth und Gnade des Sultans, ohne alle völkerrechtliche Grundlage. Rußland dagegen legte natürlich alles Gewicht auf die Punkte, von denen Reschid erklärte, nie werde ein Diener des Hauses Osman sie niederzuschreiben wagen, und so steht denn die primitive Rechts-Frage wieder in unvereinbarem Zwiespalt da, wie diese Blätter sie von Anfang an besprochen; der Bruch ist unheilbar geworden, bevor noch die wichtigste und bedenklichste Frage berührt war: wie das russische Protektorat realisirt, durch

wen und mit welchen concreten Mitteln der Schutz geübt, welche Garantien gegeben werden sollten? Wie hätte erst diese Frage zum Austrag kommen können!

Kurz gesagt, wie die Altpreußen vom „evangelischen," so behaupten die Türken jetzt vom muhamedanischen Staat: „namentlich dürfe er seine absolute Machtvollkommenheit, das positive Recht der Christen zu ändern, nie aufgeben." Alle projektirten Gegenerklärungen wegen späterer Präjudicien für die sultanische Souverainetät, sei es von Seite der vier Mächte, oder Rußlands selbst, alle etwaigen Maßregeln im allgemeinen Einvernehmen der Mächte, müßten nun daran abprallen, daß die Türken erwacht sind, und sehen, was die christlichen Mächte nicht sahen: es gelte den Koran selbst, die Staatsprincipien des Propheten, den muhamedanischen Staat; dafür wollen sie gegen die „frechen Christenhunde" siegen oder sterben. Wird der Kampf ein lokaler bleiben oder ein europäischer werden? das ist die Frage. Rußland selbst wird Alles thun, um Letzteres zu verhindern, wird vielleicht ganz in der Defensive sich halten, und, auch im Falle des glänzendsten Sieges, mit dem Erwerb der Donaufürstenthümer, oder noch mit weniger, sich begnügen. Aber die völlige Katastrophe bleibt immer nur um ein Kleines hinausgeschoben. Wenn in wenigen Wochen der türkische Enthusiasmus blutig oder unblutig gedämpft ist, dann wird die rath- und hülflos verzweifelte Lage der Pforte sich offenbaren; stirbt sie nicht im Felde, nicht an der Diplomatie, dann ist der Gassenkoth zu Constantinopel noch übrig. Und was dann?

Die von uns geahnte politische Weltstellung der Zukunft beginnt zu tagen! Die flüchtigen und einheimischen Demokraten, besonders die polnischen Emigranten, wieder die Sturmvögel wie immer, haben zuerst den Hahn krähen hören; sie sind hellauf und außer sich vor wonniger Hoffnung; die Polen rüsten in London und Paris, schon stecken sie in neuen Uniformen; der schmutzige Pechvogel Mieroslawski und Dembinski,

der dicke Held vom Spritzenleder, sind bereits zu Schiffe mit ihrem Stab; Kossuth's Ungarn folgen sammt den Italienern, und er selbst speit eitel Mörderdolche gegen die ganze Christenheit, welche jetzt Türkei, wie die Türkei Christenheit sei. Hinter allem Rothen aber, das wie von der Tarantel gestochen ist, lauert die Nation des Kapitain Ingraham, den der schmähliche Völkerrechtsbruch vor Smyrna zum gefeiertsten Mann in ganz Nordamerika gemacht hat. Und auf englischem Boden sproßt endlich die giftige Saat, welche die theuren rothen Gäste mit den protestantischen Fanatikern im Bunde gepflanzt. Die Agitation ist schon mächtig unter den Massen, die jetzt zum erstenmale sich auf die auswärtige Politik geworfen; man schimpft schon laut und zwar, charakteristisch! in continentalem Barrikadenstyle über dynastische Intriguen in England, über die Camarilla der Königin: daß Aberdeen nicht speciell englische Politik treibe, sondern coburgische unter Protektion des Prinzen Albert, daß selbst Palmerston, hofwindsüchtig, die constitutionelle Propaganda habe fallen lassen. So droht die blinde Masse über die staatsmännische Intelligenz Herr zu werden, die wohl sieht: fechten können wir nicht, ohne den Untergang zu befahren. Denn die Population hat in 38 Friedensjahren die Kraft des Landes weit überwachsen, und ist fast zu zwei Dritteln auf Industrie und Handel angewiesen; 25 Mann hängen jetzt vom Rohmaterial aus der Fremde ab, wo vor fünfzig Jahren Einer war; ohnehin drückt arge Theurung und droht eine industrielle Krisis ohne Gleichen in der Geschichte solcher Unglücksperioden; dazu nun ein europäischer Krieg, und es würde nicht sechs Monate dauern, so stünden die hungrigen Arbeitermassen in hellem Aufstande, wozu die scrophel- und schwindsüchtige Race etwa noch taugte, zum Kriegsdienste nicht. Aehnlich in Frankreich; wenn hier der erste Kanonenschuß einige Millionen Hände müßig machte, nachdem das Land von der Brodtheurung und Anderem jetzt schon vielfach auf's äußerste erregt ist, und die

Armee wäre über die Gränze, wer schützte dann vor der durch Hunger thierisch gewordenen Menge, und vor Gräueln, wie vielleicht selbst die Zeit vor sechszig Jahren sie nicht gesehen? Das Alles weiß Napoleon III.; aber ein dunkles Verhängniß treibt die englisch-französische Allianz, und heute oder morgen muß die Katastrophe doch bestanden werden. Ein unerhörtes Gewitter zieht an, von Westen, nicht von Osten, und Alles dessen freut sich Niemand als die Demokratie.

Während aber namentlich England durch das riesenhaft anwachsende Unglück im Innern und den Verlust aller und jeder politischen Achtung nach Außen jetzt schon Strafe zahlt, in einem Maße, das selbst zum Mitleid bewegen könnte, ist Oesterreich in aller Mund bei Freund und Feind, bei den Rothen aller Länder am meisten. Das zeugt für Credit und hohe Wichtigkeit; und wenn England sagt, im europäischen Kriege würde vor der Hauptsache: Oesterreich, der türkische Streit bald als Nebensache im Hintergrunde verschwinden, wenn Frankreich nie anders wußte, als daß die Hauptschlacht nicht gegen die russischen Grenzen, sondern am Rhein, an den Alpen, in Italien entbrennen würde — so ist Oesterreichs Bedeutung als conservativer Kern in der politischen Weltstellung der Zukunft richtig getroffen. Könnten wir nur ohne alle Bedenken sagen: Deutschlands Bedeutung! Wir können es noch nicht, aber noch ist Alles zu gewinnen. Jetzt ist die Zeit zur Rettung des deutschen Namens oder nie, und keine politische Feder im großen Vaterlande sollte je ansetzen, ohne für die Einheit Oesterreichs und Preußens zu Schutz und Trutz für immer zu schreiben. Nicht für die Allianz mit Rußland! Wozu bedürfte es auch, wenn sie nur Eins sind, des gefährlichen Bundes, der zunächst der unauflösliche Kitt des englisch-französischen Gegenbundes wäre? Sondern für ihre freie und würdige Stellung nach beiden Seiten!

In der europäischen Trias liegt das Heil, und das Heil ist den deutschen Mächten in die Hand gegeben. Hüte man sich,

durch übelangebrachte religiöse Motive den deutsch-nationalen Standpunkt zu verrücken! Wir können in Fragen des positiv-kirchlichen Rechts von den Protestanten rücksichtslose Uebereinstimmung mit uns fordern, aber nicht verlangen, daß Protestanten katholisch denken und fühlen; und wenn wir der „Kreuzzeitung" zürnten, daß sie zu europäischen Protestantisirungs-Zwecken eine einseitige russische Allianz bevorwortete, sollten wir dasselbe zu katholischen thun? Nimmermehr! Das russische Volk wird überhaupt nicht auf politischem Wege zur Einheit der Kirche gelangen; es verdient wahrlich den edlern. Nothwendig ist für uns Deutsche in der Politik jetzt das Eine — und man sollte meinen, es gebe keine einfachere Wahrheit! — nämlich: gegen die Feinde des Vaterlandes, die wieder zahlreich aufstehen, und trennen wollen, was zusammengehört, die Devise hochzuhalten: Nicht England, nicht Rußland, sondern Oesterreich und Preußen! In diesem Rufe können wir mit unsern religiösen Gegnern rückhaltlos einig seyn, und mit ihnen von den Alpen bis zur Ostsee protestiren: „Wenn das Schlachten-Commando von beiden Theilen in deutscher Sprache noch einmal erschallen wird, dann ist das Ende Deutschlands gekommen, und es wäre ein gerechtes Verhängniß. Nur daran zu denken bei der jetzigen Weltlage, daß Deutsche sich einander in Waffen gegenüber stehen, ist schrecklich; die größte sittliche Infamie gibt sich aber darin kund, wenn man darauf speculiren wollte" *).

---

*) wie Haus Gotha und die Demokratie — Freimüthige Sachsenzeitung vom 11. Oktober.

XXXI.

Briefliche Mittheilungen.

Monatsbericht über Kirchliches aus Baden.

Die in der Collectivdenkschrift des oberrheinischen Episkopats so klar und unangreifbar begründeten Reclamationen und Protestationen sind zugleich mit jener Denkschrift, und unter beständiger Bezugnahme auf sie, in einer Specialvorlage des Erzbischofs: „Erwiederung des Erzbischofs von Freiburg auf die großherzogliche Entschließung vom 5. März 1853", kurz und bestimmt gefaßt, der großherzoglichen Regierung übergeben worden. Der Erzbischof spricht darin noch einmal die Hoffnung aus, daß die so offen vorliegende Wahrheit und das gute Recht von der Regierung erkannt, und der Kirche diejenige Stellung eingeräumt werden möchte, die es ihm möglich mache, den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit mit dem Gehorsam gegen die göttlichen Anordnungen seiner Kirche zu vereinen. Die Denkschrift soll wie ein Blitz in den höhern Regionen eingeschlagen haben, und noch herrscht daselbst tiefes Schweigen, und, wie es scheint, völlige Rathlosigkeit. Selbst die halbofficielle Presse betheiligt sich in Baden nicht stark an dem princip- und taktlosen Kampfe, mit welchem der „Würtembergische Staatsanzeiger" und seine roth und hochroth gefärbten Kampfgenossen, als z. B. der „Schwäbische Merkur", der „Beobachter" u. s. w., der Sache der Kirche, durch gänzliche Bloßstellung der staatsabsolutistischen Schwäche, so gute Dienste leisten.

Ob und zu welchem Vorschreiten gegen den Erzbischof die Regierung sich entschließen werde, darüber verlautet noch nichts, und man scheint immer noch stark damit beschäftigt, die Stimmung der Geistlichkeit zu sondiren und seine Getreuen abzuzählen. Zu keiner Zeit sah und hörte man so viel, als gegenwärtig, von Bereisung des Landes und seiner Kreise durch Regierungsdirectoren, Ministerial- und Oberkirchenräthe ꝛc., und ihre Besuche gelten immer nur den als zweideutig oder entschieden antikirchlich-gesinnt bekannten, und gewöhnlich auch durch Kleidung und Wandel vor den andern ausgezeichneten unter den Geistlichen. Dadurch ist ihnen wenigstens so viel gelungen, daß die Bewegung zur Darbringung von Ergebenheits-Adressen an den Erzbischof, an welcher sich in den übrigen oberrheinischen Diöcesen sämmtliche Kapitel betheiligten, in der Erzdiöcese wieder gänzlich in's Stocken gerieth, nachdem der Hohenzoller'schen Adresse und der des Kapitels Wiesenthal nur noch vier bis fünf Kapitel gefolgt waren. Aus manchen Kapiteln waren wohl überhaupt keine Adressen zu erwarten. Aber aus Mittheilungen im „deutschen Volksblatt" sehen wir z. B., daß die im Kapitel Höhgau bereits beschlossene Adresse auf ein an den Decan gelangtes Schreiben des Regierungs-Directors wieder liegen blieb; doch scheint die Unschlüßigkeit des Kapitels selbst dem Decan diese Zurückhaltung erleichtert zu haben, da er nur für den Fall, daß von allen Seiten Adressen abgehen würden, auch seine Adresse abgehen zu lassen beauftragt gewesen seyn will.

Aus einem andern Kapitel erfuhren wir auf's Bestimmteste, daß der Regierungs-Director S. gegen Pfarrer die Drohung aussprach: wenn ferner noch Adressen an den Erzbischof gerichtet würden, so werde man dafür sorgen, daß auch entgegengesetzte Adressen zu Stande kommen; „man habe auch seine Leute dazu?" Nicht minder wird versichert, daß gegen solche Geistliche, von denen das Ministerium, nach ihrer sonst bekannten Richtung und Gesinnung, eine Betheiligung an der Adresse des Kapitels Wiesenthal nimmermehr erwartet haben konnte, Vorwürfe erhoben worden seien, und daß einer der Herren, der ein entschiedener Bierokrat ist, sich mit Ueberladung durch bureaukratische Geschäfte, die ihm nicht gestattet habe, die Adresse zu durchlesen, entschuldiget

habe 2c. Endlich vernehmen wir auch aus Nr. 222 des „deutschen Volksblattes," daß es Kapitelsconferenzen gibt, in welchen der erzbischöfliche Decan es nicht der Mühe oder des Wagnisses werth hielt, den kirchlichen Conflict zur Sprache zu bringen, und auf eine am Schluß einer Conferenz gestellte Anfrage eines Mitglieds, unter den Getreuen des Vorstands eine Bewegung entstand, als ob man in ein Wespennest gestochen hätte, unter den für kirchlich zuverläßig Gehaltenen hingegen eine Stille, aus welcher nur eine einzige Stimme sich hören ließ. „Ich meine, meine Herrn!" so war die Antwort, „wir sollten uns in der Streitsache der Bischöfe ganz neutral verhalten, wir kommen sonst nur in Verlegenheit. Der Bischof hat uns auch nicht gefragt, da er den Streit anfing; also!" — d. h. der Bischof hat keine kirchlichen Landtage nach dem Wunsche des Herrn Decans abgehalten. Da loben wir uns noch den Herrn Decan des Kapitels Waldshut, Ministerialrath E., der doch wenigstens selbst in der Kapitelsconferenz die Denkschrift zur Sprache brachte, freilich bloß um zu zeigen, daß man nur zweierlei bedürfe, um die schwachen Seiten derselben auszuspähen, erstens die Ueberzeugung, daß der Pfarrer sich über den Episcopat zu stellen befugt sei, und zweitens eine zweimalige Lesung der Denkschrift!

Diese bisherige Haltung der Regierung scheint vorerst auf eine Einschüchterung des Erzbischofs berechnet zu seyn, weßwegen auch die Meinung verbreitet ist, die Regierung werde ein Vorwärtsschreiten des Erzbischofs stillschweigend als eine vollendete Thatsache hinnehmen und sich wohl nach einiger Zeit mit ihm zu verständigen suchen. Daran ist indeß bei der Verranntheit der Staatsmänner kaum zu denken, es sei denn, daß ein höherer Wille ihnen entgegentrete. Bedeutsam für die Erkenntniß der Gesinnung der Regierung scheint eine neulich vorgekommene Thatsache, die wegen der Kleinlichkeit, die sich darin offenbart, Erwähnung verdient. Der schon 58 Jahre im Dienste der Kirche stehende Stadtpfarrer von Säckingen, Freiherr von Widerspach, bis jetzt erzbischöflicher Decan und geistlicher Rath, dem unter anderm das Verdienst gebührt, die erste Mission auf deutschen Boden gerufen zu haben, von dessen Kapitel aber auch die erste Ergebenheitsadresse an den Erzbischof abging, wurde von dem Bischof von Straßburg zum Ehrendomherrn der Diöcese Straßburg ernannt. Die badische Regierung aber verweigerte die nachgesuchte Erlaubniß zur Führung dieses Titels nicht nur ohne Angabe von Gründen, sondern auch in einer kränkenden Weise. Ex ungue leonem!*)

---

*) Wir begreifen nicht, wie die Regierung hartnäckig auf einem System des Mißtrauens und des Eingriffes in die persönliche Freiheit

Nach einer Mittheilung des „schwäbischen Mercurs“ würden indeß mit der bevorstehenden Rückkunft des Regenten, die nun bereits erfolgt ist, wichtige Entscheidungen in der Sache zu erwarten stehen. Doch begleitet das „Mainzer Journal“ die mercurielle Nachricht mit der Bemerkung: „So viel wir wissen gehen die Richtungen in dieser Angelegenheit bedeutend auseinander. Das Ministerium wünscht in dem bekannten Sinn vorwärts zu gehen; der Oberkirchenrath trägt schwere Bedenken, sich den Maßregeln des Ministeriums anzuschließen, und soll die ihm gemachten Zumuthungen abgelehnt haben. Der Regent endlich ist jedem Einschreiten gegen die katholische Kirche abgeneigt.“ Ob auf die Mitglieder des Oberkirchenrathes die ernsten Mahnungen des Erzbischofs solchen Eindruck hervorgebracht, oder ob die Ungewißheit des Ausgangs sie hinterdenklich gemacht, wissen wir nicht, aber es wird versichert, eines der Mitglieder habe sich geäußert: „er würde nicht geistlich geworden seyn, wenn er vorausgesehen hätte, daß solche Ereignisse kommen würden.“ Hingegen zeigen einige jugendlichen Staats- und Amtmänner schon mehr Muth, mit der Gewalt zu gehen, und ein Regierungsassessor zu K. fand, daß die Regierung jedenfalls Recht behalte, weil sie die Gewalt habe; doch konnte er nicht umhin, dem Gegner zuzugeben, daß aus demselben Grunde auch die Freischärler-Regierung Recht gehabt haben würde, wenn sie sich hätte behaupten können. Wir glauben versichern zu dürfen, daß diese Theorie vom Ursprung des Rechts aus der Gewalt, d. h. aus dem Unrecht, nicht die eigene Erfindung des Herrn Regierungs-Assessors, sondern in Baden schon längst verbreitet und erprobt ist. Deshalb konnte auch ein protestantischer und freimaurerischer Gutsverwalter eines angesehenen und gut katholischen Barons neulich ganz einfältig mit der Ansicht herausplatzen: es wäre am besten, wenn man eine Schwadron Dragoner nach Freiburg schickte, „um das Bischöflein auf den Asperg zu führen.“

---

bestehen könne, das ihr schon so viele Verlegenheit in einer Zeit bereitet hat, welche solche Beeinträchtigungen wie Spinngewebe zerreißt und jene nur lächerlich macht, die länger deren Anwendung versuchen. Da fällt uns zufällig eine Ministerialverordnung vom 29. Juli l. J. Nro. 16,611!! in die Hände, die von dem Eintritt in ausländische Klöster handelt, und dazu ausdrücklich erwirkte Staatserlaubniß unter Beziehung auf die Gesetzgebung von 1803!! erheischt. Diese Gesetzesbestimmung setzt zur Strafwürdigkeit ein begangenes Verbrechen, oder eine vorhabende verbotene Handlung voraus. Eine weitere Stelle jener Verordnung droht, nach einem Gesetze von 1820, mit Vermögens-Confiscation. Wir hoffen zur Ehre der neuen Verwaltung, daß diese Verordnung ein vergessener Denkstein der Marschall'schen Verwaltung ist.

Entscheidendes kann aber nicht mehr lange ausbleiben, da der Erzbischof bereits von seinen reclamirten Rechten Gebrauch zu machen begonnen hat. Am 5. September hat derselbe schon die Prüfung für die Aufnahme in's erzbischöfliche Seminar zu St. Peter — ohne Anwesenheit eines weltlichen Commissärs — durch die erzbischöfliche Prüfungscommission vornehmen lassen, und dem Vernehmen nach von 40 zur Prüfung zugelassenen Candidaten 32 aufzunehmen beschlossen. Ferners hat der Erzbischof, wie behauptet wird, vor einigen Wochen der Regierung ein Verzeichniß von ungefähr 30 auszuschreibenden Pfarreien zugehen lassen, damit dieselbe binnen einer bestimmten Frist ihre etwaigen auf privatrechtlichen Titeln beruhenden Patronatsrechte geltend machen könne. An Geistlichen, welche sich im Falle eines Widerstands von Seiten der Regierung, bereit finden lassen, sich um die von ihrem Erzbischof ausgeschriebenen Pfarreien zu bewerben, und die durch ihn geschehene Ernennung unter allen Umständen anzunehmen und zu behaupten, wird es gewiß nicht fehlen. Nicht alle Geistlichen lassen sich durch Verfolgungen oder gar, wie die obengedachten Herrn Kapitularen eines ungenannten Kapitels, durch die bloße Vorstellung möglicher Verlegenheiten von ihrer Pflicht abhalten. — Man erzählt von einer treffenden Antwort eines kürzlich quiescirten Professors in Freiburg, die derselbe persönlich dem Präsidenten des Ministeriums gegeben habe, als dieser ihn zu bewegen suchte, sich eine Pfarrei auszuwählen, welche ihm die Regierung verleihen werde: „Es ist zu spät; Sie haben keine mehr zu vergeben." Indessen ruhen die Pfarreivergebungen. Gleichsam zur Erinnerung, daß sie auf ihrem „Recht" bestehe, ließ die Regierung im August noch hie und da eine Pfarrei zur Bewerbung ausschreiben; im September, so viel wir uns erinnern, ist auch dieses nicht mehr vorgekommen.

Unsere staatskirchlichen oder großherzoglichen Pfarrer scheuen an der Kirchenfreiheit nichts so sehr, als den Verlust ihrer bisherigen Freiheit. Denn das ahnen sie wohl, daß eine kirchliche Behörde nicht ganz nach denselben Grundsätzen die Verdienste der Bewerber um die Pfarreien beurtheilen wird, wie die bisherige unkirchliche Behörde. Auch fürchten sie, vielleicht nicht ohne Grund, die langen Röcke als Amtstracht annehmen zu müssen und hiedurch gewissermaßen genöthiget zu werden, sich auch äußerlich bei jeder Gelegenheit so zu benehmen, daß man darüber, ob sie Geistliche oder aber Schreiber sind, nicht in Zweifel seyn kann. Zum Troste für diese Widerwärtigkeit können wir sie indeß versichern, daß jene geistliche Kleidung auch wieder ihre Vortheile für sie hätte, wie denn neulich ein gewisser Decan sicherlich keine

Schläge bekommen haben würde, wenn der betrunkene Hauensteiner an seiner Kleidung ihn als Geistlichen hätte erkennen können*).

Ein wirklicher Eingriff in diese Art von bisher genossener Freiheit geschieht bereits durch ein kürzlich erschienenes Generale, welches die Geistlichen auf den 3. Oktober zu geistlichen Exercitien nach St. Peter berief. Denn früher gingen zu diesen Exercitien blos die Freiwilligen, voriges Jahr blos die Sträflinge des Trauerconflicts, jetzt aber müssen aus jedem Kapitel mit 20 Pfründen: Einer, mit über 20: zwei, mit 30: drei Priester Theil nehmen, deren Wahl dem Kapitel anheimgestellt ist.

Nun, wenn es mit derlei Eingriffen in die Freiheit des Klerus von Seiten des Erzbischofes gar zu arg werden sollte, so steht ja den Fackelmännern derselbe Weg zur Erlösung offen, auf welchem der ehemalige landesherrliche Decan gleichen Namens sich gerettet hat, und eine protestantische Pfarrei, wie sie ihm geworden, kann ihnen zuletzt unmöglich entgehen. Dann werden sie gänzlich jener Freiheit und Selbstständigkeit genießen, wie sie der unsterbliche Minister Winter verstand, als er mit rücksichtslos radicalem Sinn, zum großen Aergerniß der bekenntnißtreuen protestantischen Geistlichen, die kirchlichen Zügel in die Hand nahm, und seine Bestrebungen in Aeußerungen kund gab, wie folgende:

„Was frage ich nach euern Symbolen — ihr bildet eine die Entwicklung des Menschengeistes niederdrückende Macht; wir dulden kein anderes Bekenntniß als die Bibel: da kann sich jeder seinen Glauben holen nach seinem Bedürfniß."

„Predigt euern Bauern, wie sie der Obrigkeit unterthänig seyn sollen in allen Dingen, und nicht die verschollene Lehre von einer heiligen Dreifaltigkeit und dem Blut Christi; dadurch wird kein Mensch mehr erbaut und glücklich."

„Meint ihr, wir dulden noch einen Klerus neben dem Staate? Die Kirche muß und wird sich in die Schule auflö-

*) Wir wollen mit dieser Bemerkung weder dem von uns pflichtgemäß hochgeachteten hochwürdigen Stand der Geistlichkeit, noch Einzelnen zu nahe treten. Die Mehrzahl, vielleicht eine große Mehrheit der Geistlichen, hat in den letzten Jahren Beweise von Gesinnungs-Treue gegeben, welche, mit Rücksicht auf die Zerrissenheit der bestehenden Verhältnisse, sie ehren und uns mit besonderm Dank gegen Gott erfüllen. Der Unverbesserlichen wird es immer weniger geben, wenn einmal das Gefühl der eigenen Würde, das sich mit der Demuth recht gut verträgt, fester wurzelt und die Geistlichen erkennen, wie tief ihre Würde durch das bureaukratische Element erniedrigt wurde, und wenn endlich die dem weltlichen Regimente nachgebildete geistliche Regierungsweise wieder dem kirchlichen Geiste entspricht.

sen; wir (die Minister) sind der Klerus, was wir gebieten, habt ihr zu predigen und zu lehren, und wir verdammen euere Lehren."

Da das Geburtsfest des Regenten dieses Jahr auf einen Freitag (9. Septb.) fiel, so hat der Erzbischof eine allgemeine Dispensation vom Fastengebot ertheilt, d. h. den Fleischgenuß, nicht aber die Tanzbelustigungen, gestattet, nachdem eine drei Wochen vorher an's Ministerium ergangene Anfrage, ob es nicht thunlich sei, zuvor die kirchliche Feier am Freitag zu halten, die politische aber auf den folgenden Sonntag zu verschieben, ohne Antwort geblieben war, und überhaupt keinen andern Erfolg gehabt hatte, als daß der „badischen Landeszeitung" zur Erregung des Hasses die Lüge eingeblasen wurde, der Erzbischof habe für das Geburtsfest des Regenten den Geistlichen die Theilnahme an Festessen untersagt. Die „badische Landeszeitung" scheint nämlich auch an der allgemeinen protestantischen Unwissenheit und an den unvermeidlichen Folgen der Freiheit des Forschens zu leiden, und konnte deshalb nicht wissen, warum die katholische Kirche das Fasten am Freitag, als dem Todestag des Heilands, vorschreibt, und daß sie dazu die Laien natürlich eben so gut, als die Geistlichen verpflichtet. Die badische Landeszeitung hat sich also, obwohl sie für die vernünftigen Bewohner des Großherzogthums schreibt, noch nicht einmal über den Standpunkt eines Directors der Irrenanstalt zu Heidelberg erhoben, der es doch nur mit den Geisteskranken zu thun hat, dem also die ungeschickte Zumuthung an den katholischen Pfarrer, den katholischen Gottesdienst für die Irrenhauspfleglinge am Sonntag Nachmittag zu halten, damit nemlich den überall in Baden des Vorzugs theilhaften Protestanten der Vormittag bleibe, eher zu verzeihen war. Für die badische Landeszeitung freilich ist solche Unwissenheit um so bedenklicher, da sie ja zugleich für die katholischen Landeseinwohner geschrieben wird, und folglich wenigstens eben so eifrig im Forschen auf katholischem Gebiet seyn dürfte, als jenes Mitglied des Berliner Kirchentags, welches neulich die Entdeckung an's Tageslicht gebracht, daß die Jesuiten das Predigen von den Methodisten gelernt haben.

Als eines der erfreulichen Zeichen des erstarkenden katholischen und priesterlichen Geistes im badischen Klerus gedenken wir noch der am 20. September stattgefundenen Jubelfeier des 25jährigen Priesterthums, an welcher 26 im Jahre 1828, als die Erstlinge der neuen Erzdiöcese, zu Priestern geweihte Jubilare sich betheiligten. Der Festgottesdienst wurde in der Convictskirche, in welcher sie auch einst die heiligen Weihen empfangen hatten, abgehalten und nach demselben begaben sich die Jubilare in corpore zu ihrem Oberhirten, um die Versicherung ihres beschwornen Gehorsams und ihrer unbedingten Treue für ihn zu erneuern und um den oberhirtlichen Segen zu bitten.

XXXII.

Joseph von Görres aus seinen Schriften.

Zwei Monate nach seinem Tode.

(Schluß.)

Gewöhnt an fortwährendes Nachdenken und keinen Augenblick seines Lebens in Unthätigkeit hinzubringen, kehrte er nun zu seinen Studien und zur Versehung seines öffentlichen Amtes zurück. Dieses nämlich, die Direction des öffentlichen Unterrichtes am Mittelrhein zu übernehmen, hatte er sich auf den Antrag Gruner's im Mai 1814 entschlossen, und führte dasselbe bis zur Errichtung des rheinischen Consistoriums im Mai 1816 mit allem dem Erfolge, den die Zeitumstände gestatteten *). Unter seinen Studien nahm er zuerst das des Persischen wieder auf, welches er schon früher mit den Forschungen über asiatische Mythengeschichte begonnen hatte. Wie er damals, zur Zeit der größten Erniedrigung Deutschlands, in den deutschen Volksbüchern und im Lohengrin sich mit

*) S. die Schrift: In Sachen der Rheinprovinzen p. 36, 44 ff. 54, 245.

Liebe in das germanische Mittelalter versenkte, und den hiefür erstorbenen Sinn neu zu beleben, die Gegenwart wieder mit der Vergangenheit zu verknüpfen und dadurch die Zukunft zu sichern versuchte, so wollte er jetzt, als nach der Befreiung des Vaterlandes von dem neuen Zohak die eigenen Fürsten der jungen Freiheit sich feindlich erwiesen, die Phantasie seines Volkes mit Bildern ächter Heldenkühnheit tränken, die das Herz frisch und muthig zum neuen Kampfe erhalten sollten. Er wählte hiezu das große Epos des Firdussi, den Schah-nameh oder das Heldenbuch von Iran, von dessen sechzigtausend Doppelversen er, ohne irgend etwas Wesentliches zu übergehen, eine gedrängte, in Geist, Ausdruck, Seele, Gestalt und Haltung möglichst vollständige deutsche Nachbildung gab *). Was in der Erde Grüften, von Sternenschein

*) Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah-nameh des Firdussi von J. Görres, Berlin bei G. Reimer 1820, 2 Bde. Ueber die Art der Nachbildung: Vorrede p. VII. XI. Die Widmung des Buches lautet: Dem Manne, der zuerst mit starkem Arm die Keule ausgeschmiedet, die den neuen Zohak hat erschlagen, als noch Deutschland zagte vor dem grimmen Drachen, dem es seine Kinder zum Opfer hat geschlachtet: dem Freiherrn vom Steine diese Blätter! Stein erwiderte die Zusendung mit folgenden, an die Frau Görres gerichteten Zeilen: Frankfurt, 27. Jan. 1820. Das Geschenk, welches E. W. mir Namens Ihres Gatten, Professor Görres, mit dem Heldenbuch von Iran machten, ist mir sehr angenehm, sowohl wegen seines innern Werthes, als weil es von einem Manne herrührt, den ich wegen seines seltenen Geistes, seiner redlichen, dem Vaterlande treu ergebenen Gesinnungen, und seiner richtigen politischen Ansichten nie aufhören werde zu schätzen, wenn ich gleich nicht allen seiner einzelnen Meinungen beipflichte, und bisweilen bei ihm Schonung der Convenienzen vermisse. Möge mein lebhafter Wunsch, diesen ausgezeichneten Mann dem Vaterlande und seiner liebenswürdigen Familie zurückgegeben zu sehen, bald erfüllt werden. Empfangen E. W. die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, womit ich verbleibe Ihr ergebenster v. Stein.

getränkt, Glanzreiches in stiller Verborgenheit gekeimt; was schimmernd von fallenden Tropfen widerstrahlt; was von Tönen schläft in der Brust des Leblosen und Lebendigen; was geistergleich in Düften durch die Räume zieht; was als treue Liebe in zarter Seele blüht; was streitbare Männer im Kampfe wagen, weise Rathgeber lehren im Rathe, was Verrath im Geheimen sinnt: das alles ist in diesem unsterblichen Werke in hellen, lauten Worten ausgesprochen in blumenreicher Rede voll morgenländischer Bilderpracht, doch so, daß nie die Einheit im Gewimmel der Mannigfaltigkeit verloren geht, daß ein großes Bild des Heldenlebens aus den unzähligen Bildern sich gestaltet, größer zwar als die Wirklichkeit, doch nie aus der kühngeschwungenen Schönheitslinie der Dichtung tretend *).

Als Frucht eines zweimonatlichen Aufenthaltes in Heidelberg, dessen Bibliothek er zum Studium des Firdussi benutzte, gab er noch vor diesem die aus dortigen Handschriften von seiner Frau abgeschriebene Sammlung altdeutscher Volks- und Meisterlieder heraus **), und fand, bei der seltenen Energie seines Willens, mitten in diesen gelehrten Arbeiten noch Zeit und Kraft zu einer bedeutenden praktischen Thätigkeit. Das Jahr 1817 hatte, wie andern Ländern, auch den Rheinprovinzen durch seine Unfruchtbarkeit verderblich sich erwiesen, insbesondere drohte den Bewohnern der Bergebenen Eiffel, Hundsrücken und Westerwald, bei gänzlichem Abgange alles Eßbaren, außer was die Erde freiwillig erzeugt, eine völlige Aufreibung. Als daher aus der Mitte des Volkes der Ruf an ihn gelangte, helfend in dieser Noth einzugreifen, ließ er

*) Görres' Einleitung zu Firdussi p. 241, und Haneberg in der schönen Gedächtnißrede auf Görres p. 12 ff.

**) Altteutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek, Frankfurt bei Wilmans 1817, mit einer Einleitung über das Verhältniß des Volksliedes zu den Meisterliedern.

sich leicht willig finden, zu thun, was ächte Bürgerpflicht gebot: er gründete den Hülfsverein *), dessen segensreiche Wirksamkeit heute noch in der dankbaren Erinnerung seiner Heimath fortlebt **). Die bei dieser Gelegenheit über das ganze Land angeknüpften Verbindungen wurden dann im Herbste desselben Jahres benutzt, um die bekannte Adresse an den König durchzutreiben, in welcher um eine auf den unzerstörbaren Grundlagen des Lehr-, Wehr- und Nährstandes ***) ruhende ständische Verfassung gebeten wurde. Als darauf im Beginne des folgenden Jahres, da die Unzufriedenheit in den Rheinprovinzen immer lauter und entschiedener sich entwickelt hatte, der König den Staatskanzler hingesendet, und dieser, sobald er angelangt, öffentlich aufgefordert, daß, wer etwas zum Besten des Landes anzubringen habe, es ihm persönlich mittheilen solle †): da trat sofort Görres an die Spitze einer aus Priestern und Gelehrten, Adelichen und Richtern, Bürgern und Bauern gebildeten Deputation, übergab in feierlicher Audienz zu Engers am 12. Januar 1818 dem Fürsten Hardenberg die Adresse ††), und knüpfte an die allgemeine Bitte um Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesakte noch die besonderen Bitten um Preßfreiheit und Beurtheilung ihres Mißbrauches durch Schwurgerichte, und

---

*) In Sachen der Rheinprovinzen p. 75 ff.

**) Dieser Hülfsverein brachte an freiwilligen Beiträgen und aus dem Erlös einer von dem Koblenzer Frauenverein veranstalteten Lotterie eine Summe von mehr als 180,000 Francs zusammen, wofür gegen 4000 Malter Früchte angekauft und an die Armen vertheilt wurden.

***) Vergl. hierüber die ausführliche Besprechung in der Schrift: Teutschland und die Revolution, p. 170 ff.

†) In Sachen der Rheinprovinzen p. 78 ff.

††) Die Uebergabe der Adresse der Stadt Koblenz und der Landschaft an Se. Maj. den König bei Sr. Durchl. dem Fürsten Staatskanzler am 12. Januar 1818. Koblenz 1818, 60 Seiten in 8.

um allgemeine Handelsfreiheit auf dem Grunde gegenseitiger Reciprocität *). In der Schlußrede seines Berichtes über diese Audienz erinnerte er an die Worte eines großen Feldherren: Preußen bedürfe immer der besten Verfassung, des besten Heeres und der besten Talente, der letzteren zumeist, weil ohne sie die erstern nicht zu erhalten seien; denn, setzte er selbst hinzu, es kämpfen in diesem Lande zwei Sterne mit einander: der Unstern, der bei Jena geleuchtet, und der Glücksstern, der über Leipzig und Waterloo gestanden hat **). Hardenberg, der die Adresse öffentlich gutgeheißen, versprach ihre Bevorwortung und versicherte im voraus, daß der König die freimüthig geäußerten Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigen werde ***); der König aber folgte seinem bösen Sterne, und wies, weit entfernt, das Wort seines Mandatars zu lösen, vielmehr das Benehmen desselben und die Adresse officiell zurück †).

Als im Nachsommer der Kanzler auf der Reise zum Aachner-Congresse an den Rhein zurückkehrte, ließ er bei seiner Durchreise durch Koblenz Görres Anträge machen in Bezug auf seine Wiederanstellung. Es war früher die Rede immer davon gewesen, ihn an die neugebildete Universität Bonn zu versetzen; aber weil der Vorgang in Engers einen Stachel zurückgelassen, hatte man jetzt eine Versetzung nach Berlin für rathsamer erachtet. Gerade, was dem Gerufenen eine akademische Wirksamkeit erwünscht hätte machen können, daß er sie nämlich in Mitte seiner Heimath zum Theil auf die Jugend des Landes übte, sollte jetzt wegfallen, er

*) Am angef. Orte p. 18, 34.

**) Am angef. Orte p. 49, 54.

***) Ebendas. p. 10, 41.

†) Teutschland und die Revolution p. 70. In Sachen der Rheinprovinzen p. 79 ff. Ueber das Benehmen des Kronprinzen in dieser Sache vergl. ebendaselbst p. 98 ff.

sollte am Rheine entwurzelt, in Berlin unter Aufsicht gestellt werden: er urtheilte darum einfach, daß, wenn er dort zu einem Lehramt tauge, er auch hier taugen müsse, und schlug jede Versetzung aus *). Es erfolgten nun andere Anträge, die darauf hinausliefen, ihn von der Opposition abzuziehen, und ihm eine Stellung in der Direction entgegengesetzter Strebungen anzuweisen. Aber er kannte seine Bestimmung zu gut, als daß er hier hätte mißgreifen können; auch war seine eigentliche Lebensführung ihm allzuklar geworden, als daß er von einer so zufälligen Einwirkung sich aus der Bahn seiner bisherigen Bestrebungen hätte lenken lassen sollen. Da die Auszeichnungen der Eitelkeit ihm gar nichts galten; da Geld und Gut über das Bedürfniß hinaus ihm gleich nichtig schien; da die Sucht zu herrschen bei seiner republikanischen Gesinnung ihn ebenfalls nur wenig quälte, und der Ruf ihm, wie dem Petrarca, nicht höher galt, als ein Gerücht, und die Gunst der Höfe ohngefähr so viel, wie die Meinung der Menge, wenn sie ihn gegen Gewissen und Ueberzeugung angehe: so lehnte er alle jene Vorschläge ab, und erklärte, daß die einzig ihm zusagende politische Stellung allein in der Opposition seyn könne, wenn es je zu einer Verfassung komme, die eine von der rechten Art ertrage, und wenn ihn selbst das Vertrauen seiner Landsleute dazu berufe **). Diese rechte Opposition müsse, glaubte er, einen zwiefachen Charakter haben: erstens einen herausfordernden, alles Schlechte, Verworrene und Nichtswürdige vernichtenden, sie müsse den Teufel laut beim Namen rufen,

*) Aus demselben Grunde hatte er bereits in den vorhergehenden Jahren vier verschiedene Anträge zu Berufungen nach Lüttich, Heidelberg, Jena und Stuttgart abgelehnt; keiner seiner Landsleute hatte so viel in der Heimath erlebt, als er, kein Wunder darum, daß er in mehr als gewöhnlichem Grade ihr anhing. Vergl. am angef. Orte p. 268.

**) Wörtlich aus der Schrift: In Sachen der Rheinprovinzen p. 117 ff.

damit er selbst erscheine in seiner häßlichen Gestalt; zweitens aber dürfe als Ergänzung dieser polemischen Seite, die gegen das Unrecht sich wende, ihre versöhnende Seite das Recht auch beim Gegner nicht aus den Augen lassen, und sie müsse sich nicht verhehlen, daß auch die ihr entgegengesetzten Interessen in ihrer Sphäre als eine wohlbegründete Macht dastehen. Die Idee einer solchen Opposition, die kämpfend nach abwärts ohne Unterlaß, und nach oben in der Idee sänftigend, beruhigend und versöhnend, scheidend zugleich und verbindend sei, habe ihm stets vorgeschwebt, er habe sie in seinem öffentlichen Leben, zu dessen Verständniß der Schlüssel in ihr gegeben, nach Kräften zu realisiren gesucht, und er habe gefühlt, daß dieses sein Streben, von reinen Motiven ausgegangen, den höhern Schickungen keineswegs widerspreche *).

In dieser Gesinnung schrieb er dann im folgenden Jahre binnen vier Wochen **) die berühmte Schrift: Teutschland und die Revolution ***), die als ein Spiegel der Zeit hingestellt, in welchem sie ihre eigene Gestalt in's Auge fasse, und eine Appellation der besseren Gegenwart an die Nachwelt seyn sollte †). Die Schrift enthält drei Theile: der erste beschreibt die Wege, die man seither gegangen, die allmählige Entwicklung der Ereignisse und den damaligen Zustand Teutschlands; der zweite sucht bestimmte Grundsätze und feste Normen auszufinden, durch die, wenn es noch Zeit sei, die herrschende Ideenverwirrung sich ordnen lasse; der dritte ist auffordernd, antreibend, warnend. Die Höfe, sagt er, ächteten zwar insgesammt den großen Räuber der europäischen Gesellschaft, erklärten aber den Raub als gute Prise;

---

*) Ebendas. p. 72 ff.

**) In Sachen der Rheinprovinzen p. 152.

***) Teutschland und die Revolution, Koblenz bei Hölscher 1819.

†) S. 7, 8.

sie theilten in Wien die gewonnene Beute, und die Kaiserburg wurde zum Wechselhause, wo man die Seelen sich zuwog *). Das besiegte Frankreich, durch eine Verfassung gestärkt, ging mächtiger, als vorher, aus dem Streite; das siegende Deutschland ohnmächtiger, zerrissener, als je zu anderer Zeit **). Die Bundesacte in ihrer blassen, farblosen Allgemeinheit mußte, wenn sie gelang, den Völkern zum schlagenden Beweise der gänzlichen Entbehrlichkeit aller Regierung werden, und nur Deutsche, an Hoffnungen nie verarmend, mochten mit ihr es versuchen; der dreizehnte Artikel, täglich durch Kipper- und Wipperkünste beschnitten, ward endlich so unscheinbar und abgegriffen, daß man später seine Legende in ein Erwartungsrecht der Völker umzudeuten wagen durfte ***). Nicht darum aber sind so furchtbare Stürme über Europa hergezogen, daß schon, während sie noch nachdonnernd am fernen Gesichtskreis stehen, jenes Reich der Mittelmäßigkeit, das sie zersprengt, sich wieder zusammenfinde, in dem jede Kraft ein Mißklang ist, jedes Talent eine gefährliche Gewalt, jede Idee als eine Plage gilt, und jede Erhebung und Begeisterung als eine gefährliche Narrheit behandelt wird. Nicht flache, verschlissene Höflinge, welche die Unbedeutendheit treiben wie ein Studium, und das Nichtige wie ein Geschäft, kann fortan die Geschichte brauchen; nicht Schreibergesellen als Minister, nicht Feldherren, welche die Scheide höher halten, als das Schwert: rüstige, gewandte, vielversuchte Menschen fordert sie, die Geist und Leben sich bewahrt, und die Ansprüche der Zeit mit der Person bezahlen, Männer, die muthig des raschen Rosses Rücken zu be-

*) S. 12 und S. 99: Napoleon halten sie am Felsen festgebunden, seine Institutionen aber stehen noch alle wohlbehalten, seine Ideen sind hochgeehrt.

**) S. 14.

***) S. 19, 22.

schreiten wissen und seinen wilden Muth zu lenken *). Was Deutschland will, ist ein Kaiser und ein ächtes nationales Parlament; nach einem Schattenkaiser ohne Kammer ist nicht die geringste Sehnsucht. Gerade unsere Kammern müssen ihr Recht der Einwirkung auf die Beschlüsse des Bundestages durchfechten, und ist es hier erst zu einem einverstandenen Wirken gekommen, dann wird von selbst die Nothwendigkeit sich aufdrängen, dem Rumpfparlament ein Haupt zu geben. Die Nation dringt auf die Einheit, und dieß Dringen ist wie Baumes Wachsen und Windes Wehen, kein Bemühen mag es in seinem Fortgange hemmen; von diplomatischer Kunst, die ihrer Natur nach alles auf sich beruhen läßt, ist in keiner Weise Heil für Deutschland zu erwarten **). In Uebergangszeiten, wie die unsrigen sind, fahren Geistesblitze zuckend durch die ganze Gesellschaft hin, und entzünden, wie ein Contagium, in einem Nu alle Köpfe; man weiß nicht, wie der zündende Gedanke sich verbreitet, geschieht es durch den Athemzug, durch ein gemeinsames, alle verbindendes Medium, ist's Sprache oder Bild, oder sonst eine geheime Sympathie ***). Hütet euch dann vor Revolutionen, mit denen nur die Frivolität zu spielen wagt: es ist eine furchtbare entscheidende Stunde, wenn das erste Blut in bürgerlichen Unruhen geflossen ist, und die ersten Opfer fallen; es ist die Geburtsstunde einer ganzen verhängnißvollen Zukunft, die sich gestaltet, je nachdem die guten oder bösen Sterne überwiegen †). Eine deutsche Revolution würde mit der Vertreibung aller herrschenden Dynastien, mit der Zerbrechung aller

*) S. 44, 45.

**) S. 123 ff.

***) S. 127. (Aehnlich Göthe an Zelter II, 336: „was in der Luft ist, und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen, ohne daß einer dem andern abborgt.“)

†) S. III, 129.

kirchlichen Formen, mit der Ausrottung des Adels, mit der Einführung einer republikanischen Verfassung unausbleiblich endigen; und sie würde, wenn sie ihren glücklicheren Wallenstein gefunden, weil jedes revolutionirte Volk nothwendig ein eroberndes wird, über ihre Gränze treten, und das ganze morsche europäische Staatsgebäude bis an die Gränze Asiens niederwerfen, aber alle diese Herrlichkeiten mit dem Blute vieler Millionen, mit dem Untergang der Hälfte der ansteigenden Generation, mit der Zerrüttung des ganzen Wohlstandes von Deutschland durch einen langwierigen Krieg erkaufen, und am Ende nicht mehr gewinnen, als jetzt noch auf eine wohlfeilere Art zu erlangen ist *).

Die Schrift schließt mit folgender Ansprache an Volk, Adel und Geistlichkeit: „Ihr vom dritten Stande lasset euch in keiner Weise ableiten von der Bahn der Gesetzlichkeit; ihr wollt nicht Recht nehmen vor Gerichten, die in leeren Formen sich verlieren, von Juristen ausgeklügelt, die durch Verrath die Völker um ihre Freiheiten betrügen halfen; ihr wollt es weisen fortan durch Schöffen und Geschworne; ihr wollt, daß das Verdienst ausgleiche jeden Rangesunterschied, und daß der Verkehr, die Rede und der Gedanke frei sei, wie der Athem. Alle Heere, die auf Erden sind, mögen nicht eine einzige mathematische Wahrheit zu nichte machen, noch weniger werden sie ein ethisches Weltgesetz erschüttern.

---

*) S. 131 ff. Weiterhin heißt es S. 163: nur, indem die Freiheit ihr Recht erhalte, möge der Gehorsam auch willig seine Pflicht erfüllen; S. 168: wenn wie die Jugend den Waffen, so das reifere Alter dem öffentlichen Leben wiedergewonnen ist, dann möchte es wohl gelingen, einen Theil des schönen Ebenmaßes, das die Staaten des Alterthums auszeichnet, in die neuen zurückzuführen; und S. 201: die Deutschen begreifen, daß ihre Vielheit zwar ein kostbares Gut sei, die sie beinahe vor allen jetzigen Völkern sich erhalten; daß dieser Segen aber zum Fluche werden müsse, wenn ihr keine bindende Einheit gegeben wird.

Lasset darum nicht ab, zu fordern, was euch angehört, kommt immer wieder auf denselben Punkt zurück. Vor allem aber bedenkt, daß Verfassungen gar nichts sind ohne Bürgertugend; hätte diese in uns gelebt, dann wäre die Freiheit nicht zu Grunde gegangen. Nur allzu gegründet ist der Vorwurf dieser Zeit gemacht, daß sie zu gehorchen verlernt habe, und doch nicht frei zu seyn verstehe" *).

„Ihr vom Adel erinnert euch der zwiefachen Natur, die sich in euch begegnen soll, wovon die eine der Monarchie, die andere dem Volke zugewendet sei. Eure Standesehre vor dem Volke schwindet dahin, wenn ihr nur Leibeigene der Landeshoheit seyn wollt. Vor Revolutionen gilt keine Verjährung, sie fahren schnell hin über die Jahrhunderte bis zum Ursprung des Mißbrauches, und die französische hat ihren Baronen mit einemmale ihren ganzen Feudalbesitz abgefordert. Keine Rechte auf die Person dürft ihr fortan in Anspruch nehmen, bei den Steuern sollte euer Ehrgeiz seyn, verhältnißmäßig mehr als Andere beizutragen, weil ihr mehr als sie gelten wollt. Wollet ihr euch nur wie Pensionäre des aufgelösten Reiches halten, dann wird euer Aussterben als wünschenswerth erscheinen. Die Thorheit des leeren Hochmuthes auf bloß conventionelle Vorzüge, die Aufgeblasenheit hohler Eitelkeit, das ganze dünkelhafte, anmaßliche Junkerthum, ist die Fabel und der Spott der Zeit geworden; aber ein wahrer, rechter, tüchtiger und ehrenfester Adel fehlt uns überall, am meisten in den höheren Stellen, wo nur allzuoft die platteste Gemeinheit ohne Würde, Anstand und eine Spur adelicher Gesinnung durch den Tröbel äußerer Auszeichnung im Contraste nur um so schärfer sticht, und die Nation bei jeder Gelegenheit vor dem Auslande schändet" **).

---

*) S. 204 ff.

**) S. 207 ff.

„Ihr von der Geistlichkeit seid berufen, dem Volke Gehorsam zu predigen gegen die Obrigkeit, folget dem Berufe und lehrt es, die bürgerliche Ordnung selbst in ihrem tiefsten Verfalle noch achten, und daß es nicht weiche von dem Wege der Gesetzlichkeit; dann aber tretet auch vor die Fürsten und ihre Räthe, und rufet sie, unter dem Schutze eures heiligen Amtes, warnend, strafend wie ihr Gewissen an. Nicht um Verfassungen handelt sich's allein, sie werden, mag man wohl oder übel wollen, nicht länger sich vorenthalten lassen; aber sie allein sind für sich gar wenig, tönende Schellen und hohlklingendes Erz, so lange der Geist bleibt, gegen den man sie angerufen hat: die Willkür und die Gewaltthätigkeit, die Deutschvergessenheit und das Verkennen aller höheren Motive in öffentlichen Angelegenheiten, das Schreiberwesen, die Finanzschwindeleien und die öffentliche Rechtslosigkeit. Die Fürsten sind von Gott auf den Richterstuhl gesetzt zu Ausspendern seiner ewigen Gerechtigkeit: sagt ihnen, daß, wenn sie auf ihrer Höhe Recht mit Unrecht, Gesetzlichkeit mit Tyrannei vermengen und verwirren, dieselbe Verwirrung bald auch der Masse sich mittheilen wird, deren Stärke allein durch das Maß der Mitte gebändigt ist, und daß, hat das empörte Rechtsgefühl, das nirgend Recht gefunden, endlich wüthend zur Selbsthülfe sich entschlossen, der Streit bald geschlichtet ist. Darum ist es rathsam, denen das Recht zu gestatten, die das Recht allein begehren, damit man bei längerer Weigerung sich nicht genöthigt sehe, denen zu Willen zu thun, die dazu noch das Unrecht wollen" *).

Das letzte Wort des Buches ist der Vers des römischen Dichters: Lernet gewarnt Gerechtigkeit üben und nicht mißachten die Gottheit **).

---

*) S. 209 ff. Vergl. mit dieser Allocution an Adel und Geistlichkeit die ähnliche in der Schrift: Die heil. Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona p. 157 ff.

**) Virgilius Aen. VI, 620: Discite justitiam moniti et non temnere divos.

Und für diese Schrift, deren Wahrheit, wenn je ein anderes Prophetenwort, heute allen offenbar geworden ist, empfing er als Prophetenlohn — Verbannung. Durch einen Zufall bekam der Oberpräsident von Ingersleben, gerade als das Ganze gedruckt war, die ersten acht Aushängebogen zu Gesicht, und ließ sich, obgleich sonst ein ruhiger, billiger, wohlwollender Mann, hinreißen, aus dieser bloß polemischen Hälfte einen Schluß auf das Ganze und seine Strafbarkeit zu machen, und sofort die Beschlagnahme der Schrift zu verordnen. Da dieß von einem Manne geschehen, der aufrichtig jede Gewaltthätigkeit haßte, so war dem Verfasser darin ein Maß gegeben von dem, was ihm von anderer Seite bevorstehe. Er fand es darum gerathen, dem nahenden Sturme auszuweichen, und begab sich, mit Zurücklassung seiner Familie und seiner ganzen Habe, nach Frankfurt. Er scheute sich nicht, die Sache auf den ordentlichen Rechtsweg gebracht zu sehen; nie war ihm eingefallen, sich selber in allen Dingen für tadelfrei zu halten, denn wer ist rein? Er hatte im Eifer der Composition seine Ausdrücke nicht immer abgewogen, es mochte seyn, daß er manche Persönlichkeit versehrt; es konnte gefragt und gestritten werden, ob es rathsam sei, in der damaligen Stimmung eine so rückhaltslose Sprache öffentlich zu führen: für das alles waren die Gerichte da, wenn sie ihn strafbar fanden, er wollte und konnte der Strafe sich nicht entziehen; aber er wollte sein Urtheil nach angehörter Vertheidigung, von seinen natürlichen Richtern, in rechtlicher Form *). Als darum ein preußischer Offizier und ein Mitglied der Regierung von Koblenz beim Frankfurter Magistrate seine Auslieferung zur Abführung nach einer Festung im Innern des Landes nachsuchten, fügte er sich solcher Mißhandlung nicht. Festungsstrafe, durch eine Verfügung des Cabinetes ohne Untersu-

*) In Sachen der Rheinprovinzen p. 155 ff.

chung, Vertheidigung und Appellation verhängt, war von je am Rheine unerhört, und selbst mitten in der Tyrannei Napoleons ungesetzlich. Auch schien ihm Unterwerfung unter eine rechtswidrige Willkür ein Verrath zu seyn, nicht bloß am Vaterlande, sondern selbst an der Autorität, die sie geübt, am meisten in dieser Zeit und bei einem Fürsten, den man sonst seines unerschütterlichen Rechtsgefühles wegen ehren müsse, und bei dem man nur einen Irrthum der Urtheilskraft, nicht eine Aberration des Willens voraussetzen dürfe *). Als daher die Frankfurter ihn nicht zu schützen vermochten, ging er ruhig nach Straßburg, und stellte sich dort unter den völkerrechtlichen Schutz seiner Feinde, der Franzosen; bis zu Neujahr hoffte er, werde die Sache wieder beigelegt seyn, wohl ihm, nicht aber seinen Gegnern zur Ehre und Genugthuung **). Er war sich bewußt, in all seinem Thun

---

*) S. 158, 159.

**) S. 160, 166, 168: Da man mir ohne Noth die Wohlthat der bürgerlichen Gesetze versagt, und mich also außerhalb des Gesetzes erklärt, habe ich mich unter den Schutz des allgemeinen Völkerrechtes gestellt, nicht um der Autorität Trotz zu bieten, sondern um sie in die Unmöglichkeit zu versetzen, auf einem andern, als dem gesetzlichen Wege in dieser Sache fortzukommen. Aus den von Straßburg geschriebenen Briefen an seine Frau hebe ich folgende Stellen hervor. Vom 10. Okt. 1819: Ich habe auf der ganzen Reise hieher auf den Vogelflug und alle Zeichen geachtet, und alle waren gut: wenn man thut, was recht ist, findet sich das Uebrige wohl dazu. Vom 30. Oktober: Jetzt ist alles überwunden, und ich bin wie eine gefeite Person, die unter dem Schutze des Völkerrechtes steht... So, denke ich, wird vor Neujahr die Sache wieder beigelegt seyn, wohl mir, aber schwerlich ihnen zur Ehre und Genugthuung. Vom 16. November: Ich thue nur in der Sache, was nothwendig ist, sorge, daß mir kein Hochmuth kommt, und daß ich fest auf meinen Beinen bleibe. Vom 18. December: Ich bin ganz gut hier aufgehoben, und habe meinen Schreibtisch hinter dem Hochaltar der französischen Ehre aufgeschlagen. Vom 20. Januar 1820:

und Treiben nie etwas Unlauteres bezweckt zu haben; er hatte unter den Augen seiner Mitbürger seit früher Jugend, wo er zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, ein unbescholtenes Leben hingeführt; er hatte in Zeiten, die, in vielfältiger Bewegung den Menschen ergreifend, zuletzt auch das Innerste offenbar machen, vor aller Welt gehandelt und gewirkt, und nie in sorgenvoller Scheu eine verborgene Schuld vor ihr gehütet; und die Regierung vor allen, die gewaltsam in den Frieden seines Hauses eingebrochen war, und seine Papiere durchwühlt hatte, um die Geheimnisse dessen auszuspähen, der nie das mindeste Geheimniß aus seinen Gesinnungen gemacht, sie vor allen konnte am besten wissen, wie es um die Motive beschaffen sei, die ihn bei seinem Handeln trieben *).

Jene aber, die jeder eignen und fremden Bethörung leicht zugänglich, nur mit der bittern, unbestechlichen Wahrheit sich nicht vertragen konnten **), und in jedem von ihnen unabhängigen Charakter einen Feind erblickten, wiesen, auf die Gewalt sich stützend, jeden rechtlichen Austrag der Sache zurück. Die preußische Staatszeitung vom 18. Oktober 1819 erklärte: Görres hätte auf Befehl des Königs verhaftet und auf eine Festung abgeführt werden sollen; seine Straffälligkeit liege, ohne daß es, um sie zu erkennen, einer Untersuchung bedürfe, klar vor Augen ***). Dem Stadtrathe von Koblenz, der

---

Ich will kein Narr seyn, daß ich mich diesen Polizeischinderksnechten zum Abmergeln in die Hände gebe. Vom 22. Februar: Da ich in allen Dingen nur meiner guten Ueberzeugung gefolgt, und nichts Uebeles gewollt, so wird mir auch nichts Uebeles widerfahren, und das Uebele selbst zum Guten ausschlagen.

*) In Sachen der Rheinprovinzen p. 162 ff. 164.

**) Görres Worte in dem Aufsatz über A. von Arnim p. 105.

***) In Sachen der Rheinprovinzen p. 165. — Wahrlich ein in der Rechtsgeschichte unerhörter Satz: die Schuld sei so klar, daß sie gar keiner Untersuchung bedürfe!

sich der Sache seines Mitbürgers, des ersten öffentlichen Charakters der Provinz, angenommen hatte, wurde der Bescheid: seine Vorstellung vom 1. November sei eine Anmaßung, die nur das gerechte Mißfallen des Königs veranlassen könne; dem Professor Görres, wenn er in's Land zurückgekehrt, stehe es zu, sich über seine verbrecherische Schrift zu verantworten, nicht aber dem Stadtrathe, ihn durch ein desfallsiges Gesuch zu vertreten*). Die Gattin des Verfolgten erhielt auf ihre Erklärung an den König: sie wolle das, was sie als Recht für ihren Mann fordern zu dürfen glaube, daß er nämlich von einem Geschwornengerichte nach den Gesetzen seiner Provinz gerichtet werde, mit gerührtem Herzen als eine Gnade für sich und ihre Kinder aus den Händen Seiner Majestät annehmen — fünf Monate lang keine Antwort, und als sie ihre Bitte wiederholte, den kahlen Bescheid: daß, wenn Görres nach Preußen zurückgekehrt sei, der König die Gerichtsbehörde bestimmen werde, die über sein Vergehen urtheilen solle **). Alle weiteren Vorstellungen blieben ohne Erfolg; der König, von falschen Räthen umgeben, bestand darauf, den im schlimmsten Falle eines einfachen Preßvergehens Schuldigen nicht vor seine ordentlichen Richter, sondern vor eine Specialkommission stellen zu lassen, wo dann das Gericht eine bloße Förmlichkeit war, hinter der die Gewalt sich verbarg***). Es hätte ihm nun bei solcher hartnäckigen Rechtsverweigerung ein Weg noch offen gestanden, der an den Bundestag. Aber er sah, daß

---

*) S. 193.

**) S. 199, 201. Daß der König Friedrich Wilhelm III. die S. 195 ff. und S. 227 ff. abgedruckten Briefe der Frau Görres so beantworten konnte, wie es dort geschehen ist, bleibt mir ein psychologisches Räthsel; ich verstehe es nicht, wie ein ritterlicher deutscher Fürst eine schutzflehende Frau, die dasjenige, was sie als Recht fordern durfte, mit gerührtem Herzen als eine Gnade für sich und ihre Kinder annehmen wollte, von sich stoßen konnte.

***) S. 211.

zwar viele Spuren in diesen Irrsal hinein-, keine aber herausführten, und es war wahrscheinlicher, daß hier das Buch, als daß sein Verfasser Recht bekommen würde.*) Ueber diesem Gefühle des allgemeinen Unglückes der Zeit war sein eigenes ihm fast gleichgültig geworden, und es konnte ihm einerlei seyn, von wo er der weitern Entwickelung dieses Trauerspieles zusehen sollte. Da die Fremde ihm gewährte, was die Heimath ihm schuldig war, so regte sich kein Verlangen in seiner Brust nach dem Vaterlande, für welches er vor dem Auslande jeden Tag wenigstens einmal erröthen mußte, vielleicht zur Strafe dafür, daß er früher es allzusehr erhoben; und er sah mit großem Gleichmuthe dem entgegen, was man beschließen werde, da in allen Fällen Unrecht leiden besser ist, als Unrecht thun.**) Als darum nach achtmonatlichem Harren in Straßburg der Frühling des Jahres 1820 herangekommen war, verließ er diese Stadt und ging in die Schweiz, von Gau zu Gau in allen Richtungen dieselbe durchwandernd und Land und Leute sich betrachtend: über Schaffhausen durch das obstreiche Thurgau nach St. Gallen; von dort in der Appenzeller schön begrüntes Land, dann zum knabenhaften Rhein hinüber in der grauen Bünde Gebiet; und hinauf und hinab an den Quellen des Hinterrheines bis zu denen des vorderen am Crispalt bei Trons vorüber, wo neben der Kapelle des

*) S. 237. Ebenso urtheilt Stein in den Briefen an Gagern p. 104, 112, 121, 156, 316: über das lahme, ekelhafte Bundestagswesen, über die Unthätigkeit und Scheinthätigkeit des Bundestages, der sich auf vier Monate vertagt, nachdem er acht Monate des Jahres nichts gethan hat, dessen Protocolle selbst diejenigen, die von Amtswegen dazu verpflichtet sind, nur gähnend lesen können, der unbekannt und ungeachtet mitten in Deutschland dasteht, kraftlos zur Beseitigung der Reibungen unter seinen Gliedern, und unberechtigt und abgeneigt, die Person und das Eigenthum des Einzelnen zu schützen.

**) In Sachen der Rheinprovinzen p. 216.

Schwures der alte Ahorn, einst von zehn Männern kaum umklaftert, die vielfach geschädigten dorrenden Aeste streckt, während unsern auch Dissentis in seinen Ruinen trauert; weiter die Linth bei Zürich hinab, wo die Manessen in Liebe deutschem Sange sich geneigt; hinauf dann wieder, bis wo Einsiedeln von Wallfahrern umlagert Pflegerin zugleich der Frömmigkeit und der Wissenschaft ist; durch der Schwyzer Gebiet sofort an jenem Berge vorüber, der den jüngsten Tag nicht abgewartet, den Zuger See entlang, hin nach Lucern und in die Matten der kräftig schönen Entlibucher; über den Vierwaldstätter See, an Unterwalden vorüber, in die wilden Thäler, wo die Reuß das Stierhorn von Uri überdonnert; hinan dann durch den Schauplatz alter Titanenkämpfe über die Bergesstufen, an denen nacheinander erst die Menschen, dann die Thiere, endlich die Pflanzen hinter dem Steigenden sich verlieren, bis wo oben in tiefer Einsamkeit die altersgraue verwitterte Alrune schweigend sitzt, und auf das vergessene Schöpfungswort vergebens sich besinnt; hinab dann wieder durch die lagernden Wolkenschichten in's Land der heitern Lüfte zu dem reizenden See und den boromeischen Inseln; wieder gen Norden dann, durch viele lebendige, tüchtige, arbeitsame Menschen italischen Stammes, die Tosa hinauf, und wieder im Rücken der Jungfrau hinunter, bis wo die französische Rhone in ihr Rinnsal fließt; hin durch der Walliser Land, die den Ruheplatz der Todten sorgsamer als die Wohnungen der Lebendigen pflegen; über die Brücke von St. Maurice, dann in den Garten des Waadtlandes, am Genfer- und Neuenburger-See entlang in's helvetische Burgundien zum stillen Freiburg, und durch Uechtland nach Bern hinüber, der adelichen Stadt; endlich von da über das freundliche Solothurn in die Wiesenthäler des Aargaues*). Er hat in jenen

---

*) So beschreibt er selbst seine Schweizerreise im Katholiken Bd. XIX, p. 558 ff.

Thälern und Gründen, wo der deutsche Stamm sich eingewohnt, in Einrichtungen, Anstalten, Sinnesweise, Sprache und Kleidungsart, Altdeutschland wohlbehaltener als meist in Deutschland selbst gefunden *). Er sah dort nicht zwar republicanische Tugenden im großen Styl, nicht jenen altclassischen Muth und stolzen Freiheitssinn, kein großartiges Leben; wohl aber viel rechte und schlichte Sinnesart, unverkünstelten Verstand, behagliche Wohlhäbigkeit, Emsigkeit und Fleiß, nüchterne Genügsamkeit, nirgends verschwenderische Höfe, die des Landes Armuth vergeuden, nirgends jene Schaaren stehender Müßiggänger, die im Frieden den Wohlstand des Volkes fressen, damit sie ihn im Kriege nicht zu vertheidigen haben, allerwärts nur mäßige Abgaben, nirgendwo jene ungeheuren Schuldenmassen, die der Wahnsinn der Verschwendung, Ehrsucht, Habgier und Untüchtigkeit angehäuft **). Auch ist ihm in der Schweiz viel Wohlwollen und viele Theilnahme entgegengekommen, da überall der alte Merkur als Bote vor ihm hergelaufen und eine freundliche Aufnahme bereitet hatte. Als nun nach voller Jahresfrist die Regierung seiner Heimath ihm fortdauernd jegliches Recht verweigerte, schien es ihm eine doppelte Pflicht gegen die Welt und gegen sich selbst, den Leuten, die an nichts glaubten, zu zeigen, daß es etwas gebe, das sie nicht bezwingen, noch beugen könnten, und den Beweis zu machen, daß keine Macht aufkönne gegen Recht und Wahrheit ***). Er beschloß demnach, vorläufig seinen Aufenthalt in Aarau zu nehmen, wohin ihm, sein Loos theilend, die Kinder mit ihrer Mutter, die in allen Lagen ihres schicksalvollen Lebens den gleichen Muth und Adel der Gesinnung, wie ihr Mann, bewährt hat, im September 1820 von Koblenz aus nachfolgte.

---

*) Am angef. Orte p. 363 ff.

**) In Sachen der Rheinprovinzen p. 217 ff.

***) Brief aus Aarau 19. Juni 1820.

Der Geist, der vor anderthalb Jahren zu der Schrift „Teutschland und die Revolution" getrieben hatte, gebot ihm jetzt, nochmals das Wort zu nehmen*), und so erschien die zweite und tiefgreifendste politische Schrift der deutschen Literatur: Europa und die Revolution**), worin er, die geordnete Reihe der Jahrhunderte überschauend und den relativen Gegensatz der Principien, die der großen Bewegung des europäischen Lebens zu Grunde liegen, zeigt, wie die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenhängt, und wie aus beiden die Zukunft sich entwickeln wird.

Im ersten Theile des Buches, der allgemeinen Orientirung, gibt er eine doppelte Darstellung der Weltgeschichte, eine aus dem heliocentrischen Standpunkte des alten priesterlichen Glaubens, und eine andere vom geocentrischen Standpunkte der modernen philosophischen Wissenschaft***). Zwar ist, bemerkt er mit Recht, über beiden noch eine dritte Stelle, auf jenem höchsten geistigen Gipfel aller Anschauung, wo die Erde mit allen ihren Achsen und Gegensätzen in einen dimensionslosen Punkt verschwindet, ein Atom, schwebend in der einsamen Wüste der Nichtigkeit, aufgeblasen in wesenlosem Scheine und die hohle Leere mit Eitelkeiten und sich selbst aufhebenden Verneinungen angefüllt. Aber diese Anschauung, die in Beziehung auf den ersten Grund ihre tiefe Bedeutung hat, aber nach abwärts in ihrer Ueberschwenglichkeit alle Gegensätze völlig vernichtet, schließt eben darum alle Würdigung irdischer Verhältnisse aus, die, wie es auch immer gekommen seyn mag, in diesen Gegensätzen und Entzweiungen verstrickt und befangen erscheinen †).

---

*) In Sachen der Rheinprovinzen p. 240.

**) Europa und die Revolution, Stuttgart bei Metzler 1821.

***) Am angef. Orte p. 56 ff.

†) Ebendas. p. 58 ff.

Im zweiten Theile, in der Schilderung der nächsten Vergangenheit, lesen wir: Die Idee einer gemeinsamen großen Verschuldung und einer unverdienten Begnadigung war unter den Menschen, die Zeugen des Gerichtes über Napoleon gewesen, anerkannt; die Fürsten selbst hatten vor Gott bezeugt, daß sie den Sieg und ihre Wiederherstellung nächst ihm der Begeisterung ihrer Völker willig verdankten, und diese hatten, da das alte Schuldbuch vernichtet war, in erneuter Liebe den alten Geschlechtern sich verbunden, und es war kein anderer Wunsch in ihnen, denn auf sie, als der Grundfeste ihrer Zukunft, ihr Wohlseyn zu begründen. Es war allgemein anerkannt, daß der alte Zustand der Dinge nicht mehr fortbestehen möge*). Aber es schien Hauptgeschäft, vor Allem die Ländervertheilungen zu machen, die der Masse der Verbündeten anheim gefallen; und da ergab sich bald, daß, eben wie in Rastadt und Lüneville, Deutschland, als sei es allein Gegenstand des allgemeinen Kreuzzuges und darum die Beute des Sieges gewesen, als die einzige Entschädigungsmasse betrachtet wurde, über deren Vertheilung sogar Frankreich seine gültige Stimme mit abgab. Das schien eine Schmach dem wiedererwachten Geiste der Nation, und er begann Sorge zu fassen um den Ausgang, als er den Hader gewahrte, der über dem Streite der Interessen erwachte, und die Aufmerksamkeit von allen wichtigeren Gegenständen ab auf sich hinlenkte. Mehrere der durch die Revolution vertriebenen Geschlechter, die Bourbonen in Frankreich und das Oranische in Belgien, waren, mit einer Charte in der Hand, zurückgekommen. Die öffentliche Meinung hatte den Völkern, denen sie angehört, diese Wohlthat in keiner Weise mißgönnt; aber der Gedanke hatte ihr damals unerträglich geschienen, daß den Siegern selbst vorenthalten werde, was sie den Besiegten erkämpft. Deutschland erhielt

---

*) S. 177.

nichts als den dreizehnten Artikel, dessen Erfüllung auf dem Petitionswege zu erbitten Preußen verboten hat*).

Was sich in der Gegenwart (1821) kund gibt, heißt es weiter im dritten Abschnitte, ist ein furchtbares Hin- und Herüberschwanken, ein beständiges convulsivisches Abspringen von einem Aeußersten zum andern**). Von den Paroxysmen dieses Wechselfiebers heimgesucht, wird Europa, bald in den Schauern des Despotismus zähneklappernd, dann wieder von fliegender Revolutionshitze heiß überlaufen, immer kraftloser, hinfälliger und matter, und das Fieber, das zuerst ein säculares gewesen, jetzt aber beinahe ein einjähriges geworden ist, und fast ohne Intermission, deutet auf die stets zunehmende Verseichtung der Lebenskräfte, zugleich aber auch auf das Annahen der entscheidenden Krise. Zu unruhig für den Despotismus, zu sclavisch für die Freiheit, sucht die Zeit immer aus dem einen in die andere sich zu retten, um, ist sie dort angelangt, wieder nach den Fleischtöpfen der Dienstbarkeit sich zurückzusehnen***). Jenseits der Alpen, wie diesseits, dieselbe Zerrissenheit; der gleiche Untergang aller Freiheiten der Nation in bodenloser Willkür; dieselbe Vergeßlichkeit für alle Thaten einer größern und bessern Vergangenheit: darum auch dieselbe Schmach in der Geschichte, derselbe Verrath der Interessen der Nation an's Ausland; die gleiche Anfeindung streitender Interessen, dieselbe periodische Unterdrückung und Ausplünderung von Außen hinein und nun auch dieselbe Verzweiflung in den Gemüthern über den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten, dieselbe Gährung und Unzufriedenheit, der gleiche Haß gegen alle Unterdrückung, dasselbe instinctive Sehnen aus der Zerrissenheit gegen die Einheit zurück, die mit der Eigenthümlichkeit des Besonderen sich verträgt, das-

*) S. 179 ff. 183.

**) S. 190.

***) S. 192 ff.

selbe allmählige Wiederaufwachen des Nationalgefühls und aller bisher schlummernden Kräfte in der Masse, dieselben Ideen von Freiheit, Bürgerthum und Verfassung im allgemeinen Umlauf unter den Gebildeten*).

Der verschiedene politische Charakter der Deutschen und Franzosen wird treffend also geschildert: Seit die Religion von der Politik in Europa überwachsen worden, habe Frankreich schnell seinen rechten Mittelpunkt in ihr gefunden: man könne sagen, daß kein Volk auf Erden so eigentlich zu Hause sei, wie das französische, keinem andern sei ein solcher Weltverstand zu Theil geworden, während die Deutschen in der Zukunft oder in der Vergangenheit lebend, aber darum nie in der Gegenwart heimisch seien; strebend in allen Dingen nach dem Höchsten und Tiefsten, darum verlierend immer das Erreichbare, das in der Mitte liegt, und nichts vollführend bis zum Ende; nur in der Ruhe oder in der heftigsten Bewegung mit Gemessenheit gewandt, in allen gemäßigten Uebergängen ohne Haltung, und darum in der Regel an der Gelegenheit unentschlossen vorübergehend**).

Endlich im vierten Abschnitte fährt er fort: Wenn die Gegenwart in der Fortschreitung und dem Gesetze der Vergangenheit fließend wird, entwickelt aus ihr sich die Zukunft***). Alle Bewegungen der letzten fünf Jahrhunderte lassen sich in die kurze Formel zusammenfassen: daß in ihnen nichts als die allmählige Auflösung des großen europäisch-germanischen Reiches vor sich gegangen, begleitet von einer gleichmäßig fortschreitenden Reorganisation aller gesellschaftlichen Verhältnisse auf anderem Grunde als dem, worauf das

*) S. 203 ff.

**) S. 205 ff.

***) Vergl. Lichtenberg's verm. Schriften 3. p. 433: Das Gegenwärtige, sagt Leibnitz, von dem Vergangenen geschwängert, gebiert das Zukünftige.

alte Werk gestanden*). Muhameds Lehre hatte das Außereuropäische von der Glaubenseinheit abgerissen; später trennte sich die griechische Kirche von der lateinischen; bald in der Reformation der Norden von dem Süden; zuletzt suchten in diesem wieder die Nationalkirchen in eigener Selbstständigkeit sich zu befestigen. Ebenso trennten sich zuerst Spanien und Frankreich im Vertrage von Verdun vom Reiche; die Habsburger entsagten darauf Italien; dann folgte die Schweiz, das burgundische Reich, Holland, Lothringen; und indem also stückweise der innere Verband sich löste, legten an das stets entschwindende deutsche Deutschland ein russisches, schwedisches, dänisches, engländisches, holländisches, französisches, schweizerisches, zuletzt ein preußisches und österreichisches als Schlingpflanzen sich an; und nachdem sie endlich den alten Stamm ganz ausgesogen, ist er zuletzt in sich zusammengebrochen, und die parasitischen Gewächse sind zu selbstständigen Bäumen für sich erwachsen**). Die Zukunft Europas wird demnach die hinschreitende Evolution weiter führen, indem sie einerseits den angefangenen Zersetzungsproceß zu seinem Ende drängt, und andererseits die begonnene Umbildung bis zu ihrer vollen Reife leitet. Während daher die täglich fortschreitende Zerstörung des Alten die Anhänger der Stabilität, und diejenigen, die zur Erhaltung des Bestehenden berufen sind, ängstigt ohne Unterlaß: werden dem aufmerksamen Blicke immer sichtbarer die Ansätze zur neuen Ordnung, die sich gestalten will, und die plastischen Kräfte, die in wirksamer Arbeit die Masse durchfahren, treten immer unverhüllter mit ihrem Werke an's Tagslicht hinaus***).

Italien ist fortdauernd ein Mittelpunkt für alle religiösen Verhältnisse geblieben. Wie die Heklaquellen ihren heißen

*) S. 271.
**) S. 273.
***) S. 275.

Wasserstrahl nun hinauf zur Höhe treiben, und dann wieder abwechselnd ihn hinunter in die Tiefe schlingen, daß die Brunnen versiegt scheinen und aufgetrocknet: so ist es um die religiöse Stimmung gethan, die, weil sie auf einem Bedürfniß der menschlichen Natur begründet ist, abgewiesen immer wiederkehrt, und wenn sie sich entzogen, wieder auf's neue gefordert wird. Jetzt, wo die Systole aufgehört, naht die Diastole; aus dem Unglauben neigt die Zeit wieder zum Glauben hin, und der innere Brunnquell, der ausgesetzt, beginnt wieder zu fließen. Im Verhältniß aber, wie diese Idee sich mehr belebt, wird auch ihre äußere Darstellung in der Kirche sich wieder mehr centriren, und das in ihr verjüngte Rom wird auf's neue sein altes Recht behaupten. Der protestantische Norden aber wird sich ihm keineswegs zu entziehen im Stande seyn; gehalten von dem Bande des gemeinsamen Christenthums, wird er in ihm die heilsame Opposition fortführen, und also, wie Umkreis und Mittelpunkt sich wechselseitig voraussetzen, sich bedingt finden in dem Centrum, wie selbst bedingend. Die dritte griechische Kirche aber wird als eine untere und äußerliche Vermittelung durch den Uebergang zwischen beide treten *).

Wie in solcher Weise Rom fortdauernd für ganz Europa die Mitte und der Anknüpfungspunkt aller wiederbelebten religiösen Ideen seyn wird; so soll, wie es sich anläßt, Frankreich fürderhin als Mitte und Anschließungspunkt aller politischen Verhältnisse fortbestehen: dort wird die Sache Europas zur Sprache gebracht, und der große Proceß instruirt und durch alle Instanzen durchgetrieben, ehe er anderwärts vollzogen wird und ausgefochten. Darum gehen fortdauernd unsichtbare Fäden von diesem Lande aus in alle Länder, verknüpfend die Gleichgesinnten in organischem Verkehre, und es fügt um diese überall das Einverstandene sich in Sym-

*) S. 276 ff.

pathie zusammen, während in ihrem innern Widerspruche das Feindliche in Antipathie sich flieht*).

Eben wie Frankreich die seit drei Jahrhunderten in der europäischen Gesellschaft neu ausgeprägte Gedankenmasse ohne Widerspruch beherrscht, so hat England sich zum Mittelpunkte des großen Weltverkehres erhoben. Diese Insel hat, seit der Sonnenstrahl der Freiheit erwärmend sie beschienen, in ihrem Ocean gleichsam zu keimen angefangen; eine große Wasserpflanze, hat sie ihre Wurzeln über allen Meeresboden hingetrieben, und der stolze Wipfel, den sie gehoben, überschattet nun die ganze Erde. Langsam und allmählig, wie Roms tiefbegründete Macht, ist diese Herrschaft angewachsen; eine große Tradition von Geist, Kraft, Muth, Industrie und Beharrlichkeit hat sie in stiller Entwicklung hervorgebracht, im Fortschritte hat sie eine stets zunehmende Masse von geistiger Betriebsamkeit aus dem Innern der Nation hervorgetrieben, und indem jedes Geschlecht stets die Zinsen, die seine Anstrengungen erworben, zum Stock des Nationaleigenthumes hinzuschlagen, ist jenes ungeheure Kapital erwachsen, auf das sie fortan unerschütterlich sich basirt**).

Der Geist der Russen ist der eigentliche und wahrhafte Geist der stehenden Heere: zu folgen jedem Stoße, der von oben herniederkommt; willenlos selbst zu seyn, was der höhere Wille gebietet; nicht in der Begeisterung den Muth zu schöpfen, sondern in der Furcht vor der Strafe, welche die Feigheit ahndet; treu zu seyn nicht aus Liebe, sondern aus Gehorsam; Verstand, Gefühl, Wissen, Kraft und Leben und das ganze Daseyn zu resigniren auf ein Machtgebot, daß nichts als die sich selbst aufziehende Maschine übrig bleibt: das ist die Forderung der Disciplin, und kein Volk erfüllt sie treuer, als diese Moskowiten; keines ist dazu noch so

---

*) S. 278 ff.
**) S. 279 ff.

reichlich mit der thierischen Naturkraft ausgestattet, unverwüstlicher gegen alle Kriegsbeschwer und gegen die Elemente abgehärtet *).

Es entsteht die Frage, was, nachdem in solcher Weise alle Momente der Zukunft in Europa sich vertheilt, für Deutschland übrig bleibt? Der Deutsche war ehemals der Fürst, der über alle geherrscht; sein Reich, das einst das Reich der Mitte gewesen, ist jetzt zum Reich der Mittelmäßigkeit in allen Dingen herabgesunken, so daß er, nachdem ihn die Geschichte aller seiner Würden entsetzt, jetzt allen dient als Söldner, Schreiber, Dienstbote, je nachdem die Umstände fallen wollen **). Nachdem Alles, was von neuer Gestaltung sich im Welttheil zeigt, auf Unkosten Deutschlands sich gebildet hat, ist Deutschland selbst nur eine diplomatische Fiction geworden ***). Aber dennoch muß uns werden, was die Zeiten mit sich bringen; das Kind ist empfangen, es muß an den Tag hinaus, wenn auch böses Nestelknüpfen die Gebärerin in langen Wehen hält †). In allen Dingen ist das Aeußerste jedesmal der Wendepunkt zu seinem Gegensatze — und dieselbe Geschichte, die unter Mitwirkung unserer Unthätigkeit Deutschland so herabgebracht, wird unter gleicher Mitwirkung besserer Kräfte uns wieder aufrichten: zuvörderst, indem sie unsere Fürsten nöthigt, nach der alten Weise in Treue, und auf Tod und Leben beim Tüchtigsten zu Gefolge zu gehen, ihre Selbstständigkeit aber an die Freiheit ihrer Völker bindet ††). Der Geist, der zürnend in die Geschichte eingetreten, hat jenen wirklich großartigen Tyrannen Napoleon nicht darum gestürzt, und an den Klippen jenes

*) S. 282.
**) S. 283.
***) S. 285, 293.
†) S. 306.
††) S. 307.

Willandes ihn zerschlagen, damit ein Gemische kleiner schwächlicher Tyrannien an seiner Stelle seinen Garten überziehe*).

Nahe ist die Weissagung erfüllt, die Revolution werde die Umreise um ganz Europa halten**). Was die Völker noch vor wenig Jahren mit Danke angenommen, scheint ihnen jetzt, wo sie mit Gewalt sich in Besitz gesetzt, ein gemeines Ding, unwerth der Beachtung***). Darum nochmal und abermal: Lernet gewarnt Gerechtigkeit üben, und nicht mißachten die Gottheit †). Gestattet freiwillig, was Recht und Billigkeit verlangen, damit nicht die Unterthanen Rebellen werden aus Politik, weil die Fürsten Tyrannen aus Grundsätzen ††).

So der Seher. Da er immer ohne Rückhalt und Menschenfurcht die Wahrheit, wie er sie erkannt, ausgesprochen, ohne je mit schlechten Leidenschaften sich gemein zu machen, so sind seine Werke zu aller Zeit wie ein zweischneidiges Schwert unter die streitenden Interessen hingefahren, an dem entgegengesetzte Uebertreibungen sich blutig wund gerieben, ohne daß sie seinen guten Stahl je angefressen, oder schartig gemacht hätten †††). Die preußische Regierung aber verbot auch diese Schrift, weil sie Theorien und Aeußerungen enthalte, die auf Erschütterung der Monarchie, und der in den deutschen Staaten bestehenden Verfassungen abzielten — da doch das Bestreben, welches in ihr und in der früheren Schrift und im ganzen Leben ihres Verfassers sich kundgegeben, überall die Extreme abzuwehren, und eine gütliche Verständigung

*) S. 328.

**) S. 189.

***) S. 6.

†) S. 341.

††) S. 185.

†††) In Sachen rc. p. 245.

herbeizuführen, gerade das Gegentheil des Revolutionirenden ist*).

Während also die feigen Schmeichler der Gewalt durch Ohrenbläserei und giftigen Argwohn die Fürsten zur Tyrannei antrieben**), hatte die öffentliche Theilnahme aller Wohlgesinnten dem Verfolgten um so entschiedener sich zugewendet. Nachdem er der Regierung, die sein Recht hartnäckig ihm verweigert, zwei volle Jahre Bedenkzeit gelassen, und alles gethan, um jeden unnützen Skandal zu vermeiden, glaubte er nunmehr auch der Pflicht gegen sich selbst Gehör geben zu dürfen, und achtete sich verbunden, durch eine aktenmäßige Darstellung der Thatsachen die Richtigkeit der Vorwürfe darzuthun, welche der Unverstand und die Bosheit seiner Feinde ihm gemacht hatten. Dieß geschah in der Schrift: In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit***): worin er mit heroischem Gleichmuthe seine eigenen Lebensschicksale erzählte, als seien sie die eines Andern, der in anderer Zeit, oder in einem andern Welttheile lebte, und dessen Sache er vor dem unparteiischen Schwurgerichte der Nachwelt zu führen hätte. Nirgendwo bewährte sich ächter, als hier, das innere Ebenmaß seines nicht leicht geirrten und getrübten Naturells, das ihm Gott gegeben, und welches er durch die Unbescholtenheit seines Wandels sich rein zu erhalten gewußt hat†). Ich habe, sagt er in dieser Schrift, genug von der Welt begriffen, um ihren leeren Täuschungen auf den Grund zu blicken; der einzige Ehrgeiz, der mir geblieben, ist, vor mir selber und allen achtbaren redlichen Menschen immer in Ehren zu bestehen. Dieser Ehrgeiz ist

---

*) Ebendas. p. 247, 252.

**) Europa und die Revolution p. 8.

***) Das Buch ist geschrieben im Aargau im Herbste 1821 und gedruckt zu Stuttgart bei Metzler 1822.

†) In Sachen der Rheinprovinzen p. 6.

nicht von der gefährlichen Art, wenn er auch bisweilen unbequem erscheint, und es ist nicht glaublich, daß er, sogar wenn allgemein verbreitet, die Ruhe der Staaten bedrohen würde*). Meine Jugend hat manche Irrthümer der Zeit getheilt; der stärkste, der mich jetzt noch nicht ganz verlassen, war immer der, daß ich meinen Zeitgenossen mehr zugetraut, als sie zu leisten im Stande waren. Wenn ich mich in dieser Weise bisher betrogen, so habe ich wenigstens das Glück gehabt, durch keine schlechte Handlung mein Leben zu beflecken**). Wer der Wahrheit gemäß also sprechen darf, dem wird es auf sein Wort geglaubt, wenn er versichert***): kein irdischer König sei reich genug, ihm eine seiner guten Ueberzeugungen abzukaufen; die Höfe hätten nichts, das sie ihm bieten könnten, um ihm die Ruhe seines Gewissens dafür abzutauschen; die Unabhängigkeit seines Geistes und die Unbescholtenheit seines Charakters, wenn sich auch Käufer dazu gefunden, wären ihm um keinen Preis feil gewesen. Er beuge sich vor Gott und seinem Worte, vor der Majestät der Wahrheit, der Sittlichkeit und des Rechtes, aber nimmermehr vor der Willkür der rohen Gewalt, in welchen Formen sie ihm auch entgegentrete †). Gegen Invectiven habe ihn die Natur gehärtet, den Haß lasse er auf sich beruhen, die Erbosung der Leidenschaften könne ihn nur ekeln oder bisweilen belustigen; den Irrthum könne er, im Bewußtseyn eigener Schwäche, leicht ertragen, und so sei es keiner Verfolgung glücklicherweise noch gelungen, seine natürliche Heiterkeit zu stören ††).

---

*) S. 103.

**) S. 192.

***) S. 252 ff.

†) Ebenso in der gleich anzuführenden spätern Schrift über die heil. Allianz p. 4: er (Görres) hat immer gemeint, es zieme sich, demüthig vor Gott zu seyn, stolz aber vor den Menschen, die uns ein Unrecht angesinnen wollen.

††) S. 254.

Die handelnden Hauptpersonen des Dramas dieser Schrift sind jetzt alle gestorben: Hardenberg, Schuckmann, Ingersleben, der König und Görres selbst; ihre Leidenschaften haben mit ihren Herzschlägen aufgehört, und der Abendwind weht durch das Gras auf ihren Grabhügeln. Jedem edeldenkenden Manne aber, der dieß Buch, dessen Inhalt der Geschichte angehört, jetzt nach siebenundzwanzig Jahren wieder liest wie eine Shakespeare'sche Tragödie, wird über der Lectüre oft das Blut heiß in die Wangen steigen, er wird sich erhoben fühlen mit dem Verfasser, aber er wird sich auch tief schämen in die Seele seiner Gegner.

Im Herbste 1821 kehrte Görres aus der Schweiz wieder nach Straßburg zurück, wo er sich während seines frühern achtmonatlichen Aufenthaltes so eingewöhnt hatte, daß er diese Stadt beinahe als zweite Heimath achtete *). Das erste, was er hier geschrieben, war die Schrift: Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona **), worin er seine politischen Ideen noch einmal in folgende Hauptsätze zusammenfaßte. Wenn, sagt er, die heil. Allianz zwischen den Repräsentanten der drei christlichen Hauptkirchen, Oesterreich, Rußland, Preußen, in Wahrheit eine religiöse seyn, und nach den Grundsätzen christlicher Gerechtigkeit handeln wollte: so hätte sie, in Anbetracht, daß die Theilung Polens das Ende der alten Staatsordnung und der wahre Anfang der Revolution gewesen, zurückgehend auf diese erste Wurzel des Uebels, und anerkennend, daß Wiedererstattung die erste Bedingung jeder Sühne sei, jene Theilung als null und nichtig erklären und Polen wiederherstellen müssen. Aus denselben Gründen hätte die Zurückgabe Finnlands an Schweden, und Norwegens an Dänemark erfolgen, gleicherweise hätten die Republiken Genua und Venedig wiederhergestellt, und alle

*) S. 182.
**) Gedruckt zu Stuttgart bei Metzler 1822.

Staaten Italiens in eine Föderation unter dem Ehrenvorsitz und der schiedsrichterlichen Gewalt Roms vereint werden müssen. Deutschland endlich hätte in keiner Weise als eroberte Masse angesehen und durch Theilungen zersplittert werden, sondern in ein wiederhergestelltes Reich zusammentreten müssen, als ein ganzes, starkes, organisch gefügtes Werk unter der Schirmherrschaft seines Kaisers, mit einem Fürstenrath unter der Leitung Preußens, und einem untern Parlament aus den Delegirten der ständischen Versammlungen gebildet. Wäre so Europa im Geiste einer heiligen Allianz wiedergeboren worden, dann hätten die Diplomaten wirklich eine neue Aera in der Politik, in ihrem Uebergange aus der Bestialität in die Humanität, eingeführt. Nun aber, da sie selber so übel an die Wahrheit und die Kraft ihrer ausgesprochenen Grundsätze glaubten, wie sollten Andere ihnen Glauben schenken? Kein Wunder dann, daß vielmehr der traurige Glaube Wurzel faßte, der Bund sei einzig und allein gegen die Freiheit der Völker geschlossen und gerichtet *).

Auch folgende Worte dieser Schrift verdienen heute noch eine ernstliche Beachtung. Wenn auch, heißt es darin, unsere alten Monarchien unläugbar ihre großen Gebrechen haben, so wären doch neue Republiken, aus morschen, abgefaulten Trümmern ihres Wrackes gebaut, von dem Dämon des eigensüchtigen, lüderlichen, wankelmüthigen, kraftlosen, grob materiellen, feilen öffentlichen Geistes dieser Zeit wie von einer einwohnenden Seele besessen, vollends ganz unbewohnbar, und für jede republikanische Gesinnung völlig unwirthlich und widerwärtig **). Und weiterhin: Revolutionen entstehen im plötzlichen Aufwallen lange zurückgehaltenen Zorneifers, wenn eine große Masse desselben durch Gunst oder Ungunst der Umstände plötzlich entwickelt wird, und etwa ein

*) S. 77 ff. 96.
**) S. 103 ff.

gemeinsames Interesse dem aufschlagenden Feuer nachhaltige Nahrung gibt; sie lassen aber in keiner Weise zum voraus sich kalt berechnen, und systematisch aus einer leitenden Mitte der Vollziehung sich entgegenführen. Jeder Plan, der bis zu einem gewissen Punkt gediehen, scheitert sicher an der Ehrlichkeit der menschlichen Natur, wenn er nicht zuvor schon an ihrer Feigheit und Schlechtigkeit zu Grunde gegangen. Auch ist solchem Treiben, wie man allerwärts sieht, die große Masse der Völker keineswegs geneigt, und selbst die Mehrheit derjenigen, die den Despotismus aufrichtig hassen, würde die Regierungen, deren Mißgriffe und Irrthümer sie bestreitet, wofern sie ihr Wesen ernstlich angegriffen sähe, zu verstärken eilen: so daß, wo die Machthaber nicht selbst durch ein System falscher Maßregeln künstlich den Aufruhr sich bereiten, er nicht leicht irgendwo aufkommen wird, so lange der Friedenszustand in Europa sich behauptet *).

Mit dieser Ansprache an seine Zeitgenossen endigte die zweite männliche Periode seiner politischen Thätigkeit. Auch was er hierin mit den besten Männern des Volkes erstrebt, gewünscht und gehofft hatte, die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes und die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, erlebte er nicht verwirklicht. Das in ernster Stunde feierlich gegebene Fürstenwort wurde nicht gelöst **), statt der Freiheit und Gerechtigkeit sollten Furcht und Gnade herrschen, statt ächter, großer politischer Ideen ein System kleiner diplomatischer Pfiffigkeiten und jene Kanzleipolitik, die jetzt bankbrüchig geworden und mitten im Frieden, nach drei und

*) S. 141.

**) In der Schrift: In Sachen der Rheinprovinzen p. 240, bezeugt er: der Grund, auf dem sein ganzes politisches Benehmen ruhte, war das Vertrauen auf jene alte deutsche Ehre und schlichte Redlichkeit, die, hassend jegliche Treulosigkeit, jedes gegebene Versprechen heilig hält, und, jedes Gelöbniß an Eidesstatt nehmend, es auf's gewissenhafteste erfüllt.

dreißig Friedensjahren, ihre Schlacht von Jena erlebt hat*). Getäuscht in allen vaterländischen Hoffnungen, für die sein männliches Herz erglühte, mißhandelt von denen, die zu Danke ihm verpflichtet, weggesprengt aus der heimischen Erde und das herbe Brod der Verbannung essend, wo hätte er da, zurückgewiesen auf sich selbst, Trost und Ersatz für die trostlose Wirklichkeit finden sollen, außer in jenem idealen Reiche des Glaubens und der Wissenschaft, wo er schon einmal am Ende seiner Jünglingsjahre Erhebung des Geistes und unzerstörbaren Lebensmuth gesucht und gefunden hatte? Wie er damals, nach den Täuschungen einer stürmischen Jugend, zuerst dem Studium der Natur sich zugewendet, und an ihr sich beruhigt und erfrischt hatte, dann auf den Entwicklungsgang der sittlichen Zustände des Menschenlebens in der Völkergeschichte seine Forschungen gerichtet, und auf dieser Grundlage, nach dem Sturze Napoleons, eine neue politische Thätigkeit entwickelt hat; so waren, nachdem auch diese erfolglos geendigt, von jetzt an, in der dritten Periode seines Lebens, alle seine ferneren Studien vorzugsweise auf die Erkenntniß der geistigen Welt concentrirt, und dem wiedererwachenden Kampfe zwischen Staat und Kirche gewidmet.

Schon seine bisherigen politischen Schriften, vom Studium des deutschen Mittelalters ausgehend, worin Kirche und Staat so innig mit einander verwachsen waren, führten ihn vielfach auf das Gebiet des kirchlichen Lebens hinüber, dessen klaffende Wunden keiner seiner Zeitgenossen schmerzlicher empfunden und richtiger erkannt hat, als er. Schon der rheinische Merkur vom 17. Oktober 1814 schrieb: Neben der politischen Zwietracht, die Deutschland entzweit, läuft als würdige Gesellin, die Unduldsamkeit, welche die verschie-

*) Nach dem treffenden Worte Stein's in den Briefen an Gagern p. 91: eine Maschinerie, die militärische, sah ich fallen 1806 den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibermaschinerie ihren 14. Oktober haben.

denen Religionsparteien veruneinigt; die eine ist so viel werth, als die andere, und beide gehen aus Selbstsucht und gehässiger Leidenschaft hervor. Sind der Spaltungen nicht genug im Deutschland, daß man auch diese geheime Feindschaft wiedererwecken und den Dolch, welchen die Reformation in's Herz des Vaterlandes gestoßen, noch einmal in ihm umwenden möchte? Die Protestanten sollten sich erinnern, daß ihre Väter Katholiken gewesen sind, und ihr Andenken nicht durch Verfolgungen schänden, und ebenso sollten die Katholiken sich aller Unverträglichkeit enthalten, von der auch sie an manchen Orten nicht freizusprechen sind*). Indem wir, heißt es weiter, dem Protestantismus unbedenklich seine noch fortdauernde historische Nothwendigkeit, und die verjüngende und erfrischende Wirkung, die er auf die Zeit geübt, einräumen, verlangen wir dagegen auch von ihm, daß die Einsicht, die ihm beiwohnt, endlich auch anerkenne, daß die rückgängige Bewegung gegen den Katholicismus hin, die in ihm seit geraumer Zeit sich kundgethan, gleichfalls eine welthistorische Erscheinung sei, und auch für ihn wohlthätig und erfrischend werden könne. Gerade an dieses Ausbreiten im Gegensatze ist das Geheimniß der Natur und alle Wiederbelebung geknüpft; wenn das Entzweite am fernsten sich gekommen, schlägt es funkenwerfend in einander, und das schwindende Alte kehrt in verjüngter Gestalt zurück. In dieser Gesinnung hat sich längst in den Bessern aller Confessionen der Keim einer wiederauflebenden Kirche in Deutschland entwickelt, die, obgleich dem alten Werke aufgesetzt und es in seiner Würde anerkennend, doch in dieser Form eigentlich nie dagewesen ist**).

In der folgenden politischen Schrift: „Teutschland und die Revolution“, lesen wir: Seit der Säcularfeier der Reformation hat sichtlich ein längst vorhandener Uebermuth im

*) Rheinischer Merkur Nro. 134.

**) Nro. 146.

protestantischen Deutschland sich zu einem unerträglichen Grade gesteigert, und es ist das Geschrei ausgegangen: der Katholicismus, in sich selbst todt und erstorben, habe nur vergessen, sich begraben zu lassen; seine Dogmatik sei gänzlich unvernünftig; seine Unfehlbarkeit der Kirche sei die wahre Leibeigenschaft der Geister; und seine Hierarchie das Werk nichtswürdiger Pfaffenkünste, eine unerträgliche Tyrannei: welcher Hochmuth, wie immer und überall, nicht verfehlen kann, eine gleich starke Rückwirkung hervorzurufen*). Weiterhin in derselben Schrift heißt es: Nach der Idee des Alterthums stellte in der großen Gemeinschaft der Gläubigen die Kirche die ideale Seite, die europäische Republik aber im Kaiserthum, und der Staat im Besondern die reale Seite dar. Für die katholische Kirche kann also nicht von Unterordnung, sondern nur von Beiordnung der weltlichen Macht zur geistlichen die Rede seyn; der protestantischen Kirche aber, die, ohne sich selber aufzuheben, in diesem Sinne nicht rückläufig werden kann, wird nichts übrig bleiben, als die Reformation in der Richtung zu beendigen, in der sie angefangen, und sie soweit fortzuführen, bis die Gewalt überall bei der Gemeinde ruht**). Es scheint sich zwar jetzt (1819) alles zu dem Punkte zu neigen, daß eine allgemeine Rechtlichkeit und der Inbegriff republikanischer Tugenden, gemildert und getragen von dem,

---

*) Teutschland und die Revolution p. 73, 74. Selbst Göthe, der vom ächt lutherischen Glauben so wenig hielt, als vom katholischen, schämte sich nicht, den 31. Oktober 1817 mit den bekannten Versen (Werke Bd. III, p. 136) zu feiern: Dreihundert Jahre hat sich schon Der Protestant erwiesen, Daß ihn von Papst- und Türkenthron Befehle baß verdrießen. Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht, Der Prediger steht zur Wache, Und daß der Erbfeind nichts erreicht, Ist aller Deutschen Sache. Auch ich soll gottgegebne Kraft Nicht ungenützt verlieren, Und will in Kunst und Wissenschaft Wie immer protestiren.

**) S. 144, 147, 148.

was noch von religiösen Motiven wirkt und treibt, vorherrschend die Begeisterung des öffentlichen Lebens werde. Die Religion, die sich meist in die Herzen zurückgezogen, hat für den Augenblick aufgehört, ein großes architektonisches Princip zu seyn. Sind aber erst die politischen Bedürfnisse befriedigt, dann wird auch der religiöse Sinn seiner jetzigen Beschaffenheit sich entwinden, und man wird wieder allgemein erkennen, daß die Religion nicht das Märchen ist, das die Amme Goldmund den kindisch horchenden Völkern vorerzählt, sondern das Band, welches die Geister eint, das Wort des bildenden Weltgeistes, in der Menschensprache ausgesprochen *). Man mag diese Ansicht von der Wiederbelebung der Religion in den Gemüthern der heutigen Deutschen chiliastische Thorheit schelten, aber auf solche Thorheit war das Christenthum gebaut, welches die Gestalt der Welt verwandelt hat, und der jetzige Geist einer scharfen kalten Weltklugheit in ihrer religiösen Sonnenferne wird wenigstens nicht unsterblicher seyn, als die Begeisterung früherer Zeiten in der warmen Sonnennähe **). Aehnlich 1822 in der Schrift „Europa und die Revolution“: Es will scheinen, als ob der Katholicismus, den man längst feierlich begraben, sich wieder in seinem Grabe aufrichte und die Ruhe der Lebenden mit neuer Unruhe bedrohe. Man darf sich aufrichtig über diese Wendung der Dinge freuen, da der Deutsche nur dann seine alte Kraft und innere Sicherheit wiederzugewinnen hoffen darf, wenn er seine alte Religiosität gewonnen ***). In derselben Schrift macht er auch die der heutigen Philosophie schwer verständliche Bemerkung, daß der religiöse Unterwerfungsact unter die Idee seiner Natur nach gerade das Werk der höchsten Freiheit sei, gegen die schon der Zwang der

*) S. 199, 201.
**) S. 203.
***) Europa und die Revolution p. 309.

Wahrheit im wissenschaftlichen Axiom als eine Nothwendigkeit erscheine *).

Ueber die Reformation findet sich in seiner letzten politischen Schrift, der Wahrheit gemäß, Folgendes bemerkt. Der wilde Meinungskrieg, sagt er, der in Folge der Reformation Europa anderthalb Jahrhunderte lang erschüttert hat, endigte damit, daß der Norden über See fast ganz der Glaubensfreiheit zugefallen, im Süden beinahe gleich entschieden die kirchliche Autorität Siegerin geblieben, Deutschland aber zu gleichen Theilen unter alt und neu getheilt worden ist: zu welchem Ziele die Vorsehung weislich die Dinge gelenkt hat. Der gänzliche Sieg des Katholicismus hätte unausbleiblich zu erstarrtem Brahmaismus und einer todten Lamaherrschaft hingeführt; der entschiedene Triumph des Protestantismus hätte die neuernden Kräfte schnell zur Vollendung ihres Werkes in Zersprengung aller positiven Religion und einem atomistischen Rationalismus, auf die gänzliche Zerstörung aller Idee und alles Geheimnisses gebaut, hingetrieben. Beides auf die Dauer gleich nachtheilig und gottverhaßt, war durch diesen Ausgang abgewendet **).

In derselben Weise nun, von der Wahrheit der Thatsachen ausgehend, sie begreifend, und darum wahrhaft verständigend und versöhnlich, sind die ausgezeichnet schönen Aufsätze abgefaßt, welche er während seines sechsthalbjährigen Aufenthaltes in Straßburg geschrieben hat: über den Dom zu Köln, bei Gelegenheit der Anzeige des großen Kupferwerkes seines Freundes Sulpiz Boisserée ***); über Katholicismus, Protestantismus und Rationalismus; über die

*) S. 315.

**) Die heil. Allianz p. 24, 25.

***) Der schöne Aufsatz, später zu einer besondern Schrift erweitert (Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg, Regensburg bei Manz, 1842), steht in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1824 Nr. 60 ff. und 1825 Nr. 36 ff.

Mission in Straßburg; die Kirchenverfolgung in Holland; den Kampf der Staatsgewalt mit der Kirchenfreiheit, am Ubligenschwyler Handel im Kanton Lucern dargestellt; über den heiligen Franciscus von Assisi, den Sänger von der hohen Minne, der, wenn je ein Anderer seit der Apostel Zeiten, dem Heiland in allen seinen Fußstapfen nachgewandelt, seinem Beispiele gefolgt, und mit allen Kräften seiner Seele an ihn sich gehalten hat; über Rom, wie es in Wahrheit ist; über Voß und seine Todtenfeier in Heidelberg; und über Emanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche*). Mehrere dieser Aufsätze gehören nach Inhalt und Form zu den Juwelen der deutschen Literatur, sind unübertroffene Muster einer objectiven Darstellung, und würden, ständen sie an einem andern Orte und beträfen den indischen Cultus statt des christlichen, eine allgemeine Anerkennung bei den um das Ihrige gleichgültigen Zeitgenossen gefunden haben.

Ueber die Reformation wird hier folgendes Endurtheil

*) Die genannten und einige andere Aufsätze befinden sich in der zu Straßburg bei Le Roux erschienenen religiösen Zeitschrift: Der Katholik, Jahrgang 1824—27, und zwar Bd. XIV p. 1 ff., 148 ff., XV p. 287 ff. Glossen zu dem laufenden Jahrgange des Katholiken; Bd. XVII p. 296 ff. über Katholicism, Protestantism und Rationalism; Bd. XVIII p. 219 ff. der Kurfürst Maximilian der Erste an den König Ludwig von Bayern bei seiner Thronbesteigung; Bd. XIX p. 22 ff. die Mission in Straßburg; Bd. XIX p. 83 ff. die Kirchenverfolgung in Holland; Bd. XIX p. 241 ff. über Mollitor's Philosophie und Tradition; Bd. XIX p. 317 ff. über den Ubligenschwyler Handel im Kanton Lucern; Bd. XX p. 14 ff. der heil. Franciscus von Assisi, ein Troubadour; Bd. XX p. 61 ff., Rom, wie es in Wahrheit ist; Bd. XXI p. 208 ff., J. H. Voß und seine Todtenfeier in Heidelberg; Bd. XXI p. 364 ff. über Eckstein's Zeitschrift Le Catholique; Bd. XXII p. 96 ff., 222 ff., 337 ff. und Bd. XXIII p. 302 ff. Emanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche. Auch die Beilagen dieser Bände enthalten viele an Geist und Sprache leicht kenntliche kurze Kritiken von Görres.

ausgesprochen, welches alle früheren ergänzt, und von dem er später nie mehr abgewichen ist*): In Wahrheit, es war eine große und edle Bewegung im deutschen Volke, die die Reformation herbeigeführt. Mögen die lateinischen Völker sie unbedingt verwerfen, wir Deutsche können es nicht und dürfen es nicht, weil sie aus dem innersten Geiste unseres Stammes hervorgegangen, und sich auch nahe soweit, wie er, verbreitet hat. Dieser Geist ist jener edle ethische Unwille über jeden Frevel am Heiligen; jener Abscheu vor jeder moralischen Fäulniß, die sich irgendwo offenbart; jene Entrüstung, die sich gegen jeden Mißbrauch schnell erhebt; jene unzerstörbare Freiheitsliebe, die jedes Joch, das treulose Gewalt ihr aufzulegen sucht, früh oder spät immer abzuschütteln weiß: kurz die ganze Masse antiseptischer Eigenschaften, die Gott in diese Nation gelegt, um die Fäulniß, wozu besonders der wärmere Süden so gerne sich neigt, so oft es noth thut, abzuwenden. Man müßte den elenden Sophismen der Zeit beipflichten, die schamlos die unbedingte Willkür als die einzige Regierungsweise uns empfehlen, in einer Periode, wo überall die Skandale uns umgeben, die sie seit Menschengedenken angerichtet, und die Trümmer, womit sie, in Verbindung mit einem entgegengesetzten Wahnsinn, Kirche, Staat, Recht und Gerechtigkeit, Sitte und selbst die Ehre zerstörend, Europa angefüllt, über unsern Häuptern hangen; wollte man das läugnen, und Gottes Fügung meistern, der ihre Befestigung zugelassen. Aber es ist ebenso gewiß, daß auch schon in ihrem Ursprunge der Satan in ihr zu nisten gewußt; daß die Habsucht der Mächtigen, der Hochmuth der Schriftgelehrten, die Zanksucht der Theologen, und die frevelnde Unbändigkeit der bewegten Massen sie in ihrer Quelle vergiftet, und daß daher die Mißbräuche, die sie vorne bekämpft, in anderer Form hinter ihr schnell wieder nachgewachsen. Wie überall die Freiheitsliebe der Deutschen gern und leicht

*) Im Katholiken, Bd. XV p. 279 ff.

in Particularism ausgeartet; wie der Ungestüm, mit dem sie der Schlechtigkeit sich entgegensetzen, gern in Plumpheit übergeht, und die schlichte Geradheit des Verstandes, mit der sie die Hinterlist zu Schanden machen, leicht zu einem stumpfsinnigen Verkennen höherer und zarterer Beziehungen führt: so ist es ihnen auch hier gegangen. Die Reformatoren, in ihrer Heftigkeit vom Eindruck des Augenblickes hingerissen, zum Theil auch wider ihren Willen von der Bewegung fortgedrängt, die sie veranlaßt hatten, suchten, ohne alle Rücksicht auf den nähern Zusammenhang, nur des Nächsten, was sie drückte und ärgerte, los zu werden, und so schlugen sie blind um sich; rissen sogleich von Grund aus nieder, was ihnen baufällig schien; schnitten ab, was sie angesteckt glaubten, und verbrannten mit Feuersgewalt, was ihnen zerrüttet und vermodert dünkte, was aber oft nur durch die Länge der Zeit unscheinbar geworden, ihrem hastig hingleitenden Blick seine innere Trefflichkeit verbarg. Also kühn von Stufe zu Stufe voranschreitend, und bei jedem Schritte sich mehr erhitzend und ereifernd, verfuhren sie wie die Lütticher in ihrem letzten Aufstand, die, ihrem Bischof zum Trotz, sich aber zu Schimpf und Schaden, ihr schönes gothisches Münster abgetragen; und so endete der Sturm, der ursprünglich, wie recht ist, gegen die Menschen und ihr Verderbniß gerichtet war, mit der theilweisen Zerstörung der Lehre, die sie retten und bewahren wollten. Und es begab sich, daß sie, die anfangs die alte Kirche angeklagt, wie sie die überlieferten Dogmen durch menschliche Zuthat verfälscht, zuletzt diese Verfälschung und Legirung zum Princip erhoben, indem sie jedem Dogma seine Gültigkeit weigerten, das nicht zuvor bei ihrem Verstande sich ausgewiesen, und eine Bürgercharte bei ihm gelöst. In die Verantwortung theilen sich jene, die den Mißbrauch angerichtet, und die, so unter dem Vorwande des Mißbrauches guten Brauch zerstört *).

---

*) Weiter heißt es dann, unmittelbar an das Obige angereiht, S. 281:

Unbefangener und gerechter, als es hierin geschehen, ist nie die Reformation gewürdigt worden. Ebenso wahr sind folgende Sätze:

„Es gibt in Wahrheit*) in allen religiösen Angelegenheiten nur zwei Systeme, wovon das eine, das der katholischen Kirche, durch seine unbedingte Bejahung auf durchgängige innere Consequenz Anspruch machen darf, während das andere, das des Rationalismus, in der gleich unbedingten Verneinung seine folgerechte Geschlossenheit gefunden hat. Die Kirche lehrt: Gottes Wort ist in unserer Mitte Mensch geworden und hat uns seine Mysterien anvertraut; seine Lehren haben wir vernommen, seinen Geist haben wir empfangen, und in ihm pflanzt sich diese Lehre unverfälscht von Geschlecht zu Geschlecht fort; altergrau und doch ewig jung

Ganz denselben Gang hat in unsern Tagen die politische Revolution genommen, und wir mußten dieses große Ereigniß vor unsern Augen sich begeben sehen, um an ihm zu lernen, wie die Reformation zugleich mit Billigkeit und mit Strenge, d. i. mit ernster Gerechtigkeit zu beurtheilen sei. Wie aber jene ihre schweren Gerichte über Frankreich gebracht, so hat diese nothwendig das Gleiche auch über Deutschland herbeiführen müssen. Dieselbe Habsucht, welche die edelsten Formen zerschlagen, um das dürftige Material wegstehlen zu können; derselbe Dünkel, der jeder billigen Unterordnung sich entzogen, um im engern Kreise mit unbedingter Willkür schalten und walten zu können; dieselbe Eigensucht in allen Dingen, die Alles nur auf sich selbst bezieht, und unter dem Vorwande der Freiheit alles Höhere zertrümmert, damit ihrem Despotism keine Hemmniß von Oben entgegenwirke; dieselbe Plumpheit blinder Leidenschaft, die ohne alle Rücksicht niederschlägt und unter die Füße tritt, was ihr nicht unbedingt sich fügt: das Alles hat nun, nachdem es mit der Kirche zu Rand gekommen, gegen das gemeine Wesen sich gerichtet, und da dort wie hier gleiche Indolenz und Schlaffheit der Masse sich alles bieten lassen, ist geschehen, was wir gesehen und täglich noch erblicken. In religiösen Dingen wird das mahnende Gewissen mit Hohn abgewiesen, in politischen aber sind die Folgen handgreiflich und nicht abzustreiten. . . .

*) So spricht er im Katholiken Bd. XV, p. 288 ff.

geht die Zeit an ihr vorüber, ohne sie zu berühren, und doch, wie sie über aller Weisheit der Menschen steht, zeigt sie sich in ihrer Beharrlichkeit als ein würdiges Abbild jener ewigen Wahrheit, vor der alle Zeit und aller Gedankenwechsel wie eine stehende, gleichartige Gegenwart erscheint. Der Rationalismus dagegen sagt: es gibt keine Menschwerdung des Wortes, als jene, die in der zeitlichen Geburt des Menschen erfolgt; es gibt keine Offenbarung, als die Gott dem menschlichen Verstande eingepflanzt, und die zu entwickeln der Beruf der Geschichte ist. Was ihr eure heiligen Bücher nennt, bezeichnet einen Moment dieser Entwicklung; aber weil sie Menschenwerk sind, unterliegen sie menschlicher Prüfung; und weil sie im Fortschritt der Zeiten an eine frühere und darum beschränkte Entwicklungsstufe geheftet waren, können sie durch eine spätere berichtigt und verbessert werden. Da diese Ansicht den Glauben, so viel dieß thunlich ist, ganz verneint, so kann sie, soweit diese Verneinung reicht, aus dem Standpunkte des Glaubens nicht bestritten werden, sowie hinwiederum der Katholicismus gegen alle Angriffe des Wissens völlig gesichert ist. Der Protestantismus aber, und zwar eben der ältere ächte, hat sich in eine unsichere Schwebe und in eine unhaltbare Mitte zwischen beide Systeme hineingesetzt. Wie er nämlich organisch in seinen kirchlichen Formen nichts als ein säcularisirter und mediatisirter Katholicismus ist, wie er praktisch die alte strenge Disciplin menschlicher Gemächlichkeit anbequemt; so hat er in der Doctrin die alten Dogmen der Kirche in alle Weise zu rationalisiren gesucht, und gerade dadurch sich in unauflösliche Widersprüche verwickelt. Er nimmt eine Offenbarung an, und erkennt die Schrift als Gottes Wort, behält sich aber das Recht vor, dieß Wort zu meistern, indem er die Schrift einer steten Censur und Recensur, und in's Unendliche hin einer unaufhörlich sich wiederholenden und erweiternden Kritik unterwirft. Er erkennt die Dogmen als von Gott gelehrt, und die Sakramente als von ihm eingesetzt an; nimmt sich aber

heraus, von dem Gelehrten und Gespendeten zu nehmen, wie es eben ihm wohlbedünkt, und nun dieses, nun jenes zu beseitigen, wieder aufzunehmen, abermals zu verwerfen, und wieder in Gnaden sich gefallen zu lassen. Indem er das Offenbarte als Ausfluß der ewigen Weisheit anerkennt, kann er sich nicht verbergen, daß jedes menschliche Wissen zu diesem göttlichen in demselben Verhältnisse, wie das Endliche zum Ewigen steht, und doch erhebt er dieß dürftige, beschränkte Wissen über jenes schrankenlose, wenn er den Zweifel als das Erste und den Anfang des Glaubens setzt. So ist also jeder Bejahung eine Verneinung beigegeben; unverträgliche Elemente streiten unaufhörlich und streben sich auszugleichen, mögen aber nie dazu gelangen, weil, was sich wechselseitig ausschließt, sich nicht vermitteln läßt; und also spinnt ein trostloser Streit sich ohne mögliche Versöhnung fort, der nicht wie eine tüchtige Gymnastik das Leben stärkt und kräftigt, sondern wie eine unheilbare Sucht es stets unterhöhlt und zerrüttet. Wie die alte Here, als ihr Zeus gezürnt, zwischen Himmel und Erde aufgehängt, so schwankt die Lehre in stetem Wechselfieber zwischen dem Erdenwinter und dem Sonnenbrande, und gelangt nie zu der gesicherten Ruhe einer wohlverständigten, unerschütterlich befestigten Ueberzeugung. Eine solche ist aber der Kirche zu Theil geworden, die stets jene Krankheitsfermente von sich abzuhalten und auszuscheiden gewußt, ohne darum jenen Gegensatz und jene Wechselwirkung entgegengesetzter Kräfte auszuschließen, deren freies Spiel eben die Aeußerung und Bedingung jeglichen Lebens ist."

XXXIII.

Erinnerung an Friedrich Ozanam und C. Ignatz Lorinser.

Der Tod eines in der Wissenschaft und im Leben ausgezeichneten, uns nahe befreundeten Mannes, der auch dieser Zeitschrift seine werthvolle Theilnahme geschenkt, verpflichtet uns zu einigen Worten dankbarer Erinnerung an denselben.

Am 2. Oktober d. Js. starb zu Paschkau in Schlesien der königl. preußische geheime Medicinalrath Dr. Carl Ignatz Lorinser im 58sten Jahre seines Alters.

Fassen wir zuerst den Menschen in seiner religiösen und sittlichen Bedeutung in's Auge, so wissen wir nichts Besseres von ihm zu sagen, als was die einfachen Worte in der uns zugesendeten Anzeige seines Todes bezeugen. „Er war festbegründet im katholischen Glauben, barmherzig und liebreich gegen die Armen und Kranken, gewissenhaft in allen seinen Pflichten, unerschrocken in Gefahren, thätig und gottergeben in seinem Leben, eifrig im Dienste des Herrn, freundlich gegen Jedermann. Durch viele Leiden und Trübsale geläutert, ist er sanft den Tod des Gerechten gestorben."

In den Jahren 1829 und 1830 war Lorinser von der

Regierung zu wissenschaftlichen Untersuchungen in die türkischen Gränzlande gesendet worden. Die Resultate seiner Beobachtungen entwickelte er in der Schrift: „Die Pest des Orients. Berlin, 1837.“ Was aber für die Wissenschaft durch diese Reise gewonnen, war theuer erkauft; denn die verderblichen klimatischen Einwirkungen, welchen er in der ungünstigsten Jahreszeit und Witterung preisgegeben wurde, waren so tiefgreifend, daß sie Ursache seiner langen körperlichen Leiden und seines frühen Todes wurden.

Wenn wir hier von Demjenigen schweigen, was der Verstorbene in heilkünstlerischer Beziehung als Schriftsteller und praktischer Arzt geleistet, so müssen wir doch seiner fruchtbaren Thätigkeit auf zwei innerlich verwandten Gebieten gedenken. Seinem klaren Geiste konnte es nicht entgehen, welchen schädlichen Einfluß das Uebermaß in der Unterrichtsweise der neuen Schulordnung auf die Jugend habe, und daß diese massenhafte Ueberladung mit unverdautem Stoffe, sowie die gesammte leibliche Entwicklung nicht nur ein physisches, sondern auch ein intellectuelles Siechthum herbeiführen müsse. So trat er denn in der kleinen Schrift: „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen. Berlin, 1836“, mit den guten Gründen des einsichtigen Gelehrten und des christlichen Menschenfreundes gegen dieses moderne Unwesen in die Schranken. Zwar erhoben sich die Meister der üblichen Schulweisheit mit zürnendem Eifer, und suchten in vielen schnellfertigen Streitschriften ihre ausschließliche Befähigung zur normalen Menschenveredlung zu beweisen. Allein die eindringliche Warnung blieb keine vergebliche; sie veranlaßte nützliches Nachdenken über die zunehmende Gebrechlichkeit der jungen Vielwisser, Halbwisser und Scheinwisser, und bewog theilweise zu entsprechenden Verfügungen.

In ähnlicher Weise war er mit Kopf und Herzen thätig, um die armen Bewohner Oberschlesiens von der zerstörenden Branntweinsucht zu heilen, deren Folgen stets augen-

fälliger wurden. In dieser Beziehung erschien seine Schrift: „Sieg über die Branntweinpest in Oberschlesien. Oppeln, 1845.“ Hier, wie in der Unterrichtsfrage, war es der gründlich durchgebildete wissenschaftliche Geist, beseelt und geweiht von der christlichen Charitas, welcher den guten Kampf siegreich bestand.

Weil aber diese Charitas bei ihm wirklich Fleisch und Blut geworden, darum war ihm auch die Betrachtung ihrer Genesis und ihrer Entwicklung durch das Christenthum ein liebes Bedürfniß. In dieser Beziehung verweisen wir auf seine schöne Darstellung des Ursprungs und der Umwandlung der geistlichen Hospital- und Ritterorden im 28sten Bande der Hist.-polit. Blätter. Auch zur wiederholten Beachtung des trefflichen Aufsatzes: „Die ewige Stadt und die Malaria“ im 18ten Bande der Hist.-polit. Blätter möchten wir unsere Leser freundlich einladen. Gerade in dieser Zeit gibt es kein besseres Mittel gegen die abgenützten Schlagwörter und kecken Anmaßungen unwissender oder lügenhafter Schwätzer, als eine so streng durchgeführte, historisch nachgewiesene und mit voller wissenschaftlicher Sicherheit unternommene Widerlegung weit verbreiteter Irrthümer.

So lebte und wirkte Lorinser in Allem und Jedem mit der vereinten segensvollen Kraft des tüchtigen Gelehrten, des unermüdlichen Menschenfreundes und des getreuen gottseligen Sohnes der Kirche.

Friedrich Ozanam, Professor der Literaturgeschichte an der Universität von Paris, dessen Werke auch in diesen Blättern ehrende Anerkennung gefunden, hat sich mit deutscher Geschichte und Literatur so gründlich und innig befreundet, und in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, wie im Leben, als ein so treuer Katholik bewährt, daß wir es für angemessen halten, unsern Lesern seinen allzufrühen Tod mit Benützung dessen anzuzeigen, was Carl Lenormant im Septemberhefte

des Correspondant von dem hingeschiedenen Freunde mitgetheilt hat.

Er starb, vierzig Jahre alt, am 8. September, zu Marseille. Im Gefühle des nahen Todes war er mit seiner Gattin und Tochter aus der Gegend von Livorno, wo er den Sommer zugebracht, nach Frankreich zurückgekehrt, und begrüßte mit dem letzten Hauche des Lebens die Küste der Provence. Während der sieben Tage, die er noch auf vaterländischem Boden lebte, blieb er in vollem Besitze seiner geistigen Kräfte, und empfing mit wunderbarer Ergebung und glühender Andacht die Sacramente der Kirche. So endete er im Frieden Gottes, und an seinen heitern Zügen war nicht die leiseste Veränderung wahrzunehmen, als man sich nach achtundvierzig Stunden von seinen irdischen Resten trennen mußte.

Niemand hat wohl tiefer und lebendiger empfunden, als Ozanam, und eben hier wurzelte der zehrende Feind seines Lebens, zugleich aber auch das Geheimniß seines herzgewinnenden Talents. Ich glaube nicht, daß irgend etwas ihn nur leicht berührt habe; auch das Geringste regte ihn auf, und alles Zarte und Erhabene entflammte und begeisterte ihn. Seiner Seele war keine Tugend fremd; mit einer jungfräulichen Reinheit, mit einem Edelmuthe und einem opferfähigen Mitgefühle ohne Gränzen vereinigte er eine seltene Tiefe und Schärfe des Verstandes. Wie er als Lehrer durch wissenschaftliche Gründlichkeit und Klarheit, durch die Kraft innerer Ueberzeugung und durch die überwältigende Macht des Vortrags ergriff und bildete, so wirkt er auch als Schriftsteller *). Er belebt und entzündet; denn in Allem

*) Als die bedeutendsten Werke Ozanam's nennen wir: Dante et la philosophie catholique au treizième siècle. Paris 1847. — Etudes germaniques. Tom. 1. 2. Paris 1847 et 1849. — Les poëtes Franciscains en Italie au treizième siècle. Paris 1852.

fühlen wir die Poesie der Seele, während die Gewissenhaftigkeit des Gelehrten uns Bürgschaft gibt für die Wünsche des christlichen Herzens.

Ozanam's Lernbegierde blieb stets unbefriedigt, sein Wissen genügte ihm niemals, und hätte er noch dreißig Jahre gelebt, er würde stets mit demselben unermüdlichen Eifer die Spur alles dessen verfolgt haben, was er noch nicht zu wissen glaubte. Seine Arbeiten beurtheilte er mit einer, wir möchten sagen, ungerechten Bescheidenheit, und wir theilen hier einige Stellen aus einem Briefe mit, welchen er bezüglich auf seine Etudes gérmaniques an einen deutschen Freund geschrieben hat, und in dem sich seine liebenswürdige Persönlichkeit klar abspiegelt. „Wie konnte ich erwarten, daß mein lückenvoller Versuch jenseits des Rheins mit solcher Nachsicht und Gunst aufgenommen würde? Es ist aber nicht mein Werk, welches diese Freunde gewonnen; es ist vielmehr die Sache, für welche man mich im Kampfe gefunden; es ist die katholische Wahrheit, die Ehre der Kirche, der Ruhm so vieler Heiligen, durch welche Deutschland christlich geworden. Weil ich diese mit meiner schwachen Kraft zu vertheidigen gesucht, kommen auch Sie mit der Erfahrung eines geübten, ringfertigen Streiters mir zu Hülfe. Lassen Sie mir nun die Hoffnung, daß Sie mich mit Ihren Bemerkungen und Erläuterungen in meinen Forschungen unterstützen, in meinen Irrthümern berichtigen werden. Die zarte Schonung, mit welcher Sie mich über einige Stellen meiner Schrift aufklärten, verpflichtet mich zum verbindlichsten Danke."

Wenn wir hier nur von dem Professor und Schriftsteller reden, so werden die Genossen seiner christlichen Mildthätigkeit, die Mitglieder des Ausschusses für die Verbreitung des Glaubens und die Gründer des Vereins vom heil. Vincenz, für ihren eifrigen und beredten Sekretär, der ihnen Vorbild und Führer gewesen, Zeugniß ablegen. Denn die christliche Liebe war Ozanam's zweites Leben; eben so reich

und fruchtbar, wie das des Mannes der Wissenschaft. Man sagt im Sprichworte von einem Verschwender: er verbrenne die Kerze an beiden Enden. Möge man mir dieses gemeine Bild verzeihen! aber ich finde keinen treffenderen Ausdruck für jene nimmer rastende Thätigkeit, für jene fortwährende fieberhafte Glut und Verehrung des Guten und Schönen, welche der innerste und eigenthümlichste Kern von Ozanam's Charakter war und sein kurzes Erdenleben erklärt.

XXXIV.

Die Sage und die Reformation.

Deutsches Sagenbuch von Ludwig Bechstein. Leipzig 1853.

Wer die Wichtigkeit der Sagen kennt, den muß es mit Freude erfüllen, daß sie immer mehr Freunde und Sammler finden; sind sie doch für die ältesten heidnischen Zeiten dasselbe, was die Urkunden, Denkmäler, Siegel u. A. für die Geschichte sind. Die Freude über die sammelnde Thätigkeit wächst, wenn wir näher an die Sache herantretend, diese uralten, lebendig bewahrten Denkmäler und Urkunden eben mit völliger Vernichtung bedroht, sie hinsterben sehen, wenn wir in manchen Gegenden sie von der modernen Aufklärerei gänzlich weggenagt finden und uns sagen müssen, daß binnen wenigen Jahrzehnten von diesen werthvollen Reliquien aus der Kindheit unseres Volkes nicht gar viel mehr übrig seyn mag. Wenn irgend ein Land an ihnen reich ist, dann ist es Bayern und Oesterreich, und zwar in den Gegenden, wo das Volk noch mehr seinen alten Charakter bewahrt hat.

In beiden möchten wir darum die Sammellust recht lebendig erblühen sehen. Der Anfang dazu ist für ersteres in der würdigsten Weise durch Fr. Panzer gemacht, in Oesterreich haben sich verschiedene Männer mit Eifer dafür bemüht, so Ignaz Victor und Joseph Zingerle in Tirol, Vonbun in Vorarlberg u. A. m. Möge ihr Beispiel Nachfolge finden.

Auch das Buch, welches wir hier anzeigen wollen, ist ein Sagenwerk, es enthält aber weniger Neues, als vielmehr den bisher erschienenen Sammlungen Entlehntes. Wir haben nicht so viel dagegen, als der „Poet", der vor einiger Zeit in der Augsb. Allg. Zeitung über die Blumenlesen aus deutschen Dichtern eiferte, gegen diese einwandte; wir lassen uns gern einmal zu einer Wanderung auf der Spur des buntgefiederten, leichtbeschwingten Sagenvogels durch das Vaterland verführen, und wer wollte das nicht mit uns? Andere Bedenken aber stoßen uns auf, indem wir die mit Bildern durchstreuten Bogen durchblättern, und wir sind es uns schuldig und unsern Lesern, sie nicht zurückzuhalten.

Der Verfasser beginnt seine Vorrede also: „Dem deutschen Volke übergebe ich dieses mit voller Liebe geschriebene Buch als ein treues Vermächtniß; dem deutschen Volke, und zumal seiner reiferen Jugend. Möge des Buches Inhalt nützen und erfreuen, anregen und beleben, für das Heimische Neigung wecken und wach erhalten helfen!" Nun fehlt es unserm Volke an solchen Testamenten weniger, als der reichsten aller Stiftungen, aber bevor wir das Legat annehmen, müssen wir es prüfen, ob es nicht etwa Clauseln enthält, die uns unangenehm werden dürften. Da will uns denn Eine vor allen nicht einleuchten. Seite IX der Vorrede heißt es: „Die zahlreichen Sagen von geraubten Hostien, geschlachteten Christenkinder u. dgl. durch J u d e n habe ich mit Absicht nicht aufgenommen. Wenn sie auch nicht alten Haß nähren helfen, so verletzen sie doch und widerstreiten so gleich sehr dem christlichen, wie dem

ethischen Princip." Diese Schonung der Juden finden wir, auf dieselben Principien gestützt, ganz gerechtfertigt, aber außer Juden und Protestanten gibt es in Deutschland unter Anderm auch noch Katholiken. Wir setzen voraus, daß der Verfasser von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt ist; dann aber müssen wir die Frage an ihn stellen, ob die Verletzung dieser in ihren heiligsten Ueberzeugungen sich vielleicht mit seiner Auffassung des christlichen und ethischen Princips vertrage? Wenn das ist, dann sind das eigenthümliche Sorten von Principien; daß aber diese Verletzung vorliegt, das ist leider allzu wahr. Oder welches katholische Herz sollte sich wohl nicht „verletzt" fühlen, wenn der Verfasser, an die letzten Verse des Tannhäuserliedes anknüpfend, in denen Papst Urban (natürlich rein willkürlich) genannt ist, wagen darf zu schreiben: „Denn er hatte selbst, bevor er Papst wurde, mit einem Weibe im Bisthum Lüttich, genannt Frau Eva in der Klause (!), die im abergläubischen Müssiggang sich verschlossen hielt (!), in sonderlicher Freundschaft gestanden (?!), und ihr zu Liebe (!) das Frohnleichnamsfest gestiftet" (darum muß er „ewig seyn verloren"); „er hatte drei Jahre lang mit großem Blutdurst (!) die Parteien der Welfen und Ghibellinen aneinander gehetzt, und die Sekte (!) der Bettelbrüder hatte er, als ein rechter Heuschreckenkönig, mit den schönsten Freiheiten begabt." (S. 393.) Man weiß in der That nicht, was man in diesem Satz erstaunlicher finden soll, die plumpe Unwissenheit, oder die platte Gemeinheit, welche ihn dictirte. Wir wollen aus ethischen und christlichen Rücksichten annehmen, daß Ersteres der Fall ist, und zwar mit dieser Phrase sowohl, wie mit dem „Drachen der Pfaffenverblendung", den der Verfasser steigen läßt, mit seinem ekeln Hohn über manche Heiligen u. A. m.

Ein oberflächlicher Blick auf das Buch gibt uns dessen die vollste Ueberzeugung. Wir dürfen nicht fragen, warum der Verfasser sich z. B. nicht aus Quellen über jenes Fest

unterrichtete, statt Marriott'sche Sinnlosigkeiten nachzuschreiben, denn jene Quellen sind in einem Latein geschrieben, welches ein wesentlich anderes, als das des Herrn Bechstein ist. Er übersetzt nämlich „Liber obedientiae“ durch „Buch der Buße“, er declinirt Faustus, i, um, („das schmeckte Faustum“ S. 127, „es wurde ein Mönch zu Faustum gesandt“ S. 494), verbessert das berühmte cede virgo virgini in cede vire virgine, und übersetzt treffend: „gib Raum, Mann, der Jungfrau!“ u. dgl. m. Wie in dieser Beziehung, so hat Bechstein auch in den meisten andern seine ihm ganz eigenthümlichen Anschauungen. So sagt er, nachdem er den Fluch theilweise mitgetheilt hat, den die Gründerin des Klosters Walkenried in der Fundationsurkunde mit Recht auf die Räuber und Plünderer der von ihr dahin geschenkten Güter „hautschauerig“ schleudert: „Wo so christlich gebetet wurde (!), und nebenbei die allerhöchste verschwenderischeste Pracht zum Aufbau und Ausschmuck des Stiftes (sage: Kirche) verwendet wurde, daß man den von Kreuzgängen (!) umgebenen Garten das Paradies nannte, da mußte der Teufel auch dabei seyn.“ (S. 366). Logica est multiplex; aber den Garten hat Bechstein unglücklicherweise statt der Vorhalle der Kirche genommen, die bekanntlich von jeher das „Paradies“ genannt wurde. Seite 417 erwähnt er eine „Jette Threk“, die das Riesenweib Thök in der Baldersmythe vorstellen soll; Hildenschnee heißt ihm (S. 269) Rosenschnee, und alle „götterheiligen Burgstätten“ trugen nach ihm den Namen Dispargen (S. 247). Amüsant wird er besonders, wenn er auf katholische Dinge kommt: da macht er aus im vierten Jahrhundert gemarterten Jungfrauen — Ursulinerinen (S. 371), läßt spukende Nonnen mit Scapulier und S t o l a tanzen, die Bischöfe „Gebet und Formel“ sprechen, die Chorherren „Horas und Vigilien, Metten und Vespern“ singen, übersetzt Rorate durch „Besprengung mit dem Weihwasser“ (S. 660), und was derlei Abentheuerlichkeiten mehr sind. Eine Jagd auf dieses und anderes Wild

würde bogenvollen Ertrag liefern; es genüge an dem Gegebenen.

Wo das Feld so mager bestellt ist, da kann man auf den Ertrag schon schließen. Was man von dem Sagensammler vor Allem erwarten muß, ist Treue; wo sie mangelt, da ist kein Heil. Bei Bechstein aber ist von ihr wenig zu sehen: er nimmt eine gegebene Sage und macht seine Variationen über das Thema, die mitunter so bunt sind, daß letzteres kaum mehr durchklingt. Das schlimmste ist, daß er diese Verstümmelung noch gar als „Kunst“ ausgibt (Vorr. VII). Von der speciellen Angabe der Quellen ist ebensowenig die Rede, weil er den Leser nicht „mit der Nase darauf stoßen wolle, daß derselbe seinem Findeglück sie verdanke; das dürfte wohl allzu eitel erscheinen.“ Wer kennt diese Bescheidenheit nicht? So hat denn das Buch einen wissenschaftlichen Werth gar nicht, und, nach seinem Styl zu schließen, einen literarischen höchstens für ein Publikum von Commis und Grisetten. Daß wir das Vermächtniß des Verfassers darum wenigstens für den katholischen Theil des „deutschen Volkes“, und vor Allem Namens dessen Jugend, zurückweisen, versteht sich von selbst.

Leibnitz sagt aber, es gebe kein noch so unbedeutendes Buch, von dem man nicht irgend etwas lernen könne. Auch von Bechstein wollen wir etwas zu lernen trachten. Ein neuerer Sagenforscher hat es unlängst als einen der schönsten Züge im Leben des Volkes hervorgehoben, daß es dankbar seine Lieblinge mit dem unsterblichen Kranze der Sage schmücke. Bei der Wahl derselben geht es, wie uns aus einem Ueberblicke des Sagenschatzes hervorgeht, den uns Bechstein's Werk wenigstens gibt, mit einer strengen Kritik zu Werke. Es hält gleichsam ein Todtengericht über sie und kränzt mit seiner rechten Hand, während es mit der linken Fluch oder Vergessen austheilt. Wenn sich je der Spruch bewährte: vox populi, vox Dei, dann ist es hier und der ganze Prozeß hat etwas so

schauerlich Großartiges, so partheilos Entschiedenes, daß wir uns unwillkürlich dem gefällten Urtheile beugen. Vor Jahren hörten wir, ohne unsern Ohren trauen zu wollen, daß Rotterdam seinem Erasmus ein Denkmal errichtet habe, die reformirte Stadt dem festen und ernsten Gegner der Reformation; und kaum steht das Bild da, als auch schon die Fabel umläuft, welche ein Tourist uns schreibt, daß es in jeder Neujahrsnacht ein Blatt in seinem ehernen Buche wende; habe es das letzte gewandt, dann sei der Welt Ende da. Wir haben keine Ursache, uns Napoleons zu freuen, aber wie viele, wenn auch nicht immer schmeichelhafte Sagen sind an ihm herangewachsen. So verstummt jede religiöse, wie jede politische Antipathie vor der Größe im guten wie im bösen Sinn, bei dem Volke; wo es immer sie findet, beugt es sich.

Aber nie hat es sich vor einer Größe der Welt so tief gebeugt, wie vor der edlern der Kirche in deren „Heroen“, den Heiligen; wie sie Gottes Lieblinge sind, so sind sie auch die seinen, und zu dem Glanze, den die Kirche durch ihre Verehrung um ihre Schläfen wand, kam auch, wie eben erwiesen wird, die Volkslegende mit all ihrem reichen und bunten Schmucke. Wenn das Volk bei den Größen der Welt mehr auf vaterländischem Boden blieb, wenn da nationale Interessen oft den Ausschlag gaben, dann wich bei den Heiligen jede äußere Rücksicht dem weltumfassenden christlichen Gefühle, und die arme Jungfrau, der Bettler, das Kind, die in fernen Landen für Christus gelebt und gelitten haben, stehen ihm so nahe, wie seine edelsten und größten Helden. Das ist so wahr und die Verehrung seiner Heiligen wurzelt so fest und tief im Volke, daß dreihundertjähriges Eifern wider dieselbe sie nicht ganz aus den protestantischen Gegenden zu verdrängen vermochte. So fanden wir bei den Bewohnern der Gegend von Herrenalb die Legende von der heil. Barbara noch in voller Blüthe, nur mit einigen von dem Katholikenhasse eingegebenen Zuthaten, als z.B. daß Barbara's Beicht-

vater, ein Kapuziner, ihren Aufenthalt ihrem Vater verrathen habe. Auf einem andern Ausfluge kamen wir zu einer protestantischen Dorfkirche und fanden bei deren Besichtigung einen Fundationsstein, der als die alten Kirchenpatroninen St. Perpetua und St. Felicitas angab. Der Küster sagte: „Die darauf stehen, liegen hier begraben.“ „Wer waren sie denn?“ fragte ich. „Zwei Frauen, die, als hier noch Wald war, von wilden Thieren zerrissen wurden. Eine von ihnen war so schamhaft, daß sie ihr bloßes Bein noch mit dem Unterrocke zudeckte, als ein Löwe sie schon halb gefressen hatte.“ Ich: „Wie kamen sie denn dazu?“ „Ei nun, sie gingen im Walde spazieren“, war die Antwort, und der Mann horchte mit frommem Erstaunen auf, als ich ihm die Geschichte der beiden Heiligen erzählte. „Also für ihren Glauben? Gott im Himmel, wer hat je so etwas gehört!“ rief er aus. Gewiß eine mehr betrübende als erheiternde Aeußerung! — Sie darf aber nicht wundern, wie wir einmal erfuhren, als wir in Begleitung eines Pfarrers dessen Kirche besuchten. Das war am Feste der heil. Apostel Peter und Paul, und es war uns eine freudige und zugleich trübe Ueberraschung, als wir auf dem Kirchenboden unter Staub und Schutt die Bilder beider Heiligen nebst einem Crucifix und Anderes mehr hervorzogen. „Siehe da, ein sonderbarer Zufall, daß wir gerade heute den beiden Bildern begegnen“, sagten wir zu einem uns begleitenden Freund, und auf des Pfarrers Frage, warum das so sonderbar erscheine, bemerkten wir ihm, welche die Bedeutung des Tages sei. Verwundert fragte er: „Wie so?“ Antwort: „Jeder Tag im Jahre trägt doch seinen Namen von einem Heiligen, so dieser.“ „Dann hätten Sie ja dreihundertfünfundsechzig Heilige und in Schaltjahren noch einen mehr“, fiel mit steigendem Erstaunen der noch dazu streng orthodoxe Pfarrherr ein. Als wir ihm aber sagten, daß auf einen Tag je nach den verschiedenen Diözesen zwanzig und dreißig Heilige gefeiert würden, da wurde er der Sache müde, drehte sich um und brummte

„Götzendienst“ in den Bart. Es kann das ja nicht anders seyn und übel nehmen dürfen wir es diesen Männern nicht, ihre theologische Bildung trägt die Schuld und nur wenige Protestanten können sich, wie Leo, stark über die eingewurzelten Vorurtheile hinwegschwingen, getragen von ernstlichem Ringen nach Wahrheit. Aber, müssen wir doch fragen, kennt da der katholische Bauer, der weder lesen noch schreiben kann, und nur die Bildchen seines „Bauernkalenders“ versteht, die Geschichte der Kirche nicht besser, wie der gelehrteste dieser Pfarrherren?

Wie stark und reich die Legende noch immer und in allen Theilen Deutschlands vertreten ist, das lernen wir aus Bechsteins Werk zur Genüge, aber wir lernen noch etwas Anderes daraus. Ist das, was wir von dem Gericht des Volkes über seine hervorragendern Söhne gesagt haben, wahr, dann müßten Dr. Martin Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin, Bucer und Andere, wären sie in der That Männer des Volkes gewesen, wäre die Reformation in der That aus einem innersten Bedürfnisse des Volkes entsprungen, in den protestantischen, ja selbst in den katholischen Gegenden, sagengefeiert dastehen. Hatte das Volk sie warm und fest in sein Herz geschlossen, dann ist das nicht anders möglich. Bechstein hat sein Redlichstes gethan, Alles, was in der Sage von ihnen übrig ist, zu sammeln, und wir wollen offen und unbefangen das Ergebniß seiner Bemühungen prüfen. Aus der Schweiz und Holland, zwei überwiegend protestantischen Ländern, finden wir keines der „Reformatoren“ Erwähnung gethan; nur Nr. 169 wird ein Mönch erwähnt, der die neue Lehre nach Helgoland brachte, und zum Lohne dafür — zu Stein wurde. Da dies aber, wie wir aus der Vergleichung mit andern Sagen sehen, eine Strafe ist für Gottlose, Meineidige u. s. w., so scheint es ziemlich fest zu stehen, „daß diese Sage verfälscht ist“. In dem gleichfalls protestantischen Norden Deutschlands scheint das Volk gleichfalls nicht viel von den

„Reformatoren" zu wissen, dagegen noch gar viel von seinen alten Heiligen. Unter Nr. 332 begegnen wir einer Anekdote über Tetzel, aber Berlin und Wittenberg gehen an uns vorüber ohne Spur, und erst unter Nr. 396 finden wir die erste Erwähnung Luthers. Da wird denn erzählt, die Mönche des Klosters Walkenried hätten Luther aus der Welt schaffen wollen, und ihn zu einer eisernen Jungfrau, einem der fabelhaften Marienküsse, geführt; sein Hund sei aber vorausgelaufen und in der Falle verschwunden. „Da deutete Lutherus mit der einen Hand nach der Falle, mit der andern nach oben und sprach mit voller ernster Stimme nur die zwei Worte: Gott wacht — und ging und die Mönche erbebten." Ein komischer Schluß einer Luther nichts weniger als ehrenden Sage, denn in ihr wird Luthern ein Hund beigelegt, ein Attribut, das nur dem Teufel verschriebene Zauberer haben, wie Bechstein selbst lehrt, in den Sagen von Dr. Faust, Agrippa und von Andern. Das Volk stellt Luthern also, trotz der bösen Mönche, jenen teuflischen Zauberern gleich und das ist nicht sehr schmeichelhaft. Eine zweite Sage über Luther finden wir S. 350, Nr. 414. Die Herren von Mansfeld hatten den Doctor zu sich eingeladen, aber als er kam, „schwemmte ihm schon der Wein die Treppe herab entgegen und droben die Trinker wankten und schwankten — da rief Luther ihnen prophetisch zu: „„Ei, ihr Herren dünget ja gut und schön! da wird brav Gras danach wachsen!"" Und dem geschah also." Aber welch' ein schlechtes Licht wirft auf seine Neubekehrten und Freunde und die „segensreichen" Wirkungen der neuen Lehre diese einfache, aber der Geschichte genau entsprechende Scene!

Reich verklärt finden wir im Volke die alte Wartburg durch den Heiligenschein Elisabeth's, der frommen Landgräfin; unverdrängt von dort lebt sie in ihm fort, während die zudringliche Aufklärerei ächt charakteristisch auf der Wartburg nichts kennt, als den Dintenklecks, welchen denn auch Bechstein würdig feiert. „Und that Junker Jörg droben auf

der Wartburg die größte Ritterthat des Geistes, die je (außer Christus) ein Mann gethan (!); er übertrug das Wort Gottes, das alleinige Wort des Heils, die Bibel, in die deutsche Sprache. Solche Arbeit ärgerte und verdroß dem *) (sic) Teufel gewaltiglich, und er umsummsete und umbrummsete den gelahrten Ritter und Doctor gar arg" u. s. w. Das erinnert uns an die folgenden Verse eines protestantischen Geistlichen, der dieselbe denkwürdige That Luthers besingt:

„Da stürmt's die Treppe auf und ab,
Und wiehert wild und fährt klapp, klapp
Zur Thür herein und guckt sich um,
Und brüllet fürchterlich: Mumm, Mumm!
Die Feueraugen grausig funkeln,
Sie thäten schier das Licht verdunkeln."

Aus dem Luthersbrunnen (N. 491) hat Luther einmal getrunken, und im Gasthaus zu Tambach an die Wand geschrieben: „Tambach est mea Pniel, ibi apparuit mihi Dominus. M. L." Die würdige Sitte scheint in ihm einen besondern Verehrer gefunden zu haben, als Sage aber klingt das dünn und mager. Aus Schmalkalden wird (Nr. 505) eines „frommen" lutherischen Bürgermeisters phantastischer Traum berichtet, dem selbst kein ägyptischer Joseph eine Deutung abgewinnen könnte. Auf dem Singerberger Schloß wird Luther wiederum zum Zauberer, der heimlich lateinische Formeln singt, und das Schloß in Grund und Boden verwünscht (Nr. 515). In Pegau hat Melanchthon Birnen sehr wohlschmeckend gefunden, und den Pfarrer und dessen Familie dafür dem Kurfürsten von Brandenburg mit großem Erfolg empfohlen. Zum

*) Einiger Unterricht im Deutschen könnte überhaupt Hrn. B. nur anzurathen seyn; er schreibt z. B.: sie erkies ihn zum Ehgemal (S. 559), der Arme muß henken (458) u. dgl. Auch schöne Formen sind bei ihm zu finden: man hörte einen garstigen Brüll (430), sie hatten viel Gemürmels (305), sie that einen Hupf (344), er hub einen Schwatz an (284), that einen Schlurf (286) u. dgl.

Dank nannte der Pfarrer die Birnen: Melanchthonsbirnen (Nr. 616). Unter Nr. 704 wird eine Sage mitgetheilt, die sicherlich falsch und neu erfunden ist. Luther predigte auf einer Wiese, und rief „still“! da wurde es still im Volk, das auf ihn horchte, und daher heißt die Wiese — die „stille Wiese.“ Zum höchsten Schwung erhebt sich die Sage in Nr. 743, wo sie ihn ein Zeichen in einen Stein treten läßt, d. i. das Zeichen heißt der Lutherfuß; aber wie es hinein kam in den Stein, weiß man nicht. Um das „Rüstzeug“ in des Volkes Augen zu erheben, stellt Bechstein in dieser Nummer zwei Sagen zusammen: „Bonifaciusfels und Luthersbuche“; an der Buche soll Luther nämlich gefaßt, und von da auf die Wartburg geführt worden seyn.

Wir glauben nicht, daß es nöthig seyn wird, unsere Aufsuchungen weiter fortzusetzen; das Mitgetheilte genügt, darzuthun, daß es keinen profanen, noch heiligen Namen gibt, der in der Geschichte hervorragt, von St. Petrus an bis auf Napoleon, und der im Volke weniger Sympathie gefunden hätte, als die Namen der „Reformatoren“: daß an Luther selbst die Sage sich nicht einmal so hoch erhob, wie sie es in dem reformirten Rotterdam an dem katholischen Erasmus that, während überall in Deutschland die von ihm und seit ihm bekämpften Heiligen noch das Feld siegreich behaupten. Jenes ist um so auffallender, als man während dreier Jahrhunderte nichts gespart, sondern Alles aufgeboten hat, ihn dem Volke werth zu machen, hier durch Predigten, dort durch Schriften, Bilder, Statuen rc. Das ist es, was wir aus Bechstein's Werk lernen, und wofür dankend wir für heute Abschied von ihm nehmen.

XXXV.

Römische Lebensbilder aus dem Anfang unsers Jahrhunderts.

IV. Der Canonicus Caspar del Bufalo.

Unter den zahlreichen Wohlthätigkeits-Anstalten Roms, deren jede die leibliche Pflege mit der geistlichen verbindet, ist eine der vorzüglichsten, seit langer Zeit durch manchartiges Wirken hervorragend, das Zufluchtshaus, welches den Namen der heiligen Galla, des Consuls Symmachus Tochter, trägt. Dasselbe gewährt Armen und Bettlern Herberge, jedem, neben der Nahrung, ein sauberes Bett, und vereinigt sie zugleich zum Morgen- und zum Abend-Gebet, wie zum Empfang des Segens mit dem allerheiligsten Altarssakrament. Zweimal in der Woche werden beim Eintritt der Dämmerung Predigten gehalten; stets ist ein Priester bereit, die Beichte der Herbeikommenden zu hören. Die Festoctave der Heiligen ist zur Darlegung der Glaubenswahrheiten, in Verbindung mit geistlichen Uebungen, bestimmt.

Diesem Hause widmete del Bufalo von dem Tage an, da er für den geistlichen Beruf sich entschloß, seine Zeit, seine Kräfte, seine Thätigkeit; dort gewann er jene hervorragende Tüchtigkeit zu einem apostolischen Wirken, in welchem er sich die Liebe, das Vertrauen, die Bewunderung von ganz Rom erwarb. Zum Besten der in dem Hause der heiligen Galla

versorgten Armen war ihm von frühen Jahren an kein Dienst zu niedrig, keine Anstrengung zu beschwerlich. Er stellte in der Kirche die Sitze zurecht, goß den Lampen Oel zu, säuberte die Altäre, hielt die heiligen Gefäße rein, wußte in den Häusern der Wohlhabenden, wie in den Werkstätten die christliche Liebe zu Beisteuern für monatliche Austheilungen an die Armen in Anspruch zu nehmen. Schon zur ersten Zeit seines Auftretens verstand er es, die Glaubenswahrheiten dem Stand seiner Zuhörer so angemessen vorzutragen, daß der ausgezeichnete Verkündiger der göttlichen Wahrheit, als der er nachmals galt, in ihm mit Gewißheit sich ahnen ließ. Ihm ist es zu danken, daß nach der allgemeinen Erschütterung, unter welcher auch das Ehrwürdigste und Segensreichste in Rom wankte, diese Anstalt wieder sich festigte, an Zahl und Lebenskraft vermehrt, zu den gewohnten Uebungen zurückkehren konnte. Wußte seine Anmuth und seine wohlbedachte Rede in den Herzen der Verständigen und der Gelehrten warmen und lebendigen Eifer für religiöse Bethätigung zu erwecken, so war anneben der wesentliche Theil seiner Wirksamkeit dem Hause der heiligen Galla gewidmet. In größerer Zahl, als je vormals, wurden durch ihn diese Armen zum Tische des Herrn gerüstet, das Wort des Heils ihnen häufiger verkündet, die Stätten der Versöhnung mit Gott durch sie zahlreicher besucht, der Gnade mannigfaltigere und glänzendere Siege bereitet. Aber nicht auf das Haus der heiligen Galla beschränkte sich das Wirken des seltenen Mannes; über Stadt und Land verbreitete sich von dort aus sein Ruf. Magistrate und Einwohnerschaften, Adeliche und Bürgerliche riefen ihn herbei, und er, das Schwert des Geistes führend, welches ist das Wort Gottes, zerhieb die vielfach geflochtenen Schlingen des Unrechts, erweichte durch die ihn begleitende Gnade manche in Unglauben verknöcherte Herzen, führte in Hader getrennte Gemüther wieder zusammen, gewöhnte offenkundige Wucherer mit erlaubtem Gewinn

sich zu begnügen, heilte von grausigen Uebeln elternde Herzen, verstand es, die Liebe zur Tugend so lebendig anzufachen, daß Manche in tiefe Schuld dahin Gesunkene zur Reue und Buße zurückkehrten. Dabei achtete er selbst der größten Anstrengung so wenig, daß seine sonst rüstigen und großer Last gewachsenen Kräfte dennoch schneller sich verzehrten, als es menschlichem Ansehen nach sich hätte erwarten lassen. Del Bufalo erlag seiner bewundernswerthen Thätigkeit den 28. Dezember des Jahres 1837 im 51sten Jahre seines Alters. Er gehört zu den wenigen Menschen, die, obwohl den Zeitgenossen entrückt, in deren Erinnerung fortleben, gewiß bei Manchen als Stifter der Congregation vom kostbaren Blute.

XXXVI.

Briefliche Mittheilungen.

Notizen über kirchliche Zustände in England.

Als ich Ihnen, sehr geehrter Freund! bei meiner Abreise nach England versprach, Ihnen möglichst genaue und umfassende Schilderungen von kirchlichen etc. Zuständen daselbst zu liefern und, wie Sie noch mit nachsichtiger Güte hinzufügten, mein eigenes Raisonnement mit hineinzuflechten: da habe ich, aufrichtig gesprochen, eigentlich nicht gewußt, was ich that. Es ist unendlich schwierig, in englische Verhältnisse einzudringen, sich von denselben ein klares und richtiges Bild zu verschaffen, weil dieselben dermaßen complicirt sind, und um alles durch den Buchstaben Constatirte sich noch eine so große Masse eben so feststehender, aber nur durch Sitte und Herkommen erwachsener Neben-Accedentien sammelt, daß ich, wäre mir dieses Alles schon damals so klar gewesen, gewiß — im Bewußtseyn

meiner Schwäche — Ihnen dieses Versprechen nicht so leichthin gegeben haben würde. Nicht deßhalb hebe ich dieses hervor, weil mir meine Zusage Leid wäre, vielmehr nur, um Ihre Nachsicht noch in erhöhtem Grade in Anspruch zu nehmen, da ich nur aphoristische Notizen zu geben im Stande bin.

Stellen Sie sich einmal, mein geehrter Freund! eine Idee vor, die trotz ihrer wunderbar großen Absurdität, dennoch diejenige gewesen ist, welche als leitende und dominirende unser Jahrhundert so vorzüglich mit Sünde und Schmach brandmarkt, die Idee nämlich: es liefen nun so ein paar Menschen zusammen und beriethen sich, einen Staat zu gründen und denselben mit kirchlicher und politischer Verfassung, Verwaltung u. s. w. auszustaffiren. Bei diesen Staatmachern (venia sit verbo!) denke man sich, daß Einer die Frage aufwürfe: „sollen die kirchlichen über die politischen, oder umgekehrt die politischen über die kirchlichen Verhältnisse dominiren?“ d. h. mit andern Worten, die uns geläufiger: „steht die Kirche über oder unter dem Staate?“ — und diese Frage würde zum Staunen der Zuschauer nicht ganz einstimmig und einseitig dahin beantwortet, daß die Kirche unter dem Staate stünde, und um beiden Seiten zu genügen, würde beschlossen, die Kirche solle weder über, noch unter, sondern vielmehr neben dem Staate wirken und schalten: so würde es sich doch sehr bald in der Praxis herausstellen, daß trotz des Auskunftsmittels die Kirche unter den Staat gestellt sei, und man nur, um den Schein der Ehrlichkeit zu retten, sie öffentlich als selbstständig mit Pomp auftreten lasse, ja sogar mit eigenen Lenkern und Führern, die aber nicht zu scharf und genau besehen werden dürften, weil man sonst die Täuschung entdecken würde, daß diese scheinbar mit großer Machtvollkommenheit ausgerüsteten Kirchenfürsten nicht mit Fleisch und Blut, Macht und Freiheit versehene Menschen seien, sondern vielmehr Puppen, Automaten, welche nur durch Drähte und Züge, von dahinterstehenden Personen angezogen, in Bewegung gesetzt werden können.

Wird in der eben beschriebenen Situation für die wenigen Staatengründer das Schalten und Walten einer Nation während mehrerer Jahrhunderte substituirt, und werden nur die Resultate verglichen, so finden wir, was zu denken uns schon so wunderbar absurd und extrem erschien, in der jetzigen Kirche Englands verwirklicht, gerade

wie wir es bildlich oben näher ausgemalt haben. Zeihen Sie mich nicht, geehrter Freund! der Confusion oder des bösen Willens, als ob ich die „Staatenmacherei“ (contrat social) mit der durch Jahrhunderte sich hindurchziehenden, geschichtlichen Entwickelung identificirte; davon ist nicht die Rede! Ein wie naher Zusammenhang aber bestehe zwischen Rousseau's Staatsgenesis und den daraus entwickelten Consequenzen einerseits, und der pseudoconservativen Idee unsres Jahrhunderts andrerseits, daß der Staat die omnipotente Gottheit, das Allumfassende sei, mithin auch über der Kirche stehe, wie es sich z. B. factisch auch in England gestaltet — darüber mich weiter auszulassen, ist hier nicht die Stelle.

Die englische Kirche unterscheidet sich wesentlich von allen andern seit dem sechszehnten Jahrhunderte vom heiligen Stuhle abgefallenen Gemeinschaften. Naturwüchsig, wie die Constitution, und deßhalb practisch, theilweise großartig in England selbst, aber Carricatur, sobald man sie als Schablone benutzen und irgend anderen Nationen octroyiren wollte: so ist auch die anglicanische Kirche — Resultat einer durch Jahrhunderte sich hindurchziehenden hochmüthigen Ueberhebung, wehmüthiges Schattenbild eines sich theilweise so heiß nach Licht und Wahrheit sehnenden Volkes — nur möglich bei der englischen Nation selbst. Es gibt Pflanzen, die nur unter gewissen Zonen auf bestimmtem Boden wachsen — und dennoch Unkraut sind.

Eine Zeitlang gehen Kirche und Staat scheinbar ruhig neben einander her; hier ist Parlament, Oberhaus und Unterhaus, dort Synode, Bischöfe und Abgeordnete aus den Capiteln; das unglaubliche Nebeneinander scheint faktisch verwirklicht, und nur die Frage drängt sich auf: wer ernennt Erzbischöfe und Bischöfe? — Ist es der Nachfolger Petri, der als der Höchste auf Erden „servus servorum“ sich heißt, oder ist es Jemand, dem man Vieles und Großes, selbst im gewissen Sinne Heiligkeit und Unverletzlichkeit*), zugestehen kann, dem aber hiezu die Befugniß stets fehlt?

*) Der Culminationspunkt der königlichen Gewalt: „the king can do no wrong“, der König kann nicht Unrecht thun, d. h. er steht über dem Bereich einer jeden Gerichtsbarkeit.

Seitdem Heinrich VIII. es vorzog, statt unter dem Namen defensor fidei, als „abtrünniger Wollüstling“ in der Geschichte verzeichnet zu werden, seitdem ist der König von England der Papst, der die Bischöfe creirt, der die Synode beruft, der die convocation vertagt und die Acts bestätigt. Hier löst sich das Räthsel, wie Staat und Kirche nebeneinander bestehen können, und sollten selbst die Pseudo-Erzbischöfe und Bischöfe anfangs blenden, hier läßt es sich nicht länger verhehlen: sie sind nur kirchlich gekleidete Figuren, in Bewegung gesetzt von dem großen Abgott des Jahrhunderts, vom Staat, hier speziell vom König. So steht's mit der Verfassung der Kirche und ihrem Verhältnisse zum Staat; losgerissen von der lebendigen Einheit und aus dem geschichtlichen Zusammenhange, kann ihr Wirken und Walten auch nur ein sporadisches seyn; eine lebendige Macht auf die Masse ausüben, kann nur ein lebendiges Glied des Leibes, dessen Haupt der Gottessohn selbst ist, und doch ist die englische Nation — eine große, fromme Nation. Mir kommt es fast so vor, als ob der Allmächtige England eine ganz besonders lange Gnadenfrist gesteckt, und man möchte nur fürchten, daß diese Zeit bald vorüber, und daß dann ein um so schwereres Gericht gehalten werde. Will man fragen, warum die Vorsehung so lange mit England zusehe? Es wäre vermessen, apodictisch über ihre geheimnißvollen Pläne zu urtheilen; doch Eines sei mir vergönnt, hier auszusprechen: ich glaube, es ist der reiche Fond des frommen Gebets, welcher England noch in seinen Angeln hält. Es gibt noch viele und fromme Beter in England, und fast gilt das Nichtbeten dort für ebenso schimpflich, wie im akatholischen Norden Deutschlands das — Beten; die Sitte bringt es dort einmal so mit sich und aus Pietät gegen die Sitte, welche auch bei den staatlichen Verhältnissen sich so wundersam manifestirt, betet schon Mancher, der es sonst vielleicht nicht thäte, und siehe, der Himmel segnet's gleich, und so geht es weiter von Kind auf Kindeskind.

Man hört jetzt von gewissen Seiten auch viel von der werkthätigen Liebe der Engländer reden, und weiß sie nicht genug hervorzuheben; doch damit hat es einen Haken. „Laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut“, das scheinen die anglicanischen Prediger und Vicare nicht recht zu predigen, oder sie thun's

recht, und die Gemeinde kehrt sich nicht daran. Denn bei der Wohlthätigkeit des Engländers handelt es sich immer um Aufsehen, um Eclat; auf „Sich zeigen“ sind größtentheils seine Handlungen berechnet. Von ehrenvollen Ausnahmen, die sich überall finden, kann hier natürlich nicht die Rede seyn. Die Demuth, eine Gnade der Segnungen der Kirche, markirt vor Allem den Katholiken vor jedem Andern in England; denn selbst die besten Protestanten zeichnen sich auffallend durch ihren Hochmuth aus, und zwar durch einen Hochmuth, dessen sie sich vollkommen bewußt sind, dessen sie sich rühmen und freuen, weil sie ihn Nationalstolz nennen und diesen für eine Tugend halten.

Ob Jemand zur Hochkirche, zu den Evangelicals, zu den Dissenters oder überhaupt nur zu einer der dort unzählig durcheinander laufenden Secten gehört, das ist dem Engländer im Grunde gleichgültig; sowie die eine Familie die italienische Oper, die andere das deutsche Theater besucht, so hält sich der Eine an diese, der Andere zu jener Kirche; es ist indifferent. Eines nur darf er nicht: der katholischen Religion angehören — das ist nicht fashionabel, das verletzt den Stolz der großen protestantischen Nation, die so und so viel tausend Bibeln jährlich verbreitet und die Menschheit mit so viel Millionen Tractätchen beglückt. Wie viel Heil und Segen sie sich von diesen versprechen, das zeigt unter Anderm die Effronterie, mit welcher sie dieselben selbst unter Katholiken zu verbreiten sich bemühen. So erzählte mir z. B. ein hochwürdiger Vater aus dem Redemptoristenkloster im Clapham-Parc bei London, ein Mann, dem die Schuhriemen zu lösen ich mir zur höchsten Ehre gerechnet haben würde: wie er eines Tages das Brevier betend im Klostergarten spazieren gegangen, sei plötzlich von Außen ein großes Paquet über die Mauer und ihm vor die Füße geworfen worden, in welchem er 100 Exemplare von einer niederträchtigen Schmähschrift gefunden, betitelt: „the martyrs of Florence.“ Für die Madial's die Sympathien der großen Nation zu wecken, hat übrigens nicht nur der Earl von Roden forcirt; ganze Vereine bestanden zu dem Zwecke, und John Bull selbst ist dabei thätig gewesen. So habe ich z. B. mit eigenen Augen in den Straßen Londons einen Orgeldreher mit einem großen Tableau gesehen, welches die verschiedenen Stadien der madial'schen Passionsgeschichte

darstellte, die noch dazu durch ein zur Erklärung gesungenes Lied volksthümlich gemacht wurde. Wie viel kleine Verfolgungen, die theilweise empfindlich in's Leben eingreifen, die Katholiken in England — wo doch, formell wenigstens, die Kirche für frei gilt — überhaupt auszustehen haben, das muß man an Ort und Stelle selbst gehört haben, um sich darüber einen klaren Begriff zu machen. Gar nicht will ich daran erinnern, daß während meines Aufenthaltes in London eine little sister of the poors einen beneidenswerthen Martyrertod starb; ich glaube, die Zeitungen haben darüber berichtet *).

Trotzdem ruht sichtlich der Segen des Herrn auf den Bemühungen der Katholiken daselbst, und die so schwer errungenen Früchte der Mühen eines O'Connel weiß der Mann mit großartiger Würde zu behaupten, den ich den bedeutendsten und — es sei mir der Ausdruck erlaubt — den merkwürdigsten Mann Englands zu nennen nicht anstehe: ich meine Se. Eminenz den Cardinal Wiseman. Wohl selten findet man natürliche Gaben und vielseitige Kenntnisse in dem Maße mit Standesgnade und Standeswürde vereinigt. Ganz England sieht auf ihn, wie auf ein Wunder, und die gerechten Hoffnungen aller Katholiken stützen sich, nächst der göttlichen Gnade, auf seine Person.

Damit will ich aber für heute schließen, sehr geehrter Freund! und nur noch einmal daran erinnert haben, daß ich nur Skizzen Ihnen zu liefern im Stande bin.

---

*) Uns ist nichts der Art erinnerlich! Anm. d. Red.

XXXVII.

Römische Lebensbilder aus dem Anfang unsers Jahrhunderts.

V. Aloys Gentili.

Einer der starkmüthigsten Charaktere tritt uns entgegen in dem unermüdlichen Missionär Englands, Aloys Gentili, einem der ersten und ausgezeichnetsten Mitglieder der von Rosmini in's Leben gerufenen „Brüder der christlichen Liebe.“ Zwar war er seiner Abkunft nach kein Römer, sondern stammte aus Citta ducale, im Königreich Neapel. Schon in früher Jugend wurde jedoch sein Vater durch einen mütterlichen Oheim, Joseph Masconi, Professor der Dogmatik an dem römischen Collegium, nach der Hauptstadt der Christenheit berufen, um unter dessen Obhut geistig sich auszubilden. Hierin machte derselbe so glänzende Fortschritte, daß er bald sich tüchtig erwies, um unter die Procuratoren der Rota aufgenommen zu werden, was ihm ein ehrenvolles Bestehen und die Mittel sicherte, frühe genug sich verheirathen zu können. Von zehn Söhnen des Joseph Gentili war Aloys der älteste, geboren im Juni 1801. Bei glänzenden Fortschritten im Collegio Romano konnte er mit sechszehn Jahren bereits zum Studium der Rechtswissenschaften an der Sapienza übergehen, um in dem zwanzigsten mit

der höchsten Würde in beiden Rechten geschmückt zu werden, woneben er zugleich in Poesie, Zeichnen und Mechanik sich hervorthat. Mit einundzwanzig Jahren widmete er sich, unter dem Auditor Rotä Galimberti, der Advokatur. Bald sah er zwei seiner öffentlichen Vertheidigungen durch glänzenden Sieg gekrönt. Strebsam und unermüdlich, wie er war, sammelte er hierauf alle Entscheidungen, welche coram Consalvi genannt wurden, weil unter dem damaligen Cardinal, in der Zeit, da er noch Auditer Rotä war, gefällt. Das weckte in Gentili das Verlangen, mit diesem erlauchten Cardinal in nähere Beziehung zu treten. Es war nicht schwierig; der Staatssekretär wußte die Anlagen und Eigenschaften des jungen Rechtsgelehrten zu würdigen, und sagte ihm, nach dessen Wunsch, eine Stelle als Richter del Stato, unter Aussicht weiterer Beförderung, zu. Der Tod des Cardinals zerstörte diese Aussicht, und Codex, Digesten und Gerichtssaal erhielten von dem mißstimmten Jüngling den Abschied.

Die Begierde, über die Wechselfälle des Glückes emporzuragen und einen glänzenden Ruf zu gewinnen, war geblieben. Aloys warf sich auf die neuern Sprachen; diesen wollte er Ehre und Glücksgüter abgewinnen. In solcher Absicht zog er sich von Freunden und Bekannten zurück, und ließ jedem Besuchenden erwidern: er sei so beschäftigt, daß er Niemand empfangen könne. Durch ein volles Jahr schloß er sich in sein Gemach ein, und lernte, ohne alle fremde Beihülfe, englisch, französisch, spanisch. Nach Ablauf des Jahres hielt er sich dieser Sprachen, namentlich der englischen, für hinlänglich kundig, trat wieder hervor, und suchte vorzüglich den Umgang von Fremden, um durch sie in der Uebung der Sprachen sich zu festigen. Die Fremdlinge staunten, wie er in so kurzer Zeit, mit so beschränkten Mitteln, ihre Sprachen so gründlich habe erlernen können, um bloß aus dem Accent wahrzunehmen, daß sie nicht seine Muttersprachen wären.

Diesen auszeichnenden Eigenschaften gesellte sich musikalisches Talent bei. Doch konnte Gentili bloß die Guitare, diese aber ziemlich gut, spielen. Eines Tages trugen Lastträger ein Klavier auf sein Zimmer, welches er ohne Kenntniß und ohne den Beirath von Kundigen gekauft hatte. Fortan begann er zu klimpern und zu singen, so gut oder so schlecht es gehen mochte, unbekümmert um den Spott seiner Brüder und anderer Hausgenossen über diesen neuen Versuch. Doch ließ er sich in Gesang und Spiel durch einige ausgezeichnete Meister unterrichten, wobei er unermüdlich und unerschöpflich in dem Lob von Rossini's Compositionen sich erwies. In Verbindung mit dem Marchese Papazurri gründete er bald die philharmonische Akademie, in welcher er anfangs als Chorsänger auftrat, bald aber als ausgezeichneter Bassist den vollsten Beifall ärndtete. Oefters ließ er seine Stimme ertönen in den Abendunterhaltungen des österreichischen und des französischen Gesandten, des Grafen Appony und des Vicomte von Chateaubriant. Dieser häufige Umgang mit Cavalieren, Marchesen, Herzogen, Fürsten ließ ihn den Mangel eines Adelstitels, oder einer Auszeichnung bedauern. Um diesem abzuhelfen, bemühte er sich bei dem Herzog Sforza-Cesarini eingeführt zu werden, weil dieser damals noch das von Paul III. seiner Familie ertheilte Recht üben durfte, den Orden vom goldenen Sporn und die Pfalzgrafenwürde zu verleihen. Gentili's Wunsch fand bald Gewährung; er sah sich mit dem goldenen Sporn geziert. Wer war glücklicher, als er, der nun Ritter sich nennen durfte? Freudiger und häufiger fand er sich an den Vereinigungsstätten und bei den Zeitvertreiben der sogenannten großen Welt ein.

Einige Fremde hegten den Wunsch, von ihm Unterricht in der italienischen Sprache zu erhalten. Er sah hierin das sicherste Mittel, in den fremden sich selbst zu vervollkommnen, zugleich neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Nach einigem Sträuben willigte er in den geäußerten Wunsch ein, anfangs

jedoch nur für Freunde und ohne Entgeld. Allein die glänzenden Erfolge, die er vor Augen sah, bewogen ihn bald, seinen Unterricht Jedermann zugänglich, denselben zu einer ehrenhaften Erwerbsquelle zu machen. Seine Freunde verschafften ihm hochgestellte Schüler, vornehmlich Engländer. Durch zwei Jahre war er Sprachlehrer, des Sommers in Neapel, wohin er, aus der drückenden Hitze Roms, seinen Schülern, auf deren Gesuch, folgte. Nach diesen zwei Jahren sah er sich im Besitz eines Kapitals von 2000 Scudi, wofür er einen Weingarten an dem Monte Maria kaufte, welchen er bald durch neue Erwerbungen ausdehnte. Das weckte in ihm die Lust, Kenntnisse über den Landbau sich zu verschaffen, weßhalb er sich manche Werke, die hievon handelten, anschaffte, und mit derselben Leidenschaft, wie er andere Gegenstände sich zu eigen gemacht hatte, dieselben studirte. Bald hörte man ihn klagen, daß eine der Gesundheit so förderliche und so nützliche, von den alten Römern so hoch in Ehren gehaltene Beschäftigung zu jetziger Zeit vernachlässigt und gering geachtet werde. Er kaufte sich ein paar Ochsen, zog auf seine Besitzung, um Cincinnatus und Cato nachzuahmen, legte selbst die Hand an den Pflug, und lehrte die Landleute die Theorien, welche er seinen Büchern entnommen hatte, hielt ihnen anneben Reden über die Glückseligkeit und Nutzbarkeit ihres Standes. Aber, was vorauszusehen war, erfolgte. Gentili's Geist war rüstiger, als der Körper; dieser wurde vom Fieber erfaßt, und er durch die Aerzte gezwungen, Pflug und Ochsen wieder an Bücher und Feder zu vertauschen.

Unter allen diesen Aeußerlichkeiten blieb Gentili's Sittlichkeit unangetastet, bei allem Umgang mit Engländern sein katholischer Glaube so unerschüttert, wie zur Zeit, da er in der frommen Bruderschaft als Schüler des römischen Collegiums den Abbate Johann Maria Mastai-Ferretti, den jetzigen Papst, als Vorsitzenden über sich hatte. Wohl wußte

Gentili, daß er kein Theologe sei, vermied es daher, Glaubenscontroversen herbeizuführen; sobald aber die Anglikaner es auf dergleichen anlegten, fanden sie ihn immer gerüstet mit seinem natürlichen Verstande und den Kenntnissen, die er unter den Studien sich erworben, zur Vertheidigung seines Glaubens die Herausforderung anzunehmen. Dergleichen ergingen selbst von anglikanischen Geistlichen und Bischöfen, die nicht wenig erstaunt waren, bei einem Sprachmeister einen solchen Eifer und solches Wissen zu finden. Seine religiöse Ueberzeugung war es aber auch, die ihm den Muth verlieh, dem barbarischen Vorurtheil der Welt Trotz zu bieten, und, obwohl ein ruhm- und ehrsüchtiger Jüngling, eine wirkliche Herausforderung zurückzuweisen, das abschätzige Urtheil der Welt noch geringer zu achten.

Der siebenundzwanzigjährige Gentili durfte ein ausgezeichnet schöner Mann in jeder Beziehung genannt werden; in geistiger Beziehung adelte ihn ein Verein der vortrefflichsten und seltensten Eigenschaften. Seinem Glück und der Freude seiner Eltern schien eine Lebensgefährtin zu fehlen. Bei den Besuchen, die er in der letzten Zeit bei manchen ausgezeichneten englischen Familien abstattete, zog ein adeliches und ziemlich reiches Fräulein seine Aufmerksamkeit auf sich. Er glaubte derselben ebensowenig gleichgültig zu seyn, die Eltern einer Verbindung mit ihr nicht abgeneigt. Diesen eröffnete er eines Tages seine Neigung, erhielt aber zu nicht geringer Bestürzung die Antwort: als Freund werde er in ihrem Hause stets willkommen seyn, nicht aber als Mann der Tochter. Um jede weitere Erörterung und alle Gelegenheit abzuschneiden, wurde das Mädchen unverweilt nach England zurückgesendet. Wollte Gentili, in sein Haus zurückgekehrt, noch in Hoffnungen sich wiegen, dieser Bericht mußte dieselben von Grund aus zerstören.

Mit dieser Nachricht trat für Gentili ein neuer Lebensabschnitt ein. Ich will der Welt entsagen, hörte man ihn

murmeln. Malerei, Musik, Sprachunterricht wurden sofort aufgegeben, die Beziehungen zu der großen Welt abgebrochen, Freunde und Bekannte verabschiedet, aller äußere Schmuck verschwand, jedes Verlangen nach Gewinn hatte ein Ende genommen; mit der äußern schuf sich Gentili eine innerliche Einsamkeit. Ihm schien das Wort des heiligen Franciskus: „Gott mein Alles", zum alleinigen Lebensprincip geworden zu seyn. Die heilige Schrift, theologische und ascetische Bücher waren jetzt sein ausschließliches Studium. Die frohen Kreise, der Besuch der Akademien, die Theater- und philharmonischen Abende wichen dem Besuch der Kirchen, dem Beitritt zu frommen Vereinen, eröfterem Empfang der heiligen Sakramente, der Besorgung von Kranken in den öffentlichen Spitälern, dem Umgang mit den musterhaftesten Welt- und Ordensgeistlichen. Oft am Tage, wenn er in einer Straße an einer Kirche vorüberging, warf er sich unter aller Welt Augen vor deren Eingang auf die Knie, um den Herrn in einem kurzen Gebet anzurufen; des Abends schloß er sich, den Rosenkranz betend und die Litaneien zu der heiligen Jungfrau singend, der Bruderschaft von Caravita an.

Eine solche Umwandlung mußte die Aufmerksamkeit aller seiner Bekannten rege machen und mancherlei Urtheile hervorrufen. Gentili's Eltern und nähern Freunde waren der Meinung, als Wirkung zerronnener Hoffnungen werde dieser Zustand nicht lange dauern. Mittelst aller Gründe bemühten sie sich, ihn aus seiner Vereinsamung herauszureißen, zu seiner bisherigen Munterkeit und Lebensgewohnheit ihn zurückzuführen. Andere rümpften die Nase über ihn, nannten ihn einen Tollen und Verrückten, oder einen, der nur Aufsehen erregen wolle. Den Erstern erwiderte er: er wüßte nicht, wie sie von Melancholie und Trübsinn sprechen könnten, da er niemals in seinem Leben einen so süßen Herzensfrieden, eine so vollkommene innere Behaglichkeit empfunden habe. Die Andern beklagte er als solche, die das Wort des heil. Petrus nicht

zu würdigen wüßten: der Mensch müsse der Welt thöricht erscheinen, sofern er vor Gott als weise wolle erkannt werden.

Dieser rasche Wechsel des äußern Lebens in Verbindung mit ununterbrochenem Studiren zog aber Gentili ein hartnäckiges Tertianfieber zu, welches vierzehn Monate andauerte. Nach deren Verlauf wußten die Aerzte keinen bessern Rath, als den Wechsel des Aufenthaltes. Von einem jüngern Bruder begleitet, begab sich Gentili im October 1829 nach der kleinen Stadt St. Gregorio in der Diözese von Tivoli, worauf nach kurzem Verweilen beide in das Kloster der unbeschuhten Carmeliten von St. Maria Nuova, in gesunder Lage auf einem Hügel, zogen. Nach vierzigtägigem Aufenthalte daselbst war das Fieber gewichen; zu Ende Novembers konnte Gentili, vollkommen hergestellt, nach Rom zurückkehren, um seine neue Laufbahn zu betreten. Diese hatte er sich jetzt mit dem Vorsatze, alle Kräfte und alle Fähigkeiten der Erweiterung des Reiches Gottes auf Erden zu widmen, in dem geistlichen Stand erkoren. Verbunden damit war das Verlangen, in einen Orden einzutreten, der durch Regularität und Liebe zu Gott und den Nächsten hervorleuchte. Da folgte er dem Rath einiger Väter der Gesellschaft Jesu, welcher eben das Collegium Romanum wieder war übergeben worden, die theologischen Vorlesungen in diesem zu besuchen und um Aufnahme in die Genossenschaft des heil. Ignatius zu bitten. Hiefür ging er den P. General zu eben der Zeit an, in welcher er mit dem Tertianfieber behaftet war. Der General, der ihn so blaß und abgemagert vor sich sah, erwiderte: ihn däuchte klüger, wenn er die Bitte um Aufnahme bis zu seiner Herstellung verschöbe, um nicht der Gefahr sich auszusetzen, dafern ihn die Krankheit später von Neuem befiele, zurückgewiesen zu werden, und hierdurch unnöthiges und mißbeliebiges Gerede entweder gegen ihn oder gegen die Gesellschaft zu veranlassen.

Nach seiner Rückkehr von St. Gregorio machte Gentili

die Bekanntschaft des Abbate Rosmini, welcher zu dieser Zeit in Rom um die kirchliche Bestätigung seines Vereins der „Brüder der Liebe" sich bewarb. Bei dem ersten Besuch desselben kamen bloß unbedeutende Gegenstände zur Sprache; später legte ihm Rosmini das Wesen und den Zweck seiner neuen Schöpfung dar, worauf Gentili, gleichsam außer sich, sagte: Wer weiß, ob nicht Gott auch mich dazu haben will, ob er nicht auch mich für dieses Institut bestimmt hat. Wie er bald hernach in dasselbe eintrat, und was er für dasselbe wirkte, das liegt außerhalb der Grenzen dieser Mittheilung.

Gentili wurde im September 1830 zum Priester geweiht. Unmittelbar darauf sollte er auf den Calvarienberg bei Domo d'Ossola, Rosmini's Aufenthaltsort, abreisen. Allein die Rückkehr des Tertianfiebers fesselte ihn an Rom. Er widmete den Winter dem fortgesetzten Studium der Theologie, der Moral und der Philosophie nach Romini's Werk über den Ursprung der Ideen.

Die nachherige Thätigkeit und Wirksamkeit dieses ausgezeichneten Dieners der Kirche, als Missionär in England, böte anziehenden Stoff zu einem zweiten Artikel*) über denselben. Wir fügen nur noch bei, daß er den 26. September 1848 in einem Alter von 47 Jahren, 3 Monaten und 12 Tagen zu Dublin an einem Fieber dahinschied.

*) Den wir vom Herrn Verfasser hoffen! Anm. d. Red.

XXXVIII.

Literatur.

I.

Geschichte der deutschen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Von Hyacinth Holland. 1. Band. Mittelalter. Regensburg bei Manz 1853.

Eine Sündfluth von Literaturgeschichten hat sich in den letzten Jahren über Deutschland ergossen und größtentheils wieder verlaufen. Bleibenden Werth haben von allen vorliegenden nur zwei, die von Wackernagel und Vilmar, beide eng verwandt, und doch weit verschieden. Der erste, Lachmann's bedeutendster Schüler, hat auf diesem Gebiet bis jetzt das Meiste geleistet, und seiner Geschichte unserer Literatur mag schwerlich ein anderes Volk eine ähnliche zur Seite zu stellen haben. Fülle des Stoffes, scharfe Kritik, umfassende Gelehrtheit vereinigt sich in ihr mit geistvoller und schöner Darstellung, und durch das Ganze weht wohlthätig der Hauch warmen positiven Glaubens. Anspruchlos und bescheiden tritt dagegen Vilmar auf; er will weniger den Gelehrten dienen, als den Laien, er will „die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu den Gemüthern Unbefangener reden lassen", und dieß hat er vollkommen erreicht

und allgemeiner Beifall ihn dafür gelohnt. Was ihn aber mit Wackernagel verbindet, ist außer tüchtiger Gelehrsamkeit, auch der warme Glaube: beide Männer sind gläubige und edle Protestanten, deren gleichen wir öfter begegnen möchten.

Wie unumwunden wir ihnen auch die höchste Anerkennung zollen, die ihren großen Verdiensten gebührt, und über der wir gern der geistreichen, aber flachen und absprechenden, verletzenden Geschwätzigkeit des Gervinus vergessen, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß es Momente in der Geschichte der Literatur gibt, bei denen ihre Ansichten auf unserer Seite Widerspruch finden müssen. Wie gern wir ihnen durchgängig in ihren Darstellungen des Mittelalters folgen, da wo dieß endet, trennen sich unsere Wege, so mild und schonend auch die Reformationsperiode, von Vilmar besonders, behandelt worden ist. Da fühlen wir es schmerzlich, daß uns eine tüchtige katholische Literaturgeschichte noch abgeht.

Wir kommen auf diesem und andern Gebieten spät, und daß dieß nicht wundern darf, ist unnöthig zu bemerken — aber wir kommen doch. Waren die bisherigen Versuche unbedeutend, so daß wir sie lieber mit Schweigen übergehen, so heben wir um so freudiger einen neuen hervor, der, die modernen Nachbetereien und Verarbeitungen des von jenen Coryphäen Gegebenen weit hinter sich lassend, unsere Anerkennung in reichem Maße verdient.

Zu keiner Schule schwörend, tritt Holland in dem oben genannten Buch in freier Selbstständigkeit vor uns hin, und das allein schon wäre geeignet, ihm in unsern Tagen, wo die große Menge nur von fremdem Gut zehrt, unsere Sympathien zuzuwenden. Mit entschiedenem Talent bedacht, faßt er seine Aufgabe in stolzem jugendlichen Muth in's Auge, und ringt mit frischer Lust, sie zu lösen. Und auch das wieder macht sein Auftreten zu einem erfreulichen für uns, die wir auf allen Seiten von abgelebter, schwachmuskeliger Bla-

firtheit, oder aber von krankhaft überreizter Phantasterei umlagert sind. Wie kühn er aber auch auftritt, er vergißt dabei nicht der Bescheidenheit, und beginnt sein Vorwort mit den Versen:

> Nicht alles ist, so wie's seyn sollt,
> Da klafft ein Riß und hier ein Loch,
> Doch wenn ihr mich belehren wollt,
> Wird es wohl besser werden noch.

Und darin steht er so recht im vollen Gegensatz zu dem anmaßenden Dünkel der Literatensippe, der uns nur allzu oft anwidert. Grund genug also, den Verfasser, der uns so frisch und offen entgegentritt, auch mit gleicher Offenheit und mit Liebe zu empfangen.

Holland glaubte in seinem schönen Eifer, bei der bisherigen Behandlung der Literaturgeschichte nicht stehen bleiben zu dürfen, er steckte die Schranken weiter hinaus, und gab ihr den Hintergrund der Kunst und Philosophie. War seine Aufgabe schon ohnedieß eine schwierige, so wurde sie es dadurch noch mehr. Das aber mag ihn gerade gereizt haben, und wenn er sie auch nicht so löste, wie er sollte, auch als Versuch, und als solchen gibt er ja seine Arbeit, ist sie dankenswerth und sagt uns immerhin, was von ihm in dieser Richtung zu erwarten steht, wenn er sie einst mit gereifterer Kraft und reicherem Geist wieder aufgreifen wird.

Der vorliegende erste Band behandelt das Mittelalter, und man begreift, wie diese so durch und durch katholische Zeit mit all ihrer tiefen, sinnigen Innigkeit in einem von dem Zweifel unangefressenen Geist sich glorreich gestalten und verklären mußte. So begegnen wir denn in dem Werke auch so vielen Stellen voll des erhabensten und begeisterten Schwunges, die an Joseph von Görres mahnen, und in denen der Verfasser uns so recht seine ganze volle Seele dahingibt. In solchen Augenblicken leidet aber die Schärfe der Darstellung mitunter, und der Plan wird übersprungen, einzelne hervor-

ragende Punkte werden übersehen, oder doch nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt, welche sie verdienen. So hätten wir z B. den großen Epen des Mittelalters, besonders der Gudrun, eine größere Berücksichtigung gewünscht, und wären uns auch Auszüge von des Verfassers Hand ungleich willkommener gewesen, als von Albert Schott. Und das alte Kirchenlied, auf das der Verfasser gerade einen besondern Nachdruck hätte legen müssen, hätte nicht so bescheiden in der Anmerkung stehen dürfen, sondern gerade recht breit im Texte selbst. Mehrere der benutzten Quellen würden auch größere Vorsicht gefordert haben, und das Urtheil über Lachmann's Kritik des Nibelungenliedes scheint uns doch fast zu hart, obgleich wir keineswegs derselben Ansicht sind, wie er, und dieß rücksichtslose, nüchterne Streichen durchaus verdammen. Mit Maß geübt, hätte Lachmann's Arbeit gewiß eine viel verdienstlichere werden können; aber Lachmann hat die Zeit der Abfassung des Liedes nie ganz in sich durchlebt, er stand ihr zu fern, und verwarf jede feinere Gefühlsregung sofort als „Sentimentalität"; die tiefe Vereinigung der Heldenkraft mit dem gegenüber „Gott und den Frauen" weichen Herzen hat er nie geahnt, denn Gott stand er nie nahe, und seine Ansichten über die Frauen waren höchst roh. Ebenso würden wir die Beziehungen der Hauptfiguren zu denen des Hintergrundes gerne schärfer gefaßt sehen; doch da trägt der Verfasser weniger Schuld, da es an Vorarbeiten für den letztern noch zu sehr fehlte.

Diese und andere Ausstellungen haben aber ihren Ursprung gerade in den Vorzügen des Werkes: der so ernst und wacker strebende Verfasser gehört durch Geburt und Natur in das warme, frische Heerlager der Süddeutschen, bei denen der Drang der Jugend oft der Vorsicht und Bedächtigkeit vergißt, und dadurch sich wohl zu Uebereilungen verleiten läßt, nicht selten aber im Dahinstürmen auch Früchte pflückt, die dem langsam Prüfenden für immer zu hoch hän-

gen. Hat Zeit und Leben diese Männer gereift, dann wünschen wir unserm Vaterland stets Glück zu ihnen. Möge denn Holland das so schön begonnene Werk in wachsender Schönheit und Tiefe fortführen, die katholische Welt wird es ihm vor allem von ganzem Herzen danken, und ihr sei es auch zunächst mit aller Wärme empfohlen.

II.

Marien-Rosen aus Damaskus. Gesänge zur Ehre der seligsten Jungfrau, aus dem Syrischen. Von P. Pius Zingerle, aus dem Orden des heil. Benedikt. Innsbruck. Wagner 1853. 123 S. 12.

Der orientalischen Kirche fehlt zwar das Avemaria-Geläute, aber gleichwohl ist dort der Gruß des Engels an die heilige Jungfrau nicht verklungen; in vielen schönen Liedern hallt er wieder. Die sinnige Beharrlichkeit des gegenwärtigen Rektors am Gymnasium zu Meran, P. Zingerle, hat aus dem Brevier der Maroniten und aus den Schriften des heil. Ephrem die schönsten gewählt und in deutsches Gewand gekleidet. Manche davon sind bereits in den „Harfenklängen vom Libanon“ 1840 (Innsbruck bei Rauch), und in den „Festkränzen aus Libanons Gärten“ (Villingen, Förderer 1846) dargeboten; in der oben angegebenen Sammlung sind sie zusammengestellt und mit neuen vermehrt. Am Schlusse theilt sie prosaische Denkmäler syrischer Andacht zur heil. Jungfrau, größtentheils aus dem heil. Ephrem, mit. „Der katholische Leser wird mit freudiger Ueberraschung daraus ersehen, mit welcher Glut frommer Empfindung dieser heilige Vater des vierten christlichen Jahrhunderts Maria verehrt hat, und daß Ihr Cultus nicht erst, wie nur Unwissende wähnen, eine abergläubische Ausgeburt späterer, so-

genannter finsterer Jahrhunderte ist.“ S. 100. Als Probe stehe nicht Schönheit, sondern Kürze halber hier:

Von der Jungfrau Himmelfahrt (S. 76).

Voll Glanzes war die Luft und Staunens', war
Voll heller Blitz', und wartete auf Sie,
Durchtönt von süßen Preisgesängen rings.

Nach ihrem Gruße sehnte freudig sich
Das Brautgemach des Lichts; es sehnten sich
Des Paradieses Bäume, sie zu seh'n.

Der Himmel schloß die hohen Thore auf
Vor ihr, auf daß sie glorreich ziehe ein;
Des Lichtes Vorhang hob sich ihr empor.

Und liebend nahm Immanuel sie auf,
Und führte in den Ort der Wonne sie,
Erhaben über jeden Gram und Schmerz.

III.

Kirchen- und religiöse Lieder aus dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert. Aus den Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien zum ersten Male herausgegeben von Jos. Kehrein. Paderborn, 1853. XX u. 286 S. 8.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts war der verschüttete Schacht altdeutscher Poesie neu entdeckt, die Glücklichen fanden reichen Schatz und edle Metalle; die Späteren, die jetzt zur Grube fahren, haben von Glück zu sagen, wenn sie noch Erz zu Tage schaffen; doch sind die Adern nicht versiegt, und jeglich Jahr bringt annoch neuen Fund. So hat denn auch der genannte, auf diesem Gebiete rühmlich bekannte Forscher durch die Großmuth des Erzherzog Stephan eine schöne Ausbeute aus der Wiener-Bibliothek vorgelegt, und er mag sich um so mehr Glück dazu wünschen, als heutzutage ähn-

liche Quellen anderswo meist von bösartigen Drachen, mit dem glühenden Schlüssel im Munde, eifersüchtig bewacht zu werden pflegen. Seine Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste 113 Hymnen in althochdeutscher Uebersetzung (der lateinische Text ist gegenüberstehend gedruckt), die zweite theils freie Nachbildungen lateinischer Hymnen, theils Original-Lieder aus dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert enthält; daran schließen sich zur Vervollständigung einige bereits bekannt gewordenen Uebersetzungen und Kirchen-Lieder des Mittelalters, zuletzt ein sorgfältig gearbeitetes Wörterbuch über die ganze Sammlung.

Die Auswahl der Hymnen der ersten Abtheilung, bedingt durch die beigegebene Interlinearversion der Wiener-Handschrift, bietet eine Blumenlese der schönsten Ergüsse altkirchlicher Andachtswärme in Jubelgesängen von Hilarius, Ambrosius, Gregor dem Großen, dem feurigen Spanier Prudentius, Venantius Fortunatus, Sedulius, Elpis, Hrabanus Maurus, Paul Diaconus, Karl dem Großen — dem bekanntlich jenes Veni creator Spiritus zugeschrieben ist — Fulbert von Chartres und vielen unbekannten Dichtern, die, gleich den alten Malern, die Früchte ihrer Begeisterung der Kirche ohne Namen zum Erbe hinterlassen haben, darunter viele, die selbst in Daniel's reichhaltigem Thesaurus hymnologicus fehlen. Hier begegnen wir den treuesten Zeugen jenes heiligen Ernstes, jener rührenden Einfalt und Wahrheit der ersten Zeiten des Christenthums, wir hören die Sprache eines allgemeinen, freudigen Bekenntnisses, eines Herzens und Glaubens. In den altrömischen Hymnen eines Ambrosius und Gregorius haben wir den Urgesang des Christenthums, ein starkes Gefühl, das sich verbirgt, das nicht von sich, sondern von dem Gegenstande allein, dessen die Seele voll ist, in unverzierter Haltung redet, während dagegen das, nach dem Ausdrucke Fortlage's, hier nie zum unmittelbaren Ausbruche gekommene Feuer in Spanien hel-

ler aufsprüht, besonders in der Poesie des Prudentius, als Gluten einer mit Vorliebe dem Märtyrerthum gewidmeten Empfindung, die oft in schrecklich schönen Farbenspielen wie vulkanisch hervorbricht, Wunder einer unerhörten Welt verkündend.

Dem lateinischen Text dieser Hymnen steht nun, wie ein treuherziger Wächter und Erklärer des Schatzes, die althochdeutsche Uebersetzung aus dem zwölften Jahrhundert zur Seite. Sie ist eine wortgetreue Interlinearversion, nur zur Erklärung des Textes dienend, daher Eigennamen durch Lücken angedeutet sind, und schließt sich als solche, noch mehr als die alten Bibelübersetzungen, die Itala und Vulgata, und die älteren deutschen Versionen der St. Galler Kero und Notker, auf's treueste dem Wortlaute des Originals an. In eigenthümlicher Anspruchslosigkeit verzichtet sie auf das Metrum, auf Ungezwungenheit der Wendungen und Schmuck der Sprache; sie legt sich selbst Fesseln an, um die Freiheit des Verständnisses dem Leser zu lassen, und die Gedanken des Dichters nicht zu verwischen. Solche Uebertragung hat, wie W. Menzel bemerkt, vor den modernen Uebersetzungen den großen Vorzug einer anspruchslosen, heiligen Einfalt, einer eigenen süßen Innigkeit, die durch Freiheit und scheinbaren Schwung, der ohnehin diesen an sich so schlichten, ungeschminkten Dichtungen übel anstehen würde, keineswegs ersetzt werden kann. Der Herausgeber hat die Uebersetzung getreu nach der Handschrift gegeben und mit den nöthigen Bemerkungen, vorzüglich in Betreff der Schreibweise, begleitet. An einer Stelle der Vorrede deutet er, was gewiß alle Beachtung verdient, auf den Gebrauch hin, der in Schulen davon gemacht werden könnte, indem hier einerseits die schönste Blüthe der Poesie des christlichen Alterthums in lateinischer Sprache, vollkommen geeignet, den jugendlichen Geist mit Liebe für die christliche Literatur zu erfüllen, andererseits ein bedeutendes Denkmal unserer ältern Sprache, deren Studium

immer grösseren Aufschwung in unsern höhern Schulen nehmen sollte, in schöner Vereinigung und zu gegenseitiger Erläuterung dienend geboten wird.

Zur Erweiterung des Blickes dient dann noch die zweite Abtheilung, welche, ganz aus dem Gebiete deutscher Sprache und Poesie geschöpft, theils freie Nachbildungen lateinischer Hymnen, theils Originallieder vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert, alle aus Handschriften der Wiener-Bibliothek, enthält. Die meisten und wohl auch die schönsten derselben — in der Handschrift als die „des münichs" aufgeführt — sind von dem bereits aus Scholl's Geschichte der deutschen Literatur, und besonders durch eine Zusammenstellung seiner Lieder durch den höchst verdienstvollen Forscher F. Pfeiffer (Altd. Blätter II, 325), bekannten Mönch Hermann oder Johannes von Salzburg, in Diensten des Salzburgischen Erzbischofs Pilgrim von Puchhain (1366 bis 1396).

Sie zeichnen sich aus durch Tiefe des Gefühls und Zartheit der Empfindung, die wunderbar vermischt aus der naiven Ausdrucksweise hervorleuchten, obgleich auch bereits in der Ueberkünstlichkeit der Form, in den lang sich fortziehenden Reimen der Verfall der wahren Poesie und der Einfluß des beginnenden Meistergesanges zu bemerken ist. Dafür aber geht in vielen die Anschauung unseres Mönches über den von Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg und Konrad von Würzburg gezogenen Kreis des religiösen Gesanges hinaus, besonders in den Marienliedern, deren auch hier eine große Zahl sich findet, und entschädigt so durch den Inhalt für die auch in der Architectur jener Zeit schon fühlbaren Formgebrechen. In einem der lieblichsten Lieder schenkt der Mönch der reinen Maid Maria ein „guldin Vingerlein", woran mit sechserlei Edelgestein, als Perlen, Topas, Smaragd, Rubin, Saphir und Diamant der Name Jhesus eingesetzt steht, „den geren trait dein jungfreuliche

guet." Er beginnt seine Widmung mit den Worten voll Liebe und Demuth:

Wie ich in Sünden bin verpflicht,
Wie lützel guts von mir geschicht,
Wie kranke Kunst, wie schnöds Gedicht,
Jedoch der Trost mein Herz aufricht',
Daß nie kein Mensch ward so vernicht',
Der Dir mit ganzer Treu' zuspricht,
Ihn tröst' dein jungfräulich Gesicht.
Also schenk' ich Dir Mutter klare,
Das Ringlein zu dem neuen Jahre.

Und nun schildert er nach den Edelsteinen seines Ringes, immer je zwei Monate zusammenfassend, den Kreislauf des Jahres, in seiner wundervollen Zusammenstimmung mit dem kirchlichen Festkreise, in kurzen und treffenden Zügen, ein Beweis von tiefem Verständniß dieser innigen Verschlingung von Natur und Gnade auch in jener Zeit. So sagt er vom May vnd Brachmayen (Juni):

Der May mit dem Brachmayen geit*)
Smaragdes grüne Zeit;
Mit Widerstreit
Erklingt der Vöglein Schall,
Jeglichs sein Gemahel freit:
Berg, Anger, Heide, Weid'
Gar lustlich leit**),
Bedeckt mit Laub und Gras.
Dein's Kindes Auffahrt nahm du wahr,
Der Tröster lehret gar
Zwölfboten Schaar***)
Der Welt Sprach überall.
Ihr Lehr bracht uns der Sälden Nahr'****) —
Maid hilf uns fröhlich dar,
Keusch grün gevar†),
Da nie kein Dorren††) was†††).
Mach daß ein jeglich Mensch bejag††††)

*) geit = gibt. **) liegt. ***) der Apostel. ****) Nahrung. †) gefärbt. ††) Dorn. †††) war. ††††) d. i. zu erwerben suche.

Andacht an Gottes Leichnams Tag,
Daß man Ihm also sing' und sag'
Und ihn mit solcher Zier umtrag'.
Daß es ihm wol von uns behag',
Daß uns kein höllisch Pein icht *) nag',
Dein Hilf' Maria, das vermag.
Deß bitt' Johannes keuscher Leib,
Denn heilger Kind getrug nie Weib.

In solch sinnig zarter Weise — die mit der für unsere Leser nöthigen Modernisirung bereits viel von ihrem frischen Hauch verloren — führt dieser Mönch, der uns Süddeutschen, als Zeitgenosse Oswalds von Wolkenstein und trefflicher Pfleger der religiösen Poesie in Mitten des Verfalles, doppelt theuer seyn muß, in seinen Hymnen das ganze Kirchenjahr an uns vorüber; am öftesten aber hat er Marienlieder gesungen (von denen in der Handschrift auch die Melodien sich finden), deren Geist z. B. die nachfolgende Stelle aus dem „Ave Maria des Münichs" (S. 130) erkennen läßt:

Gott ist mit dir vereinet,
Daß er dem Sünder zürnet nit,
Den dein Genad wol meinet,
Darum ward er dein Kind.
Wie oft wir Sünd begingen,
Daß wir denn durch dein fleglich Bitt'
Genad von ihm empfingen
Die Niemand ohn' dich find't.
O wie gar sel'ge Küsse druckt
Dein Mund an Kindleins Mund,
Do er sich an dein Brüstlein smukt **),
Und saugt an deinem Herzen:
Mahn' ihn an kindlich Scherzen,
Sprich: bis ***) mit yn ****) all Stund.

Wir wünschen der trefflich ausgestatteten Sammlung in unseren höhern Schulen, wie bei allen Freunden altchristlicher und altdeutscher Poesie freundliche Aufnahme, in der freu-

*) icht = etwa. **) schmiegt. ***) bis = sei. ****) yn = ihnen.

digen Hoffnung, daß das schöne Buch ein tüchtiger Beitrag zur liebevollen Erkenntniß unserer religiösen und nationalen Vorzeit seyn werde.

IV.

Kudrun. Uebersetzung und Urtext mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von Wilhelm von Plönnies. Lpz. 1853. X und 385 S. gr. 8. (Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung.)

Wie ein alter Königspallast, an dem Jahrhunderte gebaut haben, steht das gewaltige Lied der Nibelunge vor uns; aus grauer Heidenzeit, wurzelnd und verwachsen in der Mythe, stammt das Fundament, dessen Geschlecht selbst die philosophische Geologie noch vergeblich zu enträthseln bestrebt gewesen. Darauf hat sich in den folgenden Dynastien das Mittelwerk erhoben; byzantinischer Schmuck, Säulenwerk aus vorkarolingischer Zeit und Rundbogenstyl standen etwa zusammen; erst als in der Folge der Anbau hinzugekommen, neue Thürme angeschossen und der allseitigen Buntfarbigkeit zu viel geworden, hat der letzte Besitzer daran gedacht, einen einheitlichen Baustyl über das so Zusammengetragene zu werfen, in dem es uns noch heute erhalten ist. Da ward wohl Vieles, was dem Total-Ueberblick und Eindruck im Wege gestanden, niedergerissen und abgetragen, und nur dem kundigen Auge sichtbar erscheinen heute noch innen im Bau die früheren Wege, Stege und Gänge, die einst anders wohin geführt haben und nun plötzlich verschwinden.

Einem Ahnenschloß am Meere vergleichbar, steht die Kudrun vor uns, aus der Idee eines Meisters entsprungen, schön gegliedert mit weitleuchtenden Zinnen und hohen Hallen. Viel von dem reichen Skulpturwerk in den granitnen Mauermassen ist dabei aus einem früheren Bau, doch

ohne die Harmonie zu stören, eingeschlossen; aber auch in späterer Periode, im Verfall der Kunst, ist mancher Theil, vielleicht mit dem besten Willen der Verschönerung, dem sinkenden Geschmack entsprechend, restaurirt, und manche unnothwendige Zuthat eingeschoben.

Der Parcival des Wolfram von Eschenbach aber ist ein hoher heiliger Dom; in ihm hat sich die Dichtung als Prophetie des deutschen Spitzbogenstyles zuerst himmelan geschwungen; in farbigem Dunkel bricht das Licht durch die Scheibencrystalle der Historienbilder, spielt an den Pfeilerreihen der zahllosen Schiffe, in deren Kapellen niegeahnte Herrlichkeit zu schauen; klingendes Orgelspiel weht weihrauchduftig hindurch; die Phantasie des Dichters ist selbst zum heiligen Graal geworden, der die Wunschfülle mit vollsten Spenden geschweigt.

Von den drei genannten Dichtungen des deutschen Mittelalters ist dem Nibelungenliede am reichlichsten die Pflege zu Theil geworden, so zwar, daß man bereits vor einiger Zeit füglich daran gehen konnte, die Literaturgeschichte desselben zu schreiben; weniger Fürsorge hat bisher die Kudrun, die „Nebensonne der Nibelungen", erfahren; am spärlichsten ist man mit dem Parcival zu Werk gegangen. Wir hoffen zuversichtlich, daß auch dem Letztgenannten endlich volle Ehre widerfahre, und freuen uns, daß die Kudrun, nach viel Mühsal, Noth und Mißachtung, von einem rechtmäßigen Freier als lichte Braut auf ihren Königssitz im deutschen Dichterwald zurückgeführt worden.

Die Gegenüberstellung von Original und fast wortgetreuer Uebersetzung, wie Herr von Plönnies sie hier gewählt hat, ist das sicherste und einfachste Mittel, dem Studium des Mittelhochdeutschen neue Freunde zu gewinnen; der Ungeübteste liest sich auf diese Weise mit geringer Mühe hinein, kleine Schwierigkeiten werden schnell überwunden, und die Lust und Liebe zu unserer altdeutschen Poesie wächst und

steigert sich dann von selbst. Auf eine Inhaltsangabe können wir um so leichter verzichten, als gerade das Schema des Kudrunliedes fast in allen Literaturgeschichten, freilich mehr oder minder oberflächlich, erzählt und auseinandergelegt zu werden pflegte.

Zur Herstellung des ganzen lebensvollen Bildes sind die beigegebenen Abhandlungen von großem Werthe; namentlich die Analyse des Gedichtes und der sagenforschende Theil (S. 197 bis 204), auch der Versuch, den geographischen Schauplatz näher zu bestimmen. Neue Wege zum weiteren Verständniß der mittelhochdeutschen Verskunst bahnend, ist die Beigabe von Max Rieger (S. 241 bis 303), der uns in die innern Geheimnisse des alten Strophenbaues führt.

Die Dichtungen des deutschen Mittelalters sind überhaupt ein noch lange nicht ausgeschöpfter Born; in ihnen spiegelte der Dichter seine ganze Zeit; Sitten und Gebräuche unserer Vorvordern, ihre Waffen und Kleidung und häusliche Einrichtung, den Bau der Burgen u. s. w. kann man auf's getreulichste aus ihnen kennen lernen; die Kunstgeschichte wird sich aus diesem nur zu lange bei Seite geschobenen Gebiete bedeutende Ergänzungen erholen, und die Historienmaler künftig auch hier ihre Studien machen müssen.

V.

Geschichte Bayerns. Zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium von Dr. M. Th. Contzen, Professor der Geschichte an der Universität zu Würzburg. Erste Abtheilung. Münster 1853. Verlag der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung.

Das Bedürfniß, eine bayerische Geschichte zu besitzen, welche nicht bloß Altbayern, sondern alle Theile des Königreiches umfaßt, Schwaben und Franken, Ober- und Rhein-Pfalz so gut, wie Ober- und Nieder-Bayern berücksichtigt,

ist seit Langem tief gefühlt worden. Was in dieser Beziehung im Kleinen geleistet werden kann, hat Major von Spruner in seinem Leitfaden treu und sorgsam gethan, und wenn seitdem der Gegenstand nicht ausführlicher behandelt wurde, so ist der Grund darin zu suchen, daß theils die Zeit derartigen Bestrebungen an und für sich nicht günstig war, theils auch die Schwierigkeiten einer solchen Behandlung der bayerischen Geschichte bei dem jetzigen Stande der Geschichtsforschung kaum zu überwältigen sind. Selbst jetzt, wo uns eine Arbeit vorliegt, welche in der ersten Abtheilung mit kühnem Sprunge über die agilolfingische und carolingische Zeit hinweg in den Anfang des zehnten Jahrhunderts führt, sind wir erstaunt, so weit gekommen zu seyn, und können, obwohl hoch erfreut über die Sache, uns der Besorgniß für die Zukunft noch nicht ganz entschlagen. Doch hat Professor Contzen seine Arbeit auf gute Grundlagen gestellt, die das Beste für die nachfolgenden Zeiten hoffen lassen. Er entfernt sich von der üblichen Eintheilung, welche, während man die Geschichte dreier Volksstämme und so vieler verschiedenen Territorien beschreiben will, doch nur für die altbayerische Geschichte paßt, und gibt schon somit eine Bürgschaft, daß er die bayerische Geschichte nach den gesteigerten Anforderungen auch zu behandeln und nicht bloß zu sagen weiß, was ihr noththue. Da schließt also der erste Zeitraum so wenig mit dem Sturze der Agilolfinger ab, als etwa ein neuer Zeitraum mit 1180 beginnt, eine wesentliche Neuerung, welche der Verfasser freilich erst durch glückliche Durchführung wird begründen müssen, um ihr das Heimathsrecht in den Compendien zu verschaffen. Ein weiterer Vorzug ist die genaue Berücksichtigung der Literatur, wie wir sie seit Feßmaier vermißten. Nur hätte Referent nach Spittler's lobenswürdigem Vorgange eine kurze Charakteristik der bedeutendsten Werke gewünscht, da dieß Vertrauen erweckt, wenn man gleich sieht, daß eigene Bekanntschaft des Verfassers mit dem Inhalte eingetreten ist.

Wird hingegen Lang's Regestenwerk ausnahmsweise gerühmt, so erregt dieß Befremden, da wenigstens unter Männern von Fach sich das Urtheil hierüber bereits festgestellt hat. Sehr zweckmäßig ist die Berücksichtigung der Leistungen der historischen Vereine; gerade in dieser Beziehung aber dürfte aufmerksam gemacht werden, daß eine Annäherung derselben, eine Vereinigung in Gruppen, wie Referent dieses in Franken erstrebt, auch auf dem rechten Donauufer dringendst zu wünschen sei. In der genauen Berücksichtigung der Ortsgeschichte, der Ausdehnung und Gränzen der Landschaften fühlt man die Resultate gereiften Studiums, den Fortschritt, welchen die vaterländische Geschichte zum Theile durch die historischen Vereine selbst gewann. Ueberhaupt ist es nicht sowohl der Endzweck des Verfassers, neue Combinationen zu geben, als, was historisch festgestellt ist, mitzutheilen, und den Stand der gegenwärtigen Forschung ohne großen Aufwand von Schmuck und Zierde nüchtern zu fixiren. Dieses ist ihm denn auch durchaus gelungen. Wir begrüßen daher die Arbeit nicht nur als eine erfreuliche, sondern hoffen auch von ihr, daß sie dem herabgekommenen Studium vaterländischer Geschichte neue Bahnen breche, eine veraltete Methode entferne, und die Anforderungen, welche vom Standpunkte der allgemeinen deutschen Geschichte gemacht werden, mit denen zu vereinen wisse, welche vom particularistisch bayerischen Standpunkte aus billig erhoben werden. Soll auch die bayerische Geschichte in unseren Tagen noch wirken, sollen ihr neue Freunde und Anhänger gewonnen werden, so muß die frühere engherzige Auffassung mit einer weitern und großartigern vertauscht werden. Nicht ohne große Spannung sehen wir daher der Fortsetzung des Buches entgegen, und wünschen ihm unter der bayerischen Jugend reichen Absatz, in weitern Kreisen eine wohlverdiente Anerkennung.

XXXIX.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

II.

Johann Arndt.

Johann Arndt wurde geboren 1555 im Anhalt'schen, und starb, nach Erduldung vieler Verfolgungen, 1621 als Superintendent in Celle. 1605 kam sein berühmtes Werk, die vier Bücher vom wahren Christenthum, und 1607 sein Paradiesgärtlein heraus. Diese Bücher haben einen unberechenbaren Einfluß auf die religiöse Entwicklung des Protestantismus gehabt, indem sie der sich einzig auf den Glauben und das Bekenntniß beschränkenden Schultheologie gegenüber ganz entschieden die praktischen Forderungen des Christenthums geltend machten, auf die Nothwendigkeit innerer Heiligung hinweisen, und sehr wesentlich mit zur Hervorbringung und Verbreitung der Richtung beitrugen, welche man später mit dem Namen Pietismus bezeichnet hat.

Von dem Zustande der protestantischen Kirchengesellschaften gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts haben die Protestanten selbst die traurigsten Schilderungen entwor-

fen. Die Häresie, ausgegangen von einer zum Theil gerechten Mißbilligung großer factischen Mißverhältnisse und mannigfacher Uebelstände im Leben der Christenheit, hatte nur schlimmere Uebel an die Stelle derjenigen gesetzt, welche sie hatte bekämpfen wollen, und dadurch auf's Neue den Beweis geliefert, daß große kirchliche Mißstände nicht auf dogmatischem und politischem Wege, durch Aenderung in der mit untrüglicher Autorität feststehenden Lehre und Verfassung, nicht durch Reformation der Kirche, sondern nur auf praktisch-sittlichem Wege, durch Erneuerung der Gesinnung und des Lebens der Gläubigen, durch Reformation der Menschen in der Kirche zu beseitigen sind. Während die lutherische Orthodoxie das ganze Christenthum so zu sagen auf den Glauben und die Dogmatik concentrirte, und in endlosen Glaubenskämpfen das Geistigste, die Lehre, in einer Art veräußerlichte, die unmöglich schlimmer und widerlicher seyn konnte, tritt der Pietismus dieser Veräußerlichung der Lehre mit seiner entschiedenen Hinweisung auf das innerliche und praktische Christenthum entgegen, hält zwar zunächst theoretisch an den Worten des äußern Dogmas fest, verändert aber dasselbe in der That schon dadurch, daß er demselben eine ganz andere Stellung gibt, und eine viel untergeordnetere Wichtigkeit beimißt, als die officielle Kirchengemeinschaft.

Die Verfolgungen, welche Arndt wegen seiner christlichen Glaubens-Ansichten zu erdulden hatte, haben ihn wahrscheinlich veranlaßt, in einer spätern Ausgabe seines Buches vom wahren Christenthum ausdrückliche Verwahrung einzulegen gegen den Vorwurf heterodoxer Meinungen, und seine Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern des Lutherthums zu erklären. Trotz dieser ausdrücklichen Gegenerklärung Arndt's geben wir den protestantischen Eiferern seiner Zeit vollkommen Recht, wenn sie ihn, von ihrem Standpunkte aus, der Heterodoxie beschuldigten. Wir drücken damit keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des

in der protestantischen Welt so hoch berühmten und auch von uns sehr verehrten christlichen Geisteslehrers aus; wir glauben ganz gern, daß Arndt thatsächlich der Meinung war, sich mit den symbolischen Büchern der Lutheraner in einer wirklichen Uebereinstimmung zu befinden: wir behaupten nur, daß er es nicht wirklich war, und finden es durchaus nicht schwierig, den Widerspruch zwischen dem, was er war, und dem, was er dachte zu seyn, aus höchst einfachen und klaren Gründen zu erklären.

Nichts kommt häufiger in der Kirchengeschichte vor, als daß die Anhänger häretischer Richtungen, wegen ihrer Ansichten zur Rechenschaft gezogen, ihre Uebereinstimmung mit allen wesentlichen Glaubenslehren erklären, und unter ihnen haben sich in der That zu allen Zeiten Viele gefunden, denen man die ehrliche Ueberzeugung von dem wirklichen Daseyn einer solchen Uebereinstimmung nicht absprechen kann, und die dennoch Häretiker waren. Es ist eben etwas Anderes, einzelne Glaubenssätze, oder gar deren Gesammtheit, mit dem Verstande in ihrem Inhalt für wahr halten oder nicht läugnen, und etwas Anderes, die einige Lehre der Kirche glauben. Die Lehre der Kirche glaubt nur der, welcher nicht allein ihren Inhalt in abstracto mit dem Verstande theoretisch als wahr anerkennt, sondern auch dieselbe als Thatsache praktisch faßt und aufnimmt als das, was sie zuerst und vor Allem ist, als Lehre der Kirche, und ihr die Stellung und Wichtigkeit beilegt, die sie als solche hat, sich zu ihr als zu einer autoritativ gegebenen Lehre verhält, sich von ihrem Geist durchdringen läßt, mit Einem Worte, sich zur Lehre der Kirche als Kind der Kirche verhält. Wer das nicht thut, kann immerhin bona fide sich in Bezug auf den theoretischen Lehrinhalt der Dogmen für orthodox halten und erklären; er ist damit doch in einer wirklichen Abweichung von ihnen, weil er sie nicht als das nimmt, was sie seyn wollen, und seyn und bleiben müssen, wenn nicht auch

ihr Inhalt Sinn und Bedeutung verlieren soll. So wenig die Dogmen in den Worten, in ihrem Inhalt, in der Theorie bestehen, sondern vorzugsweise in ihrer Kraft und Wirklichkeit, so wenig darf unser Verhalten zu ihnen in einer bloß theoretischen Uebereinstimmung bestehen. Wo das der Fall ist, daß ein Christ sich bloß zu den einzelnen Glaubenssätzen, als solchen, bekennen wollte, ohne durch sein ganzes Verhalten sie in ihrer Wirklichkeit auch praktisch als das zu bekennen, was sie wirklich sind, d. h. sie gleichsam als die Substanz seines ganzen geistigen Wesens in sich aufzunehmen, und sich von ihnen durchdringen und in seiner ganzen Geistesrichtung bestimmen und beherrschen zu lassen: da würde wohl bei einiger Energie des geistigen Lebens auf diesem Gebiete auch die formelle Uebereinstimmung mit dem Glaubens-Inhalte nicht lange andauern und, wie die Ketzergeschichte zeigt, aus der ursprünglich falschen Haltung gar bald auch die falsche Lehransicht folgen.

Ganz ähnlich ist es im umgekehrten Verhältniß auch bei den materiellen Häretikern: daß viele derselben sich mit dem Lehrinhalt der officiellen Bekenntnisse ihrer Religions-Gesellschaft in Uebereinstimmung wähnen, während sie doch ganz und gar die Haltung zu denselben aufgegeben haben, welche diese Bekenntnisse in ihrer Art doch auch fordern, und welche unerläßlich mit zu einem wirklichen Mitgliede irgend einer positiven Religions-Gesellschaft gehört. Arndt und seine Geistesverwandten mögen hundert und tausend Mal sagen: wir bekennen uns zur Augsburgischen Confession 2c., oder: unsere Schriften sind in deren Sinn zu beurtheilen, sie mögen dieß Alles in aufrichtiger Meinung sagen, es nutzt doch Alles nichts, darum sind sie immer noch keine Lutheraner, und wir sind vollkommen berechtigt, derartige Erklärungen für pure Selbsttäuschungen zu halten, wenn wir sehen, daß in Wirklichkeit ein ganz anderer Geist, als der des Lutherthums, solche Männer zu praktischen Richtungen und Ansichten hin-

führt, die jenem in wesentlichen Stücken durchaus entgegengesetzt sind, und eine, wenn auch unbewußte, doch darum nicht weniger wirkliche, praktisch innerliche Wiederannäherung an die Kirche bekunden.

Selbsttäuschungen der erwähnten Art sind übrigens bei Protestanten sehr leicht auch aus dem innern Widerspruch erklärbar, in dem das formale Princip des Protestantismus zu seinem materialen steht. Nach dem formalen Princip seiner Confession ist der Protestant an die Bibel gewiesen; in derselben ist aber die wirkliche Wahrheit, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil auch enthalten, und reicher begabte und höher begnadigte Geister mögen leichter aus der Lesung der heiligen Schrift, der Väter, besonders des heil. Augustinus u. s. w., zu einer wirklich ungleich wahrern und haltbarern christlichen Glaubens- und Lebens-Ansicht durchdringen, als die ihrer symbolischen Bücher ist, und dem Standpunkt und der ganzen Anschauungs- und Denkweise zu Grunde liegt, welche die Voraussetzung zu dem sogenannten materialen und hierarchischen Princip des Protestantismus und deren Ausgestaltung zum Lehrgebäude der protestantischen Confessionen bildete. Weil nun eben solche protestantischen Christen im Zusammenhang mit ihrer Confession, deren formalem Princip gemäß, ihre Glaubensansicht aus der Bibel gezogen haben, so gewöhnen sie sich gar leicht, Alles das, was sie in diesem Zusammenhang als christliche Lehre kennen und üben lernen, als wesentlich ihrer Confession angehörig zu betrachten. Weil der Protestantismus sie in seinem formalen Princip auf wirklich wahre Bestandtheile und Quellen der christlichen Lehre hingewiesen, und sie auf diesem Wege zu wirklichen Heilserfahrungen geführt hat, halten sie den Protestantismus für wahr, ohne weiter zu fragen, ob denn ihre Confession auch in ihrem materialen Princip &c. mit dem formalen übereinstimmt, d. h. ob ihre Glaubensgenossenschaft aus der einen wahren Quelle auch auf wahre Weise den sachlich wahren

Inhalt gezogen, und in ihrem öffentlichen Bekenntniß das als ihre Ueberzeugung ausspreche, was sie selbst als biblisches Christenthum kennen gelernt haben. Fromme protestantischen Christen halten sich in der Regel vorzugsweise an die positiv christlichen Elemente ihrer Confession, und weisen jede Untersuchung darüber, ob die confessionelle Fassung ihrer Lehre selbst sich rechtfertigen lasse, gar zu gerne von der Hand. Die kirchlichen Zustände um sie her und die Verzweiflung an denselben treiben sie meist in einseitige Innerlichkeit, indem sie sich über den Mangel eines großartigen öffentlichen kirchlichen Lebens durch den Gedanken trösten, daß alles Aeußere eine doch nur untergeordnete Bedeutung habe, weil es eben nur ein Aeußeres sei. Zu diesem Aeußern wird dann mitunter auch die Ausgestaltung der christlichen Lehre zum fixirten Dogma und zu bestimmten Bekenntnissen gerechnet, und in einem gewissen Gefühl des Widerspruchs, in dem solche Symbole, sobald sie irgend welche autoritative Geltung beanspruchen, gegen das Princip des Protestantismus als solchen stehen, wie auch in einer gewissen ahnungsvollen Furcht vor irgend welcher Vergleichung des sachlichen Lehrinhalts der Symbole, wird von denselben so viel als möglich Umgang genommen, und mit einer allgemeinen Anerkennung des „wesentlich positiv Christlichen" in ihnen ihr specieller confessioneller Inhalt und ihr eigentlich kirchlicher Charakter für die wirkliche Lehrpraxis in concreto ziemlich außer Rücksicht und bei Seite gelassen. Heut zu Tage ist es ja so weit gekommen, daß Anhänger der Union geradezu und öffentlich erklären, sie wollten sich nicht durch die Glaubensfassungen des sechszehnten Jahrhunderts auf's neue binden lassen, nachdem dieses die ihm überlieferte autoritative Lehrfassung von sich abgeworfen; sie hätten so gut das Recht, gegen die beschränkten Standpunkte der reformatorischen Symbole zu protestiren, als die Urheber derselben, gegen die Lehre der katholischen Kirche zu protestiren, und sich von derselben,

zu Gunsten der freien Geistes-Entwicklung, zu emancipiren berechtigt gewesen wären. Logische Consequenz läßt sich diesem Gedanken durchaus nicht absprechen, wenn man auch nicht einzusehen vermag, wie ohne eine Continuität von Symbolen, die den im Bewußtseyn der Menschen in Entwicklung begriffenen Allgemein-Glauben der Kirche in seiner durch alle Entwicklungen unveränderten Einheit darstellen, überhaupt eine Kirche auch nur möglich seyn soll. Zu den Zeiten Arndt's und seiner Nachfolger war man noch nicht so weit in der Verwerfung aller Lehrautorität gekommen; man glaubte noch, daß der Glaube der Kirche ein wirklich einiger und allgemeiner seyn müsse, der nicht erst aus dem Bewußtseyn Vieler als ein gemeinsames Bewußtseyn von Einzelnen, als öffentliche Meinung zu resultiren, sondern als ein wirklicher, über jedem einzelnen Denken stehender Allgemein-Glaube der Kirche das Bewußtseyn Aller zu bestimmen habe. Darum wagten fromme Christen jener Zeit noch nicht, sich selbst über die Differenzen ihrer eigensten innern Ansichten mit ihrem officiellen Kirchenglauben klar zu machen und sich dieselben einzugestehen, und hielten mit ihrem an sich berechtigten, aber in seinem Gegenstande fehlenden Autoritätsglauben an den Symbolen ihrer Religionsgesellschaft, so lange als nur möglich, theoretisch fest, wenn sie sich auch praktisch noch so sehr von denselben entfernt hatten, und in ihrer eigensten innerlichsten Richtung und Gesinnung und Anschauungsweise in einen unversöhnlichen Widerspruch mit denselben gerathen waren *).

---

*) Merkwürdige Beispiele von der Bewußtlosigkeit der Pietisten über die dogmatische Bedeutung ihrer praktisch gefaßten Lehren, und anderer Seits über den wirklichen Sinn der Lehre Luthers rc. zeigen sich in den pietistischen Streitigkeiten, und lassen sich zum Theil auch wohl nur aus ihrer sehr einseitigen Innerlichkeit erklären, in der sie, wie den Sinn für die äußere Kirche in ihrem objectiven Bestande, so auch für das Verständniß der objectiven Aus-

Aus diesem Verhältniß erklären wir uns, wie Arndt so fest seine Uebereinstimmung mit den lutherischen symbolischen

---

gestaltung der christlichen Lehre zu einer wissenschaftlichen Dogmatik verloren hatten. Die Gegner der Pietisten, die Dogmatiker, erkannten indessen den dogmatischen Sinn der pietistischen Bestrebungen weit besser, und wenn sie die antilutherischen Ansichten der Pietisten auch nicht gerade in ihrem eigentlichen Mittelpunkte zu erfassen, und auf ihr Princip zurückzuführen wußten, so fühlten und erkannten sie doch recht gut, daß diese Richtung ihrer officiellen Kirchenlehre fremd und entgegengesetzt sei. Die theologische Facultät in Wittenberg hob im Jahre 1695 aus Spener's Schriften an dreihundert falsche Lehren aus, mit denen sie darzuthun strebte, daß Spener kein rechter lutherischer Lehrer sei. — Das Princip der freien religiösen Subjectivität und der persönlichen Selbstbestimmung, welches dem Pietismus zu Grunde liegt, und die natürliche Seite seines Gegensatzes gegen das pantheisirende, die religiöse Selbstbestimmung verneinende Lutherthum bildet, hat in neuerer Zeit bei protestantischen, in freier Richtung sehr fortgeschrittenen Schriftstellern die Ansicht hervorgebracht, als sei der Pietismus eine Uebergangsstufe der Gebundenheit des Subjects durch eine kirchliche Objectivität auf den Standpunkt, wo sich das Subject als das Alles bestimmende, absolute Princip im Denken und Leben geltend machen will. Muß man auch zugestehen, daß im Protestantismus praktisch für den Einzelnen die Gefahr zu einem solchen Uebergang nahe zu liegen scheint, weil in ihm die feste kirchliche Gemeinschaft fehlt, in welche eingeordnet die Persönlichkeit die natürlichen Gränzen der Sphäre ihrer Selbstbestimmung findet, so ist eine solche Auffassung des Pietismus doch darum principiell unrichtig, weil die Geltendmachung der Subjectivität an sich durchaus nicht die Consequenz in sich enthält, daß sich dieselbe nicht bloß als ein Princip, sondern als das absolute Princip hinstelle. Daß die Geltendmachung der Subjectivität nicht nothwendig zu dieser Consequenz führt, welche eigentlich nicht so fast Consequenz, als vielmehr eine höchst unwahre und einseitige Uebertreibung eines Moments über die ganze Wirklichkeit des Lebens ist, zeigt sich am glänzendsten in der katholischen Kirche, als in welcher seit achtzehnhundert Jahren die spontanste Subjectivität und die punktuellste Freiheit mit der objectiven Kirche, ihren

Schriften behaupten konnte, während er doch schon in seiner ganzen Richtung darin wesentlich von dem ganzen Geist des Lutherthums abweicht, daß er entschieden praktisch ist, und das Christenthum praktisch und innerlich faßt.

Es war nach unserer Ansicht durchaus nicht zufällig, sondern lag im Geist und den wesentlichsten Grundsätzen der

---

Heilsanstalten und Lehren sich sehr wohl verträgt, sich in inniger Verbindung und harmonischer Einheit mit dieser objectiven kirchlichen Wirklichkeit, und eben durch dieselbe und in ihr in gesundem Daseyn und Leben erhält. Darin, daß der Protestantismus in der concreten Gestalt seiner theologischen Lehren von der Unmöglichkeit des menschlichen Verdienstes und der freien Mitwirkung mit der Gnade u. s. w. das Princip der Persönlichkeit und ihrer Berechtigung läugnete, besteht ja eben sein ursprünglicher und erster Gegensatz gegen die katholische Kirche; wenn nun die Pietisten, mit voller Ueberzeugung am positiven Christenthum festhaltend, und in der Bibel wenigstens eine objective Autorität und mithin das Princip einer solchen anerkennend, gegen die Verknöcherung des Protestantismus im Objectiven der Lehre ankämpfen, so vermögen wir in ihrem Bestreben nur eine Rückkehr zu dem auch allenthalben in der Bibel ausgesprochenen katholischen Princip, nicht aber einen Uebergang in die falschen Freiheits-Extreme der neuern Zeit zu erkennen. Einseitigkeiten und Uebertreibungen der Pietisten lassen sich übrigens leicht daher erklären, daß sie es nur mit solchen objectiven kirchlichen Beständen zu thun hatten, die häretisch und in sich unwahr waren. Das rechte Verhältniß zwischen Subjectivem und Objectivem kannten die Pietisten nicht, und geriethen daher leicht im Gegensatz gegen eine Einseitigkeit in die andere. Solchen kirchlichen Beständen gegenüber, wie die waren, mit denen es die Pietisten zu thun hatten, war wohl kein großer Respekt vor dem Objectiven möglich, und eine Gleichgültigkeit gegen dasselbe, einseitiges Zurückziehen in die Innerlichkeit, Separatismus ꝛc., lag wohl sehr nahe; unter solchen Umständen läßt es sich entschuldigen, wenn sie ihre Scheu vor dem objectiv Kirchlichen verallgemeinerten, und als allgemeine Wahrheit, Grundsatz und Regel aufstellten, was nur als Folge ihrer Lage individuell für sie eine relative Richtigkeit und Berechtigung hatte.

lutherischen Häresie, daß ihre Anhänger im theoretischen Gebiete stehen blieben, das Christenthum fast nur als Glauben und Dogmatik faßten, und daß ihre Religions-Gesellschaft alsbald in diesen höchst einseitigen Lehrformalismus und die Unfruchtbarkeit für das Leben verfiel, gegen welche Arndt und die Pietisten mit ihrer nach einem praktisch lebendigen Christenthum hinzielenden Richtung innerhalb der protestantisch kirchlichen Gemeinschaft den wesentlichsten Gegensatz bildeten. Nach der ächten protestantischen Lehre von der ausschließlichen Thätigkeit Gottes im Menschen, und der ausschließlichen Passivität des Menschen, dem nur übrig bliebe, die Wirkung Gottes auf sich anzunehmen oder abzuweisen, ist ein eigentlich praktisches christliches Streben durchaus unmöglich, wenigstens soweit dasselbe durch persönliches Wollen und Entschließen bedingt ist. Jede theoretische Lehre hat doch auch nothwendig einen praktischen Sinn, und ohne alle Consequenzmacherei läßt sich doch immer fragen, welche Gestalt ein Dogma annimmt, wenn man es in das Leben, in die Form eines ethischen Gesetzes, oder einer praktischen Verhaltungsregel übersetzt. Die lutherische Lehre von der religiösen Passivität des Menschen läßt sich aber, wenn man wirklich ihren Sinn festhält, und nicht durch ein logisches Kunststück unter der Hand wegescamotirt, in der Form einer praktischen Vorschrift und Maxime nicht anders wiedergeben, als etwa in der Fassung: der Mensch könne nur der unmittelbaren, alleinigen Wirksamkeit Gottes in ihm nachgeben, aber nicht ihr mitwirken; wo diese Wirksamkeit Gottes fehlt, als eine solche, die das ganze Handeln ohne Mitthun in ihm hervorbringt, da ist auch kein Handeln möglich, mithin kommt es bei Allem, was zur Seligkeit geschehen soll, bloß darauf an, daß diese allein Alles wirkende Wirksamkeit Gottes im Menschen sich herstellt; diese Herstellung der Wirksamkeit Gottes im Menschen geschieht aber durch den Glauben, als in welchem allein die Verbindung des Menschen

mit Gott besteht, und durch das, was der nächste und unmittelbare Gegenstand des Glaubens ist, die Lehre, durch den objectiven Glauben in seinem speciell protestantischen Lehrinhalt. Ist durch diesen subjectiven und objectiven Glauben alle Wirksamkeit Gottes im Menschen so bedingt, daß Alles, was in ihm zur Seligkeit geschieht, nur als eine nothwendige Folge, ohne Vermittlung des Menschen als einer bei aller Abhängigkeit doch auch in ihrer Sphäre relativ freithätigen secunda causa, unmittelbar aus dem Glauben resultirt, dann kann es gar kein anderes religiöses Interesse mehr geben, als das dogmatische, und die Uebung des Glaubens, die sich nach diesem System ja von selbst aus dem Glauben ergibt, und ohne Zuthun des Menschen in so unmittelbarer Folge von selbst macht, wie die Wärme aus dem Feuer, muß natürlich völlig verschwinden vor der Theorie des Glaubens, die allein Gegenstand alles Bestrebens wird. Bezüglich des praktisch religiösen Lebens ist keine andere Haltungsweise des Menschen möglich, als die des „Sichgehenlassens", bis eine Wirkung Gottes eintritt, die ihn nicht erregt, erweckt und belebt, sondern unmittelbar zum Handeln so bestimmt, daß ihm nur die Wahl bleibt, die Wirkung entweder abzuweisen, oder ihr in der Art zu folgen, daß er seine Persönlichkeit an sie aufgibt, und wie zu einem unpersönlichen Gegenstand oder Werkzeug wird. Und selbst diese Wahlfähigkeit der Annahme oder Abwendung der Wirkung Gottes liegt keineswegs in der Consequenz des protestantischen Systems, sondern erscheint, nach der Lehre der Lutheraner, nur als eine Concession an den gesunden Menschen-Verstand. Nach ihrem System kann selbst ein solches Annehmen oder Widerstehen der Gnade unmöglich erklärt werden, da es ja unmöglich ein rein passives Annehmen und Wirkenlassen der göttlichen Gnade geben kann, weil eine reine Passivität in der Ordnung der Natur überhaupt undenkbar ist. Läßt der Mensch Gottes Gnade in sich wirken, so ist dieses „Wirken-

lassen" jedenfalls schon ein Act der Freiheit, und kann der Mensch Gott widerstehen, und thut es nicht, so ist dieses Nichtthun und Unterlassen eine formell freie Handlung seiner Persönlichkeit, mit der er auf das Wesentlichste zur Erlangung des Heils und Erfüllung des Willens Gottes beiträgt und mitwirkt. Noch einmal, weil eine absolute Passivität logisch undenkbar ist, und psychologisch ein rein unmögliches Unding, so ist die Lehre von der Widerstandsfähigkeit ein Widerspruch mit der lutherischen Ansicht von der ausschließlichen Wirkung Gottes ohne alles Mitthun des Menschen, und läßt sich nur aus bedeutenden psychologischen Irrungen erklären, auf deren nähere Erörterung wir uns hier indessen nicht einlassen wollen.

Es ist überhaupt nicht dieses Orts und nicht unsere Absicht, in den Abgrund von logischen Undenkbarkeiten und psychologischen Unmöglichkeiten, mit welchen die orthodoxen lutherischen Schulen jener Zeit gleichzeitig den Verstand, das Gefühl und den Willen des Menschen gefangen nahmen, irgendwie weiter einzugehen, als das durchaus erforderlich ist für den Zweck, den wir haben: die Bestrebungen und Ansichten einiger ausgezeichneten Christen unter den Protestanten einmal in der Beziehung zu betrachten, wie sie dazu beigetragen haben, jene wahrere christliche Richtung hervorzubringen, die heut zu Tage so manche ausgezeichneten protestantischen Christen belebt, und sie, ohne ihr Wissen, innerlich und geistig den katholischen Lehren viel näher stellt, als die eigentliche und ächte Dogmatik ihrer Confession, die von ihnen gewöhnlich, in ihrem thatsächlichen und ursprünglichen Sinn und ganzer Consequenz, gar wenig rein aufgefaßt wird als das, was sie wirklich ist. Was diese altlutherischen Lehren wirklich sind, zeigt sich zum Theil auch an den Früchten, die sie hervorbrachten, insbesondere in der gänzlichen Stagnation des praktisch religiösen Strebens und Beschränkung der Religion auf die Dogmatik. Gerade im Gegensatze

gegen die orthodox lutherische Richtung, welche den Glauben von der That isolirte, den Glauben selbst in einen starren Schul-Traditionalismus verknöcherte, und den innern Geist des Christenthums in Fesseln legte, während sie mit dem äußern Bibelwort abgöttischen Buchstabendienst trieb, erhoben sich Arndt und der Pietismus mit ihrem Hinweis auf ein praktisches und innerliches Christenthum, mit ihrem Wiedergeltendmachen des Glaubens, der in Liebe thätig ist, in praktischer Uebung der Lehren des Christenthums. Nur in diesem Gegensatze dessen, was die lutherische Orthodoxie theoretisch und praktisch war, läßt sich der Pietismus begreifen in seiner in sich wahren Grundrichtung, wie in dem, was er Falsches und Einseitiges in sich hat; hinwiederum wirft das Daseyn, das Wesen und die Kämpfe des Pietismus die hellsten Schlaglichter auf die theoretische und praktische Beschaffenheit des ursprünglichen, ächten und consequenten Lutherthums, soweit von einem solchen überhaupt die Rede seyn kann.

Der Irrthum und die Häresie können im Grunde niemals consequent seyn, so sehr sie das auch seyn wollen: immer fallen sie in den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Lehre und Thatsache, der überall da unvermeidlich ist, wo irgend eine Erkenntniß unwahr ist als Thatsache. Erkenntnisse, Systeme u. s. w. sind eben auch Thatsachen, zwar anderer Art, als die handgreiflichen, geistige Thatsachen, darum aber doch immer wirkliche Thatsachen. Eine Thatsache, die als solche unwahr ist, das heißt, in sich oder in ihrem Verhältniß zu Gott und der geschaffenen Wirklichkeit nicht das ist, was sie seyn soll, sei das nun rücksichtlich ihres Inhalts, oder ihres Daseyns, oder ihrer Form und Beschaffenheit, steht eben im Widerspruch mit sich selbst und aller Wirklichkeit, und wegen dieses Widerspruchs ist es ihr unmöglich, den Platz einzunehmen, welchen sie beansprucht, und die Consequenzen ihres Inhalts zu ziehen, die sie ziehen muß, wenn sie mit sich selbst in Uebereinstimmung

bleiben will. Der confessionelle Protestantismus hat, als solcher, nie gewagt, sich diese Consequenzen völlig klar zu machen, und noch viel weniger hat er gewagt, seine Theorie in die Praxis zu verwirklichen und in kirchliche Thatsachen zu verkörpern. Nach dem System des ursprünglichen Protestantismus wäre jede Mitwirkung zur Erlangung des Heils unmöglich, und daher jede äußere Veranstaltung der Verkündigung des Evangeliums, der Austheilung der Sakramente, soweit dabei menschliche Mitwirkung in Betracht kommt, zur Erlangung des Heils, als welche ja allein von der Gnade, ohne alle Mitwirkung, gewirkt werden soll, überflüssig und unnöthig, und irgend welche Theilnahme der Gläubigen an kirchlichem Gottesdienst irgend einer Art gehörte daher jeden Falls in die Klasse und Rubrik der Adiaphora. Man weiß, von wem, wie und wo diese Consequenz wirklich gezogen worden ist; man weiß aber auch, daß das orthodoxe Lutherthum sie nicht gezogen, vielmehr immer sehr große Stücke auf den Besuch der Predigt u. s. w. gehalten, den Gläubigen keineswegs Alles, was zum kirchlichen Kultus gehört, als gleichgültig hingestellt, sondern dieselben stets zur Theilnahme am Gottesdienst ermahnt hat, doch wohl aus keinem andern Grunde, als weil hier durch die menschliche Mitwirkung auf Erlangung, oder Erhaltung, oder Mehrung der Gnade eingewirkt wird. Den Widerspruch, der auf diesem Punkte zwischen Theorie und Praxis des Lutherthums liegt, brachte man schon im Reformations-Zeitalter in soweit in Erfahrung, als man der Einrede zu begegnen gezwungen war, warum und wozu denn bei der absoluten Passivität des Menschen und seiner Unfähigkeit zur Mitwirkung an seinem Seelenheil die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste nothwendig sei? „Merkwürdig ist eine Wendung, die sich die Concordienformel zu nehmen gezwungen sah, um die Menschen zur Anhörung der Predigt zu vermögen; eine Wendung, die allein ihre Verfasser hätte überzeugen sollen, wie ganz verkehrt die Lehre sei, welche sie verkündeten. Da näm-

lich, ihrer Ansicht zufolge, der Mensch von seiner Seite zur Rechtfertigung gar Nichts beitragen kann, nicht einmal das Vermögen mitbringt, Gottes Einwirkung aufzunehmen, und somit alle Anknüpfung mit Gott wegen des Verlustes jeglicher Spur gottverwandter Keime unmöglich geworden ist, welchen Tadel konnte man aussprechen, und welche Vorwürfe erheben, wenn Jemand in seiner Verstocktheit blieb, deren Entfernung von Gott allein abhing? Welche Rüge war noch möglich, wenn Jemand die heilige Schrift nicht lesen wollte, oder es hartnäckig verschmähte, den evangelischen Vortrag anzuhören, was von den Reformatoren als Bedingung, Gottes Geist zu empfangen, festgehalten wurde? Eine Predigt anzuhören, muß gewiß einem Menschen ohne alle geistliche Anlage und Empfänglichkeit als die wunderlichste Forderung erscheinen, so wunderlich, als wenn ihm zugemuthet würde, sich zum Fliegen anzuschicken, ja noch seltsamer, weil er doch in diesem Falle den Sinn der Zumuthung verstünde, während er in Ermanglung alles Organs für die Predigt nicht einmal ausfindig machen könnte, was man nur mit ihm vorhabe; er müßte vermuthen, man halte ihn zum Besten. Die Concordienformel weiß nun nichts Anderes zu sagen, als, der Mensch habe doch noch die Kraft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, er besitze doch noch äußere Ohren, wenn auch keine innern, seine Füße und äußern Ohren sollte er nur in Bewegung setzen, und die Folgen sich beimessen, wenn er es unterlasse. So mußten die Füße an die Stelle des nach der katholischen Lehre noch vom Falle zurückgebliebenen Willens treten, die Ohren die Dienste der Vernunft leisten, und der Körper die Verantwortung des Geistes übernehmen." Diesen Worten Möhler's (Symbolik 6te Aufl. S. 109 und 110) läßt sich vielleicht noch die Bemerkung beifügen, daß die Ausrede der Concordienformel, der Mensch besitze doch noch Ohren und Füße u. s. w., selbst auch in sofern total verfehlt ist, als die Glieder des Leibes sich doch nicht von selbst in Bewegung setzen, sondern nur

durch den Willen, woraus dann wieder folgt, daß dieser es ist, der das Lesen oder Anhören des Wortes wirkt, und folglich mitwirkt zur Seligkeit, sofern nämlich das Lesen oder Hören, oder irgend welche andere gottesdienstliche Uebung oder Gebrauch einer gratia externa irgendwie zur Erlangung oder Vermehrung der Seligkeit beiträgt.

Der Protestantismus, als solcher, hat immer ein gewisses kirchliches Leben und Ordnungen des Gottesdienstes beibehalten, und denselben wenigstens praktisch für nothwendig oder nützlich erklärt zur Vermittlung des Heils. Er hat fortwährend seine Gläubigen ermahnt, an dieser Verkündigung des Worts durch Anhören theilzunehmen, und vor allen Dingen die heilige Schrift zu lesen u. s. w. Das sind Thatsachen; Thatsachen aber enthalten nicht bloß, sondern sind selbst auch Lehren, und lassen sich in der Form von Lehren als Worte fassen. Fasse ich aber die dreihundertjährige Thatsache des Daseyns einer protestantischen Predigt und Weise der Gottesverehrung durch Gebet und Gesang ꝛc. in Worte, so lauten diese in ihrem allgemeinen Sinne: daß der Mensch doch etwas thun könne zur Erlangung der Seligung! Wenn freilich nach protestantischer Auffassung die Uebung des Gottesdienstes kein eigentlicher wahrer Dienst vor dem Herrn im objectiven Sinne, sondern nur als für den Menschen selbst nützlich und heilsam Gott wohlgefällig ist, so hat doch eben diese subjective Nützlichkeit und Heilsamkeit des Gottesdienstes einen Bezug auf die Seligkeit, um dessentwillen Gott denselben will, und sind folglich gottesdienstliche Uebungen im Menschen und durch den Menschen mitwirkend zur Erlangung des Heils. Mit andern Worten: besteht nach protestantischer Auffassung die Frucht des Gottesdienstes bloß in seiner subjectiven Wirkung auf den Menschen, in der durch ihn bewirkten Geistes-Erhebung, Tröstung, Erweckung der Liebe u. s. w., so sind doch eben diese subjectiven Wirkungen als solche wahrhafte Vermittlungen des Heils, in sofern sie als Bedingungen und Mittel dazu beitragen, das

Erkennen und Wollen dahin zu richten oder zu bestimmen, daß es das Wort in sich aufnimmt und Frucht bringen läßt. Das ist die Mitwirkung menschlicher Kräfte am Geschäfte des Heils, welche der confessionelle Protestantismus thatsächlich und praktisch immer zugestanden und angenommen hat auf kirchlichem Gebiet. Auf diesem praktisch-kirchlichem Gebiete gestand er aber auch eine Mitwirkung der menschlichen Freiheit fortwährend dadurch zu, daß er seine Gläubigen aufforderte, an den kirchlichen Versammlungen Theil zu nehmen u. s. w. Nun ist jede Aufforderung, Ermahnung in und an sich selbst die in imperative Form gefaßte Lehre, daß der Mensch das könne, was er zu thun geheißen wird. Es war daher ganz consequent von Luther, daß er mit seiner Läugnung der Freiheit dem „Gesetz“ die imperative Bedeutung nahm, und dasselbe nicht mehr als das bestehen ließ, was es wirklich seyn will, sondern ihm in Widerspruch mit seiner Form die Bedeutung gab, daß es den Sünder nur erschrecken und zu Christus weisen solle, also nicht an sich selbst Erfüllung verlange, sondern nur die Bestimmung habe, als ein seiner Form widersprechendes göttliches Wirkungsmittel und geistiges Agens Furcht und Schrecken hervorzubringen. War diese Auffassung des Gesetzes vom Standpunkte Luthers consequent, so war es um so inconsequenter, daß er und seine Nachfolger nicht bloß Glaubenspredigten hielten, sondern die Leute auch ermahnten, denselben beizuwohnen, überhaupt dieß und das zu thun. Eine Ermahnung rc. ist nur graduell von einem Gebote und Gesetze unterschieden, und setzt eben so gut, wie diese, voraus, daß der Mensch thun könne, was er geheißen wird; sie enthält also die Lehre von der Freiheit in sich, oder vielmehr sie ist diese Lehre selbst in praktischer Form. Das ist also die Mitwirkung der Freiheit, welche der Protestantismus auf kirchlichem Gebiete praktisch annimmt, während er dieselbe von Seiten seines materiellen Princips theoretisch verläugnet.

Von diesen beiden sich widersprechenden Seiten in der

Wirklichkeit des Protestantismus ist die theoretische die thatsächlich vorwiegende in den officiellen Confessionen, deren Glaubensbekenntniß seinen Mittelpunkt in der Rechtfertigungslehre hat. Dagegen ist die praktische Seite zur größern Anerkennung gekommen in den Pietisten, welche den Widerspruch, in dem der Protestantismus in sich selbst steht, sofern er noch thatsächlich irgend eine Mitwirkung des Menschen zum Heil in Anspruch nahm, dadurch auf die Spitze trieben, daß sie dieser Mitwirkung praktisch und thatsächlich wiederum einen sehr bedeutenden Platz angewiesen, indem sie das persönliche Streben und Jagen nach Heiligung, das πιετίζειν, wovon sie den Namen haben, als Weg und Mittel in einen wirklichen und wesentlichen Zusammenhang mit der Erreichung des letzten Zieles brachten.

Das Lutherthum hatte nicht bloß Bruchtheile der alten Lehre, sondern auch Bestandtheile des allgemein sittlichen und praktisch kirchlichen Lebens aus der alten Kirche mit hinübergenommen; da diese kirchlichen Uebungen und sittlichen Bestrebungen in ihrem Daseyn und Wesen eben nur auf das Princip der katholischen Lehre sich gründen, und nur aus der katholischen Weltanschauung erklären ließen, mithin dem Protestantismus in seinem Cardinalpunkt fremd waren, so war es natürlich, daß diese aus dem Zusammenhang gerissenen Bruchtheile kirchlicher, sittlicher und ascetischer Praxis im Bereich der protestantischen Confessionen bis auf ein Minimum dahinschwanden; andererseits war es natürlich, daß ein solches Minimum blieb, weil der Protestantismus doch auch „Kirche" seyn wollte, und zu diesem Zwecke, trotz alles Widerspruchs, in den er auf diesem Wege mit sich selbst gerieth, öffentliche Gottesverehrung und Anwendung der Gnadenmittel rc. nicht für überflüssig erklären konnte. Die Pietisten holten einen Theil dieser alten praktischen Uebung hervor, während sie freilich Anderes fallen ließen, betonten die Praxis des Christenthums als solche gegen die bloße Theorie! Daher läßt sich sagen, daß der Pietismus schon seiner

ganzen allgemeinen Richtung nach eine wesentliche Rückkehr zur Kirche ist, sofern in dieser das Christenthum persönliche That und Wirklichkeit ist, während dem protestantischen Princip gemäß das christliche Leben nur die Daseynsform eines rein von Gott gewirkten Zustandes im sich bloß leidentlich verhaltenden Menschen haben konnte, und die Theorie des Glaubens als der wesentlichste Vermittlungspunkt im Verhältnisse des Menschen zu Gott erscheint *).

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir machen wiederholt ausdrücklich darauf aufmerksam, daß wir es hier nicht mit den jetzigen factischen Zuständen der protestantischen Kirchen-Gesellschaft, sondern mit den concreten Lehren des Protestantismus und deren praktischen Consequenzen im Zeitalter der Reformation zu thun haben. Wir erkennen recht gut, daß in Wirklichkeit die Protestanten ganz anders sind, als sie seyn würden, wenn sich die Principien der Lehre in ihnen consequent entwickelt hätten; daß dieß nicht geschehen, und daß selbst auch in der Lehre der Protestantismus jetzt ein anderer ist, als im Reformations-Zeitalter, das schreiben wir, nächst Gott, dem Einfluß und der Fortwirkung solcher Männer zu, welche, wie Arndt, als im Leben und auf das Leben wirkende Reformatoren nach der Reformation von innen heraus, zwar unmerklich, aber nachhaltig und wirklich, ihre Glaubensgenossen wieder mehr von dem Irrthum ab und der wahrhaft christlichen, d. h. katholischen Glaubensansicht und Lebensrichtung näher brachten. Das ist eben das Verdienst, wegen dessen uns jene Männer eine so große historische Bedeutung zu haben scheinen, da wir nämlich glauben, daß sie es sind, welche die endliche Wieder-Vereinigung der abendländischen Christenheit in der geistigen Innerlichkeit, wie es vor Allem nothwendig war, bald nach der Trennung wieder eingeleitet, und in allmähliger Entwicklung weiter geführt haben, indem sie die specifisch protestantischen Elemente im Protestantismus in einen sie von innen heraus auflösenden Gährungsproceß mit dem Sauerteig des Christenthums brachten. Daß dieß Alles nur von den wahrhaft christlichen Pietisten und Mystikern, und nicht von den Auswüchsen ihrer Richtung gesagt seyn soll, versteht sich von selbst.

XL.

Die Katholiken in Indien und das Breve vom 9. Mai.

Auch eine Kirchenfrage.

Erster Artikel.

Das Placet in der Kammer zu Lissabon und in der Pfarrkirche zu Upper-Mahim.

Nie schlug ein milderes Herz auf dem Stuhle Petri, als in unsern Tagen, und gerade diesen Tagen gestehen selbst die Gegner zu, daß sie Zeuge einer unerhörten Erhebung der Kirche seien, oder „Ueberhebung", wie sie sagen. Der Aufschwung aus den Fesseln der zahmen und wilden Revolution zu ihrer gottgewollten Stellung für das Heil der Menschheit ist weit über Europa's Gränzen hinausgegangen, und ebenso der Kampf aller Mächte der Finsterniß gegen sein Princip. Er reicht so weit, als die falsche Staatsweisheit der Neuzeit ihre Wurzeln eingeschlagen, und drängt in diesem Augenblicke überall und unaufhaltsam zur Entscheidung, in Europa, Asien und Amerika. Die Reinheit der kirchlichen Intentionen anzuerkennen, sind allenthalben fast nur große Staaten bereit, die kleineren dagegen, je verrotteter vom Scheitel bis zur Zehe sie sind, desto grimmiger zerfleischen sie das gute Recht

der Kirche, als wollten sie daraus Oel ziehen für den eigenen verglimmenden Lebensdocht. Auch ein Zeichen dieser Zeit, die mit Dampf und Eisenschienen den Raum überwunden, und zwar ein sehr vielsagendes! Man kann es beobachten an der Schweiz und Sardinien, wie an den südamerikanischen Republiken und an den Staaten Deutschlands, welchen zu einem rauschenden Finale nichts mehr abgeht, als ein neuer Rheinbund. Aber auch in diesen kleineren Staaten, deren Spitzen in ominöser Verblendung verloren erscheinen, besteht eine kräftige Reaction entschieden kirchlichen Geistes zum Bessern und zum Rechten — von Unten, und dieß ist das größte, das erfreulichste Zeichen der Zeit! Selbst in Portugal ist das Zeichen nun, hoch erhaben über dem faulen Sumpf des officiellen Liberalismus, hervorgetreten, und hat der ganzen katholischen Welt freudiges Erstaunen bereitet. Denn in ihr war Portugal lange, was noch vor wenigen Lustren im katholischen Deutschland Baden war; um so mehr Grund, die Augen auch einmal von den Wahlplätzen der Nähe nach dem äußersten Westen des Continents zu richten.

Die neueste Wendung, welche die indo-portugiesische Opposition gegen den heiligen Stuhl in Lissabon selber nahm, ist von den katholischen Zeitschriften fleißig besprochen; wir glauben aber über den ganzen Hergang neue Daten beibringen zu können. Es handelt sich bekanntlich schon seit geraumer Zeit um Abschließung eines Concordats, das endlich auch Portugal, gleich Spanien, wieder mit dem apostolischen Stuhle vereinen soll, nachdem der in dem unglücklichen Lande Herr und Meister gewordene Revolutionsgeist diesen einst hochbegnadigten Liebling der Kirche in den rücksichtslosesten Feind verwandelt, und in dieser Verkehrung unter der gegenwärtigen illegitimen Regierung um so leichter erhalten hatte. Dabei sollte namentlich auch die erste und empfindlichste Streitfrage wegen des Patronats in Indien, das die Krone

Portugal noch jetzt über alle dortigen Kirchen alter und neuer Fundation anspricht, entschieden werden. Wer die Sachlage kennt, wird gerne beistimmen, daß von einer glücklichen Lösung dieser Frage die nächste Zukunft der hindostanischen Kirche wesentlich abhänge; und diese ist um so größer in ihren Folgen, als der gewaltige Umschwung der Dinge in China bald zur Aufbietung aller kirchlichen Kräfte in Asien in der Richtung von Westen nach Osten auffordern dürfte. Rom missionirt für China am Hofe zu Lissabon, und an den indischen Sitzen des sogenannten „Schisma's von Goa."

Es ist nicht nöthig, in die Geschichte jenes Patronats-Streites hier näher einzugehen. Als Portugal, mächtig zur See, vom Anfange des 16ten Jahrhunderts an ein großes christliches Reich in Indien zu begründen begann, und von dem erzbischöflichen Sitze zu Goa aus das unermeßliche Land mit Thaten frommer Pietät erfüllte, da machte der heilige Stuhl der portugiesischen Krone den guten Willen zur Pflicht, indem er ihr entsprechende Rechte verlieh, in dem unwiderruflichen Privilegium des Patronats über alle Bisthümer und Pfründen des neuen Reiches. Aber noch ehe Portugal seinen indischen Besitz bis auf Goa, die verwüstete Stadt, und einige unbedeutenden Territorien an die Engländer verlor, hatte es selbst unter Pombal der Kirche den Krieg erklärt, seine Missionen in Indien wie in Amerika durch Vertreibung der Jesuiten ihrer besten Kräfte beraubt, sie überhaupt geplündert, statt gefördert; die Bischofssitze verwaisten, der Klerus ward durch schließliche Aufhebung der Klöster dem Aussterben nahe gebracht, die Gemeinden verwilderten bis zu völligem Verkommen, und doch behauptete jenes revolutionirte Portugal, mit größter Mordacität, noch immer ein Recht der geistlichen Jurisdiktion durch seinen Erzbischof von Goa über den ganzen ungeheuern Sprengel, dem ehemals dieser Metropolit vorgestanden, dessen bei weitem größten Theil aber jetzt kein Portugiese mehr ohne brittische Erlaubniß betreten durfte.

Dem römischen Stuhle blieb in der That keine Wahl, als entweder die Kirche in Indien untergehen zu sehen, oder gegen ein kirchenrechtliches Privilegium zu verfügen, das einerseits zum bloßen Werkzeug kirchenfeindlicher Verderber, andererseits bodenlos und unmöglich geworden war, das z. B. noch zur Stunde den unerhörten Wahnsinn eines portugiesischen Placetum regium über Hunderttausende brittischer Unterthanen statuiren soll. Gregor XVI. that endlich im J. 1838 durch die Bulle Multa praeclara, was unausweichliche Pflicht war: er trennte die seit vielen Jahren verwaisten Bisthümer des nunmehr englischen Gebietes von dem auch verwaisten Erzstuhle zu Goa, und unterstellte sie der Congregatio de propaganda fide, also der Obhut der zur Abhülfe der dringendsten geistlichen Noth nach und nach in Indien eingesetzten apostolischen Vikare, während jedoch Goa selbst und Maçao im alten Verhältnisse zu dem portugiesischen Landesherrn blieben. Portugal protestirte, der Vikar-Capitular in Goa mit der großen Masse seines Klerus widersetzte sich gleichfalls, in Allem den Ministern der Donna Maria ad nutum obediens, und als man endlich das Bedürfniß fühlte, nach dreizehnjähriger Sedisvacanz den Erzstuhl von Goa wieder zu besetzen, that Silva Torres, der Erkohrene, durch seine Handlungen dasselbe, obgleich er für seine Person und Rom gegenüber die Bulle Multa praeclara förmlich anerkannt hatte.

Man wird versucht, und bei näherer Betrachtung der Thatsachen in der Versuchung bestärkt, die gegenwärtige Wiederholung jener Scenen, welche Silva Torres in Indien herbeiführte, für einen Kunstgriff der revolutionären Partei des Mutterlandes zu halten, zu dem Zwecke, das ihr tödtlich verhaßte Concordat zu hintertreiben. Es wird sich zeigen, daß die kirchlichen Würdeträger des Patronats in Indien durchaus die Männer sind, solchen Intriguen Anknüpfungspunkte zu bieten, und gewiß ist, daß man in Rom in diesem Augen-

blicke nur sehr ungern gegen die indo-portugiesischen Umtriebe auftrat. Das Breve vom 9. Mai sagt auch selbst ausdrücklich, daß diese auf unselige Störung des bis jetzt glücklich verlaufenen Concordat-Werkes angelegt seien, und es bedurfte arger Skandale, um Pius IX. zur Unterzeichnung des Breve zu bewegen, wie denn auch nicht nur der portugiesische Gesandte in Rom Alles aufbot, sie zu hintertreiben, oder wenigstens ihre Geheimhaltung vor den apostolischen Vikaren Indiens und dem Nuntius in Lissabon zu bewirken, sondern auch dieser selbst zu einer Verschiebung der Maßregel rieth.

Das vielbesprochene Breve straft auf das schärfste den Ungehorsam, die Auflehnung und die Eingriffe in die legitime Gewalt der apostolischen Vikare Indiens, in ihre definitiv organisirte Jurisdiction, klagt den Bischof von Maçao insbesondere ihrer keckſten Verletzung an, bedroht die Störer der festgesetzten kirchlichen Ordnung, unter Brandmarkung des frechen, zur Täuschung des guten Volkes ersonnenen Vorwandes, daß jene Ordnung nicht vom heiligen Vater, sondern bloß von der Propaganda herrühre, mit kirchlichen Censuren, und namentlich vier portugiesische Kleriker mit Suspension, wenn sie nicht binnen zwei Monaten die Jurisdiction und Autorität der betreffenden apostolischen Vikare anerkennen würden, unter ihnen den General-Vikar, den man in Goa für die brittischen Diöcesen zu ernennen sich vermaß. Auch an den Bischof von Maçao selbst wendete sich Pius IX. unter demselben 9. Mai, in väterlicher Liebe die Ermahnungen vom 10. März noch einmal wiederholend, daß er zurückkehren möge ad saniora consilia, und insbesondere die ebenso skandalöse als unwahre Ansprache rügend, mit der er in der Marienkirche zu Mazagon die Gewissen einer großen Menge Volkes noch mehr verwirrt, als wenn der Papst selbst seinen Einbruch in die Jurisdiction der apostolischen Vikare, hier in den Sprengel des von Bombay, durch den Nuntius zu Lissabon autorisirt habe (dolosa plane et indigna concione, ac

simulans apostolicam veniam, ceu mandatum, quod nunquam tibi dedimus nec nisi a nobis dari poterat).

Die Sprache des Breve gegen die genannten Priester ist, im Vergleich zu ihren Vergehungen, milde gehalten, aber mit voller Entschiedenheit weist sie in der indo-portugiesischen Patronats-Frage auf die wiederholten Erklärungen des heiligen Stuhles hin. Das Dokument langte in Portugal an, und kam am 20. Juli in der Kammer endlich zur Sprache. Aber wie? Nicht etwa einen vom Nationalgefühle eingegebenen Protest, daß es dem künftigen Concordat präjudicire, rief es hervor; so matt wollte die parlamentäre Revolutionspartei ihre Tendenzen nicht ausdrücken. Vielmehr stellte sie den Antrag, zu beschließen: die censurirten Priester „haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht", und er wurde angenommen, nur daß ein hoher Beamte mit Mühe noch den mildernden Beisatz durchsetzte: „weil sie treu geblieben sind den Rechten des portugiesischen Patronats in Indien". Ein solcher Beschluß war hinreichend, alle Hoffnungen auf die angebahnte concordatsmäßige Einigung mit Rom zu vernichten, sobald ihn die Regierung acceptirte; der päpstliche Nuntius erbat sich daher seine Päße. Die Majorität der Kammer hatte bei den Debatten selbst ihre Farbe mit dankenswerther Offenheit bekannt; während ein Redner das Breve als „ein zur Ungebühr für päpstlich ausgegebenes, lächerliches Libell" bezeichnete, das kein verständiger Mensch gemacht haben könne, erklärte ein großer Doctor der Universität Coimbra geradezu: jene würdigen Priester hätten in Indien Regierungsrecht vertheidigt, nun solle die Regierung auch sie vertheidigen, und das rechte Verfahren sei ihr bereits vorgeschrieben durch die „Provision vom 10. März 1764", das ist durch die Schmacherlasse — Pombals. Aber doppelt hatten sich die Männer der kirchenfeindlichen Partei verrechnet, wenn sie so den Erfolgen Roms am portugiesischen Hofe Schranken gesetzt zu haben glaubten. Nicht nur gab die Regierung dem Nuntius begütigende Erklä-

rungen, sondern die Partei mußte jetzt auch erfahren, daß das Volk die liberalen Blendwerke der Staatsomnipotenz durchschaut habe, daß das Recht der Kirche ihm höher stehe, als gewisse „köstlichsten Perlen der Krone“, daß die öffentliche Meinung sich von den heuchlerischen Eiferern für solche „Kronrechte“ zu emanzipiren beginne.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Portugal über den „skandalösen Act“, welchen man noch dazu den „Ansichten des portugiesischen Volkes“ zu unterschieben gewagt; und als das Journal A Naçao einen förmlichen Protest höherer Geistlichen dagegen, sowie gegen die officielle Patronats-Theorie veröffentlichte, in dem die Unterzeichner „als Portugiesen und Katholiken dem Bischofe von Rom, dem Stellvertreter Christi und obersten Hirten der Kirche, nicht allein die Suprematie der Würde, sondern auch die Suprematie der Jurisdiction zuerkennen“ — da schloßen sich ihm von allen Seiten, von Klerus und Laien, von den Priestern ganzer Provinzen wie Estremadura, von der Bevölkerung ganzer Städte wie Porto, Zustimmungs-Adressen an, so daß die Spalten der Naçao nicht mehr ausreichten, sie zu verzeichnen. Die Regierung, in ihrem bösen Gewissen, fing zu zittern an. Sie rief ihre Bureaukratie gegen die Adressen auf, suspendirte die unterzeichneten Beamten, suchte Widerruf zu erzwingen, veranstaltete sogar Gegenadressen, die freilich auf das miserabelste verkümmerten, regte aber durch ihre Verfolgungen die Entrüstung nur noch mehr auf, und mußte endlich zu dem Cardinal-Patriarchen von Lissabon ihre Zuflucht nehmen, daß er doch die fernere Agitation verbiete. Er that es, den 8. Sept., aus Besorgniß, wie er aussprach, der religiöse Eifer möchte mißbraucht werden, „um dem Volke Haß gegen die politischen Institutionen des Landes und leidenschaftliche Reactionstendenzen einzuflößen“; da er aber auf öffentliches Anfragen der Naçao sonst kein Bedenken gegen die Adressen zu hegen erklärte, wahrte sich dieses Organ auf solchem, als dem

rein politischen, Gebiete seine Freiheit, und fährt fort, unter größtem Beifalle die Fragen vom indischen Patronat überhaupt und vom Placetum regium insbesondere in einer Weise zu besprechen, welche darthut, daß das revolutionäre Regiment denn doch nicht im Stande war, das Volk von Portugal des kirchlichen Ehrentitels „des allergetreuesten" unwürdig zu machen.

In der That vermag der ächte portugiesische Nationalstolz sich auch nicht zu verhehlen, daß das indische Patronat in der von den Liberalen angesprochenen ursprünglichen Ausdehnung für Portugal weder Ehre noch Nutzen mehr bringen kann, dagegen aber die Existenz der Kirche in Indien auf das Spiel setzt; und die seit dem Abfall Portugals dort gewordenen Zustände sind der Art, daß kein unbefangener Katholik in diesem Lande ist, der nicht schleunigste Aenderung herbeiwünschen müßte. Es sind im Grunde nur altbekannte Dinge, welche wir einer an Ort und Stelle selbst entspringenden Quelle, dem Organ des apostolischen Vikars Dr. Hartmann*) zu Bombay, darüber entnehmen.**) Wenn der Protest des Gouverneurs von Goa gegen das Breve vom 9. Mai die Verdienste Portugals um die Kirche Indiens erwähnt, und den „zügellosen Ehrgeiz" anklagt, der nun die Aernte fremder Saaten einthun wolle, so antwortet der „Examiner": „Sähe der Herr nur selbst die sogenannten portugiesischen Kirchen in Bombay und Salsette, er würde bald merken, daß wahrlich sehr wenig Begehrenswerthes daran ist. Rom hat das Patronat eingeschränkt, nicht um miserable Kirchen an sich zu bringen, sondern um der geistlichen Noth der Gläubigen

*) P. Anastasius vom Orden der Kapuziner, Bischof von Derbe, apostolischer Vikar von Patna und Administrator von Bombay.

**) Vor uns liegen die Nummern des von vierzehn zu vierzehn Tagen erscheinenden Bombay Catholic Examiner von den Monaten April und Mai, Juli und August; er theilt durch Auszüge zugleich andere Stimmen der katholischen Presse Ostindiens mit.

abzuhelfen, welche unter der Amtsführung Eures Klerus größtentheils schmählich vernachlässigt waren. Freilich hat die Pietät Eurer Könige die Christenheit in Indien gepflanzt; aber sie haben dieselbe auch wieder verwüstet, nachdem ihre Pietät in's Gegentheil sich verwandelt. Es ist unter den englischen Katholiken keine vereinzelte Rede: daß, wären in Indien die apostolischen Vikare nicht gewesen, der Katholicismus bereits gänzlich vom indischen Boden verschwunden wäre, sammt den portugiesischen Priestern, deren größte Zahl eine Unzier ihres heiligen Standes sind. Und noch einmal Eure Könige! was war denn mehr, das sie den Kirchen gegeben oder das sie ihnen geraubt? Ihr hättet wahrlich Ursache zu weinen, wie Jeremias über Jerusalem, über den Gräuel der Verwüstung in Goa. Wir wenigstens wissen nur zu trauern und zu klagen über die Verheerung, die Eure Hand über die herrlichen Kirchen und Klöster Goa's gebracht hat." „Wir urtheilen vom Baume nach seinen Früchten"; äußert der Singapore Local Reporter vom 18. Juni — „wir sehen jährlich Hunderte von Heiden, aufrichtig bekehrt, die christliche Heerde mehren, und die göttlichen Gnaden des Glaubens in ihren Heimathlanden verkünden. Das sind die Früchte des Baumes, den die apostolischen Vikare und ihre Missionäre gepflanzt. Aber wir sehen uns vergebens nach den Früchten des Baumes der Goa-Priester um; unsern suchenden Augen begegnet ein Priester, der nicht englisch spricht, eine Gemeinde, bestehend aus einer kleinen Zahl Portugiesen und allein Portugiesen, und von ihnen glaubt noch der größte Theil an Hexerei und Kartenschlagen."

Auch bei dem besten Willen wäre Portugal nicht im Stande, mit eigenen Kräften die Kirche und Mission in Indien nur nothdürftig zu besorgen; die Aufhebung der Klöster hat seine geistlichen Reihen gelichtet, so daß sie kaum mehr für die eigenen Territorien zureichen, geschweige denn für die wachsenden Diözesen in brittisch Indien. Um hier die gehörige

Zahl von Trägern seiner falschen Jurisdiction zu haben, hat schon Silva Torres zu dem Ausweg gegriffen, daß er ohne die mindeste Rücksicht auf Bildung und Beruf zum Priester weihte, wer immer geweiht seyn wollte, und so in Einem Jahre den Klerus seiner Obedienz um einige hundert Köpfe vermehrt haben soll. Dieselbe Praxis hat sich, aus noch einem andern Motive, dem gegenwärtigen, nach Torres' Absetzung vom Domcapitel gewählten und durch den über ihn übel informirten päpstlichen Stuhl bestätigten Verweser oder Vicar Capitular von Goa dringend empfohlen, und der Suffragan Bischof von Maçao tritt getreulich in die Fußstapfen beider. Der „Examiner" theilt den Brief eines Portugiesen mit, der im Monat April den Vikar Capitular in Goa selbst besuchte. Er fand ihn in sehr trüber Stimmung über die hitzige Bewerbung des Bischofs von Maçao um den erzbischöflichen Sitz von Goa. Der Bischof hatte „seine Papiere" nach Portugal geschickt und hoffte mit seinen Wünschen förderlichst durchzudringen, wo nicht, wollte er selbst dahin reisen, und alle Minen springen lassen. Der Capitular, in dem Gefühle, daß sein Regiment nur mehr von kurzer Dauer seyn werde, benutzte den Augenblick, um von allen Seiten Geld zusammenzuscharren, in einer Weise, als ob ihm das Wort Simonie nie zu Ohren gekommen wäre. Man ertheilt in Goa heilige Weihen aller Grade und schenkt den Candidaten das Examen; dafür ist nach der Ordination noch Zeit, und einige Rupien werden glücklich durch das Fegfeuer helfen; „kurz, es steht kläglich in der Kirche von Goa" — so erzählt dieser redliche Portugiese. Ein anderer schreibt um dieselbe Zeit an den „Examiner": das Volk von Goa führe schwere Klage über sein kirchliches Mißgeschick, und sehe mit Kummer auf das Treiben des Vikar Capitular, dem man nachsage, daß er simonisch Weihen spende, ohne alle und jede Prüfung, an Jeden, der eine gewisse Summe zahle. Auch der Bischof von Maçao mache sich ein Geschäft daraus, mäniglich nach Wunsch zu weihen, so daß

selbst Layen darüber skandalisirt wären, und das gemeine Sprüchwort entstanden sei: „der Bischof von Maçao habe auch die Palmbäume ordinirt“, die sich in großen Massen zu Goa finden.

Mit einem solchen Klerus nun, dessen Reihen manche eingebornen Priester noch verstärken, hat Silva Torres die Kirchen der brittischen Territorien überschwemmt, die schon dem Erlöschen nahe Glut des schismatischen Geistes neu angeblasen, und fast fünf Jahre lang ganz Indien mit Verwirrung, Skandal und Leid erfüllt, bis er endlich von Rom, und zwar im Einverständnisse mit der Krone Portugal, den 22. Dezember 1848 abberufen und zur Verantwortung gezogen wurde. Er selbst ist freilich in sich gegangen, und lebt nun, zum Bischof von Palmyra ernannt, als Coadjutor des Erzbischofes von Braga; in Indien aber ist sein böser Same erst jetzt recht aufgesproßt. Das gläubige Volk zwar hätte auch dießmal wieder leicht die Opposition fallen lassen, und es zeigte täglich mehr Neigung, sich der Autorität der apostolischen Vikare zu unterwerfen; allein nicht so jene Priester. Sie sind die einzige Seele der unseligen Trennung,*) und je mehr sie Beispiele aufrichtiger Rückkehr im Volke sahen, wie zu Bombay und Salsette, desto eifriger schürten sie zur Irrung durch Lüge und Verläumdung; die ärgerlichsten Auftritte veranlaßten

---

*) „Viele apostolischen Vikare Indiens“, sagt der Examiner, „erdulden schwere Leiden unter der Verfolgung, die ein unwürdiger Klerus gegen sie richtet. Der gegenwärtig blühende schismatische Geist ist unglücklicherweise viel mehr sichtbar unter dem Klerus, als unter den Laien. In jeder Pfarrei, wo der Priester für den Bischof ist, bezeugt auch das Volk den Prälaten Liebe und Gehorsam; wo aber der Priester gegen den Bischof ist, ist in der Regel auch das Volk nicht für ihn. Daraus erkennt man, daß das Schisma unter dem Volke bloß eine Ansteckung von den Priestern ist.“ Man sieht, die indische Kirchenfrage ist auch in dieser Beziehung ein Abbild ähnlicher Verwicklungen in Deutschland und anderwärts.

sie gegen jurisdictionstreue Kleriker, vergaßen sich sogar schon bis zu Raufhändeln, wie in Condotim und Bandora, und riefen zuletzt den Bischof der alten Goanesischen Tochterkirche Maçao, einer kläglich verfallenen Niederlassung der Portugiesen unter der Oberhoheit China's, zu Hilfe. Er eilte zu kommen. Bischof Hartmann bezeugt in dem Hirtenbriefe vom 29. Juni, mit welchem er das Breve vom 9. Mai publicirte: die apostolischen Vikare hätten sich schlimmer Intentionen zu ihm keineswegs versehen. Aber siehe da! nicht nur gerirte er sich sofort in Goa, als hätte er dort die legitime Jurisdiction, sondern auch in den apostolischen Vikariaten, auf Ceylon und in Bombay, that er ebenso. Namentlich war er zu Bombay im Februar kaum an's Land gestiegen, als auch schon die ganze katholische Gemeinde wieder in schreckliche Bewegung gerieth, und die Kanzeln, in Gegenwart des Bischofs, von den ärgsten Schmähungen über die sogenannten „Propagandisten", das ist über die apostolischen Vikare und ihre Missionäre, diese Eindringlinge, Wölfe, Friedstörer 2c., widerhallten. Dr. Hartmann schickte nun seinen Sekretär, P. Ignaz von Neapel, nach Rom und besorgte zur Bewahrheitung seiner Berichte, daß das officielle Organ des Goa-Schisma's, Abelha („die Biene"), regelmäßig ebendahin abging.

Die Principien der „Abelha" ließen nun allerdings das Schlimmste befürchten. Ihre Haltung dabei ist die keckste, und man rechnet, daß ein formelles Schisma gegen 250,000 Seelen mit sich fortreißen dürfte. Allein, wie die Liberalen in Portugal mit dem Beschluß vom 20. Juli das Gegentheil von dem erreichten, was ihr Zweck war, so dürften ihre guten Freunde in Goa sich sehr verrechnen, wenn sie die Sache bis zur völligen Trennung treiben wollten. Der nationale Widerwille gegen die englische und italienische Nation der apostolischen Vikare und Missionäre, und der nationale Eifer für die vorgeschützten Rechte der Krone Portugal wirkten zwar seit mehr als hundert Jahren schon stets kräftig zu Gunsten der staats-

kirchlichen Mißgeburt von Goa; aber ihre Führer müssen sich doch, um des einfältigen Sinnes der Gläubigen willen, bis zur Stunde gar sehr befleißen, in tiefster Ergebenheit den heiligen Vater allweg im Munde zu führen, mit dessen Verräthern, den „Propagandisten", allein man es zu thun habe. Eine günstige Wendung der Dinge im Mutterlande, wie sie nun zu hoffen steht, würde ohnehin das ganze „Goa-Schisma" wie Spreu verwehen. Sind ja doch zu derselben Zeit, wo in Lissabon der Beschluß vom 20. Juli das Licht der Welt erblickte, schon viele Nachrichten von einem kräftigen Rückschlag und der Rückkehr ganzer abgefallenen Gemeinden, namentlich aus den Vikariaten Quilon, Madras, Hyderabad, eingetroffen. Auch Bischof Murphy zu Secunderabad erfreut sich bereits der Rückkehr mehrerer Hunderte, welche in die unselige Goanesische Revolte hineingezogen waren; dort hatte auch das auffallende Faktum großes Aufsehen erregt, daß gerade während der andächtigen Feier des Marien-Monats die Cholera mit größter Heftigkeit auftrat, und unter Moslims und Hindu's wüthete, von den eingebornen Katholiken aber keinen einzigen angriff. Das Alles war noch vor der Publikation des Breve vom 9. Mai, von dem man sich allgemein tiefgehende Wirkung verspricht, eine Wirkung, die verstärkt werden muß, wenn die Gläubigen Indiens erst von dem Schicksale des Breve in Portugal inner- und außerhalb der Kammer erfahren.

Es ist in der That interessant, die Personen und ihre Thaten näher zu betrachten, von welchen die portugiesische Kammer erklärte: sie haben sich um „das Vaterland wohl verdient gemacht", das Breve dagegen: sie seien die wilden Eber im indischen Weinberge. Nichts ist geeigneter, sowohl auf jene Erklärung, als auf die Goanesisch-kirchlichen Zustände das rechte Licht zu werfen; auch ist es eben der zu erzählende Vorfall, welcher die endliche Unterzeichnung des Breve vom 9. Mai veranlaßte, denn bis dahin hatte Papst Pius IX.

noch immer gezögert, trotz aller Artikel der Abelha und der Berichte des Bischofs Hartmann durch P. Ignaz von Neapel. In ihm spielen die vier portugiesischen Priester ihre Rollen, welche das Breve namentlich mit der Suspension bedroht, die portugiesische Kammer dagegen namentlich und unter den glänzendsten Lobeserhebungen, als Helden im Kampfe für Königin und Vaterland, mit der Bürgerkrone geziert hat. Sie heißen Mariano-Antonio Soares, der Goanesische Generalvikar für brittisch Indien, Gabriel da Silva, Braz Fernandès und Josè de Mello.

Josè de Mello ist die Hauptperson in dem Drama, das wir zur Charakteristik des indo-portugiesischen Kirchenwesens hier skizziren wollen. Der „Examiner“ vom 17. Juli stellt seinen Fall als warnendes Exempel für alle Bischöfe Indiens auf. Er war Generalvikar des vorigen apostolischen Vikars zu Bombay, Dr. Whelan, und genoß dessen volles Vertrauen. Als Todtfeind des Goa-Schisma's hielt er keine Predigt, die nicht darauf Bezug genommen hätte; mit seiner Hilfe bekehrte der Bischof halb Bandora zum katholischen Gehorsam. Und dieser Mann konnte plötzlich umschlagen, und selbst ein Schisma schaffen, das denkbar schlechteste! Erst im J. 1850 hatte Bischof Hartmann ihm die Kirche von St. Michael zu Upper-Mahim verliehen. Seit etwa einem Jahre vor dem Bruch dauerte heftiger Streit in der Gemeinde, zunächst veranlaßt durch die Chikanen des Vikars gegen die italienischen Carmeliten-Missionäre, um welche sich hinwiederum ein angesehener Mann und Mitglied der Kirchenverwaltung, Herr Misquitta, auf das wärmste annahm, wie sie auch verdienten. Schon damals bildeten sich Meetings und Partei-Intriguen; während die Einen dem über 100 Meilen weit auf Visitation entfernten Bischof die Abberufung der Carmeliten als die dringendste Nothwendigkeit darstellten, bezeugten die Andern ihnen in ihrer Adresse die tiefste Achtung und Anhänglichkeit. Noch erbitterter wurde der Streit, als der Partei Mello's gelang, den Misquitta aus der Kir-

chenpflegschaft durch Stimmenmehrheit auszubeißen, und dieser unter Aeußerungen des entschiedensten Mißtrauens gerichtliche Extradition des Kirchenvermögens verlangte. Daraus entstand Klage bei Gericht, und man hofft von dem Verlaufe des Prozesses am obersten Gerichtshofe zu Bombay wunderliche Enthüllungen über die innersten Motive des Schisma's zu Mahim, wie sie noch dazu nicht selten vorzukommen scheinen; „wären z. B.“, bemerkt der Examiner, „die Rechnungen der Kirchen von Salvaçam in guter Ordnung gewesen, so hätte die Pfarrei nimmermehr von ihrem rechtmäßigen Oberhirten sich getrennt.“ Dr. Hartmann hatte für eine friedliche Beilegung Alles aufgeboten, aber vergebens; doch erklärten de Mello und seine Partei jetzt noch, auf eine an öffentlichem Meeting geschehene Provokation, ihre unverbrüchliche Anhänglichkeit an die legitime Jurisdiction des apostolischen Vikars. Indeß fing der Vikar bald an, sich durch Verweigerung der Sakramente an seinen Gegnern zu rächen und, als zu derselben Zeit der Bischof von Maçao den ostindischen Boden betrat, durch seine Ergebenen bereits ganz unumwunden mit Abfall drohen zu lassen, obwohl Dr. Hartmann die strengsten Worte nicht sparte, um den Misquitta zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Oeffentlich verdamme er dessen Benehmen, insgeheim aber begünstige er es, wagte eine Deputation de Mello's dem Prälaten in's Gesicht zu sagen. Noch den 11ten März kam jener mit heuchlerischer Miene selbst zum Bischof, und brachte jammernd die Nachricht: die Gemeinde habe in ihrer Erbitterung die Kirche geschlossen, um sie an Goa zu übergeben. Nachdem Dr. Hartmann sich vergeblich noch einmal an Misquitta gewendet, begab er sich also am Sonntag den 13. März persönlich nach Mahim. Hier stand der Priester Braz Fernandes*), der kurze Zeit vorher die Pfarrei Salvaçam in's Schisma gestürzt, und nun in der Eigenschaft

*) Ein protestantisches Blatt nennt ihn den „ostindischen Achilli.“

eines von dem sogenannten Generalvikar von Goa bevollmächtigten Commissärs nach Mahim gekommen war, bereits der Uebergabe wartend vor dem Pfarrhause, als der Bischof, mit Stola, Mozetta und Brustkreuz angethan, wie ein Donnerschlag unter die überraschte in der Kirche versammelte Menge trat, und ruhig vor dem Altare Platz nahm, während, allem Widerstreben zum Trotz, die Glocken anschlugen und die Getreuen sich freudig um den geliebten Oberhirten schaarten. Er kam gerade noch recht; eine halbe Stunde später und die Kirche war verloren; daß der Bischof selber käme, war den Meuterern im Traume nicht eingefallen, sonst wären die Kirchthüren sicherlich nicht offen gestanden. Jene hatten eben über die Uebergabe der Kirche an Goa abgestimmt, und dafür um so leichter eine Majorität mit 354 Stimmen von allerlei zusammengerafftem Volk aufgebracht, als die Gegenpartei, welche noch denselben Tag mit 400 Stimmen das Widerspiel beschloß, bei der vormittägigen Versammlung nicht erschienen war. Zudem ist erwiesen, daß von jener Majorität viele gar nicht wußten, worüber sie stimmten; man habe sie gefragt, ob sie Messe gelesen haben wollten — sagten sie später, und protestirten laut, als man ihnen vorwarf: sie hätten ja für Uebergabe der Kirche an den „schwarzen Priester von Goa" gestimmt *). Aber, wie immer! die englische Regierung kümmert sich nicht im Geringsten um solche Vorgänge; die Willkür der Gemeinden hat ihren freien Lauf, und ebenso bleibt es den apostolischen Vikaren selbst überlassen, ihr Recht zu wahren, so gut sie vermögen. Dr. Hartmann's Plan war daher schnell gefaßt; „durch besondere göttliche Fügung", wie er in seinem Hirtenbriefe sagt, in die Mitte der Verräther gekommen, wollte er auch nicht weichen. De Mello und sein Kaplan

*) Ueberhaupt berichteten protestantische Blätter in Bombay, als gemeine Sage: der Vikar habe seinen starken Anhang hauptsächlich freigebigen Spenden an Liqueur zu danken.

Gabriel da Silva standen auch jetzt noch in unterwürfigster Haltung vor ihm, obgleich jener soeben brieflich dem General-Vikar von Goa seine Obedienz zu Füßen gelegt, und dieser bloß wegging, um seine Filialkirche Sion gleichfalls für Goa zu schließen. Der Bischof erhob sich und protestirte gegen die gefaßten Resolutionen, da es nicht in dem Belieben der Pfarrkinder stehe, seine Jurisdiction zu verlassen; sodann gedachte er, wohl um die aufgeregten Gemüther zu besänftigen, für das an diesem Sonntage des heiligen Meßopfers entbehrende Volk das Hochwürdigste auszusetzen, und verlangte den Schlüssel zum Tabernakel. Er wurde unter nichtigen Ausreden von de Mello verweigert, und als der Prälat den Inhaber mit Excommunikation bedrohte, entstand ein Tumult, der endlich die Polizei, mit Kapitän Baynes an der Spitze, herbeizog. Dieser, selbst Blutvergießen fürchtend, räumte die Kirche und nahm die Schlüssel zu sich, forderte nun aber auch den Bischof, der, von vier bis fünf Personen umgeben, fortwährend vor dem verschlossenen Tabernakel auf den Knien lag, barsch auf, aus der Kirche zu gehen, und schloß, auf dessen bestimmte Weigerung, sie anders als unter höherem Schutze zurückzulassen, die Thore, versiegelte die Sakristei, und verbot, im Gebäude Gottesdienst zu halten. — Das war am Abend des 13. März, und von diesem Moment an bis zum 20. März verließ der greise Hirte mit keinem Schritt mehr die Kirche, ausgenommen, daß die Polizei sich einmal, zur großen Entrüstung der Gegner, seiner erbarmte, und ihn, unter ihrem Schutze, auf dem Kirchhof ein wenig frische Luft schöpfen ließ *). Vergebens bat sein Anwalt den höchsten Magistrat des Orts, Herrn Corfield, dreimal um Intercession, und das Gouvernement selbst erklärte sich, obgleich die Pfar-

*) Am verlässigsten berichten über diese und die folgenden Vorgänge die öffentlichen Verhandlungen über die Action of trespass gegen Herrn Corfield, wie der „Examiner" vom 2. Juli sie mit seinen Noten begleitet.

rei Obermahim von Regierungswegen dem Vikariat Bombay zugetheilt war, förmlich für Neutralität. Noch dazu gab der Kapitain alsbald dem Verlangen der Kirchenpfleger nach, und stellte, angeblich um nicht für das in der Kirche befindliche Eigenthum verantwortlich seyn zu müssen, der Gegenpartei die Schlüssel zu; die nun selbst eine letzte Aufforderung an den Bischof erließ, die Kirche zu räumen, und da er erklärte: lieber auf dem Platze als Opfer ihrer Barbarei sterben zu wollen, Wachen um die festverschlossene Kirche aufstellte, und Jedermann den Eintritt verweigerte. Sie hielten auch schon einen Palankin bereit, um den frommen Greis, wenn er herauskäme, sogleich fortzuschaffen, denn sie erachteten für unmöglich, daß er in dem großen Ungemach länger ausharre. Anstatt dessen mußten sie sehen, daß er durch die Eisengitter eines Fensters Meßgeräthe bekommen habe, und nun im Vorplatze Anstalt mache, alltäglich das heilige Opfer zu feiern. Zornig brachen sie in heller Schaar hinein, bemächtigten sich der Geräthe, und schrieen den Bischof drohend an, mit hinauszugehen; er aber blieb ruhig, mit dem Crucifix in der Hand, vor dem Altare sitzen, und als seine miteingedrungenen Freunde seinen festen Entschluß sahen, erklärten achtzig Mann von der Gemeinde: wenn ihr Bischof die Kirche nicht verlassen wolle, so wollten auch sie ihren Bischof nicht verlassen. Und so thaten sie. Aber auch die Andern hielten Wort; sie sperrten Thüre und Fenster, verbarrikadirten jene, vernagelten mit Brettern diese und jede Oeffnung, durch die Luft und Licht Zugang finden konnten, anfänglich mit Ausnahme eines einzigen Fensterleins, das sie aber auch noch, trotz des Widerstandes von Innen, vernagelten, sobald sie mitleidige Leute Trinkwasser durch das Gitter hineinreichen sahen. Innen aber, auf der Gallerie der Kirche, war ein Wächter von der Partei Mello's aufgestellt, der von fünf zu fünf Minuten hinabrief: wer hinauswolle, möge sich melden. Das Häuflein unten antwortete: „Nie-

mand"; „aber", baten sie vergebens, „wenigstens ein Glas Wasser laßt uns zukommen!" Kapitain Baynes, der allem Dem mit unerschütterlicher Ruhe zusah, sagte nachher vor den Schranken des Gerichts selber aus: er habe die angerufene Interecession abgeschlagen, weil hier kein Friedbruch vorliege, da Dr. Hartmann sich nicht über erzwungene Einsperrung beklagen könne, übrigens scheine es die Absicht der Gegenpartei gewesen zu seyn, den Bischof auszuhungern; und ein Haupträdelsführer der Partei bezeugte ebendort selbst seine Verwunderung, daß die Eingesperrten es in solcher Atmosphäre hätten aushalten können. Der Kapitain gab seine Meinung schließlich dahin ab: es sei Hrn. Corfield bei dem Aufreißen der Thüren und Fenster darum zu thun gewesen, die unausstehliche Hitze zu entfernen, in der Bischof Hartmann, hätten ihm nicht die Polizeimänner Wasser zukommen lassen, verschmachtet wäre. Dieser hatte nämlich — es war Palmsonntag den 20. März — mit den achtzig Getreuen bereits von früh Morgens bis nach Sonnenuntergang in dieser Lage verharrt, und nachdem manche von Hitze und brennendem Durst schon ohnmächtig geworden, sprach er, für seine Person zum Aeußersten entschlossen, seinen Begleitern zu, bei einbrechender Dunkelheit die Kirche zu verlassen, als endlich Herr Corfield, der Senior Magistrate, eintraf, mit zornigem Erstaunen die in einen Kerker verwandelte Kirche erblickte, und, da sein Befehl, die Kirchenschlüssel auszuliefern, nur auf lügnerische Ausreden stieß, sie mit Gewalt erbrechen ließ. Kaum waren die Thore geöffnet, so drangen die Christen in großer Zahl, und selbst heidnische Hindu's ein, um unter Thränen dem ehrwürdigen Bekenner zu seiner Befreiung Glück zu wünschen, und am andern Morgen, bei der bischöflichen Messe, war die Kirche zum Erdrücken voll; auch einige ehrenwerthen Parsee's (Feueranbeter) kamen, um ihre Theilnahme ihm auszudrücken. Noch an demselben 20. März schrieb der Bischof allgemeine Gebete für die Beruhigung der ostindischen

Kirche aus, und während er in dem so tapfer vertheidigten Tempel die Ceremonien der Charwoche und Ostern feierte, hatte der Anhang de Mello's bereits manchen Verlust zu beklagen. Das Resultat der achttägigen Gefangenschaft war also, wie des Letztern Anwalt in dem Processe gegen Corfield erklärte, „daß Dr. Hartmann bis auf diese Stunde in Poßeß der Kirche geblieben, sie den Kirchenpflegern und der Majorität der Gemeinde verschlossen ist, und der Vikar de Mello auf dem Kirchhof celebriren muß." Doch war der Bischof, wenn er die Kirche nicht neuerdings gefährden wollte, noch immer in der Lage, persönlich und unter unaufhörlichen Reibungen mit den Abgefallenen sie hüten zu müssen; erst am 4. Juli konnte er, mit Erlaubniß des Senior-Magistrats und unter polizeilichem Schutze, das noch verbarrikadirte Hauptthor der Kirche öffnen lassen und seinen feierlichen Einzug halten; die Schismatiker läuteten dabei in ihrem wahnsinnigen Zorn Sturm mit allen Glocken. Sie hatten nämlich jetzt selbst gethan, was Dr. Hartmann um des Kostenpunktes und des Präjudizes willen nicht thun wollte: d. i. den Rechtsweg eingeschlagen, obgleich sonst eine alte Anklage derer von Goa und ihrer Abelha ist: daß die „Propagandisten" bei den Protestanten um Schutz betteln müßten für ihre „verzweifelte Sache". Die Aussichten der Kläger sind in der That schlimm; denn erst vor Kurzem hat der Gerichtshof von Madras in einem ähnlichen Falle wegen der Kirche zu Saroogunee für den apostolischen Vikar von Madura entschieden, und zwar, zum noch größern Schrecken der Andern, protestantische Richter nach dem kanonischen Recht der katholischen Kirche. Bei ihrer ersten Rechtsklage waren auch die Schismatiker von Upper-Mahim bereits unterlegen. Denn José de Mello und Cons., die Kirchenpfleger von St. Michael, hatten bei dem obersten Gerichtshof zu Bombay gegen Herrn Arthur King Corfield Klage gestellt wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt durch gewaltsame Oeffnung der besagten

Pfarrkirche zu Gunsten des Dr. Hartmann *), und die Frage vorgelegt: ob ein Magistrat, wie Herr Corfield, Macht habe, eine Partei aus dem Besitz ihres Eigenthums zu werfen, und eine andere in Poßeß zu setzen? Der Gerichtshof nahm aber an, daß das exclusive Recht der Kläger auf die Kirche zu St. Michael nicht erwiesen, und ihr gewaltthätiger Versuch, dem Bischof und seinen Freunden den Aufenthalt in derselben unmöglich zu machen, durchaus schmählich und unentschuldbar sei. Die Verhandlung hatte am 20. Juni, überhaupt nicht zu größern Ehren der Kläger, stattgefunden und mit „Nichtschuldig" geendet.

Die Nachricht von diesen Vorgängen traf in Rom ein, und sogleich ging das Breve Probe nostis, nebst dem Warnungsschreiben an den Bischof von Maçao vom 9. Mai, nach Indien ab. Den 29. Juni publicirte Dr. Hartmann dasselbe, unter dringenden Ermahnungen an die Dissenters, denen nun keine Wahl mehr bleibe, als zur Obedienz der apostolischen Vikare zurückzukehren, oder für ausgeschlossen aus der Gemeinschaft des heiligen Stuhles, für gewesene Katholiken zu gelten; Alles aber solle in väterlicher Liebe vergessen seyn, wenn sie sich pflichtmäßig unterwerfen würden. Und was thaten nun die Freunde der verpönten Doctrin von Goa? Seit fünfzehn Jahren ist es ihre gewöhnliche Ausflucht, die apostolischen Vikare und ihre Missionäre schmiedeten falsche Bullen und Breven, und unter diesem Vorwande haben sie noch alle Dekrete des heiligen Stuhles abgewiesen. Die „Abelha" griff auch jetzt wieder zu diesem Ausweg, so daß Dr. Hartmann öffentlich einen Preis von 2000 Rupien für Jeden aussetzte, der den Beweis liefere, daß das Breve vom 9. Mai unterschoben sei. Die Partei von Goa hat aber noch

*) In der Klagschrift ist die Bezeichnung gebraucht: „ein Mönch, bekannt als Fre Anastasius Hartmann, der zum Bischof von Derbe in Kleinasien geweiht ward, und sich selbst bald Bischof von Bombay, bald apostolischer Vikar titulirt."

einen andern Behelf, der auf alle Fälle seine guten Dienste leistet. „Der Brief gilt nicht“, schreit die Abelha, „auch wenn er ächt wäre“, denn er ist nicht „durch den Kanal“ des Placets der Königin Maria gegangen. „Also“, erwidert der Examiner, „selbst kirchliche Censuren sollen dem Exequatur der Krone von Portugal, einem placetum regium, unterliegen, obwohl der Papst denn doch, wenn nöthig, die Königin selbst excommuniciren könnte; oder bedürfte er dazu etwa auch ihren Consens?“ Jener Deduction schloß sich aber auch der Gouverneur von Goa, als officieller Vertreter Portugals, in seinem an den ap. Vikar von Mangalore gerichteten Protest vom 18. Juli an. Er citirt eine Reihe alter Verordnungen, welche allen portugiesischen Unterthanen untersagten, „einer päpstlichen Bulle oder Zuschrift Folge zu geben, welche das königliche Placet nicht habe“, und noch die Depesche Num. 2606 vom 5. Aug. 1852, publicirt im Boletim Num. 91, erkläre, daß ihre Allergetreueste Majestät entschlossen sei, von ihren Rechten als Patronin der Kirchen Asiens nichts dahinten zu lassen; daher sei sonnenklar, daß auch die englischen Unterthanen Indiens dem portugiesischen Placet unterworfen seien, daß also der placetlose Brief vom 9. Mai keine Gültigkeit habe, und „daß die Drohungen zu verachten seien, mit welchen man“ (das Breve) „die Frechheit habe und sich nicht schäme, einen Priester zu einem Act der Verrätherei und Plünderung“ — am portugiesischen Staats-Kirchenrecht nämlich — „aufzuhetzen“. Es versteht sich, daß der Prälat von Mangalore wie ein katholischer Bischof antwortete.

So offenherzig aber, wie das Organ und der Gouverneur, bekennt sich Hieronymus de Matta, der Bischof von Maçao, nicht zur ächten Goa-Doctrin. Er macht zwar auch die volle Berechtigung des portugiesischen Patronats, oder der Jurisdiction von Goa über ganz Indien, zum Grunde seiner Rechtfertigung, legt sich jedoch im Uebrigen auf's Läug-

nen, und erfüllt, weit entfernt von Fälschung oder Placetum zu sprechen, seine offene Erklärung vom 10. Juli vielmehr mit demüthiger Ergebenheit und wehmüthigen Klagen, daß das Breve vom 9. Mai nur ein neuer Beweis sei, wie grausam er bei dem heiligen Stuhle müsse verläumdet worden seyn; insbesondere sei Alles nicht wahr, was man über seine Predigt zu Mazagon in Rom vorgebracht: daß er sich dort fälschlich eines apostolischen Mandats zur Vornahme von Pontifical-Acten in den Vikariaten gerühmt u. s. w. Er habe vielmehr ausdrücklich bezeugt, daß er solche Acte allein aus Auftrag und unter Autorität des Metropolitan-Prälaten von Goa, und zwar einzig in den Kirchen vorgenommen, welche unter dessen Jurisdiction stünden. Mit Recht erwiderte der „Examiner" darauf: „Was nützt alle hoch und theuer versicherte Ergebenheit des Bischofs gegen den heiligen Stuhl, wenn er dessen Anordnungen im nämlichen Moment unter die Füße tritt, und in den Vikariaten Ceylon und Bombay, wo der Erzbischof von Goa keine Spur von Jurisdiction mehr hat, sich solche anmaßt. Pius IX. sagt: an diesen Orten haben die apostolischen Vikare ausschließliche Jurisdiction; und der Bischof von Maçao sagt: Nein! Wem nun gehorchen?" Bezüglich seiner Predigt zu Mazagon aber wies man dem Bischof aus den eigenen Organen der Partei, namentlich der „Abelha", die sonst den Papst als primus inter pares zu predigen absonderlich beflissen ist, das Triumphgeschrei nach, das damals über Indien ausgegangen, weil der Bischof von Maçao nun öffentlich erklärt habe: daß er in Folge der vielen, aus dem brittischen Antheil der Erzdiöcese Goa an den portugiesischen Hof und den Nuntius zu Lissabon ergangenen Klagen von Letzterm Befehle erhalten, diese Landstriche zu besuchen, und bis zu einem endlichen Austrag zwischen Portugal und Rom ihnen möglichst behülflich zu seyn, welchen Befehlen er hiemit nachkomme," und Lügner, Betrüger, Wölfe u. s. w. seien Alle, die seine vom apostolischen Nuntius überkommene Mis-

sion stören wollten, wie er denn auch über sie an jene Autoritäten in Europa berichten wolle. „So schleuderte er", fügte die Abelha bei, „mit helltönender Stimme seine Blitze gegen die Manöver der Propagandisten."

Das sind die Männer, ihre Meinungen und Thaten, von welchen die Majorität der portugiesischen Kammer urtheilte: daß „sie sich um das Vaterland wohl verdient gemacht", wogegen das Volk von Portugal fast einstimmig erklärt: daß die Männer, ihr System und die Kammermajorität sammt und sonders um das Vaterland sich schlecht verdient machten. Welche von beiden Parteien in Portugal endlich Recht behalten wird, ist die Frage von hoher Wichtigkeit für die kirchliche Zukunft Asiens, und sie bietet jetzt Hoffnung auf günstigen Entscheid.

XLI.

Briefliche Mittheilungen.

Monatsbericht aus Baden.

October.

Ueber den zwischen dem erzbischöflichen Ordinariat und dem katholischen Oberkirchenrath stattgefundenen Schriftenwechsel erfährt man officiell noch nichts, als daß der Director des Oberkirchen-Rathes eine aus der D. A. Z. auch in das „D. Volksblatt" aufgenommene (und dort in der Sache für richtig erklärte) Mittheilung der „Ungenauigkeit" beschuldigt. Sie lautet, wie folgt: „Die Veranlassung zu dem Schriftenwechsel gab die Erklärung der Curie, daß sie es ablehnen müsse, weltliche Commissäre zur

Aufnahmsprüfung in das Seminar zuzulassen, und daß sie keine Vorschläge zur Besetzung der ausgeschriebenen Pfarreien machen werde. Die Curie erinnerte zugleich die Mitglieder des Kirchen-Raths, daß sie der katholischen Kirche angehörten, und in kirchlichen Dingen dem Oberhirten Gehorsam schuldig seien. Als hierauf der Kirchenrath rescribirte, daß seine Mitglieder sich allerdings erinnerten, Katholiken zu seyn, daß sie sich aber ebenso erinnerten, dem Regenten den Eid der Treue geschworen zu haben, erwiderte die Curie: Es freue den hochwürdigen Erzbischof, daß sie diesen Eid jetzt in Ehren hielten; es freue ihn um so mehr, als im Jahre 1849 so gar viele, dieses Eides ganz und gar vergessend, der provisorischen Regierung gehuldigt hätten. Der hochwürdige Erzbischof zeige ihnen ferner an, daß er seine kirchliche Gewalt gegen diejenigen gebrauchen werde, welche der Kirche offenen Ungehorsam zeigten. Auf die hierauf erfolgte Remonstration des Kirchenraths, in welcher obige Beschuldigung „„mit Entrüstung““ zurückgewiesen und erklärt wurde, daß die Mitglieder dieser Behörde sich auch durch die angedrohten Censuren nicht abhalten lassen würden, ihre Pflichten als Diener des Staats zu erfüllen, erwiderte die Curie: Wenn die Mitglieder des Kirchenraths die Bemerkung über die Vorgänge im Jahre 1849 auf sich bezogen haben, so wolle der Erzbischof dieses als reumüthiges Geständniß ansehen; er wiederholt aber die Ermahnung, daß sie als Katholiken ihre Pflicht gegen die Kirche, wie gegen den Regenten nur dadurch erfüllen könnten, daß sie Sr. Königl. Hoheit unterthänigst die Unmöglichkeit vorstellten, Verordnungen zu vollziehen, welche nicht nur den allgemeinen Kirchengesetzen, sondern auch dem bestehenden Rechte, d. h. den feierlichen Verträgen, widersprechen.“ Vielleicht ist es nun größere „Genauigkeit“, wenn wir noch weiter berichten, daß das Ministerium, bezüglich der Besetzung der Pfarreien, dem Oberkirchenrath zugemuthet haben soll, den Erzbischof wegen seiner Widersetzlichkeit vorerst mit einer Strafe von 500 Gulden, und beim Beharren mit rasch immer höher und höher steigenden, und in Bälde sein ganzes Einkommen erschöpfenden Strafen zu belegen, und daß der Oberkirchenrath diese Zumuthung, weil sie ihm die Excommunication zuziehen würde, abgelehnt habe. Nach einigen Wochen soll indeß die von dem Hochwürdig-

sten angesetzte Frist, binnen welcher die Regierung ihre etwaigen privatrechtlich zu begründenden Patronatsrechte auf die erledigten Pfarreien geltend zu machen habe, verstrichen seyn, und somit dann der Conflict, wenn nicht noch zur eilften Stunde die Regierung sich eines Andern besinnt, in ein ernsteres Stadium eintreten müssen *). Sollten auch diese Mittheilungen wieder „ungenau“ seyn, so sind wir allzeit bereit, uns vom Kirchenrath eines Bessern belehren zu lassen; denn solche Belehrung gehört, auch nach dem Erscheinen der bischöflichen Denkschrift, zu seinen unbestrittenen und unveräußerlichen Befugnissen für die ganze noch voraussichtliche Dauer seines Fortbestehens.

Wenn nun solches Gebahren von Katholiken gegen ihren Erzbischof sehr unerfreulich ist, so ist dagegen für ihn erfreulich, daß von allen Seiten her, nicht nur von deutschen, wie außerdeutschen Bischöfen anerkennende Schreiben ankommen, sondern auch erst vor einigen Wochen ein den Hrn. Erzbischof zum Ausharren auf der betretenen Bahn ermuthigendes Schreiben Seiner Heiligkeit des Papstes. Auch der grundherrliche Adel des See- und Oberrheinkreises hat eine energische Ergebenheitsadresse an den Erzbischof eingesandt. Um nicht der „Ungenauigkeit“ bezüchtigt zu werden, bemerken wir, daß sie vielleicht nicht von allen Mitgliedern dieses Standes mitunterzeichnet wurde.

Bezüglich der „Denkschrift“ dürfen wir doch nicht vergessen, daß in Villingen, als dieselbe erhaltenem Auftrage gemäß an die Geistlichen des Kapitels versendet werden wollte, die Postverwaltung das betreffende Paquet geöffnet, und das Bezirksamt dasselbe mit Beschlag belegt, sowie auch eine Untersuchung wegen Postporto-Defraudation eingeleitet hat. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß die Beamten das erwähnte Benehmen aus höherm Auftrage sich erlaubten; allein man bemerkt jetzt häufig in dieser Richtung einen übermäßigen und blinden Diensteifer, besonders bei vielen jüngern Amtsvorständen. Gilt es doch zur Zeit, wie man vielfältig aus dem Munde solcher jungen Angestellten hören kann,

*) Seitdem wurde wirklich Hr. Hensler, Pfarrer in Urloffen, zum Spitalpfarrer in Constanz durch den Erzbischof ernannt.

als Grundsatz der Regierung, mit Uebergehung älterer Assessoren und Amtmänner, nur junge Kräfte zu benützen, weil solche biegsamer und geschmeidiger nach oben, und härter nach unten sind, wogegen es den älteren, die ihre Carriere schon gemacht haben, nicht so sehr darauf ankommt, ungünstigen Falls pensionirt zu werden. Freilich nimmt dabei der Pensionsetat ungeheuer zu, und man wird bald die Besoldungen der activen Staatsdiener erhöhen müssen, damit der Besoldungsetat nicht hinter jenem zurückbleibe. Sollen ja z. B. in Freiburg allein, das doch bei weitem nicht alle Pensionäre des Landes beherbergt, nicht weniger als ein Viertelhundert ehemaliger Amtsvorstände leben.

Auf die kleinliche Verweigerung der Anerkennung des dem Hrn. von Wiberspach, Decan zu Säckingen, durch den Bischof von Straßburg verliehenen Titels eines Ehrendomherrn, hat der Erzbischof von Freiburg kürzlich eine Art Revanche genommen, indem er den verdienstvollen Dompräbendar Sulzer zum geistlichen Rath und hiemit zum wirklichen Mitglied des Ordinariats ernannte, ohne ihm die Verpflichtung aufzuerlegen, daß er die Bestätigung dieser Würde bei dem Ministerium nachzusuchen, und durch den „Schwäbischen Mercur“ oder das „Frankfurter Journal“ sich befürworten zu lassen habe. Diese Ernennung ist in der That eine längst verdiente Anerkennung eines segensreichen Wirkens in 34jähriger Pastoration, in der Hr. Sulzer sich, insbesondere noch als Seelen-Führer und als Superior der barmherzigen Schwestern, durch unermüdliche Thätigkeit und persönliche Liebenswürdigkeit eine hohe Achtung erworben, aber eben deßhalb auch von gewisser Seite vielerlei Anfeindungen zugezogen hat. Der Erzbischof beginnt also, gegen den bisherigen usus, sein Ordinariat frei zusammenzusetzen, und hiedurch die bischöfliche Stellung seinem Rathe gegenüber schärfer abzugränzen.

Die geistlichen Exercitien sind zu großer Befriedigung und Erbaunng der vierundsiebenzig daran theilnehmenden Priester, unter denen besonders auch viele älteren waren, durch den P. Anna abgehalten worden, dessen Aeußeres schon, in Folge strenger Ascese, den ergreifenden Eindruck eines heiligen Lebens auf die versammelten Priester machte. Am Schluße derselben sprach im Namen aller Anwesenden der 84jährige Exconventual und jetzt Pfarrer von

Schultern aus vollem Herzen den Dank gegen den ehrwürdigen Vater Anna aus. Das Linzgauer Kapitel hat wegen der großen Entfernung und den dadurch verursachten Kosten das Ersuchen an den Erzbischof gestellt, künftighin die Exercitien für die Geistlichkeit der Seegegend in Meersburg abhalten zu lassen, und auch noch an das früher zu den Exercitien bestimmte Pfarrhaus zu Riedöschingen und an den dafür gestifteten Fond erinnert. Hingegen hört man in Baden noch nichts von bevorstehenden Schullehrerexercitien, während doch in der Diöcese Mainz von 400 Schullehrern 250 sich dabei betheiligten, welches Verhältniß fast das der in Baden an der Revolution betheiligt gewesenen erreicht. Freilich dürften im Badischen, wenn auch die Schullehrer das entsprechende geistliche Bedürfniß fühlten, nach dem Vorgange der nassauischen Regierung, wegen des hiedurch veranlaßten mehrtägigen Stillstands der „Volksbildung", Schwierigkeiten erhoben und ernstlich auf hinreichende Stellvertretung gedrungen werden. Ueberhaupt wird bei uns vor Allem noch die Vornahme einer feierlichen Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses von Seiten der Lehrer nothwendig erscheinen.

Bezüglich der Klöster, nach deren Wiederherstellung das Volk sich sehnt, scheint auch die badische Regierung ernstlich zu bedauern, daß keine mehr vorhanden sind, weil es ihr eben deßhalb gänzlich an Gelegenheit fehlt, dieselben zu — säcularisiren, und sie dieses, weniger einträgliche als ruhmvolle, Geschäft ganz den schweizerischen Freischärlern überlassen muß. Wenigstens hält es schwer, einem unterm 1. Juli d. Js. erschienenen Regierungserlaß, der den Eintritt in ein ausländisches Kloster unter Verpflichtung lebenslänglichen Verbleibens als „eine mit der Beibehaltung des badischen Staatsbürgerrechtes unvereinbarliche Niederlassung" erklärt, und folglich den Verlurst des Staatsbürgerrechts darauf setzt — etwa die günstige Deutung zu geben, daß die Regierung hiermit die Landeskinder zum Eintritt in neu zu errichtende oder mit ihrer Hülfe wiederherzustellende inländische Klöster zwingen wolle. Diese günstige Deutung liegt um so entfernter, wenn man z. B. den Gang und das Ergebniß der Unterhandlungen der Frauen vom heil. Herzen Jesu zur Erwerbung einer für ihre großartige und in jeder Beziehung ausgezeichnete Er-

ziehungsanstalt geeigneten Localität berücksichtiget. Nachdem nämlich die Frauen seit geraumer Zeit mit dem Grafen von Douglas wegen Ankaufs der Insel Meinau in Unterhandlung gewesen, und man eben dem Abschluß derselben entgegensah, so brachte der Götterbote aus Schwaben die Nachricht, daß dieser Kauf wirklich für den Orden abgeschlossen worden sei, und die „Karlsruher Zeitung" die widersprechende, daß „äußerem Vernehmen nach" S. Königl. Hoheit der Regent von Baden die Insel Meinau angekauft habe. Ohne Zweifel brachte der sonst „äußerem Vernehmen nach," und so weit es vom äußeren Vernehmen abhängt, meistens gut unterrichtete „Mercur" jene erste Nachricht nur, um dadurch die der K.-Z. desto piquanter und für gewisse Personalitäten mundgerechter zu machen. Kundige wollen indeß wissen, daß der Verlurst dieser Erwerbung für die frommen Frauen an sich selber nicht sehr zu beklagen sei. Denn wenn auch der projektirte Sitz, abgesehen von seiner seltenen Schönheit, sich noch besonders durch seine Lage an den Grenzen von Baden, Würtemberg, Bayern, Oesterreich und der Schweiz für eine Erziehungsanstalt, welche aus allen diesen Ländern viele Zöglinge hat, empfehlen mußte, so ist sie doch auch wieder den rauhen Nord- und Ostwinden zu schutzlos ausgesetzt. Hingegen dürfte die Art und Weise, wie den Damen, nahe am Abschluß des Kaufes, nach vielem Zeit- und Geldaufwand, der Gegenstand der Unterhandlung unter den Händen weggezogen wurde, hinreichen, sie vorerst von weiteren Versuchen abzuschrecken. Es ist ohnehin erfahrungsmäßig bewiesen, daß man in Baden auch sonst sehr erfinderisch ist in Auffindung von Schwierigkeiten und Hindernissen gegen klösterliche Unternehmungen. Weiß man doch in Karlsruhe genug davon zu erzählen, wie man den Katholiken die Einführung des doch bereits im Lande gesetzlich bestehenden Ordens der barmherzigen Schwestern in die Residenz zu verleiden suchte, wie man unter dem Ministerium Marschall diese Sache auf die lange Bank zu schieben und ihre Sachwalter vom Pontius zum Pilatus zu schicken bemüht war. Es fehlte nur noch, daß das Ministerium auch den weiland Professor und Abgeordneten Kapp um seine philosophische Ansicht über die Zulassung dieser (von ihm in der zweiten Kammer so genannten) „Kröten" angegangen hätte. Wenigstens ist gewiß, daß das Ministerium die

von der Kreisregierung bereits ertheilte Genehmigung als vor sein Forum gehörig reclamirte, daß es darüber Gutachten des „evangelischen Stadtpfarramts“ einholte, daß man ein bereits zur Aufnahme der Schwestern ausgewähltes Haus ihnen wieder zu entziehen wußte, wegen eines später gewonnenen Bauplatzes des Gutachtens der Sanitäts-Commission dringend bedurfte, und wiederholt persönliche Schritte bei Sr. Königl. Hoheit dem Regenten nöthig waren, um allen diesen Vexationen zu begegnen. Hingegen fanden sich bei Einführung der Diaconissinen zu Karlsruhe gar keine Schwierigkeiten vor, es bedurfte auch kein Gutachten weder der Sanitäts-Commission, noch des katholischen Pfarramts, wie billig in einem „evangelischen Staat,“ an dem bloß zwei Drittel katholisch sind.

Noch müssen wir zur Ergänzung des oben erwähnten Erlasses beifügen, daß derjenige, welcher „ohne weitere Anzeige bei seiner zuständigen Heimathsbehörde und erwirkte Staatserlaubniß zum Wegzug aus dem Lande in ein solches Kloster eintritt . . . . als heimlich ausgetreten betrachtet“ wird, und, außer dem Verlurst des Staatsbürgerrechts, noch die in den Gesetzen vom 16. Dezember 1803 §. 18 u. s. w. und vom 5. Oktober 1820 §. 3 „bestimmten weiteren Strafen verwirkt“ hat. Das badische Landrecht bestimmt im Satze 17: „Man hört auf Inländer zu seyn: 1) durch das Staatsbürgerrecht, das man in einem fremden Lande erlangt; 2) durch eine von dem Staatsherrscher nicht genehmigte Annahme öffentlicher, von einer fremden Regierung übergetragener Amtsverrichtungen; 3) endlich durch jede Niederlassung in einem fremden Lande, ohne Absicht zurückzukehren.“ Woher weiß aber nun die badische Regierung, daß mit dem „Eintritt“ in ein Kloster die Verpflichtung „lebenslänglichen Verbleibens“ verbunden sei, da selbst bei dem definitiven Eintritt in ein Kloster, welchem doch erst das Noviciat vorausgehen muß, das badische Landeskind mit Nichten die Absicht bethätiget, lebenslänglich im Auslande, d. h. im ausländischen Kloster, sondern nur in dem Orden, zu welchem das Kloster gehört, zu verbleiben? Wir glauben einer hohen Regierung die bündigste Versicherung geben zu können, daß Viele der in ausländischen Klöstern, und hiemit doch nicht eigentlich im Auslande, lebenden badischen

Landeskinder nur auf die Zeit harren, wo im Großherzogthum Baden Klöster ihres Ordens errichtet werden, um sodann mit Erlaubniß ihrer Ordensobern in diese überzusiedeln. Außerdem machen wir die Regierung auf die drohende Stellung, welche gegenwärtig der Kanton Tessin gegen den Kaiserstaat wegen der Ausweisung österreichischer Unterthanen aus tessinischen Kapuzinerklöstern einnimmt, aufmerksam, und für die Gefahr verantwortlich, der sie unser, an Macht jedenfalls hinter Oesterreich stehendes Land durch die Weigerung, aus Tessin ausgewiesene badischen Mönche aufzunehmen, aussetzen würde.

Der Grundsatz der Herrn Robespierre und Comp., daß dem sogenannten allgemeinen Wohl jedes positive Recht weichen müsse, erfreute sich, wie männiglich bekannt, in Baden schon längst der vielseitigsten Anerkennung, sowohl bei den Landständen als bei der Regierung, die denselben auch in ihren März-Entschließungen gegen die Bischöfe wieder zu Ehren zu bringen suchte. Kein Wunder, daß endlich sogar bloße Bürgermeister diesem Grundsatze gelegenheitlich Geltung zu verschaffen sich bemühen, und zwar keineswegs bloß, wie man es wohl auch auslegen könnte, um hiedurch der Regierung zu gefallen. Ein denkwürdiges Beispiel davon erfahren wir aus Säckingen, jener Stadt, in der Frhr. v. Widerspach, eingedenk, daß von hier aus vor 1300 Jahren der heilige Fridolin zuerst das Licht des Glaubens über Alemannien verpflanzte, im November 1849 es gewagt, die Jesuiten zur Abhaltung einer Mission zu berufen, welche seit der vieljährigen und in ihren Folgen so traurigen Staatskirchenwirthschaft zugleich die erste auf deutschem Boden war und den Anstoß zu hunderten gab. Daß man Seitens der Büreaukratie und ihres irrlichtelirenden Kometenschweifs in diesem Verdienst um die Kirche ebensowenig ein Verdienst um den Staat erkannte, als in der durch den staatskirchlichen Conflict hervorgerufenen Ergebenheitsadresse des Kapitels Wiesenthal, worin abermals dieses Kapitel allen anderen voranging, ist leider eine Thatsache und eine sehr leicht verständliche Thatsache. Mancherlei Reibungen sind wohl seitdem vorgekommen, und genauer Unterrichtete werden sogar zugeben müssen, daß dieselben nicht immer unvermeidlich waren. Unvermeidlich aber war es, daß diejenigen, die für ihre Person

kein Bedürfniß nach häufigen religiösen Uebungen fühlen, und in ihrer babylonischen Begriffsverwirrung die Befriedigung eines solchen Bedürfnisses als Betschwesterei bezeichnen, mannigfach geärgert wurden. Denn es gibt überall Leute, welche nicht begreifen können, wie der Pfarrer einer Gemeinde von 1500 Seelen in einem Jahr 13,000, die Pfarrei St. Peter gar 40,000 Hostien brauchen konnte, oder wie in Karlsruhe und seiner nächsten Umgebung 3000 Mitglieder des lebendigen Rosenkranzes seyn können rc. Aber daß man in Säckingen, dessen 3 Geistliche ebenfalls als sehr eifrige Beichtväter bekannt sind, indem sogar der fast 82 jährige Freiherr von Widerspach täglich und oft mehrere Stunden ununterbrochen im Beichtstuhl saß, so weit gehen würde, Polizeimaßregeln dagegen zu ergreifen, wird allerwärts unglaublich erscheinen. Nicht nur war nämlich in Folge des Eifers der Geistlichkeit der Zulauf von außen her nach der Wallfahrtskirche, in welcher die Gebeine und sonstigen Reliquien des heiligen Fridolin verehrt werden, seit jener Mission weit größer als sonst, sondern auch in Säckingen selbst beeiferten sich viele Personen, zumal das weibliche Geschlecht, und unter ihnen viele Dienstmägde und die meisten Fabrikarbeiterinen, recht oft die heiligen Sakramente zu empfangen. Vor einigen Wochen nun erfolgte plötzlich, nach einigen vorausgegangenen Reibungen und Mißverständnissen, eine Reihe der kränkendsten bürgermeisteramtlichen Verfügungen, und zwar zuerst die Ausweisung von 17 Dienstmägden theils auf Weihnachten, theils binnen dreimal 24 Stunden, ohne alle und jede Angabe von Gründen und ganz gesetzwidrig. Diesen und anderen binnen wenigen Tagen Schlag auf Schlag einander folgenden Kränkungen mußte der 82jährige Greis, der noch am Tage vor seinem Tode, am Kirchweihfeste, scheinbar nicht angegriffen, das Hochamt gesungen hatte, erliegen. Eine ungeheure Volksmenge aus dem Frickthale und dem Hauensteinischen, wie sie Säckingen noch nie gesehen, hat diesem ersten Opfer des staatskirchlichen Conflicts die letzte Ehre erwiesen. Wir sagen: Opfer des *staatskirchlichen* Conflicts, weil wir nicht annehmen können, daß ein Bürgermeister solche Gesetzwidrigkeiten gegen die religiöse Freiheit sich erlaubt haben würde, wenn er nicht die Zuversicht gehabt hätte, darüber *höheren* Orts nimmermehr zur Rechenschaft gezogen zu werden. Ist die Stimme des Volkes Gottes

Stimme, so hat sie hier gerichtet im Namen eines allerhöchsten Ortes.

Noch müssen wir in Betreff der Verwaltung des Kirchenvermögens eine Erklärung der badischen Regierung vom Jahre 1830 der Vergessenheit entziehen. Es wurde auf dem damaligen Landtage durch ein hervorragendes Mitglied der zweiten Kammer eine Motion eingebracht über das Aufsichtsrecht der Stände über die Verwaltung der Stiftungen, mit dem Antrage: „künftig auf allen Landtagen belegte Nachweisungen über die Verwendung des Stiftungsvermögens der Kammer vorlegen zu lassen.“ Dieser Antrag fand lebhafte Unterstützung im Commissionsberichte vom 28. Aug. ej. a. (47. Sitzung). Auf die Einwendung des Regierungscommissärs aber: „daß das fragliche Vermögen als Eigenthum der Kirche zu betrachten sei, welches, wie jedes Eigenthum, von der Verfassung geschützt werde, aber nie den Charakter als Staatseigenthum annehmen könne, weswegen die Regierung sich zur Vorlage der Nachweisungen an die Stände nicht für ermächtiget halte“ — blieb die Sache, wie sie war, ohne die angestrebte Controle. Wir müßten den Herren Regierungscommissären von dort noch heute dankbar seyn für diese Aeußerung der ganz richtig aufgefaßten Beziehung des Kirchenvermögens zur Ständekammer, wenn anders an den Begriff des Eigenthums der Kirche, als eines privaten, worauf dem Staat eine directe Vormundschaft nicht zusteht, die rechtlich nothwendige Folgerung der eigenen Verwaltung des Vermögens durch die Kirche selbst geknüpft wäre. Allein das war nur zur Abspeisung der Ständekammer; gegenüber den Reclamationen der Kirche hat das Ministerium wieder ganz andere Antworten, wie man in der Erwiderung des Ministeriums vom 5. März 1853 auf die Denkschrift der Bischöfe vom 5. Februar 1851 recht handgreiflich lesen kann. Diese Erwiderung steht mit der obigen nicht nur im größten Widerspruche, sondern bestätigt eben unwiderlegbar die Behauptung, daß die großherzogliche Regierung hier allein ausschließlich wirthschaften wolle. Dennoch wagt dieselbe Ministerial-Entschließung die Behauptung: „die im Großherzogthume über die Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens bestehenden gesetzlichen Bestimmungen sichern der kirchlichen Behörde bereits ein ausgedehntes Mitaufsichtsrecht“;

denn sie haben fürsorglich angeordnet: „daß der erzbischöflichen Behörde das Recht zustehe, die Rechnungen über kirchliche Fonds, sofern sie bei den vom Staat bestellten Verwaltungsbehörden zur Erledigung des Rechnungswesens nicht mehr nöthig sind, sich zur Einsicht vorlegen zu lassen." Kann der „Eigenthümer" so verwegen seyn, noch mehr zu verlangen!

Nachschrift.

Es war uns wie ein ferner Donner, als der „Mercur" vom 24. Okt. aus Karlsruhe berichtete: das Ordinariat habe einen weitern Schritt vorwärts gethan, und am verflossenen Samstag und Sonntag alle Mitglieder des Oberkirchenraths, jeden einzeln und persönlich, durch den geistlichen Rath Stadtpfarrer Gaß mit äußerster Frist von vierzehn Tagen auffordern lassen, „sich den erzbischöflichen Befehlen zu unterwerfen und ihre Stellen niederzulegen", bei Strafe der Excommunikation, die Aufforderung sei aber abgewiesen, und Sonntag den 30. Okt. darüber Sitzung im Staatsministerium gehalten worden. Das dumpfe Rollen empörter Elemente erfüllte die Herzen aller Menschenkinder mit einer gewissen Bangigkeit*), und daß der nahe Ausbruch wirklich erfolgt ist, berichtet Fama in dem Moment, wo dieser Brief abgehen soll. Es ist in der That ein Schritt zur Entscheidung geschehen. Kaum war dem zum Spitalpfarrer in Konstanz, als welcher zuvor der berüchtigte Kuenzer bis an sein Ende ruhig waltete, ernannten Pfarrer zu Urloffen, Herrn Hensler, durch das Amt Offenburg eröffnet: ein Versuch, in den Besitz jener Pfarrei zu gelangen, werde nicht nur die Einkünfte der neuen, sondern auch die der alten Pfründe

---

*) Wie geschäftig dabei der allzeitgetreue Eckart, die Lüge, ist, beweist der Umstand, daß fromme Personen klagten: sie müßten nun hören, der Erzbischof habe auch auf die Frauen und Kinder der Oberkirchenräthe die Excommunikation ausgedehnt; „das scheine doch zu hart." Welche Begriffe von katholischem Wesen!

kosten und er selbst in Konstanz polizeilich ausgewiesen werden — so ging der Staatsrath von Stengel, Mitglied des Ministeriums und, wie man versichert, die Seele des josephinischen Regierungs-Systems, der Geburt nach Katholik, in speciellem Auftrag des Regneten nach Freiburg, um den Erzbischof zur Zurücknahme der Ernennungen Hensler's und des Herrn Sulzer zum geistlichen Rath mit Sitz und Stimme im Ordinariat zu bestimmen — unter Androhung strenger Maßregeln. Vor dem auf sein dringendes Begehren versammelten Domkapitel that er (31. Okt.), wie ihm befohlen war, mit der qualificirtesten Energie der Amtsstube. Aber ach! nicht nur der Erzbischof lehnte ab, in ruhiger Erhabenheit persönlicher Würde, sondern auch noch die theuerste Hoffnung fiel zu Boden, um nie wieder aufzustehen. Denn sofort (3. Nov.) erklärte das ganze Domkapitel, ohne Ausnahme, in einer vom ächt kirchlichen Geiste beseelten Ergebenheitsadresse, mit dem Erzbischofe alle Folgen seiner gegenwärtigen pflichtmäßigen Handlungsweise tragen zu wollen. Die schriftliche Erklärung des Letztern ist nach Karlsruhe abgegangen; der deputirte Staatsrath aber weilte am 5. Nov. noch in Freiburg, auf neue Conferenzen mit Erzbischof und Domkapitel dringend, deren Resultat kein anderes seyn könnte, als Verharren auf dem mit so viel Muth und Hingebung betretenen Weg der Pflicht. So steht Alles gut!

Den 6. November.

XLII.

Die Krisis in Baden.

So unser Correspondent in Baden, und vierundzwanzig Stunden später stand es noch besser! Die lähmende Ungewißheit ist zu Ende. Das Regierungsblatt vom 7. Nov. hat den hochnothwendigen Commentar geliefert zu dem Proclam vom 5. März: „Wir wollen darauf nicht eingehen, was das

bestehende Recht besagt; es dürfte genügen, in's Auge zu fassen, was das Wohl des Staates und das Wohl der Kirche erheischen." Weil der Erzbischof von Freiburg nicht aufhörte, „darauf einzugehen", „was das bestehende Recht besagt", that die badische Regierung nach ihrer Meinung über die Anforderungen „des Wohls von Staat und Kirche" dasselbe, was einst Hecker und Struve, jeder nach seiner Meinung von diesen Anforderungen, gegen die Regierung selbst gethan hätten, wenn diese nämlich ebenso, mit der Ruhe des guten Gewissens, in Geduld abgewartet hätte, wie der Erzbischof von Freiburg nur allzu lange gethan. Wenn man vom Recht reden will, das allein von Gottes Gnaden ist, so mag die Sophistik einen moralischen Unterschied zwischen den beiderseitigen Thaten suchen. Selbst der Verlauf im Aeußerlichen ist sich zum Sprechen ähnlich. Der Befehl vom 7. Nov. hat den Erzbischof und sein Ordinariat in Belagerungszustand erklärt; kein Erlaß darf von ihnen ausgehen ohne Einsicht und Expediatur des landesherrlichen Commissärs „zur Wahrung Allerhöchst Ihrer Oberhoheitlichen Aufsichtsrechte über die katholische Kirche", ja, die Ausfertigung der Erlasse selbst soll, gegen allen Bureaugebrauch, das Kainszeichen an der Stirne tragen. Der nach Analogie jener „Civilcommissäre" aus dem Freischaaren-Frühling glorreichen Andenkens ernannte „Specialcommissär zur Wahrung ꝛc." ist der in ecclesiasticis bereits rühmlichst bekannte Stadtdirektor Burger in Freiburg. Er hat die Thore des erzbischöflichen Hauses zu obsidiren, damit insbesondere kein Bannstrahl gegen die würdigen Häupter des Oberkirchenraths herauskomme. Da aber geistige Potenzen incommensurabel und sehr flüchtiger Natur sind, so haben noch weitere Vorsichtsmaßregeln stattgefunden. Für das Erste wird jeder Zuwiderhandler des §. 1, der einen nicht specialcommissarisch genehmigten kirchlichen Erlaß ausgehen läßt oder gehorsam empfängt, laut §. 2 nach dem Gesetz vom 24. Juli 1852, „die Aufhebung des Belagerungszustandes betr." (Ironie des Schicksals!), und durch die Bezirksbehörden als „Störer der öffentlichen Sicherheit" behandelt, und zwar mit Gefängniß bis zu acht Wochen, Geldstrafen bis zu dreihundert Gulden, Dunkelarrest und Hungerkost, wobei das „höchste Strafmaß" ausdrücklich auf Verkündigung eines etwa ergehenden Anathems gegen jenen Oberkirchenrath gesetzt ist; „je nach den Verhältnissen wird mit der Sperre der Temporalien eingeschritten werden." Das ist das „Rechtsmittel" der Steuerverweigerung, ganz probat gegen die Wächter des „Staatswohls," aber gegen

die Fürsten der Kirche bisher durchaus unbewährt. — Für das Zweite hat eine Ministerial-Verordnung den katholischen Geistlichen bekannt gegeben, wie und wasmaßen die „regierungstreuen“ Priester vor jeglichen Hrn. Burger allenfalls durchschlüpfenden oberhirtlichen Censuren geschützt werden sollen; der süße Trost, in Anbetracht seiner „mißlichen Lage“ dem Klerus gegen „ordnungsmäßige, bei den Amtsakten aufzubewahrende“ Recipisse „nöthigenfalls durch expresse Boten“ zugesendet, hat nur das einzige Loch, daß er die mögliche Existenz eines katholischen Gewissens bei den Angeredeten außer Anschlag läßt. Sonst verspricht die Regierung auf das Heiligste, alle Getreuen bei ihren Pfründen, sowie bei der „Ausübung ihrer Functionen“ (!), zu handhaben gegen alle und jede Kirchencensur, ja, „nöthigenfalls das Pönitentenhaus in St. Peter zu schließen.“ Dafür werden die ihrem Oberhirten gehorsamen, eidtreuen Priester eingesperrt, gerade wie auch die demokratische Republik von 1848 überall mit den Zuchthäusern verkehrte Welt gespielt.

Wir werden sehen, wie die badische Regierung auf dem betretenen Wege vorwärts kommt; vorerst scheint sie selbst nicht weiter gedacht zu haben, als für den zornig erregten Augenblick. Besonders dürfte sie sich erinnern, daß es außer dem in Blokadezustand versetzten Erzbischof auch noch ein — Rom gibt. Dieser selbst aber ist in seiner engen Haft, und wenn sie noch enger wäre, freier und sicherer, als wenn er am grünen Tisch mit dem grundfalschen Princip der Bureaukratie in Güte transigiren wollte. „Im Namen Gottes, der Himmel und Erde erschaffen, werde ich meine Hülfe und Stärke finden“ — so schließt er seine Antwort an das Ministerium vom 4. Nov. Wenn dagegen der Prinz-Regent seine Helfer und Bestärker näher betrachten wollte! Was waren sie im J. 1848 und 1849, damals, als von den getreuen Söhnen des Erzbischofs keiner wankte? Aber so mußte es kommen! Die ganze katholische Christenheit kann im Gebete für den frommen Greis mit seinen Worten Gott loben: „Der Allerhöchste lenkt Alles zum Heil seiner Kirche; durch Trübsale geht der Weg zu ihrer Verherrlichung; das Martyrium ist ihr Flor. Die heilige Strömung, die sich jetzt über die Welt ergießt, wird keine Gewalt der Erde hemmen; jeder Gebrauch der Gewalt wider die Kirche wendet sich zum Nachtheil derer, die sie ausgeübt“ *).

*) S. die erzbischöfliche Antwort vom 4. November.

XLIII.

Döllinger's „Hippolyt" *).

Unter den verschiedenen, erst in neuester Zeit wieder aufgefundenen Werken der ältesten christlichen Literatur ist schwerlich eines von größerem Interesse, besonders in historischer und theologischer Beziehung, als die nach einer griechischen Handschrift der Pariser-Bibliothek von E. Miller 1851 zu Oxford herausgegebenen „Philosophumena". Diese merkwürdige Schrift gibt in zehn Büchern, wovon das erste bereits in den Ausgaben des Origines gedruckt war, das zweite und dritte aber, nebst dem Anfang des vierten, noch fehlen, eine ausführliche Darstellung und Beschreibung sowohl der philosophischen Systeme der Alten, nebst ihren Mysterien, ihrer Astrologie und Magie, als auch der ältesten christlichen Häresien bis in die ersten Decennien des dritten Jahrhunderts, wobei die letzteren als aus den ersteren hervorgegangen und

*) Hippolytus und Kallistus; oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Mit Rücksicht auf die Schriften und Abhandlungen der Herren Bunsen, Wordsworth, Baur und Gieseler. Von J. Döllinger. Regensburg, Verlag von G. J. Manz 1853. S. XII, 358.

entlehnt, nachgewiesen werden sollen. Schon ein flüchtiger Blick in das reiche hier gebotene Material mußte den Forscher von der hohen Wichtigkeit dieses Werkes überzeugen, aus dem so manche bedeutende Aufschlüsse über die Zustände der Kirche in jener Zeit, vorzüglich in Rom, sich ergeben; bald knüpfte sich an dasselbe eine Reihe gelehrter Controversen, die in den wissenschaftlichen Zeitschriften von Deutschland, England und Frankreich seit dessen Erscheinen vielfach besprochen worden sind.

Mit einer ausführlicheren Darstellung des Inhalts dieser „Philosophumena“ trat zuerst der bekannte preußische Diplomat Ritter Josias von Bunsen, früher Gesandter in Rom, gegenwärtig in London, vor das englische und deutsche Publikum, bei dem er diese neue Geschichtsquelle für seine theologischen Ansichten bestmöglichst auszubeuten sich bemühte. Bunsen's Schrift erscheint als ein Sammelsurium, ein promptuarium alles dessen, was er glaubt und festhält von der Kirche des Alterthums, und was er hofft und ersehnt von seiner „Kirche der Zukunft“; sie polemisirt des Langen und Breiten gegen den römischen Katholicismus und dessen Institutionen, sowie gegen die noch im heutigen Protestantismus vorhandenen, immer spärlicher werdenden Reste des positiven Christenthums, insbesondere gegen den Glauben an die Inspiration der Bibel, gegen die nicänische Lehre vom Sohne Gottes und das Symbolum Athanasianum, gegen das Dogma von der Nothwendigkeit der Taufe u. A. m., ohne dabei auf eine nur einigermaßen genügende Behandlung der historischen Hauptfragen sich einzulassen, und ohne ihre zahlreichen, oft höchst abentheuerlichen Hypothesen auf haltbare Thatsachen und Beweismomente zu stützen. Sein „Hippolyt“ zeichnet sich durch dasselbe willkürliche und gewaltthätige Verfahren aus, das er bereits bei der Benützung der von Cureton in syrischer Sprache veröffentlichten ignatianischen Briefe in

seinem „Ignatius" zur Schau trug. Wie vorauszusehen war, hat Bunsen's voluminöse und weitschweifige, vom rationalistischen Sauerteige sattsam durchdrungene, historisch-dogmatisch-polemische Deduction bei dem deutschen Protestantismus weit größeren Anklang gefunden, als bei dem englischen, der, minder freisinnig, noch an seinen positiven Lehren, die ihm als Grundwahrheiten erscheinen, ziemlich zähe festhält. Der anglikanische Canonicus Wordsworth trat dem Werke Bunsen's ernsthaft entgegen, benützte aber natürlich vor Allem die willkommene Gelegenheit, auch seinerseits wider Rom und dessen „verpesteten Sitz" nach dem Beispiele der glorreichen Ahnen, und besonders des Donatisten Petilian (s. Augustin gegen dessen Brief II, 51), einen glänzenden Kreuzzug zu unternehmen. Kein Wunder ist es, wenn auch dieser bei seiner kriegerischen Expedition, und fortgerissen von seinem heiligen Eifer, es fast eben so gut, wie der hart getadelte Bunsen übersieht, mit kritisch prüfendem Geiste dem Leser ein eingehendes Verständniß der „Philosophumena" zu eröffnen, das objektiv Geschichtliche daraus zu eruiren, und durch entscheidende Gründe die gewonnenen Resultate nach allen Seiten hin fest und sicher zu stellen. Das ist nicht die Sache einer parteiischen und befangenen Stimmung, einer vorurtheilsvollen und leidenschaftlichen Polemik.

Desto mehr aber können wir uns freuen, daß es einem ausgezeichneten katholischen Gelehrten vorbehalten war, die in den Philosophumenen erzählten Begebenheiten allseitig verständlich zu machen, durch eine mit der größten Ruhe und Unbefangenheit unternommene, mit allen Mitteln einer reichhaltigen Erudition und mit sicherem kritischen Takte durchgeführte Untersuchung nicht bloß den wahren Thatbestand in überzeugender Weise zu constatiren, sondern auch siegreich die hämischen Angriffe zurückzuweisen, die aus Anlaß des neu entdeckten Werkes gegen die katholische Kirche gemacht worden sind. Wir können den genannten Autoren den „Hippo-

lytus und Kallistus" Döllinger's als eine Schrift entgegenstellen, die nicht nur deren Arbeiten an wissenschaftlicher Schärfe und Genauigkeit weit hinter sich zurückläßt, sondern auch über viele dunklen Partien der ältesten Kirchengeschichte ein überraschend klares Licht verbreitet, so daß die Zustände der römischen Kirche in den ersten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts, die dort wie ein unklares chaotisches Gewirre erscheinen, hier zur vollen Befriedigung aufgehellt, und im Zusammenhange mit allen sonst bekannten Daten durch die treffendsten Combinationen entwickelt sind. Es möge hier dem Referenten, der sich selbst länger mit jenem neu entdeckten Werke beschäftigt, und in vielen Punkten durch die vorliegende Schrift, wie er freudig zu bekennen nicht umhin kann, eine weit klarere Einsicht in dasselbe gewonnen hat, bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes gestattet seyn, die bedeutendsten Fragen, um die es sich handelt, in Kürze hervorzuheben.

Natürlich war eine der zuerst zu erörternden Fragen die nach dem Verfasser der „Philosophumena". Der Herausgeber hatte das Buch dem berühmten Alexandriner Origenes zugeschrieben, eine Ansicht, der später nur noch Professor Le Normant in Paris beigepflichtet hat. Allein gegen die Autorschaft des Origenes sprechen vollkommen entscheidende Gründe; der Umstand schon, daß der Verfasser die bischöfliche Würde sich beilegt, wäre dagegen ausreichend. Andere Gelehrte legen das Buch dem Presbyter Cajus bei, der nach Eusebius zu Rom mit dem Montanisten Proklus disputirte; allein die besonderen Ansichten dieses Mannes stimmen durchaus nicht mit den Grundsätzen unseres Autors zusammen, abgesehen von vielem Andern, was sonst noch gegen diese Cajus-Hypothese bereits vorgebracht worden ist. Soviel ist unverkennbar: der Verfasser muß eine durch Wissen, sowie durch seine kirchliche Stellung hervorragende Persönlichkeit,

einer der bedeutendsten christlichen Schriftsteller des dritten Jahrhunderts gewesen seyn, und längere Zeit in Rom gelebt haben. Das ergibt sich aus dem Inhalte des Buches selbst. Die Mehrzahl der Gelehrten hat nun, auf die besten Gründe gestützt, unser Buch dem von den Alten hochgefeierten Bischofe Hippolytus, einem Schüler des heil. Irenäus, zugesprochen, von dem wir außer mehreren anderen Schriften auch ein mit der Lehrentwicklung der Philosophumena genau übereinstimmendes Schriftchen (oder Fragment) gegen Noëtus besitzen; diese Ansicht vertreten in Deutschland Jakobi, Gieseler u. A., in Frankreich Abbé Freppel, in England Bunsen und Wordsworth; sie vertheidigt auch Döllinger. Sicher ist eine neue Schrift des Abbé Cruice (Etudes sur de nouveaux documents histor. empruntés à l'ouvrage des Philosophumena), wornach weder Hippolyt noch Origenes, sondern eher Cajus oder Tertullian der Autor seyn soll, dieses Resultat der genauesten Forschungen umzustoßen nicht im Stande. Insbesondere verstärkt Döllinger die bereits für Hippolyt gelieferten Beweise unter Anderem auch durch folgende gut begründeten Thatsachen. 1) Der Verfasser unserer Philosophumena ist zugleich der Verfasser zweier, nach einer Notiz des Photius gewöhnlich dem Cajus beigelegten Schriften: des „Labyrinths" und der „über das Universum;" eine Schrift unter dem letzteren Titel findet sich in dem Verzeichnisse der Werke Hippolyts, und der Verfasser der Philosophumena citirt sie als seine Arbeit; nach Photius erklärte aber der Autor des Labyrinths sich für den Autor des Buches de universo. Alle drei Schriften gehören demselben Hippolytus an. 2) Der Verfasser der Philosophumena hatte, wie er selbst sagt, vorher eine kleinere Schrift gegen alle Häresien geschrieben. Alles deutet darauf hin, daß diese kürzere Abhandlung das unter dem Namen des Hippolytus von Photius gelesene Syntagma ist. Unsere Philosophumena, deren letztes Buch Theodoret sicher gekannt und benützt hat, müssen also von demselben Hippolytus her-

rühren; beide Schriften sind nicht identisch, gehören aber demselben Autor zu. (S. 3—23).

Aber wer war nun dieser Bischof Hippolytus? Wo lebte er und welches waren seine Lebensverhältnisse? Hier begegnet uns eine merkwürdige Verwirrung; die Martyrologien erwähnen mehrere, ja fünf Heilige dieses Namens; Viele glauben, daß die älteren Autoren dieselben confundirt. Einige machen unsern Hippolyt, den Eusebius und Hieronymus als Bischof bezeichnen, ohne seinen Sitz angeben zu können, zum Bischofe von Porto bei Rom, Andere zu einem Bischofe in Arabien, während die Griechen ihn schlechtweg einen römischen Bischof nennen. Dagegen führen die gehaltvollen Untersuchungen des vorliegenden Werkes zu folgenden Ergebnissen. 1) Unser Hippolytus hatte sein Bisthum nicht in Arabien, zu welcher Annahme sich mehrere Gelehrte durch die Rufinische Uebersetzung des Eusebius und eine Stelle bei Papst Gelasius verleiten ließen. Was das Bisthum Portus Romanus betrifft, so war dieser Ort höchst wahrscheinlich im dritten Jahrhundert noch keine Stadt und vor 314 ohne Bischöfe. Ein Bischof dieses Ortes mit dem Namen Hippolyt war dem ganzen Occident, ja auch dem Orient unbekannt bis zum siebenten Jahrhundert (S. 77 — 91), seit welchem erst durch die unächten Akten der heil. Aurea diese Meinung sich unter den Griechen verbreitete (S. 96—100). Demnach war Hippolyt auch nicht Bischof von Portus Romanus, noch weniger war er aber zugleich Priester der römischen Kirche und Bischof jenes Ortes (S. 105—114). Bei dieser Gelegenheit erhalten wir sehr interessante Erörterungen über die suburbanischen Bisthümer. 2) Vielmehr war unser Hippolyt römischer Bischof, wofür ihn die Tradition der orientalischen Kirchen ausgibt (S. 91—96); aber er war es durch eine Trennung von dem rechtmäßigen, anfangs auch von ihm anerkannten Bischofe Kallistus, dem er sich entgegenstellte, wie

später Novatian dem Cornelius; er war Bischof einer abgesonderten Partei, die ihn an die Stelle des von ihr für häretisch erklärten Kallistus wählte, und hielt sich selbst für den legitimen Bischof der Weltstadt, während seinem Gegner die Mehrzahl der römischen Christen und der auswärtigen Kirchen anhing. Diese Spaltung dauerte auch nach dem Tode des Kallistus fort (S. 100—104). 3) Die Alten bezeichnen den Bischof Hippolyt als Martyrer. Wie aber schon frühe die Berühmtheit dieses Mannes zu den verschiedensten Sagen Anlaß gab, so ward auch die Geschichte seines Martyriums mit vielen Fabeln ausgeschmückt, und so begegnet sie uns auch in dem Hymnus des Spaniers Prudentius, bei dem sich jedoch manche wahren Züge nicht verkennen lassen (S. 64—66). Höchst wahrscheinlich ward unser Hippolytus um 235 mit dem Papste Pontianus zugleich nach Sardinien deportirt, wie eine Notiz des Chronographen von 354 besagt; beide Männer erschienen vielleicht dem Stadtpräfekten als die Häupter zweier Parteien, deren fortwährende Reibungen weitere bedeutenden Unruhen befürchten ließen. Dort scheinen sich der Papst und der Bischof mit der Gegenpartei ausgesöhnt und resignirt zu haben, womit die Spaltung der römischen Kirche ein Ende nahm (S. 69—72). Dem Hippolyt ward von seinen Anhängern ein herrliches, noch vorhandenes Denkmal, wahrscheinlich während seines Exils, errichtet. Eine in der Nähe der Kirche des heil. Laurentius extra muros in agro Verano 1551 entdeckte Marmorstatue, welche der damalige Cardinal Cervinus in die vatikanische Bibliothek bringen ließ (sie ist abgebildet in der Ausgabe der Werke Hippolyts von Fabricius und bei Mai: Vett. Scriptt. nova Coll. V., I. p. 70. 71.), stellt den Hippolytus dar, auf dem bischöflichen Stuhle sitzend, und enthält einen Catalog seiner Schriften nebst seinem Ostercyclus, der vom J. 222 bis 333 fortgeht. Nach Winkelmann ist sie die älteste Marmorbildsäule aus der christlichen Zeit, der Regierungsperiode des Alexander Severus angehörig, und dafür

sprechen alle historischen Analogien. In späterer Zeit findet das Monument mit seinem griechischen Ostercyclus keinen Platz mehr; daß aber die Christen, wie Gieseler will, damals kein solches Denkmal hätten errichten können, läßt sich durchaus nicht beweisen (S. 25—28. 291. 292). Auch Ideler (Handbuch der Chronol. II. S. 224) spricht sich für das hohe Alter desselben aus, und die weiteren Bedenken dagegen (bei Platner: Beschreibung der Stadt Rom II., 2. S. 329 und Hänell: de Hippol. Ep. P. I. §. 2.) vermögen nicht diese Ansicht zu entkräften. „Wir können uns dann," sagt Döllinger, „sehr wohl erklären, wie die begeisterte Anhänglichkeit an einen Mann, der nicht bloß ein verehrter Lehrer und kirchlicher Autor, sondern auch ein von der Gegenseite scharf getadeltes und mitunter bitter geschmähtes Parteihaupt war, etwa nach seiner Verbannung nach Sardinien, ihm dieses Monument errichtete."

Aber worin bestand nun diese Spaltung? Was war die Ursache des Zerwürfnisses zwischen Kallistus und Hippolyt? Ueber den genannten Papst fehlen uns alle näheren Nachrichten; wir müssen seine Geschichte einzig aus dem Berichte seines Gegners Hippolyt entnehmen, ohne dem von ihm Erzählten anderswoher feststehende Fakta entgegenstellen zu können. Es zeigt sich hier als unumgänglich nothwendig, die einfache, nackte Thatsache von der Färbung, die ihr der befangene Berichterstatter zu geben bemüht ist, und von den Motiven, die er ihr unterlegt, möglichst abzusondern (S. 116. 117). Dieser Aufgabe hat sich der gelehrte Verfasser der vorliegenden Schrift mit dem glänzendsten Erfolge unterzogen; es gelingt ihm vortrefflich, den historischen Kern von der parteiischen Umhüllung abzulösen und ohne die Substanz der Thatsachen umzustoßen oder zu alteriren, sie nach gewissenhafter Abwägung aller Momente auch von ihrer für den Angeklagten vortheilhaften Seite zu zeigen. Dabei erscheint ihm

aber Hippolytus nicht als wissentlicher Verläumder seines Gegners, der etwa das Erzählte selbst erdichtet; sicher war er von Manchem Augenzeuge; Vieles, wie namentlich das über das frühere Leben des Kallistus vor seinem Pontifikate Berichtete, hatte er vom Hörensagen; das Meiste hatten ihm seine dem Papste ebenso abgeneigten Anhänger überbracht. „Als das Haupt einer schismatischen Genossenschaft war er umgeben von einem Kreis ergebener Anhänger, die, selbst von polterndem Faktionsgeist beherrscht, ihm Alles, was auf der Gegenseite geschah, schon mit der Farbe des Parteihasses überstrichen zutrugen" (S. 160). Diese Anschauung rechtfertigt sich als die einzig richtige bei der Prüfung des neunten Buches der Philosophumena, sowohl im Ganzen als in den einzelnen Angaben. Wir sehen, selbst aus dem, was Hippolytus vorbringt, in Kallistus einen Mann, der frühe schon die Schule des Leidens durchwandert, der von einem verachteten Sklaven zu einem höchst einflußreichen Gliede des römischen Klerus und selbst zum Episkopate der Welthauptstadt ohne erheblichen Widerspruch sich emporschwang, der selbst einem so geistreichen und gewandten Gegner, wie Hippolytus, zu widerstehen die Fähigkeit und den Muth hatte, der auch nach erfolgter Trennung im Besitze seiner Würde und in der Anerkennung der übrigen Kirchen sich zu behaupten wußte, und der gerade in vielen derjenigen Punkte unsere Achtung und Bewunderung verdient, die sein rigoristischer Nebenbuhler zum Gegenstande des bittersten Tadels macht. Die gegen Kallistus vorgebrachten Beschuldigungen, die zum größten Theile sich auf disciplinäre Fragen beziehen, belehren uns aber zugleich auch über die Grundsätze des Hippolytus und über den Charakter der von ihm vertretenen schismatischen Richtung; ja sie belehren uns über viele bedeutenden Ereignisse und Entwicklungen auf dem Gebiet der damaligen Kirchenzucht und der Sitten. In Bezug auf das Bußwesen huldigte Kallistus milderen, Hippolytus strengeren Ansichten; jener

dehnte die schon unter seinem Vorgänger Zephyrinus eingetretene Vergünstigung für die in Fleischessünden Gefallenen, wornach sie nach vorgängiger Buße wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurden, auf Alle aus, die wegen schwerer Sünden ausgestoßen worden waren; dieser, den Rigorismus der Montanisten und der bald nach ihm auftretenden Novatianer theilend, mißbilligte jene Milde gegen die Sünder. Eine ganz analoge Stellung nahmen beide Theile ein in anderen praktischen Fragen, wie in der Frage über das Verfahren, das gegen die von einer häretischen oder schismatischen Gemeinschaft zur Kirche Zurückkehrenden einzuhalten sei, über die Absetzung der Bischöfe, die besonders schwerer Vergehen, der Sünden zum Tode, sich schuldig gemacht, über die Beförderung von Männern, die in zweiter oder dritter Ehe gelebt, zu den höheren Weihen, über die Ausdehnung der Cölibatsgesetze auf alle Kleriker, auch die der niederen Weihen u. s. f. Der Papst Kallistus berief sich nach Hippolyt auf Schrifttexte, die stets von den Kirchenlehrern gegen den rigoristischen Dünkel der Sekten gebraucht wurden, um zu zeigen, daß die unheiligen Glieder der Heiligkeit der Kirche nicht präjudiciren, und nicht alle Unwürdigen von ihr ausgestoßen werden müssen und können; Hippolytus aber, der ihn wegen einer Sache angreift, in der die ganze Kirche auf seiner Seite steht, gibt sich deutlich als einen Vorläufer der Novatianer und Donatisten zu erkennen und macht sich derselben übertriebenen, meistens sehr schädlichen Strenge schuldig. Daß er in manchen Sätzen mit den Montanisten übereinstimmte, wird noch weiter durch seine durchaus unvollständige Aufzählung der Irrthümer dieser Sekte bestätigt, bei der er ganz ihre Verwerfung der zweiten Ehe und ihre Opposition gegen die kirchliche Schlüsselgewalt verschweigt. Aus den weiteren Anschuldigungen Hippolyts ersehen wir, daß der Papst auch solche Ehen, die nach den heidnischen Staatsgesetzen verpönt waren, als kirchlich gültig und erlaubt anerkannte, und kein Hinderniß der

Standesungleichheit gelten ließ. Bei Gelegenheit dieser Anklage, in der ein sehr wichtiges Zeugniß für die stets von der Kirche beanspruchte Gewalt in Ehesachen beschlossen liegt, schildert uns der Verfasser des „Hippolytus und Kallistus" die Theorie und Praxis des Ehewesens bei den damaligen Heiden und Christen in einer äußerst werthvollen und gediegenen, auch für den Juristen sehr interessanten Erörterung (S. 163—188). Die weitere Anklage, daß unter Kallistus zuerst den übertretenden Häretikern eine zweite Taufe ertheilt ward, bezieht sich wohl auf die afrikanischen Kirchen und unterrichtet uns zugleich näher über den Zeitpunkt, in dem diese Praxis dort zuerst eingeführt worden ist. Ueberhaupt gehen nicht alle Klagepunkte des Hippolyt auf die Person des Kallistus, sondern einige sind auch gegen die mit ihm in Gemeinschaft stehenden Kirchen gerichtet; eine in der Persönlichkeit und in dem späteren Leben dieses Papstes liegende Makel weiß sein Gegner nicht aufzufinden, obschon er sichtlich Alles zusammensucht, was ihn verdächtigen könnte; er muß zugeben, daß jener edeldenkende Männer, daß er die Mehrzahl der Gläubigen auf seiner Seite hatte. So erscheint bei aller Parteilichkeit des Gewährsmannes und bei all seiner Leichtgläubigkeit für die Berichte seiner Anhänger dennoch Kallistus völlig gerechtfertigt und tadellos vor den Augen der Nachwelt. Einen schöneren Triumph können Wahrheit und Gerechtigkeit nicht feiern, als wenn ihr Lob selbst aus dem Munde des Feindes bringt, und der erbitterte Gegner wider seinen Willen für sie zeugen muß.

Indessen auch der Häresie wird Kallistus beschuldigt. Soviel ist gewiß: er und Hippolyt waren über die Trinitätslehre entzweit. Bei der nähern Untersuchung der dogmatischen Differenzen finden wir drei damals in Rom bestehende Parteien: die des Noëtus und Sabellius, die des Hippolytus und die des Kallistus; letzterer war eben sowenig, als

die erstere Partei, mit der Lehre des Hippolytus zufrieden; sicher aber waren die Gründe beider Theile sehr verschieden. Hippolytus war ein entschiedener Gegner des Sabellianismus; aber er selbst verhehlt uns nicht, daß seine eigenen Aeußerungen nach der entgegengesetzten Seite hin Anstoß erregten, was sehr wohl erklärlich ist, bei dem starken Einflusse, den die hellenische Spekulation, besonders aber platonische und philonische Ideen, auf seinen theologischen Entwicklungsgang ausgeübt haben, so daß er hierin eine große geistige Verwandtschaft mit seinem ihm auch persönlich bekannten Zeitgenossen Origenes an den Tag legt. Aus seiner Darstellung des Verhältnisses zwischen Gott dem Vater und dem Sohne schien sich zu ergeben, daß der Sohn zuerst nur unpersönlich in der Substanz des Vaters gewesen, und als eine von ihm unterschiedene Person zwar vorzeitlich und vorweltlich, aber nicht ewig existirt, daß die Dreieinigkeit als ein durch successive göttlichen Willensakte Gewordenes, nicht aber in Gottes Wesen Ursprüngliches, und der Logos nach Art des neuplatonischen Nus als der Inbegriff der Weltideen, als die ideale Welt gefaßt, dabei aber in eine solche Subordination zum Vater versetzt werde, die mit der Wesensidentität der zwei göttlichen Hypostasen schlechthin unvereinbar ist. Diese seine besonderen Lehrsätze, die in sich die Keime mancher Häresien trugen, und in ihren Consequenzen das kirchliche Dogma in große Gefahr brachten, trug nun Hippolytus nicht etwa als bloß zur Erläuterung der Kirchenlehre dienende Philosopheme und Spekulationen vor, sondern als das Dogma selbst, als absolut gültige und verpflichtende Wahrheit, gegen die jeder Widerspruch ihm als Häresie und Gotteslästerung erschien. Dagegen sind die von Hippolytus dem Zephyrinus und Kallistus in den Mund gelegten Aeußerungen meistens der wirklichen Kirchenlehre ganz conform, oder es sind falsche Consequenzen, die nach seiner Auffassung daran sich knüpfen sollten. Hippolytus gesteht es selbst, daß Kallistus in den öffentlichen

Vorträgen an seine Gemeinde sich hierin keine Blöße gab, nur seine inneren Gesinnungen sucht er zu verdächtigen, weil er selber keine Mitte kannte zwischen der Lehre des Sabellius und der seinen, Kallistus aber in einigen Punkten, da wo es sich um das Festhalten der göttlichen Wesenseinheit handelt, den Sabellianern gegen die Hippolyteaner Recht gab, und letztere nicht nur als Ditheisten bezeichnete, sondern sie ebenso, wie die ersteren, von der Kirche ausschloß. Gegen die Hippolyteaner, deren Logoslehre zu einer Theilung und Zerreißung der göttlichen Monas führte, hatte Kallistus, wie in dem vorliegenden Werke treffend bemerkt wird (S. 231, 232), „mit Sabellius und Noëtus ein gemeinschaftliches Interesse: die Vertheidigung der göttlichen Wesenseinheit; er mußte Ausdrücke gebrauchen und Behauptungen aufstellen, welche diese Partei (die Sabellianer) gleichfalls im Munde führte, oder doch in ihrem Sinne deuten konnte; seine Bibelstellen waren auch die von ihnen angeführten. Als er aber Bischof wurde und die Nothwendigkeit erkannte, nun auch den Sabellianismus zu bekämpfen, da warf ihm natürlich der Führer der Partei vor, daß er früher eine ganz andere Sprache geredet, daß er die Pflicht, die unzertrennliche Einheit der göttlichen Monas gegen eine den Logos von dieser Einheit lostrennende Construktion in Schutz zu nehmen, so nachdrücklich gepredigt habe. Wie es hier dem Kallistus erging, so ist es der Kirche selber ergangen, so oft sie entgegengesetzte Irrlehren successive zu bekämpfen hatte; so warfen die Monophysiten ihr vor, daß sie früher im Kampfe gegen die Nestorianer ganz monophysitisch geredet habe." Analog dem Verfahren Hippolyts beschuldigten die Arianer des vierten Jahrhunderts die Katholiken des Sabellianismus; aber die Kirchenlehrer erkannten richtig, daß das katholische System zwischen diesem und dem Arianismus, als zwei Extremen, in der Mitte stand. Wenn nun Hippolytus später die Lehre des Kallistus als eine neue, von ihm ersonnene

Häresie schildert, wenn er sagt, sie sei halb aus den Dogmen des Noëtus, halb aus denen des Theodotus gemischt gewesen: so verwickelt er sich selber in die stärksten Widersprüche, und läßt sich handgreifliche Entstellungen zu Schulden kommen (S. 233 — 236); theodotianische Bestandtheile lassen sich gar keine erkennen, und die angeblich noëtianischen beruhen auf Mißdeutungen und falschen, dem Gegner unterschobenen Consequenzen. Die Lehre des Kallistus war und blieb die Lehre der Kirche; Hippolytus selbst sagt uns, daß die Schule der Kallistianer, wie er von seinem Standpunkt aus die katholische Gemeinschaft nennt, auch nach seinem Tode fortbestand und an ihrer Ueberlieferung festhielt. Dieser ganze äußerst lehrreiche Abschnitt schließt mit einer interessanten Beleuchtung einiger späteren Notizen über den damaligen Zwist und mehrerer Punkte in dem Leben und den Lehren des Origenes.

Nach diesen vier Hauptabschnitten gibt uns der fünfte Abschnitt des „Hippolytus und Kallistus“ eine Revision der neuesten, besonders der von Baur, Gieseler, Bunsen und Wordsworth angestellten Untersuchungen über die Philosophumena, deren Abfassungszeit ungefähr in das Jahr 230 fällt, wobei wiederum mehrere kirchenhistorischen Probleme behandelt sind, wovon wir nur das höchst instructive Capitel über die Aloger (S. 292—310) hervorheben wollen. Der sechste und letzte Abschnitt endlich erörtert einige Punkte aus der Lehre des Hippolytus, insbesondere die Bedeutung des Namens „Presbyteros“ bei den Alten, das Priesterthum und das Opfer der Kirche, die Bezeichnung der christlichen Altäre in den ersten Jahrhunderten, die Arten der ältesten Asceten, das auch von Hippolyt bezeugte Hinabsteigen Christi in den Hades, sowie seinen Chiliasmus.

Selten wird man in einer Schrift von verhältnißmäßig so geringem Umfange so viele und schwierige Materien so erschöpfend und gediegen behandelt finden, wie wir sie hier

einigermaßen den Hauptpunkten nach namhaft zu machen versuchten. Nicht leicht dürfte es gelingen, eine bessere und nach allen Seiten hin so feststehende Erklärung der in den Philosophumenen besprochenen Begebenheiten und kirchlichen Kämpfe zu gewinnen, als sie in der vorliegenden Schrift gegeben ist, vor deren lichter Klarheit und siegreicher Beweiskraft wie Nebelgebilde die aus Hippolytus zusammengeschmiedeten Hypothesen und Scandalgeschichten à la Bunsen, Gieseler und Wordsworth verschwinden und in ihr Nichts sich auflösen. Das Ganze, ebenso ausgezeichnet durch die Form wie durch den Inhalt, anziehend und belehrend zugleich durch seine wohlgerundete und doch einfache Darstellung, sowie durch die vielseitige, aber mit weiser Oekonomie entwickelte Erudition, macht auf den katholischen Leser einen vollkommen befriedigenden und erhebenden Eindruck; er findet hier wie in so vielen anderen Erscheinungen, daß seine Kirche ihrer Vergangenheit sich nicht zu schämen hat, daß ihre dogmengeschichtlichen Voraussetzungen allseitig sich rechtfertigen, daß nur die ärgste Befangenheit und die böswillige Lüge deren innere Wahrheit verkennt, und daß bei näherer und gründlicherer Erforschung gerade das ihr zur Verherrlichung dient, was verblendeter Parteisinn zu ihrer Herabsetzung und Lästerung zu gebrauchen versucht hat.

XLIV.

Die Katholiken in Indien und das Breve vom 9. Mai.

Auch eine Kirchenfrage.

Zweiter Artikel.

Die Haltung der englischen Regierung gegen die Katholiken Indiens.

Fragt man, wie denn die englische Regierung den indo-portugiesischen Aergernissen gegenüber sich gerire, so ist man kaum im Stande, den Verdacht zurückzudrängen, daß sie denselben mit herzlicher Schadenfreude zusehe, und überhaupt sorgfältig jeden Schritt vermeide, der diesem Wirrniß innerhalb der Kirche Indiens zuvorkommen könnte. Nach den neuesten amtlichen Schätzungen zählen die Katholiken in brittisch Indien jetzt gegen 690,000 Seelen, fast durchaus eingeborne Bevölkerung, und zum größern Theile schon durch die Missionen des 17ten und 18ten Jahrhunderts bekehrt, dazu noch ungefähr 16,000 katholische Soldaten, und unter den Geistlichen 200 in Europa gebildete Priester; seit der päpstlichen Organisation vom Jahre 1838 sind die Katholiken in sechszehn von europäischen Prälaten administrirte Vikariate getheilt, von welchen die der Präsidentien Calcutta, Bombay und Madras der englischen Nation zugewiesen wurden. Diese

hierarchische Ordnung hat bisher im Frieden mit dem brittischen Gouvernement ihre Wirksamkeit entwickelt; aber vergebens ist bis jetzt Alles aufgeboten worden, um eine officielle Anerkennung der apostolischen Vikare zu erzielen, obwohl auf platter Hand liegt, daß der Mangel aller und jeder amtlichen Beziehung zwischen der Regierung und den Diöcesan-Vorständen eine unerschöpfliche Quelle gemeinschädlicher Verwicklungen, Hinderungen und Mißstimmung ist, und obwohl England mit jener Anerkennung nichts Anderes thäte, als was es in den brittischen Colonien bereits gethan hat.

Gerade die neuesten, zum Theile vor die Schranken der englischen Gerichte gelangten Umtriebe der Advokaten des unbeschränkten portugiesischen Patronats legten einen neuen Versuch nahe, die Anerkennung der apostolischen Vikare von Seite der Regierung zu betreiben. Als daher ohnehin im letzten Sommer die ostindische Frage im Parlament vorkam, und die Lage der etablirten Kirche in Indien des Langen und Breiten besprochen, die Sache der so zahlreichen Katholiken dagegen kaum obenhin berührt ward, reichten die Geschäftsträger der apostolischen Vikare in Indien, die Missionäre William Strickland und Ignaz Persiko, beim Unterhaus und beim Directorium eine Petition ein, deren Motive auch in eigenem Auszug verbreitet wurden *). Ihre erste Forderung war, daß die englische Regierung jene Diöcesanvorstände als solche anerkennen möge. Dieß sei, behauptet die Petition, das einzige Mittel, dem Unheil ein Ende zu machen, welches die unter der Autorität des Erzbischofs von Goa, oder vielmehr der Krone Portugal, in die Vikariats-Sprengel eingebroche-

*) Notes on the present position of Catholics in India being the matter of petitions presented to the house of commons and the court of directors etc. on the 24th. June by Rev. William Strickland, Rev. Ignatius Persico, Commissaries of the Vicars Apostolic of India. London: Burns and Lambert 1853.

nen indo-portugiesischen Geistlichen ohne Unterlaß anrichteten, indem sie, Zwietracht und selbst blutige Händel stiftend, neue Kirchen in brittisch Indien zu erobern trachteten, an den alten aber vielfach neun Zehntheile der Gemeinde aus dem Gotteshause verdrängt hielten, welche dann in Schuppen, oder unter freiem Himmel ihre Sacra feiern müßten, so daß es bisher oft alle Mühe der Oberhirten gekostet, Gewaltthaten von Seite ihrer Obedienz gegen die Verächter der legitimen Jurisdiction zu verhindern. Kurz, die Frage wegen der von Goa behaupteten Jurisdiction sei, wie sie sich nun thatsächlich gestaltet, für England keineswegs mehr eine religiöse, sondern eine reinpolitische und eine Angelegenheit des Landfriedens. Sie definitiv zu lösen und die Uebergriffe von Seite eines fremden Staates gegen brittische Religionsgenossen abzuweisen, gebe es aber ein sehr einfaches Mittel: denn sobald die apostolischen Vikare als solche anerkannt wären, könnten sie officielle Listen der von der legitimen Autorität bevollmächtigten Geistlichen der einzelnen Diöcesen vorlegen, und die Regierung darnach verfahren.

Nun ist es nicht erst seit gestern, daß die mehr als schwankende Haltung der weltlichen Macht in dieser Goa-Frage sogar auch unter den Protestanten dem bittersten Tadel begegnet; einerseits, sagen diese, verbiete das Directorium dem Gouvernement jede Einmischung zu Gunsten der apostolischen Vikare, während es andererseits Opposition gegen die Ansprüche des Erzbischofs von Goa und seines Klerus anbefehle, da „sie sich treulos erwiesen.“ Gewiß wäre England schon lange in Feuer und Flammen gerathen, über solche „Verletzungen der Nationalehre“, wenn nicht zu klar am Tage läge, daß Aufwallungen des brittischen Stolzes und nationaler Empfindlichkeit hier unumgänglich zum Vortheile der katholischen Kirche ausschlagen müßten. Maßregeln gewaltsamer Unterdrückung gegen diese vorzunehmen, verbietet das

Gesetz; es garantirt ihr sogar dieselben Rechte im Staate, wie den verschiedenen protestantischen Sekten. Aber für letztere alles Mögliche, für die Katholiken dagegen wo möglich gar nichts zu thun, ist ein gerade nicht direkt gesetzlich verbotener Weg zum Ziele, und ihn ergreift man um so systematischer, mit einer wahren Virtuosität in ungerechter Zurücksetzung und parteiischer Uebervortheilung. Nur bei den Steuern und Abgaben fallen eben so große Ziffern auf die indischen Katholiken, wie auf die Protestanten; im Uebrigen zieht die genannte Petition Daten an's Licht, welche jedem Billigdenkenden die Schamröthe in's Angesicht jagen müssen.

Das Cultus-Budget der ostindischen Regierung von 1850 und 1851 weist für die anglikanische Kirche 107,855 Pf. St., für die schottischen Presbyterianer 6480 Pf., und für die Katholiken — 5496 Pf. auf; an Geistlichen dagegen zählt erstere 121 Prediger, die Katholiken aber 319 Priester, welche sämmtlich noch bei weitem nicht so viel beziehen, wie die sechs schottischen Prediger der 3000 Presbyterianer allein. Was von Regierungswegen für den Cult der 690,000 Katholiken bezahlt wird, deren Zahl die protestantischen Sekten sammt und sonders nicht erreichen, geht überhaupt ausschließlich nur an die Kapläne der katholischen Soldaten, nach officiellen Angaben im Ganzen 78, auf deren jeden es, die oben angeführte Summe nach Köpfen ausgeschlagen, 70 Pf. St. träfe, während auf jeden anglikanischen Prediger 891 Pf., und auf jeden schottischen gar 1080 Pf. fielen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Zahl der europäischen Katholiken in Indien wenig kleiner ist, als die der europäischen Protestanten, und fünf- bis sechsmal größer, als die der Presbyterianer. Zudem behaupten die ostindischen Prälaten, die für die Katholiken bestimmte Summe sei noch zu hoch angegeben: nicht 78 Kapläne erhielten Sold, sondern bloß etwa 56, und mancher von ihnen nur 3 oder 4 Pf. monatlich; die

ganze Summe von 5496 Pf. aber reducirt sich auf vielleicht 3700 Pf. jährlich. Dagegen erhält der protestantische Bischof von Calcutta allein für seine Person 5500 Pf. jährlich, während die sämmtlichen Bischöfe der 690,000 indischen Katholiken keinen Pfenning beziehen, der höchste Gehalt eines Seelsorgers für die 16,000 katholischen Soldaten, ihre Weiber und Kinder aber 180 Pf. St. beträgt, wovon er dann, mit äußerst wenigen Ausnahmen, auch noch sein Kirchlein bauen, erhalten, reinigen, beleuchten ꝛc. muß. Wie überreich stehen dagegen die Kirchenfabriken der Protestanten durch Regierungs-Gelder! — während der Fall gänzlich unerhört ist, daß die Regierung für ihre zahlreichen katholischen Bediensteten eine Kirche gebaut hätte, und sie nur äußerst selten Einiges dazu beiträgt.

Dieß im Allgemeinen. Was das Einzelne betrifft, so gibt es kein stärkeres Zeugniß über die in's Schamlose getriebene protestantische Ungerechtigkeit des brittischen Gouvernements in Indien, als die Behandlung der religiösen Bedürfnisse seiner katholischen Soldaten, welche doch die volle Hälfte der ganzen Armee ausmachen. Die Regierung kann etwa von allen andern indischen Katholiken sagen: was geht uns ihre Religion an? nicht aber von ihren Soldaten und deren Seelsorgern; jeder Regiments-Chirurg in Indien wird ihr expliciren, wie und warum diese unentbehrlich sind. Eine ebenso schwere, als in der Regel mit größter Gewissenhaftigkeit getragene Amtsbürde ruht auf diesen Militärkaplänen. Häufig ziehen sie, auf Verlangen der armen katholischen Soldaten, von ihren Stationen mit ihnen in's Feld, und stehen ihnen auf den entlegensten Schlachtfeldern Indiens in der Todesstunde bei; und wenn sie kein eigenes Vermögen haben, das schon Viele bis zum letzten Heller geopfert, so müssen die guten Kapläne auf solchen langen Märschen ganz auf Kosten ihrer Soldaten leben. Nicht wenige sind

schon neben ihren Sterbenden auf dem Schlachtfelde gefallen, wie jüngst noch P. Francis zu Moodkee, und sehr viele, deren Namen nirgends auf Erden verzeichnet sind, fanden ihren Tod an den Krankenbetten in den Spitälern. So mit ganzer Seele hängen aber auch die Soldaten an ihren Seelsorgern, daß sie lieber von ihrem schmalen Solde beitragen, als ihrer entbehren. Andererseits jedoch lebt man in Indien, wo mehr, als irgendwo sonst, der Werth des Mannes nach der Bezahlung bemessen wird, die er genießt, und hier jenen katholischen Priestern bei den vielen eigenthümlichen Anforderungen ihres Amtes — Sergeanten-Sold verabreichen, gilt mit Recht für eine absichtliche Erniedrigung der Priester selbst und ihrer Religion; die freiwilligen Beiträge der Soldaten werden allerdings liebreich dargeboten, oder vielmehr aufgedrungen, aber sie sind doch für die einen die Quelle bittern Gefühls, Bettelbrod essen zu müssen, für die andern, überall benachtheiligt zu seyn. Und nicht nur unter der schreienden Zurücksetzung ihrer Kapläne, sondern auch unter deren unverhältnißmäßig geringer Zahl seufzen die katholischen Soldaten. Auf den größten Stationen, wo die Protestanten immer zwei Kapläne mit ihren Helfern haben, ist für die vielfach zahlreichern Katholiken nur Einer bestellt, der dann kaum der Hälfte seiner Verbindlichkeiten nachkommen kann. Man findet solcher Kapläne, die vier- oder fünfmal in Einer Nacht in die weit entfernten Spitäler gerufen werden, und den Weg zu Fuß machen müssen, wenn sie nicht aus der eigenen Tasche ein Pferd zu halten vermögen.

Das ist aber noch nicht Alles! Am betrübendsten, und gerade für die Militär-Priester am schmerzlichsten, tritt die grausame Zurücksetzung der armen Katholiken hervor, wo es sich um Versorgung der verwaisten Soldatenkinder handelt. Für solche Waisen bestehen die trefflichsten Anstalten, aber nur für die — protestantischen. Der Gedanke, daß seine

verlassenen Würmlein entweder ohne Erziehung, oder in höchster Gefahr ihrer Religion aufwachsen müssen, verbittert die Todesstunde manches braven Mannes. Denn alle Regiments-Schulen und Regiments-Waisenhäuser sind principiell und stiftungsmäßig ausschließlich protestantisch, so zwar, daß es noch nie gelang, auch nur den regelmäßigen Religionsunterricht für die darin befindlichen katholischen Kinder zu ermöglichen. Eher als daß die Regierung zu Bombay einem katholischen Religionslehrer den Eintritt in die „exclusiv protestantische" Byculla-Schule gestattet hätte, wollte sie lieber das hierauf von dem apostolischen Vikar zu Bombay errichtete katholische Orphanage mit den für protestantische Schulen gewöhnlichen Staatsbeiträgen begnadigen. Dieß ist aber das einzige Beispiel der Art. Alle anderen katholischen Anstalten sind rein privater Natur, und oft hält es für ihre Zöglinge sogar sehr schwer, die Monatslöhnung zu erhalten, auf welche die Waisen aller im Dienste gefallenen Soldaten gesetzlichen Anspruch haben. Als die Feldzüge in Nordindien vor einigen Jahren so zahlreiche Wittwen und Waisen machten, kamen gewaltige Summen für sie durch Subscription und Staatsbeisteuern zusammen, die katholischen Waisen aber bekamen davon keinen Pfenning, wenn sie nicht in die „ausschließlich protestantischen" Institute eintreten wollten. Man gibt sich sogar noch alle Mühe, den Katholiken die wenigen, stiftungsgemäß ihnen gehörigen Anstalten zu entreißen. So ist die La Martinière-Schule zu Calcutta, mit einem jährlichen Einkommen von etwa 10,000 Pf., eine Stiftung des Generals Lamartine, und Niemanden ist unbekannt, daß dieser sie ausschließlich zu katholischen Unterrichtszwecken gegründet hat; dennoch wird die Schule in einem Geiste geleitet, der sie den Katholiken verschließen muß.

So hat der Katholik in Ostindien nach allen Beziehungen hin, im Leben wie im Tode, seinen Glauben schwer zu büßen.

Die Protestanten aller Benennungen haben Kirchhöfe auf Kosten der Regierung; deren katholischen Bediensteten aber bleibt die Wahl, sich solche entweder selbst zu schaffen, oder in ungeweihter Erde zu ruhen. An manchen Plätzen stehen die schönsten protestantischen Staatskirchen, während hunderte katholischer Soldaten nicht einmal ein Hinterhaus oder eine Scheuer für ihren Gottesdienst haben. Und dieß Alles betrifft bloß die Europäer in Indien und ihre Kinder; sieht man nun erst auf die Hunderttausende indo-brittischer Katholiken und auf die eingebornen Bediensteten der Regierung! Immense Summen fließen aus der Staatskasse zu Gründung und Erhaltung von Collegien und Schulen für heidnische Hindu's und mahomedanische Einwohner Indiens; für den großen und wichtigen Volkstheil der eingebornen Katholiken aber ist noch — nichts geschehen; kein Pfenning kommt für ihre religiösen Bedürfnisse aus öffentlichen Geldern. Im Parlament sind seit zwanzig Jahren und mehr wiederholte Zusagen wegen Ausgleichung dieser und anderer ekeln Ausflüsse des protestantischen Unterdrückungssystems gegeben worden; aber auch die gegenwärtige neueste Petition scheint von bedeutenderen Erfolgen nicht gekrönt werden zu sollen. Sie hat im Namen der apostolischen Vikare schließlich verlangt: wie überhaupt Gleichstellung mit den Protestanten bezüglich der Staats-Beiträge zu Kirchen, Waisenschulen, Kirchhöfen 2c., so insbesondere Vermehrung der katholischen Militär-Kapläne nach dem Verhältniß der protestantischen, und für jene von der Dotation dieser die Hälfte, weil Frauen und Kinder bei den Letzteren in Anschlag kommen, die Feldzulagen aber für beide gleich.

Daß nun eine Regierung, die mit der schreiendsten materiellen Rechtsverweigerung der Ausbreitung des Katholicismus systematisch entgegenzuarbeiten Tag und Nacht beflissen ist, jede Spaltung und Verwirrung innerhalb der Kirche mit

freudiger Hoffnung begrüßen, und um dieser Hoffnung willen Manches übersehen muß, was sonst schwer geahndet würde, ist natürlich, und von diesem Umstande profitirt das sogenannte „Schisma von Goa.“ Von jener Hoffnung dagegen ist bis jetzt noch nichts in Erfüllung gegangen. Trotz Goa und portugiesischem Liberalismus ist die Kirche Indiens in frischem Wachsthum begriffen durch Conversionen sowohl aus dem Buddhaismus, als aus dem Protestantismus, ja, was bei den Missionen des letztern fast unerhört ist, auch aus dem Muhamedanismus. Erst noch die Nummer des „Examiner“ vom 2. Aug. berichtet über einen angesehenen und namentlich sprachgelehrten Muselmann, dem ein Regierungs-Beamter protestantische Bücher in die Hände gespielt habe, deren übliche Schmähungen aber über das Papstthum den wißbegierigen Leser zu nähern Nachforschungen veranlaßten, was es denn um dieses Papstthum eigentlich sei, und die ihn auf diese Weise indirekt zur Kirche bekehrten. Ueberhaupt dürften die sämmtlichen protestantischen Missionen Indiens sich selbst gerne Glück wünschen, wenn sie einmal mit gutem Gewissen ihrer Arbeit eines ganzen Jahres so reiche Erfolge nachrühmen könnten, als allein jenes einzige Blatt vom 2. August katholischer Seits verkündet.

XLV.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

II.

Johann Arndt.

(Fortsetzung.)

Arndt's Bücher sind von Anfang bis zu Ende dahin gerichtet, daß der Mensch im Christenthum sich praktisch verhalten, durch Gebet und Mitwirkung im Erkennen, Wollen, Handeln Christo nachfolgen und ihm dienen soll. Er sagt gleich im Anfang der Vorrede zu seinen vier Büchern vom wahren Christenthum:

„Was für ein großer und schändlicher Mißbrauch des heiligen Evangeliums in dieser letzten Welt sei, christlicher Leser, bezeugt genugsam das gottlose, unbußfertige Leben derer, die sich Christi und seines Wortes mit vollem Munde rühmen, und doch ein ganz unchristliches Leben führen, gleich als wenn sie nicht im Christenthum, sondern im Heidenthum lebten. Solch gottlos Wesen hat mir zu diesem Büchlein Ursach gegeben, damit die Einfältigen sehen möchten, worin das wahre Christenthum stehe, nämlich, in Erweisung des wahren lebendigen, thätigen Glaubens durch rechtschaffene Gottseligkeit, durch Früchte der Gerechtigkeit; wie wir

darum nach Christi Namen genannt werden, daß wir nicht allein an Christum glauben, sondern auch in Christo leben sollen und Christus in uns; wie die wahre Buße aus dem innersten Grunde des Herzens gehen müsse; wie Herz, Sinn und Muth müsse geändert werden, daß wir Christo und seinem heiligen Evangelio gleichförmig werden; wie wir durch's Wort Gottes müssen täglich erneuert werden zu neuen Creaturen (denn gleichwie ein jeder Same seines gleichen bringt: also muß das Wort Gottes in uns täglich neue geistliche Früchte bringen; und so wir durch den Glauben neue Creaturen worden sind: so müssen wir auch in der neuen Geburt leben): überhaupt, wie Adam in uns sterben, und Christus in uns leben soll. Es ist nicht genug, Gottes Wort zu wissen, sondern man muß auch dasselbe in die lebendige, thätige Uebung bringen."

„Viele meinen, die Theologie sei nur eine bloße Wissenschaft und Wortkunst, da sie doch eine lebendige Erfahrung und Uebung ist. Jedermann studirt jetzt, wie er hoch und berühmt in der Welt werden möge; aber fromm seyn, will Niemand lernen. Jedermann sucht jetzt hochgelehrte Leute, von denen er Kunst, Sprachen und Weisheit lernen möge; aber von unserm einigen Doctoren, Jesu Christo, will Niemand lernen Sanftmuth und herzliche Demuth, da doch sein heiliges lebendiges Exempel die rechte Regel und Richtschnur unseres Lebens ist, ja die höchste Weisheit und Kunst, daß wir ja billig sagen können: omnia nos Christi vita docere potest (das ist: das Leben Christi kann uns Alles lehren). Jedermann wollte gern Christi Diener seyn; aber Christi Nachfolger will Niemand seyn. Es spricht aber Johannes Cap. 12, 26: Wer mir dienen will, der folge mir nach. Darum muß ein rechter Diener und Liebhaber Christi auch ein Nachfolger Christi seyn. Wer Christum lieb hat, der hat auch lieb das Exempel seines heiligen Lebens, seine Demuth, Sanftmuth, Geduld, Kreuz, Schmach, Verachtung, ob es gleich dem Fleische wehe thut. Und ob wir gleich die Nachfolge des heiligen und edlen Lebens Christi in dieser Schwachheit nicht vollkommlich erreichen können, dahin auch mein Büchlein nicht gemeinet, so sollen wir's doch lieb haben und danach seufzen. Denn also leben wir in Christo und Christus in

uns, wie St. Johannes 1. Ep. 2, 6 spricht: Wer da saget, daß er in ihm bleibet, der soll auch wandeln, gleich wie er gewandelt hat. Jetzt ist die Welt also gesinnet, daß sie gern Alles wissen wollte; aber dasjenige, das besser ist, denn alles Wissen, nämlich Christus lieb haben, Eph. 3, 19, will Niemand lernen. Es kann aber Christum Niemand lieb haben, er folge denn auch dem Exempel seines heiligen Lebens u. s. w."

Diese Lehre Arndt's von der Nachfolge Christi, und diese selbst als das Princip und Typus des christlichen Lebens und Strebens gedacht, steht in contradictorischem Widerspruch mit der Lehre Luthers von der stellvertretenden Gesetzes-Erfüllung Christi und unserer durch diese Stellvertretung bewirkten Entbindung vom Gesetze. Die Nachfolge Christi ist ja eben der Inbegriff und die Summe aller Gesetze, die Worte: folget mir nach, sind das Gesetz der Gesetze, ein weit höheres und strengeres Gesetz, als der Decalog in seinen einzelnen dem Gesetz der Liebe entsproßenen Geboten. Wer also sagt, Christus sei kein Gesetzgeber, der läugnet die Pflicht, ihm nachzufolgen, welche Pflicht im Lutherianismus auch darum wegfällt, weil nach ihm Christus statt unserer das Gesetz erfüllt habe und uns diese seine Gesetzes-Erfüllung nun zurechne. Bei dieser Lehre von der stellvertretenden imputirten Gesetzes-Erfüllung hat natürlicher Weise die Pflicht, in praktischer Nachfolge Christi und in Verbindung mit ihm das Gesetz selbst zu erfüllen, keinen Platz und keinen Sinn mehr. Wenn nun Arndt durch sein ganzes Buch auf die Nachfolge des heiligen Exempels Christi dringt, so ist dieser sein ganzer Standpunkt und Gesammt-Richtung schon von vorn herein im Widerspruch mit den erwähnten lutherischen Grundlehren, soweit diese überhaupt eine solche Nachfolge Christi natürlich mehr wie jede andere Gesetzes-Erfüllung als unmöglich erscheinen lassen und überdieß grundsätzlich eine Mitwirkung der menschlichen Kräfte an dem Werk der Heiligung wegen der Annahme des gänzlichen Verderbens der menschlichen Natur läugnen. Aber

auch angesehen des Lehrpunkts von der menschlichen Freiheit befindet sich Arndt in der Aufstellung und Befolgung seines Urbildes von der Nachfolge Christi entschieden auf katholischem Grund und Boden, sofern er überall voraussetzt und festhält, daß die Nachfolge Christi freie That des persönlichen Willens seyn soll. Er beschreibt diese Nachfolge Christi keineswegs etwa als eine äußere und zeitliche und nur naturnothwendige Folge des Glaubens, als Etwas, was Christus allein in uns wirke, wobei wir uns nur leidend zu verhalten hätten, sondern als eine solche Frucht des Glaubens, in der dieser selbst besteht, aber auch sich verkörpert und als zu seiner vollen Wirklichkeit ausgestaltet und entwickelt hat, nicht ohne freie Mitwirkung von Seiten des Menschen. Abgesehen davon, daß das ganze Werk vom wahren Christenthum thatsächlich frei mitwirkende Christen voraussetzt, indem es eben darauf gerichtet ist, in der so gottlos gewordenen Welt durch seine, also menschliche, Anregung in seinen Lesern den rechtschaffenen Ernst der Buße und das Streben nach der treuen Nachfolge Christi hervorzubringen, nimmt Arndt auch ausdrücklich in vielen einzelnen Stellen seiner Schriften die freie Mitthätigkeit des Menschen in einer Weise in Anspruch, welche nahezu die katholische Lehre von dem Verhältniß der menschlichen Mitwirkung zur göttlichen Gnade, wenn nicht in den ausgesprochenen Worten, doch in der allgemeinen in diesen ausgesprochenen Worten liegenden Grundanschauung enthält oder voraussetzt. Unter den vielen merkwürdigen Stellen dieser Art findet sich eine im 4. Capitel des II. Buchs, die unter Anderm ganz ausdrücklich besagt, daß wir uns der Liebe rc. befleißigen müssen: also, weil wir müssen, doch auch wohl können, und weil wir müssen und können, doch auch wohl sollen:

„Ein wahrer Christ wird nicht allein durch den Glauben an Christum gerecht: sondern auch durch den Glauben eine Wohnung und Tempel Christi und des heiligen Geistes. Dazu hat er dein

Herz gereiniget durch den Glauben. 1. Cor. 6, 19; Eph. 3, 17; Ap.-Gesch. 15, 9. Darum mußt du nun deinen Herrn Christum in dir leben und herrschen lassen, nämlich seine Liebe, Demuth und Sanftmuth. Dazu gibt dir dein Herr und Erlöser seinen heiligen Geist, welcher dir ein neues, freiwilliges Herz machet, zu thun, was Gott gefällt, ohne allen Zwang, aus freiem Geiste. Jer. 31, 32 und 33; Ebr. 10, 16. Und kommt dieser neue heilige Gehorsam nicht aus dem Gesetz, Gebot oder Zwang, sondern aus dem lebendigen Glauben. Also ist dem Gerechten kein Gesetz gegeben, 1. Thim. 1, 9, das ist: kein Noth- oder Zwangsgesetz, wiewohl es eine schöne Regel ist eines christlichen Lebens. Denn der lebendige Glaube thut Alles freiwillig, erneuert den Menschen, reiniget das Herz, liebet den Nächsten mit Lust, hoffet und suchet auf das Zukünftige, erbetet, lobet, bekennt, fürchtet Gott, ist demüthig, geduldig, barmherzig, freundlich, vergibt gern, hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, ergreift Gott mit aller seiner Gnade, Christum mit allem seinen Verdienste, und Vergebung aller Sünden. Und wo du Christum nicht also durch den Glauben in dir lässest leben, auch die Früchte des Geistes nicht also empfindest, sollst du darum bitten, seufzen, trauern...." „Das Christenthum ist zwar ein Haus und Spital voller schwachen und kranken Leute, ja beide voller Sünder und Heiligen, und gehet zu, gleichwie mit den Kindern, die erst an den Bänken gehen lernen, die muß man gängeln, heben, tragen, aufrichten, dulden. Also muß in der Christenheit einer des andern Last tragen, Gal. 6, 2, auch nicht bald einen schwachen Christen richten und urtheilen, Röm. 14, 1 ff., sondern mit sanftmüthigem Geiste wieder zu recht bringen, und aus desselbigen Beispiel seine Schwachheit erkennen lernen. Aber unterdessen müssen sie auch in Christo wachsen und zunehmen, und nicht immer unverständige Kinder bleiben, ob sie wohl schwerlich das Fleisch tödten und überwinden können, 1 Cor. 14, 20; müssen sich auch befleißigen der Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben, 1 Tim. 1, 5, und lernen, daß Gott alle äußerlichen Werke nach dem Grunde des Herzens urtheile".

Was aus dieser Stelle hervorgeht: daß Arndt die Hei-

ligung des Lebens keineswegs als eine bloße Folge betrachtet, die sich an den Glauben wie von selbst anschließt, sondern dieselbe als einen Gegenstand persönlichen, der Gnade mitwirkenden Bestrebens und als eine Sache faßt, deren Erreichung auch von unserm Willen und Thun abhängt, zeigt sich noch deutlicher in seiner Ansicht von der „innerlichen" und „reellen" Wiedergeburt:

„Dieweil Alles an der Wiedergeburt und Erneuerung des Menschen gelegen, so hat Gott alles das, was im Menschen geistlich im Glauben geschehen müsse, in die äußerliche Schrift verfasset, und darin den ganzen neuen Menschen abgebildet. Denn dieweil Gottes Wort der Same Gottes in uns ist, so muß er ja wachsen in eine geistliche Frucht, und muß das daraus werden durch den Glauben, was die Schrift äußerlich zeiget und lehret, oder es ist ein todter Same und todte Geburt". . . . „Denn wie Christus ist durch den heil. Geist im Glauben von Maria leiblich empfangen und geboren: also muß er in mir geistlich empfangen und geboren werden: er muß in mir geistlich wachsen und zunehmen. Und weil ich aus Christo bin eine neue Creatur geschaffen: so muß ich auch in ihm leben und wandeln".

„Das heißt recht, dem Bilde Christi ähnlich werden; nämlich mit ihm und in ihm geboren werden, Christum recht anziehen, mit ihm und in ihm wachsen und zunehmen, mit ihm im Elend wallen, mit seiner Taufe getauft werden, mit ihm verspottet werden, mit ihm gekreuzigt werden, mit ihm sterben und auferstehen, mit ihm herrschen und regieren; und dasselbige nicht allein durch's heilige Kreuz, sondern auch durch tägliche Buße und innerliche Reue und Leid über die Sünden".

„Da mußt du täglich mit Christo sterben und dein Fleisch kreuzigen, Röm. 6, 5 und 6; Gal. 5, 24, oder du kannst mit Christo, als deinem Haupt, nicht vereiniget bleiben: du hast ihn auch sonst nicht in dir, sondern außer dir, außer deinem Glauben, Herz und Geist. Und da wird er dir nicht helfen, sondern in dir will er lebendig seyn, trösten und selig machen". (Vom wahren Christenthum. Buch 1, Cap. 6.) — „Ein Christ muß sich täglich

erneuern, Eph. 4, 23, Col. 3, 10, und aufsprießen wie ein Palmbaum, und sich vorsetzen, seinem Namen genug zu thun, als ob er heut erst wäre ein Christ worden, und soll täglich danach seufzen, daß er nicht ein falscher Christ seyn möge. Wie ein jeglicher, der berufen ist zu einem Amt, sich befleißigen muß, seinem Berufe genug zu thun, also sind wir berufen zu Christo, mit einem heiligen Beruf, Eph. 4, 1. Und wo ein solcher heiliger Vorsatz nicht ist, da ist auch keine Besserung und Grünen und Zunehmen in Christo, ja der lebendig machende Geist Christi ist nicht da. Denn ein solcher Vorsatz, Gutes zu thun, kommt aus dem heiligen Geiste, und ist die vorlaufende Gnade Gottes, die alle Menschen leitet, reizet und treibet. Wohl dem, der ihr Statt und Raum gibt, und die Stimme der Weisheit Gottes höret, die auf der Gasse rufet. Spr. Sal. 1, 20. Alles, was ein Mensch ansiehet, ist eine Erinnerung seines Schöpfers: dadurch ruft ihn Gott und will ihn zu sich ziehen" .... „Und so oft wir nun das merken, daß wir gerufen und gelockt werden, sollen wir bald anfahen Gutes zu thun: denn das ist die rechte Zeit, da wir nicht verhindert werden", u. s. w. u. s. w. (Vom wahren Christenthum. Buch 1. Cap. 22.)

Außer dem, was wir zunächst aus diesen Stellen entnehmen wollen, nämlich die Lehransicht Arndts über das Verhältniß der menschlichen Mitwirkung zur Gnade, finden sich in ihnen hinsichtlich mancher anderen Lehrpunkte eine Menge Anklänge und Annäherungen an die katholische Anschauung, welche wir nur im Vorbeigehen mit einigen Bemerkungen hervorheben wollen.

In der Lehre von der Wiedergeburt nimmt Arndt eine tägliche Erneuerung, einen beständigen Fortschritt zu höhern Graden der Heiligkeit an; „die Christen sollen nicht immer unverständige Kinder bleiben", sollen „in Christo wachsen und zunehmen." Die Erneuerung geschieht innerlich, „Christus wird in uns empfangen und geboren," nicht bloß äußerlich, so daß dem Christen Christi Verdienst und Heiligkeit als eine äußere nur äußerlich zugerechnet würde, wobei er selbst wesentlich un-

gerecht und ein Sünder bliebe. Ferner bezeichnet hier Arndt den Vorsatz als eine „vorlaufende" Gnade Gottes, spricht von täglicher Buße und innerlicher Reue und Leid über die Sünde in einer Art, die uns etwas ganz Anderes, als den bloßen „Schrecken des Gewissens" darunter verstehen läßt u. s. w., welches Alles wir nur kurz mit dem Bemerken erwähnen wollen, daß Arndt in seiner Lehre von der Erbsünde, auf welche sich ja die Lehre von der Rechtfertigung gründet, fast ganz mit der Lehre der Kirche übereinstimmt, wenn er im 41. Cap. des 1. Buches ganz ausdrücklich sagt: daß im menschlichen Verstande ein kleines Fünklein des natürlichen Lichts geblieben, also, daß der Mensch aus dem Licht der Natur schließe, daß ein Gott sei. Ganz im Gegensatz gegen die lutherische Grundanschauung gesteht also Arndt dem gefallenen Menschen die Anlage und das Vermögen eines Anfangs in der Erkenntniß Gottes zu, wenn auch diese Anlage für sich nie zur ächten Thätigkeit und Wirksamkeit für das geistige Leben kommt, sondern sich selbst überlassen alsbald von dem Teufel und der natürlichen Blindheit überwunden wird. An einer andern Stelle desselben Capitels heißt es freilich, Verstand und Wille seien durch die Erbsünde ganz gefangen und gestorben, und könne der Mensch von Natur Gott nicht fürchten, lieben, vertrauen, noch sich zu ihm bekehren, sondern nur im äußerlichen Leben und Wesen einigermaßen die äußerlichen Begierden zähmen und beherrschen, daß die äußerlichen Werke nicht vollbracht würden — was in den Worten scheinbar mit den lutherischen Vorstellungen übereinstimmt: aber auch nur scheinbar. Denn bei aller Hervorhebung der Wirkung der Erbsünde im menschlichen Verderben unterscheidet sich die Grundanschauung Arndts von der lutherischen in dem wesentlichen Punkte*), daß diese be-

*) Wir halten uns hier hinsichtlich der Bezeichnung de lutherischen Lehre an die Autorität Möhler's, und verweisen namentlich auf das 2te und 3te Kapitel seiner Symbolik.

hauptet, der Mensch habe nicht allein das geistliche Leben, sondern auch die natürliche Anlage, das geistige Organ für das Verhalten zu Gott durch den Sündenfall verloren, und müsse die göttliche Gnade nicht etwa nur die erstorbene Wirksamkeit der höhern Anlage des Menschen wieder beleben, sondern die Anlage selbst wieder neu schaffen und dem Menschen einsetzen. Die Arndt'sche Anschauung geht dahingegen in Annäherung an die katholische Lehre dahin, daß zwar die Wirksamkeit der religiösen Anlage des Menschen, d. h. sein effectives geistliches Leben durch den Sündenfall erstorben, nicht aber die Anlage, das Vermögen, das Organ zu demselben vernichtet sei, welches aus seinem erstorbenen Zustande durch die Gnade wieder zu Wirksamkeit und Leben erweckt werde, wie denn überhaupt das ganze christliche Leben auf Erden nichts anderes ist und seyn kann, „denn eine Aufrichtung des Ebenbildes Gottes in einem gläubigen Menschen, also, daß er stets in der neuen Geburt lebe, und die alte Geburt täglich in sich dämpfe und tödte" (Buch 1, Cap. 41). Dieß Alles geschieht zwar durch die Gnaden-Wirkung Gottes, doch nicht also, daß Gott allein mit seiner Gnade wähle und bestimme, wer selig oder verdammt werden solle: „die verheißene Gnade ist vielmehr allen Christen gemein und ist ewig" (Buch 1, Cap. 5):

„Die Gnadenwahl und Verordnung zum Leben ist in Christo geschehen, mit diesem Anhang, daß Gott seine Gnade allen anbiete durch das Evangelium, und welche dasselbige annehmen, die sind zum ewigen Leben verordnet. Die es aber von sich stoßen, die achten sich selbst nicht werth des ewigen Lebens, spricht St. Paulus, Ap. Geschichte 13, 46, das ist: sie machen es selber, daß sie nicht werth sind des ewigen Lebens, und schließen sich aus der allgemeinen Gnade aus, tilgen ihre Namen aus dem Buch des Lebens, das ist aus Christo, durch ihre Halsstarrigkeit, dadurch sie das Wort Gottes von sich wegstoßen, darum können sie nicht gläubig werden".

„Nun aber stoßen die nicht allein Gottes Wort von sich, so die Lehre von Christo nicht wollen annehmen, wie die Juden und Türken; sondern auch die, so nicht in Christi Fußstapfen wollen wandeln, und sein heiliges Leben nicht annehmen, und im Licht nicht wandeln wollen, sondern in der Finsterniß. Darum entzeucht ihnen Gott auch das Licht seines Wortes und der reinen Lehre. Denn er spricht Joh. 8, 12: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern das Licht des Lebens haben“.

„Daraus folget nun: wer Christo in seinem Leben nicht folget, der muß in Finsterniß wandeln, das ist, in Irrthum gerathen, verführet, verstocket und verblendet werden. Sehet die Hoffärtigsten, Prächtigsten, Herrlichsten, Weisesten, Gelehrtesten, Mächtigsten dieser Welt an, wie sie in Irrthum gerathen, verführet und verblendet werden. Was ist die Ursach? sie leben nicht in Christo, folgen ihm nicht im Leben: darum können sie das Licht des Lebens nicht haben“ u. s. w. (Buch I. Cap. 38.)

Wenn mit den letzten Worten Arndt's klar bewiesen ist, daß er die Seligkeit oder Verwerfung von der Wahlfreiheit des Menschen abhängig macht, einer Wahlfreiheit, die sich nicht auf den einzelnen Act der Annahme des Glaubens beschränkt, sondern sich in der stetig fortgehenden Nachfolge und Aneignung des Lebens Christi bethätigen und verwirklichen soll, so ist damit zugleich bestätigt und erklärt, wie Arndt in den zunächst vorher angeführten Stellen die persönliche Mitwirkung des Menschen zum Beharren, Wachsthum und Fortgang im christlichen Leben herausfordert. Seine Ansicht ist nach allem Dem die: Gott bietet allen Menschen die Gnade an; wer sie verwirft, bestimmt sich selbst zur Verdammung, nicht aber ist es Gott, der dieß Böse wirkt und mit seiner Allein-Wirkung, ohne die persönliche Verschuldung des Menschen, denselben zur Verdammung führt; wer die Gnade annimmt, wird durch dieselbe gerecht und heilig; die Annahme ist eine persönliche, vom Menschen abhängige, besteht auch nicht etwa bloß in der Annahme des Glaubens,

sondern ebenso wesentlich in der Annahme und Aneignung des heiligen Lebens Christi, welche Annahme des Lebens Christi stetig durch das ganze Leben fortgeht, und einen beständigen Kampf erfordert (Buch 1, Cap. 4, 16 u. a.). Der Abstand dieser Lehre von der ursprünglich orthodox lutherischen und ihre verhältnißmäßig große Annäherung an die katholische Kirchenlehre ist wohl einleuchtend genug; doch dürfte es nicht überflüssig seyn, in den Zusammenhang der Ansichten Arndt's über das Verhältniß der menschlichen Mitwirkung zur göttlichen Gnade noch etwas näher einzudringen, sowohl um einige Dunkelheiten über das Verhältniß dieser Ansichten zu andern scheinbar entgegengesetzten Aeußerungen zu beleuchten, als auch zugleich einige der innern Schwierigkeiten zu erklären, welche Arndt und viele ihm gleichgesinnten Protestanten verhinderten, sich auf diesem Gebiete völlig klar zu werden, und ihre relative Uebereinstimmung mit der katholischen Lehre zu erkennen.

Das 34ste Capitel des ersten Buches trägt die Ueberschrift: „Der Mensch kann zu seiner Seligkeit nichts thun, Gott thut Alles allein, wenn sich nur der Mensch Gott durch seine Gnade ergibt, und mit sich handeln läßt als ein Arzt mit dem Kranken. Und wie ohne Buße Christi Verdienst nicht zugerechnet werde.“ Dann heißt es weiter: „I. Cor. 1, 3. Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Mit diesem gewaltigen Spruch lehrt uns der heilige Apostel, daß Jesus Christus, unser Herr, Alles verdient habe, was zu unserer Seligkeit gehört. Da wir nichts wußten von dem Wege des Lebens, ist er unsere Weisheit worden. Da wir Sünder waren, ist er unsere Gerechtigkeit worden. Da wir vor Gott ein Gräuel waren, ist er unsere Heiligung worden. Da wir verdammt waren, ist er unsere Erlösung worden.“ „Hierzu kann aller Menschen Verdienst, Vermögen und freier Wille nicht eines Stäubleins

werth bringen, nicht so viel hinzuthun, als ein Stäublein werth ist, das in der Sonne fleugt, weder im Anfang, Mittel, noch Ende" u. s. w.

Und im 6ten Capitel des 2ten Buches findet sich folgende Stelle: „Sieh nur, lieber Mensch, was du bist und was du vermagst. Was hast du zu deiner Wiederbringung und zur Erneuerung deiner verderbten Natur thun können? Lauter Nichts. Gleichwie du zu deiner leiblichen Geburt nichts hast thun können, und dich nicht selbst schaffen: also kannst du auch zu deiner neuen Geburt nichts thun. Verderben hast du dich wohl können, verlieren und tödten; aber erneuern, wiederbringen, heilen, gerecht und lebendig machen, hast du nicht können. Was hast du dazu thun können, daß Gott ist Mensch worden? Also hast du dir überall nichts zuzurechnen, oder deinen Kräften zuzuschreiben."

Wie lassen sich nun solche Stellen mit jenen vereinigen, wo Arndt sagt, daß der Mensch sich stets befleißigen soll, in der Gottseligkeit zu wachsen, den alten Menschen zu ertödten, sich täglich zu erneuern ꝛc., also mitzuwirken am Werk des Heils? Wie lassen sich überhaupt solche wörtlichen Aussprüche mit den thatsächlichen Beschreibungen des Heilslebens vereinigen?

Der Protestantismus und die älteren Protestanten sind ein so schlagendes und warnendes Beispiel gegen die Verachtung der Vernunft und philosophischen Kunst und Wissenschaft für die Auffassung der positiven Offenbarungs-Thatsachen, wie es wohl kein stärkeres gibt in der ganzen christlichen Geschichte. Die lutherische Verachtung der Scholastik und der protestantische Irrationalismus überhaupt hat sich unter Anderm auch darin bitter gerächt, daß Viele der ausgezeichneten unter den älteren frommen Protestanten die einzelnen Seiten und Momente in der einen Wirklichkeit der Erlösung nicht mehr recht zu unterscheiden und auseinander zu halten wußten, und in der Meinung, es käme

ja nur darauf an, die Sache festzuhalten, aus Mangel an philosophischer Formbestimmung eben die Sache in heillose Verwirrung brachten. Daher solche Dunkelheiten, wie in den vorliegenden Stellen Arndt's, in welchen dieser offenbar zunächst nur sagen will, daß wir zu dem objectiven Werk der Erlösung, wie es Christus außer uns in der Geschichte vollbracht hat, nichts hinzuthun könnten, oder daß Christus objectiv unsere Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung so sei, daß wir unsererseits kein Stäublein zu dieser objectiven Weisheit ꝛc. hinzubringen könnten. Daß dieß der nächste, eigentlichste Sinn der angeführten Stellen ist, läßt sich schon aus dem erklärenden Beisatz der letztern schließen: „Was hast du dazu thun können, daß Gott ist Mensch worden? Lauter Nichts! Also hast du deinen Kräften gar nichts zuzuschreiben", d. h. demnach: in der Herstellung der objectiven Erlösung. Im Ausdruck hält also Arndt die Erlösung im objectiven Sinne, die Seite in Christus, daß er an sich unsere Weisheit und Gerechtigkeit geworden ist, nicht genug auseinander von der Erlösung im subjectiven Sinne, von der Thätigkeit Christi, daß er, der unsere Weisheit ist, sich selbst und mit sich selbst auch seine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit uns mittheilt, und uns befiehlt, dieselbe anzunehmen und uns anzueignen. Trotz dieser Undeutlichkeit des Ausdrucks, in welchem Arndt Prädicate, die nur von der objectiv vollbrachten Erlösung gelten können, auf die subjective Mittheilung und Aneignung des Heils zu übertragen scheint, läßt sich doch durchaus nicht denken, daß Arndt hätte sagen wollen, der Mensch könne zu seiner Erlösung wirklich gar Nichts beitragen, weil dieser Gedanke mit dem Sinn und Grundgedanken seiner Schriften und noch unzähliger solcher Stellen, wie die oben angeführten, ganz unverträglich wäre.

Weiter kommt nun Arndt unmittelbar nach jenen letztangeführten Worten des 6ten Capitels im 2ten Buche auf

die subjective Seite der Erlösung in der Aneignung des Heils mit folgenden Worten zu reden:

„Ja, je mehr ein Mensch seinem eignen Willen, Kräften und Vermögen zuschreibet: je mehr hindert er sich selbst an der Gnade Gottes und an der Erneuerung seiner verderbten Natur. Darum mußt du allen deinen eignen Kräften und Vermögen ganz absterben, deiner eignen Weisheit, deinem eignen Willen, deiner eignen Liebe, und mußt Gott allein alles lassen in dir wirken, ja es muß nichts in dir seyn, das Gottes Willen und Werk verhindere, oder demselben widerstrebe".

„Und so lange du das nicht thun willst, und nicht bei dir ein bloß lauter Leiden ist, also, daß Gott alles allein in dir thue und wirke, du aber leidest ihn und sein Werk und seinen Willen in dir: so lange hinderst du Gott, daß er sich mit deiner Seelen nicht vereinigen, sein Bild in dir nicht erneuern, und deine verderbte Natur nicht bessern kann. Dein Eigen-Willen, eigene Liebe, eigene Weisheit und alles, was du dir selbst zuschreibst, das hindert Gott, daß er nicht alles allein in dir ohne Hinderniß wirken kann. Denn des Menschen Willen verderbet den Menschen immer weiter und weiter, Gottes Willen aber bessert immer mehr und mehr." — „Davon sagt Bonaventura: die Vollkommenheit der christlichen Religion bestehet in Absagung des eigenen Willens." U. s. w.

Der Mensch muß also, nach Arndt, Gott Alles in sich wollen und wirken lassen, er hat nur die Wirkung Gottes zu leiden, aber dieses Leiden ist kein rein passives, sondern, wie sich aus dem Vergleich mit den frühern Stellen ergibt, ein solches Leiden, welches als Leiden ein Thun ist. Wenn also Arndt sagt, Gott wirke Alles in Allem im Menschen, und dann wieder sagt, der Mensch müsse sich befleißigen, sich täglich zu erneuern u. s. w., so ist das kein Widerspruch, da sich beides recht wohl vereinigen läßt, wenn man nur festhält, daß des Menschen Thun nur ein Aufnehmen und Wirkenlassen der unmittelbaren oder mittelbaren Gnade Gottes im Menschen ist, als solches ein Lassen, welches aber doch immerhin ein wirkliches Thun ist, wie es überhaupt

ja kein passives Verhalten geben kann, welches nicht an sich und seinem Wesen, der Natur der Sache nach, ein actives wäre, wenn es auch, durch die Schwäche des Menschen, nicht als das, was es an sich ist und seyn soll, als actives Leiden oder leidentliche Activität, völlig ausgestaltet und formirt ist. Die Arndt'schen Ansichten gehen also dahin, daß Gott es ist, der Alles in Allem in uns wirkt; er wirkt auch in uns, daß wir nicht allein die Lehre, sondern auch das Leben Christi in uns aufnehmen, sein Vorbild in uns nachbilden; wir thun dieß nicht, Gott thut es, wir lassen es ihn nur thun, und dieses „Lassen“ ist es eben, wozu Arndt auffordern will, wenn er zur Buße ermahnt, zur Erneuerung u. s. w. Ein solches actives Lassen kennt aber das orthodoxe Lutherthum nicht, darum konnte es eben die katholische Lehre von der menschlichen Mitwirkung nicht begreifen, welche eben in nichts Anderem, als in der freien Aufnahme und Aneignung der Gnaden-Wirkung Gottes besteht. „Indem sich nun der Mensch nur auf die Verdienste Christi stützt, und von eigenen Verdiensten nichts weiß, ist er leidend, thatlos, und läßt Gott allein wirken. Wenn aber der Mensch diese Thaten aufnimmt, wird er selbst auch activ und wirkt mit Gott, und eben die freie Anerkennung, daß er sich in dem genannten Sinne nur leidend, nur empfangend verhalten kann, ist seine höchste Activität, deren er überhaupt fähig ist. Die Reformatoren nun hielten beides nicht genau auseinander, und verwarfen deßhalb im Uebermaß frommen Eifers alle Thätigkeit des Menschen, alles Wirken desselben in jedem Sinne. Der Katholik erkennt die Nothwendigkeit eines völlig passiven Verhaltens an, indem er alle Verdienste verwirft, welche die Erlösung erwerben könnten, aber auch die Nothwendigkeit eines activen, indem er nur mit Freiheit und freiem Mitwirken Gottes That aufnehmen, und dieselbe sich aneignen zu können überzeugt ist. Wenn sich der Mensch zum Ersteren bekennt, gibt er Gott den Ruhm; wenn

er das Zweite ausspricht, dankt er Gott für die Fähigkeit, ihm den Ruhm geben zu können, was er ohne Freiheit nicht vermag." (Möhler's Symbolik 6te Auflage S. 115 u. 116.)

Das ist nun eben nahezu auch der Standpunkt Arndt's in der Lehre von der Mitwirkung als dem activen Verhalten zur Gnade, wie es der praktische Standpunkt aller wahrhaft frommen Christen aller Zeiten gewesen ist und seyn mußte, weil ohne dieß active Verhalten in der Annahme und dem Wirkenlassen und der Aneignung der Gnade ein wirklich christliches Leben nicht möglich und denkbar ist. Mögen solche Christen nicht wissen, daß ihr Verhalten mehr oder minder der katholischen Lehre entspricht, mögen sie immerhin glauben, ihre Handlungsweise mit der Glaubenslehre einer die absolute Passivität des Menschen behauptenden Häresie vereinigen zu können: ihr Thun bleibt darum doch immer, was es ist, und wenn sie über dasselbe zum Bewußtseyn kommen, und ihre Erfahrung als Lehransicht oder Regel über das christliche Leben aussprechen, kann es auch nicht fehlen, daß sie Theoreme zu Tage bringen, die den protestantischen Grundsätzen von der bloßen, nicht activen Leidentlichkeit des Menschen im Verhältniß zur Gnade ebenso sehr entgegengesetzt sind, als sie mit der katholischen Lehre übereinstimmen *).

---

*) Daß solche Christen weder ihre Lehre in ihrer relativen Uebereinstimmung mit der katholischen Kirchenlehre, noch die katholische Kirchenlehre als diejenige erkennen, in welcher ihre eigenen Ansichten enthalten sind, hat seinen Grund zum großen Theil wohl darin, daß sie weder die eine, noch die andere in ihrer principiellen Allgemeinheit erfassen, sondern nur in ihrer Anwendung auf bestimmte Verhältnisse. Um die katholische Lehre in ihrer Tiefe und Höhe richtig zu fassen, dazu ist nöthig, die einzelnen Anwendungen, als Explicationen und Folgerungen, auf die Lehre über das Verhältniß des Menschen zu Gott zurückzuführen, und zwar nicht bloß auf das Verhältniß des gefallenen Menschen zum vergebenden und erlösenden Gott, sondern auch auf das demselben unterliegende,

In solcher Uebereinstimmung befindet sich, wie wir gesehen haben, auch Arndt, indem er lehrt, daß der Mensch in der Nachfolge Christi sich sein Leben aneignen solle, und eine Beschreibung und Anweisung zu dieser Aneignung gibt, die im Ganzen wie in unzähligen einzelnen Stellen diesen Grundgedanken voraussetzt, enthält oder in besonderer Anwendung ausspricht: daß der Mensch sich activ verhalten könne und solle in der Annahme und Aneignung der Gnade. Der Mensch kann und thut durchaus nichts ohne die Gnade — die Gnade thut Alles — aber nicht ohne den Menschen. Wie nach einem Gleichniß des heiligen Augustinus Gott es ist, der die Aepfel des Gartens und die Früchte des Feldes hervorbringt nicht ohne die Wirkung des Landmannes, der pflanzet und säet und pfleget und wässert, so ist es auch Gott allein, der in der menschlichen Seele wirket, nicht ohne ihr Zuthun. Nicht der Landmann bringt die Aepfel und die Frucht des Feldes hervor, diese positive Wirkung thut allein Gott in seiner positiven Wirkens- und Schaffens-Kraft.

---

der Natur der Sache nach frühere Verhältniß des geschöpflichen Geistes zum Schöpfer. Wie vereinigt sich die Freiheit mit der absoluten Abhängigkeit, das selbstständige Wirken der causa secunda mit der Allmacht und Allwirksamkeit Gottes in Schöpfung, Erhaltung, Erlösung, Regierung der Welt, mit der Unendlichkeit der Gnade? Die Beantwortung dieser Frage in Vereinigung der scheinbaren Gegensätze ist dem bloßen endlichen Verstande unmöglich, und daher leicht erklärlich, daß gerade dieser Lehrpunkt Anlaß zu so vielen Ketzereien nach beiden entgegengesetzten Richtungen hin geworden ist. — Innerhalb der katholischen Kirche haben bekanntlich auch noch nach dem Tridentinum im 16ten und 17ten Jahrhundert große wissenschaftliche Streitigkeiten über diesen Lehrgegenstand Statt gefunden, deren Gang und Inhalt allein schon die Protestanten belehren könnte, daß es nicht wahr ist, was Viele von ihnen so oft zu sagen wagen, daß in der katholischen Kirche im Ganzen eine Richtung allgemein herrschend geworden, die der Freiheit zum Nachtheil der Gnade zu viel einräume.

So ist es Gottes Wirkungskraft allein, welche auch die Gerechtigkeit, Heiligkeit, die Vereinigung mit Christo in ihrer substantiellen Wesenheit und Realität hervorbringt; der Mensch aber hat auch hier, wie dort der Landmann, die Wirkung Gottes nicht allein durch das Gebet gleichsam hervorzurufen, sondern kann und soll auch mitwirken, weil, wie der heilige Augustin sagt, „Gott so in uns wirkt, daß auch wir wirken.“ Das ist das Grundverhältniß des menschlichen Wirkens zu dem Wirken Gottes, welches in den Lehren Arndt's vorausgesetzt, enthalten und zum Theil ausdrücklich ausgesprochen ist, der Mittelpunkt, auf welchen alle seine Lehren zurückführen. Ist er nun in diesem wichtigen Punkte ohne Wissen und Wollen in wesentlicher Uebereinstimmung mit der katholischen Kirchenlehre, so ist das natürlich nicht anders als dadurch möglich, daß er überhaupt das ganze Verhältniß des Menschen zu Gott, auf dessen verschiedene Auffassung alle Glaubensdifferenzen als auf ihren letzten Grund zurückführen, in ganz anderer Weise faßt, als das ächte, ursprüngliche Lutherthum.

(Schluß folgt.)

XLVI.

Literatur.

I.

S. Caecili Cypriani episcopi Karthaginiensis et martyris libri de catholicae Ecclesiae unitate, de lapsis, et de habitu virginum. Ad codd. mss. vetustissimorum fidem recognovit et adnotatione critica instruxit Jo. Georgius Krabinger. Tubingae 1853. Laupp.

Im Jahre 1848 erschienen: „Des Heiligen Cäcil. Cyprianus auserlesene Schriften. Aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von J. Georg Krabinger.“ Augsb. Schmid. (Kremer.) Die Sammlung umfaßte fünfzehn Schriften größern und kleinern Umfanges. Die Einleitung gibt genaue Rechenschaft über die bisherigen Ausgaben Cyprian's, wie über die dem Uebersetzer zu Gebote gestandenen Handschriften. Die Anmerkungen (S. 233—312) verbreiten zwar vielfältig über sachliche Schwierigkeiten Licht, sind aber vorzugsweise der Feststellung des Textes gewidmet. Der reiche Gehalt der in diesen Anmerkungen niedergelegten kritischen Gelehrsamkeit mußte natürlich den Wunsch rege machen, der Verfasser möchte uns eine revidirte Ausgabe der Schriften Cyprian's

geben. Diesem Wunsche ist durch das oben angegebene, bei Laupp in Tübingen erschienene Buch in sofern entsprochen, als hier die drei Schriften von der Einheit der katholischen Kirche, von den Gefallenen, und über die Tracht der Jungfrauen in der gediegensten Form dargeboten werden. Dem Herausgeber standen nicht nur treffliche Handschriften der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, sondern auch auswärtige, namentlich ein Codex aus dem siebenten Jahrhundert von Würzburg zu Gebote. Das Material ist mit der gewissenhaftesten Treue benützt, und mit strengen Grundsätzen einer hellsehenden Kritik gesichtet. Nicht nur die Orthographie (reicis s. rejicis; adgnoscere s. agnoscere, adpetunt s. appetunt) und einzelne grammatische Eigenthümlichkeiten (ne neglegeris s. neglexeris) sind in ihrer antik monumentalen Ursprünglichkeit dargestellt, sondern, was viel wichtiger ist, die Gedanken sind von den mannigfachen Modifikationen, Abänderungen und Interpolationen befreit, womit spätere Abschreiber und neuere Herausgeber die ursprüngliche Einfachheit und Kraft des cyprianischen Vortrages gestört und geschwächt haben. Wir wissen keinen Tadel über diese Ausgabe auszusprechen, als den, daß sie nicht den ganzen Cyprian enthält. Die Ausstattung ist glänzend.

Möge die musterhafte, durch und durch untadeliche Gründlichkeit, womit Krabinger arbeitet, die Vorbotin einer neuen Periode von Mauriner-Editionen der heiligen Väter seyn!

II.

Geschichte der letzten *) Propheten. Ein Beitrag zur Geschichte der biblischen Offenbarung von Peter Schegg, Professor der Theologie am königl. Lyceum zu Freising. Erste Abtheilung. 1853. Regensburg, Manz. 203 S.

Die Propheten sind im Ganzen dem christlichen Bewußtseyn der Gegenwart ferne gerückt. Es gibt keinen Origenes mehr, der ihre Worte öffentlich allem Volke in der Kirche erklärte, kein Antiochia mehr, wo ein Chrysostomus über Isaias predigte. Bloße Uebersetzungen mit einigen kritischen, archäologischen und grammatischen Anmerkungen reichen nicht hin, den alten Reden der hebräischen Seher unter den Rednern und Sprechern der Gegenwart einen Platz zu sichern. Darum hat Prof. Schegg es unternommen, das Leben und Wirken der Propheten im Zusammenhange darzulegen. Die Zeit, in welcher die Propheten sprachen und wirkten, die persönlichen Stimmungen und Anregungen, soweit sie in den erhaltenen Reden beurkundet sind, sollen möglichst ganz und neu vor uns dastehen.

Das ist freilich ein schwieriges Unternehmen. Eichhorn, der es auf seine Art versuchte, ist nur durch ungewöhnliches Vertrauen auf das Glück genialer Disposition und Gruppirung, ohne fleißiges Studium des Einzelnen, durchgedrungen. Wer sich in's Einzelne versenkt, wird, wie der fleißige Forscher von Alterthümern, aus weit auseinanderliegenden Fragmenten ein Ganzes zusammenzufügen haben. Die Will-

*) Der Ausdruck: die „letzten“ Propheten, ist nach dem skripturistischen Sprachgebrauche zu verstehen. Es ist die Absicht des Verfassers, die Geschichte aller Propheten, von Jonas an, zu geben, also die der sogenannten großen, wie der zwölf kleinen. Nur diejenigen sind ausgeschlossen, von welchen nichts Schriftliches existirt.

für hat an den eckigen Wirklichkeiten eine feste Schranke. Da und dort mag eine Combination unrichtig seyn, aber das Ganze erneuert uns die vergangenen Jahrhunderte.

Das vorliegende Werk trägt in allen Abschnitten das Gepräge ausdauernden Studiums, verbunden mit sinniger Darstellung an sich. In sieben Bildern — Jonas, Amos, Abdias, Joel, Osea, Michäas, Isaias — wird uns nicht nur das Bedeutendste aus der ältern Prophetenreihe in historischem Verlaufe vor Augen gestellt, sondern auch der sprechendste Beweis geführt, daß die Prophetenworte keine uns entfremdeten Alterthümer seien. Diese geschichtliche Behandlung der Propheten bildet ein Werk für sich. Eine spezielle exegetische Bearbeitung der Propheten geht zur Seite, und bildet wieder ein eigenes Werk. Der spezielle Commentar zu den kleinen Propheten ist bereits unter der Presse, der zu Isaias ist schon vor einigen Jahren erschienen. Wir wünschen dem doppelten Unternehmen den Erfolg, welcher so schwierigen und mit so großer Sorgfalt ausgeführten Arbeiten gebührt. Das geschichtliche Werk, dessen erste Hälfte uns vorliegt und die angeführten sieben Propheten umfaßt, bildet nicht nur für Theologen, sondern für jeden denkenden Christen ein belehrendes, anregendes und erhebendes Lesebuch.

III.

Storia di Abelardo e dei suoi Tempi per D. Luigi Tosti Cassinese. Napoli. 1851. 345 P. 8.

Abälard's Leben und Lehre erfreut sich in der neuesten Zeit einer regen Aufmerksamkeit, nicht nur in der Heimath, wo Cousin eine neue Ausgabe seiner Werke besorgt (Petri Abaelardi opera collegit... recensuit Victor Cousin adjuvantibus C. Jourdain et E. Despois. 2 tomi. 4. Paris 1849),

in Deutschland, wo Henke das „Ja und Nein“ (Sic et non) edirt hat, sondern auch in Italien, wie das oben angeführte Buch zeigt. Der als Geschichtsforscher in Italien geachtete Benediktiner Tosti in Monte Cassino erzählt uns das Leben Abälard's mit einer Ruhe, die der unglückliche Denker des zwölften Jahrhunderts erst im Grabe fand. Tosti sucht ein möglichst günstiges Urtheil über Abälard zu begründen. Er verfährt dabei jedoch mit größerer Vorsicht, als z. B. Berington, indem er den heiligen Bernhard mit der gehörigen Achtung behandelt. Er erlaubt sich über das strenge Verfahren des Heiligen gegen den Philosophen keinen stärkern Ausdruck, als die Bemerkung, Bernhard sei durch die stürmischen Ereignisse der Zeit etwas aufgeregt gewesen, als er die abälardische Sache in Angriff genommen habe. Das Buch kann dazu beitragen, die wichtigsten geistigen Vorgänge des zwölften Jahrhunderts etwas unbefangener aufzufassen, als es vielfältig zu geschehen scheint. Werthvoll sind die am Ende beigefügten Notizen über die cassinensischen Handschriften der Werke Abälard's. Doch vermissen wir eine Nachweisung des historischen Zusammenhangs der abälardischen Speculation. Auch ist die wahrhaft große Gestalt des Petrus venerabilis, der zwischen Bernhard und dem reuigen Abälard vermittelte, nicht genug gewürdigt.

IV.

Geschichte der Philosophie. Von Dr. M. Deutinger, Professor der Philosophie. Erster Band. Geschichte der griechischen Philosophie. Erste Abtheilung. Die griechische Philosophie von ihren Anfängen bis Sokrates. Regensburg 1852. LVI u. 464 S. Zweite Abtheilung. Die griechische Philosophie von Sokrates bis zu ihrem Abschluß. Regensb. 1853. XVIII u. 582 S.

Das ist ein Buch, das sehr nachdenkend machen kann. Vorgedacht haben die Alten genug. Wenn wir Alles recht

wüßten und verstünden, was die Alten lange vor uns gedacht haben, so würde es uns in allen Wegen mit dem Denken leichter gehen. Nicht als ob man die Gedanken der Alten mir nichts dir nichts nehmen könnte, wie ein Schulknabe einen gefundenen Kreuzer nimmt, und hingeht und sich dafür Aepfel kauft. So leicht geht es mit den Gedanken der Alten nicht. Im Gegentheil, man hat im alten Griechenland so gut neblichte, verlorene Gedanken gehabt, als im allerneuesten lieben Deutschland. Je länger man dort dachte, desto unvernünftiger wurden die Gedanken. Die ersten Gedanken, die sich in Pythagoras, Plato und Aristoteles regten, waren im ganzen Griechenland die besten. Selbst Cicero hat keine besseren zu Stande gebracht, obwohl er fleißig Plato und jüngere Philosophen studirt und mehr Leute und Länder gesehen hatte, als Odysseus.

Das lernt man durch die vorliegende Geschichte der Philosophie einsehen. Aber man lernt auch viel Anderes, denn diese Geschichte ist ein mit ebenso viel Ausdauer, Umsicht und Sorgfalt, wie durchdringendem Urtheil gefertigtes Werk. In jedem Paragraphen, wie im Ganzen beurkundet sich ein selbstständiger und gedankenreicher Geist; aber er baut uns nicht eine Geschichte der Philosophie aus sich, sondern aus der Wirklichkeit. Darum hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die entlegensten Fragmente zusammenzustellen und zu prüfen, wie die umfassenden Werke eines Plato und Aristoteles zu sichten und zu schichten. Sind hierin auch ehrenwerthe Forscher vorangegangen, so gab es doch noch viel Neues zu thun. Auch die Art, wie die Materialien vor uns hingelegt werden, verdient Lob. Der Verfasser hätte sich zwar vor einigen Philologen und ihren Jüngern einen größern Schein der Gelehrsamkeit gegeben, wenn er die griechischen Philosophen nur griechisch reden ließe, aber es wäre doch bloß eine träge und unmächtige Gründlichkeit gewesen. Er hat den philologischen Feilenstaub in der Werkstätte zu-

rückgelassen, und uns die alten Kunstwerke im festtäglichen Glanze neuer und guter deutschen Uebersetzungen dargeboten. Was man in eine solche Sprache, wie unsere deutsche ist, nicht übersetzen kann, das ist kein wirklicher Gedanke, die Philologen mögen da die Achseln zucken, und unübersetzbare Geheimnisse des antiken Ausdruckes anbeten, wie sie wollen. Dem sei aber wie immer, das getreue Aufsuchen und Darbieten des Gedankenmaterials ist gewiß nur die Vorarbeit bei der Geschichte der Philosophie. Die Beleuchtung und Würdigung dieser Gedanken ist ebenso gewiß die Hauptsache, wie es die Hauptschwierigkeit ist.

Der Verfasser hat sich jahrelang zur Lösung dieser Aufgabe gerüstet, und Niemand wird ihm wohl die Weihe der Meisterschaft in diesem Fache streitig machen können. Er steht nicht unter, sondern über seinem Stoffe. Man sieht das schon daraus, daß ihm nicht unter der Hand, über der Lust der Untersuchung, das Werk zur Unendlichkeit zu erwachsen droht. Die Erörterung schreitet gemessen, aber rasch vorwärts.

In den beiden vorliegenden Bänden ist das ganze Gebiet der griechisch-römischen Philosophie durchmustert. Der erste Band bespricht, nach den Anfängen der Orphischen und Homerischen Zeit, die ältere jonische Schule und Pythagoras, der mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt ist (S. 224 bis 267). Mit den Sophisten, Protagoras, Gorgias, die auf die Eleaten folgen, wird der erste Band geschlossen. Vom zweiten Bande ist mehr als die Hälfte der Darstellung und Würdigung der platonischen und aristotelischen Philosophie gewidmet (S. 73 — 404). Die verschiedenen Epochen der Akademie, bis auf Cicero herab, sind jedoch ebenso wenig vernachlässigt, als die stoische und epikuräische Philosophie.

Bei jedem Abschnitte macht der Verfasser Halt, theils

um den Maßstab der allgemeinen Bedeutsamkeit an die erkannten geistigen Thatsachen anzulegen, theils um in der Mannigfaltigkeit der Einzelerscheinungen den einheitlichen Gang der organischen Fortentwickelung nachzuweisen. Wenn in der gleichen Art fortgefahren wird, so werden wir in kurzer Zeit eine vollständig faßbare Geschichte der Philosophie besitzen, welche Licht über die wichtigsten und dunkelsten Abschnitte der geistigen Vergangenheit des Menschengeschlechtes verbreitet.

V.

Moraltheologie, oder die Lehre vom christlichen Leben nach den Grundsätzen der katholischen Kirche, von Magnus Jocham, Prof. der Moraltheologie am königl. Lyceum in Freising. Sulzbach 1852 u. 1853. Zwei Bände.

Kein Zweig der Theologie ist in den letzten Jahren, wenigstens in Deutschland, fruchtbarer gewesen, als die Moral. Der Grund hievon mag darin liegen, daß diese Doktrin dem Leben unmittelbar nahe steht, dann auch darin, daß sie zu gleicher Zeit dem denkenden Theoretiker, wie dem Manne der Erfahrung, und zwischen beiden dem juridischen Verstande, Arbeit gibt. Wenn wir nicht irren, herrscht das Letztere in jenen Moralwerken vor, die man als kirchlich-positive bezeichnet. Sie geben dem Priester einen Codex in die Hand, damit er als Richter klar und nach den Normen der Kirche entscheide. Gury, Antoine, Liguori und viele anderen Werke erfüllen diese Aufgabe. Der Priester hat aber nicht bloß zu richten, sondern auch zu heilen, zu trösten, zu lehren, zu führen. In hundert Fällen wird das Amt des Richters 99mal hinter dem des Arztes, des Rathgebers zurücktreten. Darum ist es für den Priester unerläßlich, daß er eine christliche Seelenkunde, d. h. eine Wissenschaft des innern Zu-

sammenhanges der Neigungen und ihrer Gesetze, der Krankheiten der Seele und ihrer Aeußerungen, wie ihrer Heilmittel besitze.

Diese Pastoralpsychologie galt dem heiligen Thomas sehr viel, fehlt aber in den älteren Werken der casuistischen Periode fast ganz. Einzelne neueren Moralwerke haben sich dieser wichtigen Seite ihres Gebietes angenommen; aber man hat nicht selten darüber geklagt, daß solches zu gern in rein subjectiver Weise geschehe, und daß die ausgesprochenen Grundsätze zu wenig als verwandt mit der Lehre des christlichen Alterthums erscheinen. Der Verfasser des vorliegenden Werkes war bemüht, nach allen Seiten hin bei den angesehensten Lehrern der Kirche in die Schule zu gehen. Dieses besagen auch die Worte der Vorrede: „Alle werden durch diese Zusammenstellung des Alten mit dem Neuen überzeugt werden, daß hier nichts wesentlich Neues und Fremdes zu Markte gebracht werde, sondern daß der Verfasser nur die alte katholische Wahrheit für die gegenwärtige Zeit in der ihm eigenthümlichen Weise vortrage. Er gesteht im Vorhinein, daß er während seines ganzen Lebens Allen, Heiden und Juden, Griechen und Römern, Alten und Neuen, Scholastikern und Mystikern, Casuisten und Philosophen Schuldner geworden, und daß, wenn diese Alle kommen und die Gedanken wegnehmen könnten, welche durch Lesung und Studium ihrer Schriften in ihm angeregt wurden . . . er selber dastünde, wie Adam nach Verlust der ursprünglichen Gerechtigkeit." „Die vielen Citate aus dem heiligen Thomas und aus Anderen, sicherlich das Beste im ganzen Buche, sind darum in solcher Ausführlichkeit und deutsch gegeben, damit man sie lese." U. s. w.

Mit fleißiger Benützung der Alten verbindet sich eine, wie man sieht, reiche praktische Erfahrung, um das Buch fruchtbar zu machen. Es ist durch und durch lebendig und gründlich gearbeitet. Hie und da wäre größere Präcision

wünschenswerth; aber es ist eben mehr aus dem Leben, als der Kunst erwachsen. Es wird auch ohne unsere Empfehlung als guter christlicher Rathgeber nicht nur bei Priestern, sondern auch bei gebildeten Laien, die einer etwas anstrengenden Gründlichkeit nicht feind sind, Eingang finden. Der dritte Band, welcher das ganze Werk vollendet, wird dem Vernehmen nach bald erscheinen.

VI.

Neue örtliche topographische Beleuchtung der heiligen Weltstadt Jerusalem. Von F. Zimpel, Dr. Philos. et Medic. Stuttgart 1853.

Obwohl diese Schrift dem Umfange nach hinter vielen Reisebeschreibungen von Palästina-Pilgern zurückbleibt, nimmt sie doch, vermöge der Neuheit ihrer Sätze, unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist bekannt, daß seit anderthalb Dezennien die Topographie des heutigen Jerusalem einer so genauen und vielseitigen Untersuchung unterworfen worden, daß wir in der Studierstube jenen geheiligten Boden Schritt für Schritt mit ziemlicher Sicherheit durchwandern können. Doch herrschen über das Verhältniß der gegenwärtigen Oertlichkeiten zu den bei Josephus und in der Bibel verzeichneten noch bis zur Stunde verschiedene Ansichten. Namentlich stellt man sich die Richtung des sogenannten Käsemacherthals, der zweiten und dritten Mauer, der Wasserleitung des Ezechias u. A. verschieden vor. Je nach den verschiedenen Ansichten über den Lauf der Stadtmauer muß auch die Frage über die Aechtheit oder Unächtheit des heiligen Grabes verschieden beantwortet werden. Unter den Gegnern der Aechtheit ist der bedeutendste Robinson; als Vertheidiger sind außer Katholiken — Professor Sepp hat sich in diesen Blättern ausgesprochen — auch Protestanten hervorge-

treten, wie Williams, der preußische Consul Schulz u. A. In jüngster Zeit hat sich Fallmerayer*) den Vertheidigern in sofern angeschlossen, als er gegen das Ende einer unlängst erschienenen Abhandlung sagt: „Die Möglichkeit also, um es deutlich zu sagen, nicht die Wirklichkeit, daß hier (an der Stelle der heil. Grabkirche) Golgatha sei, ist jetzt hergestellt." (S. 686.) Die Gründe der streitenden Parteien sind bisher aus der Bibel und Josephus, wie aus der Beobachtung des Terrains genommen worden. Zu diesen Quellen fügt Hr. Zimpel eine neue hinzu. Er spricht sich darüber in der Vorrede so aus: „Wie ein Schiff ohne Segel und Ruder auf dem hohen, vom Sturme gewaltig bewegten Meere umherschwankend, gelangte ich erst in meinem 50sten Lebensjahre zu einiger Selbsterkenntniß, die mich, unterstützt von Oben, endlich wieder in die Arme der Kirche zurückführte, die der Herr selbst durch seine Apostel gründete, und die nach II. Kor. 11, 3 ihrer apostolischen Einfachheit und Reinheit entspricht." „Beseelt von diesem Geiste wurde mir das Buch: „„Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi"", von A. C. Emmerich, bekannt" u. s. w.

Die topographischen Angaben der betrachtenden Emmerich nun bildeten für Zimpel's Untersuchung den Leitstern. Er hat seine an Ort und Stelle gemachten Wahrnehmungen mit den Emmerich'schen Angaben und den wichtigsten Behauptungen Robinson's übereinstimmend gefunden, und ist demnach der Ansicht, die Stelle der Kreuzigung liege etwa zehn Minuten westlich von der heiligen Grabkirche, nahe an der Stelle, wo sich Robinson den Thurm Phephinos denkt. Das Grab Christi lag nach ihm unsern

*) Denkschrift über Golgatha und das Heilig.-Grab. Mit einem Schattenriß von Jerusalem. Von Dr. Fallmerayer. (Abhandlungen der histor. Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften VI. Bd. 3. Abth. München 1852. S. 643—688.)

des Jafathores, südwestlich von der heiligen Grabkirche. Vor der Hand genüge es, unsere Leser mit dieser, in solcher Gestalt ganz neuen Behauptung bekannt gemacht zu haben. Das Buch enthält jedenfalls gute praktischen Anweisungen über die Art, wie eine Reise nach Jerusalem zu unternehmen sei.

VII.

Deutsche Geschichte für Schule und Haus von Dr. Joseph Krebs. Erste Lieferung. Düsseldorf bei Engels und Leusch.

Es bessert sich allenthalben mit der Bearbeitung der Geschichte, wenn auch der große Haufe noch immer die alten Kategorien füllt. Die Einen sind, um kirchlich zu sprechen, von unschuldigen Irrthümern befangen, d. h. sie haben so zu sagen mit der Muttermilch die Geschichte nach gewissen Ansichten eingesogen, die sie bona fide, mit gläubigem Herzen, aber ungeprüft, von andern in der Wissenschaft Höhergestellten annahmen, und solche späterhin als selbst Mitwirkende, vielleicht in zierlichen, schönen Phrasen, einer neu heranwachsenden Jugendwelt wieder mittheilen. So haben sie ihre Schulweisheit für wirklich baare Münze gehalten, und die ihnen Untergebenen in das nämliche Netz verstrickt, in welchem sie selbst von jeher befangen waren. Man dürfte diese Klasse von Historikern die Copisten, und um der zierlichen Form willen die Stylisten der historischen Sprache nennen. Eine zweite Klasse geht allerdings schon schärfer zu Werk; dieß sind die Prüfenden. Sie wagen sich dann und wann an die Quellen, finden Manches auf, was wahr ist, und sagen es weiter; allein gleich einem Nebel umflort Einseitigkeit des Wissens und falsche Beharrlichkeit auf unrichtigen Grundsätzen ihren Geist, und so theilen sie das Loos

des Sisyphus, denn sie kommen an kein klares Ziel. Zum Dritten sind da die Phantastiker. Sie entwickeln nicht natur- und vernunftgemäß den historischen Faden aus der Geschichte selbst, sondern spinnen ihre sogenannten philosophischen Ansichten in sie hinein, wissen die Begebenheiten denselben zu accomodiren, und treiben auf diese Weise philosophisch-historische Taschenspielerkünste. Endlich rumort noch immer die vierte Klasse: jene schlimmen Geister, die mit frechem Muthe in der Giftlache böswilliger Negation ihre Lust suchen, denen es nie um die heilige Hoheit der Wahrheit zu thun ist, die aus dem Unschuldigsten Gift zu ziehen, und die Fäulniß ihrer geistigen Verkehrtheit überall einzulegen wissen. Wer einen Herodot gelesen, der würde im Vergleich mit solchen Historikern den heidnischen Schriftsteller, trotz aller Blindheit und alles Aberglaubens, selbst als Christen noch immer ehrwürdig nennen müssen, denn es läßt sich nicht läugnen, daß diesem Altvater der Geschichte wenigstens redliches, aufrichtiges Streben nach Wahrheit am Herzen lag.

Der ächt katholische Standpunkt dagegen duldet auch jene Halbheiten nicht, und auf ihn stellt sich der Verfasser des obengenannten Werkes, wenn er in der Vorrede zu dem uns vorliegenden ersten Hefte erklärt: der Kirche, der er angehöre, im Geiste historischer Wahrheit dienen zu wollen. Er will gegen jene falsche Humanität und Aftertoleranz zu Felde ziehen, womit so manche Schriftsteller zu blenden suchen; er will jene Unwahrheiten aufdecken, mit denen man seine Kirche feindlich verfolgt; er will aber nicht eine einseitige Geschichte schreiben, sondern er faßt das Wort καθολικος in seinem rechten Sinne: allgemein wahr soll sie seyn. Statt polemische Waffen zu gebrauchen, führt er kirchliche Persönlichkeiten und Thatsachen selbstredend ein, um gewisse Vorurtheile und schiefe Ansichten aufzudecken, wodurch man der Kirche in ihrem ehrwürdigen Charakter zu schaden sucht, und durch diese biograhische und praktische Methode hofft er

der Wahrheit einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Während er verspricht, sein Unternehmen auf ein strenges Quellenstudium zu gründen, gibt er zugleich die Versicherung, daß er nebenbei die neuen wissenschaftlichen Bestrebungen für deutsche Geschichte benützen werde, und er nennt in dieser Hinsicht die Historisch-politischen Blätter, Philipps, Eichhorn u. s. w. als seine Führer. Möge dem Verfasser in Ausführung seines wohlgetroffenen Planes reges Interesse behülflich seyn.

XLVII.

Briefliche Mittheilungen.

I.

Aus Rheinhessen.

Blüthenkeime und Nachtfröste.

Wir leben eben in einem „protestantischen Staat", und wenn wir auch nicht so zu klagen haben, wie die Badenser und Würtemberger, dann drückt uns doch manche Last. Hier wie anderswo macht die Regierung in sofern eifrig protestantische Propaganda, als sie die katholischen Gegenden mit akatholischen Beamten besetzt, ein Vorgehen, dessen Folgen in Preußen klar genug in die Augen sprangen. Dem Glauben und Leben des Volkes, dessen Behörden sie doch seyn sollen, fremd und theilweise feind, da von ihm geschieden, wo doch sie vor Allem mit ihm vereinigt seyn sollten, vor dem Altar, werden diese „Honoratioren" nirgendwo mit dem vollen Vertrauen empfangen, das ihnen entgegen kommen müßte; stets liegt eine große Kluft zwischen ihnen und dem Volk,

die sie oft leider nur noch vergrößern, statt sie auszufüllen. So erlebten wir vor nicht langer Zeit, daß nach lange fortgesetzter brutalen Behandlung der Geistlichkeit ein Beamter in Seeligenstadt dem Pfarrer erklären ließ, die letzte Predigt habe ihn und seine Frau in ihrer protestantischen Ueberzeugung verletzt, er habe also toleranter und allgemeiner predigen zu lassen. Natürlich nahm man keine Rücksicht darauf, und an einem der nächsten Sonntage erschien der Herr Beamte, sein Weib am Arme, mit brennender Pfeife in der Kirche, und setzte sich zunächst dem Hochaltare nieder. Noch mehr! zurechtgewiesen, klagte er, und wurde endlich zum Lohn für das durch die katholische „Intoleranz" Erlittene auf eine bessere Stelle erhoben. Ist nun etwa ein Dutzend dieser Herren in einem katholischen Ort eingedrängt, dann rufen sie nach einer Schule und Kirche. Ersteres versuchten sie in einem rheinischen Städtchen im vorigen Jahre, und da sie nicht die gesetzliche Zahl von Kindern hatten, um auf Beihülfe aus Gemeindemitteln rechnen zu können, so phantasirte der sogenannte „protestantische Schul-Vorstand", von dessen Existenz bis dahin Niemand etwas wußte, die übrigen hinzu, wurde aber von dem katholischen Pfarrer des Irrthums über- und in Folge dessen von der Gemeinde abgewiesen. In Seeligenstadt hat diese „Diaspora" nun, mit Hülfe des Gustav-Adolf-Vereins, eine Kirche gebaut; es soll sich aber nicht sehr darin drängen. In Bensheim, worauf man es zunächst gemünzt zu haben scheint, wollen sie auch bald eine Kirche bauen. Glückauf! Da hilft zu diesen Bestrebungen noch die Spezies von Katholiken, deren Namen im Kirchenbuche stehen, und die dreimal im Jahre in die Kirche gehen, nämlich am Geburts- und Namenstage des Großherzogs und dem Geburtstage der katholischen Großherzogin, dann aber auch die Gemeinde so erbauen durch ihr Benehmen, daß, wie ich aus bester Quelle weiß, in diesem Jahre sich die Entrüstung laut aussprach, um so mehr, als es gerade der Kreisrath war, der so andächtig für seinen Fürsten betete. Solch schönes Beispiel geben diese Beamten der Gemeinde, und wie wird die erst künftig beten lernen, wenn sie dieß Vorbild behält! Wo sind denn aber die katholischen Beamten? Sie muß man weit, weit von ihren Kirchen auf den rationalistischen Leichenfeldern suchen, wo sie vereinzelt verkommen und verdürren, und ihre Kinder endlich

der Häresie anheim fallen. An unserm Rhein steht es nicht viel besser aus, und aus der Residenz schallt gar der geistliche Chorus bald leise, bald lauter, süßer bald und bald stürmischer in schöner Harmonie mit den Rothen: „écrasez l'infame! l'infame c'est le catholicisme!" Dort halten die Rongeaner, denen der Stadtvorstand einst Bibel und andern Apparat geschenkt, noch immer ihre Versammlungen in der protestantischen Stadtkapelle. Bevor Ronge noch da war, hatte die katholische Gemeinde den Protestanten freundlich ihre Kirche zum Mitgebrauch überlassen, sich selbst Opfer dadurch auferlegend. Als aber der „Reformator" erschien, da waren es die Protestanten, welche ihn feierten, die ihre Häuser mit Teppichen schmückten, die rongeanische Prediger besoldeten, deren Frauen Ronge die Hände küßten, während eine selbst in das von ihm am Morgen verlassene Bett sich zu werfen keine Scham trug. Und wie brüderlich ging damals der Prälat Zimmermann, seine Orden auf der Brust, einige Dutzend überwundener Standpunkte auf dem Rücken, mit dem „Luther des neunzehnten Jahrhunderts" durch die Straßen der Stadt! Treu standen ihm andere, damals noch rationalistische, seitdem ganz orthodox gewordene (einer ist selbst von der Orthodoxie wieder zum Rationalismus gesprungen, während ein anderer tiefer mit dem Rasirmesser in den Hals fuhr, als üblich ist) Prediger des reinen Wortes zur Seite, die nun auf das eifrigste „innere Mission" treiben, und zu dem löblichen Zweck unter Anderm durch den zum Katechismus Luthers gedruckten Anhang, dessen Mittheilung ich mir vorbehalten muß, die schmachvollsten Lügen über die katholischen Lehren verbreiten. Da wüthet Hand in Hand mit ihnen, in bekannter Gemeinheit, die All-Gemeine und singt, mit Conversionen wie Reichlin-Melbegg's, des betrunken in der Aar ertrunkenen abtrünnigen Schweizer-Mönches Pater Knobel u. A. m. sich brüstend *), dem Katholicismus ein jubelndes Grablied. Da erklärt den Gläubigen ein Pfarrer, daß die von den Katholiken erfundene heilige Dreifaltigkeit einem Schemel mit drei Beinen, oder einem Stuhl mit drei Spitzen gleiche, und daß die Jesuiten die Urheber alles Uebels in der Welt seien; er lehrt sie am Morgen, daß Chri-

*) 1852. Nr. 4, 5 (Darmst. K.-Z.)

stus Mensch gewesen, während sie am Nachmittag von einem jungen Zionswächter beweisen hören, daß er Gott gewesen.

Doch lassen Sie mich enden, obgleich ich noch auf unsere Rheinseite gehen und Ihnen Lebensbilder zeichnen könnte! Ich will lieber die tröstlichere Vorderseite unseres Lebens Ihnen kurz andeuten. Die läßt sich nun vollständig in dem Namen zusammenfassen: Wilhelm Emanuel von Ketteler. So lange diese ächt apostolische Erscheinung, dieser Mann der Kraft und That und der heiligsten Begeisterung, den Bischofsstuhl des heiligen Bonifacius schmückt, so lange können wir nicht verzagen, was auch auf uns einstürmen möge. Wie die volle Theilnahme an den Gnadenschätzen der Kirche, das reiche Sich-Nähren an ihnen, begleitet von dem Gebete Tausender, einen schwachen Menschen rüsten und stärken und mächtig machen kann, das offenbart sich in diesem gottgesandten Manne und seinem heiligen Wirken in glänzender Weise, und nicht mit Unrecht hat ihn Hundeshagen dem großen Papst Innocenz III. verglichen. Es geht wie ein frischer Stern der Gnade von dem bischöflichen Mittelpunkte aus auf den mit kaum nennenswerthen Ausnahmen durchaus tüchtigen und würdigen Klerus, der ein Muster treuen Eifers genannt werden darf, und in die Gemeinden, in denen theilweise wunderbare Umgestaltungen sich ereigneten. Wenn wir bedenken, was wir waren, und was unsere Diöcese werden muß, behält sie ihren Bischof, dann können wir Gott nicht genug für ihn danken. Kaum hatte er Besitz von dem heiligen Stuhl genommen, als wie ein Frühlingstag für das katholische Vereinsleben hereinbrach. Mainz sah den Vincenz- und Elisabethen-Verein erstehen, dem nun jedes Jahr 7000 bis 8000 Gulden durch die Hände gehen, der zahllosen milden Gaben an Kleidern und Naturalien nicht zu gedenken. Von ihm unterstützt, kamen die barmherzigen Schwestern in die Stadt und faßten dort Fuß. Jetzt können sie bereits seiner Hülfe entbehren, und haben, neben ihrem Hospital, auch noch eine Kinder-Rettungs-Anstalt. Bald wurden sie auch, trotz aller Wuth und alles Schäumens der Rongeaner und Rothen, in das städtische Hospital berufen. Neu erstarkte der Orden der englischen Fräulein, und die Beihülfe unseres Generalvicars, des Hrn. Domcapitular Lennig, gab ihnen ein großes, schönes Haus, dessen

weite Räume eben noch erweitert werden mußten. Die theologische Facultät bezog, trotz alles Tobens der Kammern, wieder ihren alten Sitz, und damit kam ein wärmerer, tüchtigerer Sinn in den jungen Klerus. Die Frau Gräfin Hahn-Hahn baute ihr Kloster vom guten Hirten, in würdig schönem Styl, neben der alten St. Stefanskirche, dessen Eröffnung zwar von der Regierung Hindernisse in den Weg gelegt seyn sollen. (Bekanntlich beschäftigen sich die Frauen mit Rettung der der Unzucht verfallenen Mädchen!!) *) Der Verein der heiligen Kindheit kam und drang in alle Pfarreien, der Bonifaciusverein und der Missionsverein breiteten sich mächtig aus, die Gesellenvereine schlugen die erste Wurzel. Mit heiliger Kraft bewehrt, zog die Mission wieder reinigend durch das Land, und der eifrigste Missionär war der hochwürdigste Bischof selber, der an manchen Orten täglich predigte, und von vier und fünf Uhr Morgens bis neun und zehn Uhr Abends, wenige Stunden abgerechnet, ununterbrochen im Beichtstuhl saß, wie er auf seinen Firmungs- und Visitations-Reisen jeden Tag wenigstens einmal predigt.

Dreierlei bezeichnet besonders das Aufblühen katholischen Lebens. Wer den Sohn liebt, ehrt auch die Mutter, und die Marienverehrung ist bei uns wieder zu hoher Wärme entfacht. Das beweist die rasche und weite Verbreitung der Erzbruderschaft vom heiligen Herzen Mariä, deren Pflege sich der fromme Oberhirt mit Recht besonders angelegen seyn ließ. Neben ihr floriren wieder wachsend und fröhlich die marianischen Congregationen und Sodalitäten, wofür der beste Beweis darin liegen dürfte, daß das von einem Sodalen herausgegebene Sodalitätsbuch binnen etwa sieben bis acht Monaten in fast 1800 Exemplaren in der Diöcese verbreitet wurde. Wo die Wallfahrten besucht sind, da steht es immer noch gut, und St. Rochus in Bingen, sowie die schmerzhafte Mutter in Dieburg, Gernsheim und Bodenheim, anderer kleineren Wallfahrten zu geschweigen, waren in diesem Jahre das Ziel heller Schaaren, in denen sich ein recht frommer, innig andächtiger Geist durchgängig offenbarte. Wo endlich der Drang

---

*) Die Sache ist jetzt glücklich bereinigt. Anm. d. Red.

zum Klosterleben die Herzen füllt, auch da darf man noch nicht verzweifeln, und der offenbart sich am Rhein, wie in der Provinz Starkenburg wieder in erfreulicher Weise. Die Residenz, die Derartiges gewiß seit dreihundert Jahren nicht erlebte, sah eine durch Rang, Schönheit, Reichthum und Geist gleich bevorzugte Jungfrau plötzlich den Staat des Hofes und der Welt gegen das demüthige Kleid der barmherzigen Schwestern vertauschen, und andere werden ihr folgen. Aus der der Residenz benachbarten Berg-Straße gingen zwei Jungfrauen zum Kloster ab, und in vielen andern lebt der gleiche Entschluß. Noch anderes Hocherfreuliche steht uns bevor, denn Mainz soll durch Pater Bonaventura ein Franciskanerkloster wieder erhalten, die Schulbrüder werden einziehen u. A. m., worüber später einmal Ausführlicheres zu melden ist.

Nicht mit Stillschweigen darf ich die Residenz übergehen, wo die gottbegeisterten Predigten des theuren Oberhirten der Kirche schon so manches Herz näher brachten. Wenn er auf der Kanzel steht, drängen sich neben der Gemeinde die Protestanten*), und selbst die Juden, in großer Zahl. Sogar das sonntägliche Hochamt und die Predigt werden von den Erstern fleißig besucht. Sie beugen theilweise gern mit uns die Kniee vor dem Altar, worauf der lebendige Gott thront, statt die dortige Stadtkirche, Stadtkapelle, Schloßkapelle **) zu besuchen, wo von den nüchternen schwarzen Tischen ein Crucifixus nicht einmal niederschaut, und kein Knie sich mehr vor Ihm beugt, dem doch „alle Kniee sich beugen sollen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind;" und beugen sie nicht das Knie, sie gehen doch gehoben und erbaut hinein und kommen gerne wieder. „Sie hier"? fragte ich einen solchen Mann, als ich ihm auf der Schwelle von St. Christoph begegnete. „Ja, wir haben ja keine Gnade, weil wir keine Sakramente haben, die Taufe abgerechnet", war die Erwiderung.

---

*) Hundeshagen und Schenkel sollen bei ihren Vorträgen nur einen mäßigen Saal besetzt gehabt haben. Als in der Nachbarschaft von Darmstadt, in Bensheim, Mission war, strömten Protestanten zu der Kirche. Bei jenen Beiden soll sich kein Katholik haben sehen lassen.

**) An den Namen allein hat man satt.

Und warum noch mehr? Statt der Antwort will ich Ihnen schließlich etwas erzählen. Vor einiger Zeit bewegte sich auf der Eisenbahn durch die katholischen Gegenden eine Art von Miß Cunningham, die Traktätchen in Masse aus dem Wagen warf, worin die katholische Geistlichkeit, unsere Lehren und Gebräuche auf das Gemeinste verhöhnt und verdreht waren — Lügen über Lügen!

II.

Aus Baden.

Die religiösen und socialen Zustände im katholischen Volke betreffend.

Den 1. November 1853.

Manche conservativ gesinnten Männer tadeln es nicht selten und oft mit Bitterkeit, daß man immer wieder auf das alte, der Kirche angethane Unrecht zurückkomme; da gibt es, zur Rechtfertigung dieses Tadels, eine Menge landläufiger Redensarten: wie z. B. geschehene Dinge könne man nicht ändern; man solle nicht aufreizen; man müsse den Zeitverhältnissen Rechnung tragen und dgl. mehr. Wir unterscheiden bei dieser Frage einen doppelten Gesichtspunkt: Handelt es sich etwa um die Wiedererstattung des materiellen Reichthums der Kirche? Nein. Ein Ansinnen der Art wäre unvernünftig, weil es eine Unmöglichkeit in sich schließt. Die Güter der Kirche sind, dem Rheine gleich, im Sande verronnen. Die Erwerbenden sind, der großen Mehrzahl nach, verarmt, wie das Volk, und doch übertreffen nun die Schulden der Staaten noch den Werth des sogenannten säcularisirten Gutes. Vor dem allgerechten Gott, der die Kirche, zur Strafe und zu ihrem Heile, ihrer irdischen Habe verlustig werden ließ, ist die Thatsache dieser Beraubung wohl sicher der geringere Theil der Schuld; weit mißfälliger mußte es dem Allerhöchsten seyn, die geistigen Schätze der Kirche nicht minder als ihr irdisches Gut entzogen und sie ge-

hemmt zu sehen, ihre große, vermittelnde Aufgabe vollständig zu erfüllen, wie sie dem göttlichen Gedanken bei Gründung der Kirche unterlag. So lange also die Verblendung dauert, sich der Entfaltung des christlichen Geistes auf dem socialen Gebiete in allen Richtungen entgegenzustellen, so lange auch dauert der gleiche Geist der Beraubung fort, und die Pflicht erheischt, mit allen erlaubten Mitteln und nach Kräften diesen Geist zu bekämpfen nicht sowohl des vergangenen Unrechts wegen, als damit, unter Hinweisung auf die verwüstenden Folgen dieses Unrechts, die Saat einer besseren Zukunft ungestört ausgestreut werden könne. — Versetzen wir uns um 50 Jahre zurück an diese Ufer des Rheines, der seine lange Gränze zwischen der Schweiz, dem französischen Elsaß, diesem deutschen Lande, und dem schmalen Gebiete hinzieht, welches man heute Großherzogthum Baden nennt. Die Revolutionskriege hatten diese Länder arg mitgenommen, man erzählt sich im Volke aus jener Zeit jetzt noch erschütternde Scenen roher, wahrhaft viehischer Gewalt und Verwüstung; die volle, schwere Last des Krieges ruhte auf ihnen, aber nach kurzer Ruhe kehrte eine Art von Gleichgewicht in den Vermögensverhältnissen immer bald wieder zurück, und es wurde Oesterreich möglich, den Kampf gegen den Kaiser der Franzosen stets von neuem wieder aufzunehmen, so schnell vernarbten damals die Wunden seiner Völker. Wir haben einen 30jährigen Frieden nach 20jährigem Kampfe erlebt. Aus dem Kampfe gingen die Völker natürlich nicht bereichert hervor, aber wenige Jahre hätten voraussichtlich hingereicht, um den früheren Wohlstand so ziemlich wiederherzustellen — nach 30jährigem Frieden erzittert aber nunmehr der Boden des ganzen Europa's vor dem Gedanken eines Krieges, und es klammert sich, allen Enttäuschungen verschiedener Menschenalter ungeachtet, an die Mumie der alten, diplomatischen Kunst, damit, wie uns kürzlich geschrieben wurde, nicht „ein allgemeiner Bankerott aller Staaten, Verwirrung und Anarchie, Theuerung und Elend uns heimsuche, was unfehlbar geschehen müsse, wenn man nicht wie im J. 1850 in der letzten Stunde zur Besinnung komme". Es ist doch sonderbar, daß innerhalb einer kurzen Spanne Zeit jeweils wieder die Frist einer letzten Stunde gestellt wird, um nicht ein einzelnes Land, ein Volk, sondern alle Länder, alle Völker vor dem Un-

tergang, gleichsam vor einem Zustande zu bewahren, der gar nie da war, vor dem sich Alles fürchtet, und den doch Niemand kennt, den Jeder kommen sieht und den Niemand abzuwehren Anstalt macht, anders als durch Feder und Tinte, durch Courierreisen und Truppenmusterungen, durch rathlose Berathungen, durch das Hinausschieben und Vermitteln, wobei sich die egoistische Genußsucht des Augenblicks mit dem bekannten: „après nous le déluge“ beruhigt. Die Springfluth hat inzwischen in den letzten Jahren manchen dieser selbstsüchtigen Politiker erreicht und dürfte ebenso sicher auch Andere erreichen.

Um jene Zeit, von der wir oben sprachen, glichen die menschlichen Zustände dem Bilde der Natur: wie der Acker alljährlich Früchte trägt, wie der Baum alljährlich Blüthen und goldene Aepfel treibt, so erzeugte auch das Eigenthum der Menschen im Allgemeinen die Fülle der Güter aus sich selbst, und zwar einen wirklichen, greifbaren Reichthum der verschiedensten Art. Dieser Reichthum breitete sich in vielen und in weiten Kreisen befruchtend aus, denn es gab der größern und vertheilten Vermögen gar viele; von dem Ufer des Rheines an, dessen Wellen an die Mauern eines Edelsitzes oder eines Klosters schlugen, bis zu den Höhen des Schwarzwaldes, wo beinahe jede Vegetation erstirbt, war nicht wohl eine Gegend von wenigen Stunden im Umkreise, wo nicht irgend ein größeres Besitzthum der landesherrlichen Domaine, der Kirche, des Adels, der grundherrlichen Städte eben so viele Zufluchtsstätten gegen Noth und Verarmung boten. Diese Sitze liegen heute größtentheils verödet — was die damit verbundenen Liegenschaften erzeugen, wandelt in der Gestalt des Silbers in die Staatskasse, welche in ihren Voranschlägen so und so viele Millionen Geld für Aecker, Wiesen, Holz, für Naturalien aller Art aufgenommen hat, was alles alljährlich verwerthet werden muß, denn die Finanzströmung muß stets flüssig, der Staatscredit aufrecht erhalten werden. Daher geschieht es, daß in Jahren der Stockung oder reichen Fülle die Erzeugnisse auf einen Preis herabgedrückt werden, welcher dem Aufwande der Cultur nicht gleich kommt. Tritt hingegen auch nur eine geringe Störung ein, so droht sogleich Theuerung und die scheußliche Gestalt des Wuchers, dem Niemand mit sicherm Erfolge steuern kann. Die Schwankungen des Frucht-

marktes seit $1\frac{1}{2}$—3 Jahren machen einen Unterschied von mehr als 300 % im Preise aus. Was die Bedingung der Erhaltung des körperlichen Lebens ganzer Bevölkerungen ist, bleibt der Agiotage des Geldmarkts ohne Gleichgewicht preisgegeben. Der natürliche Reichthum, wie ihn Gottes ohne Unterlaß zeugende Natur hervorbringt, wurde mithin aus seinen natürlichen Verhältnissen ausgetrieben und dafür ein imaginärer Reichthum geschaffen, der zum Theil aus künstlich gemachten Bedürfnissen hervorgeht, zum Theil durch die allgemeinen Nothstände in den wucherischen Händen Weniger ungeheuer sich vermehrt. Da vernehmen wir denn von dem Luxus der großen Städte und der modischen Badeorte mit ihrem fluchwürdigen öffentlichen Spiele und allen Lastern der großen Welt; wir hören diesen Luxus vertheidigen, als eine unentbehrliche Quelle des Verdienstes für Viele; wir sehen den schändlichsten Mißbrauch des Reichthums ungestört walten, aber überall da, wo der Reichthum Gott und den Armen dienen sollte, wird nicht selten die unerbittliche Schranke von Staatswegen gezogen, und nicht der offene Schlund der Sünde und des Elends, sondern die milde christliche Hand der Liebe gilt in dem Sprachgebrauche unserer Nationalökonomen für „todt“. Die Fäulniß des Verderbens wird sorgsam genähret, die allein heilende Kraft mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen! Und doch wird die große Mehrheit des Volkes täglich unvermögender, aus der sich alljährlich ergebenden Fülle der eigenen Naturerzeugnisse sich zu erhalten; diese Erzeugnisse sind vorhinweg die Beute der verschiedenartigsten Anforderungen. Deshalb ist theils aus eigener Verschuldung, theils durch zahlreiche mitwirkenden Ursachen ein großer Theil des Volkes seit Jahren genöthigt, sein Grundeigenthum, den Stock seines Vermögens, mit Pfandschulden zu belasten und es mithin gleichsam flüssig zu machen. Reichte die Einnahme des unbelasteten Besitzes in gewöhnlichen Zeiten und Friedensjahren nicht hin, um sich durchzubringen, so bedarf es keiner großen logischen Schärfe, um begreiflich zu machen, daß eine wachsende Vermehrung der Pfandlasten am Ende zum Vermögensruin führen muß. Und dieser Vermögensruin tritt in manchen Landestheilen unter den bedenklichsten Symptomen nun auch wirklich schon massenhaft ein.

Die Schilderung solcher traurigen Zustände würde uns zu weit führen und gehört so eigentlich nicht hieher. Wichtiger für unsere Zwecke dürfte es seyn, zu zeigen, wie sich das Volk in diese Verhältnisse schickt. Dieses Bild ist seiner Mannigfaltigkeit wegen unendlich schwer zu geben. Ich will es in Kürze versuchen. Ein junger Fürst fragte einen aus Italien zurückgekehrten Reisenden, wie das italienische Volk seine große Armuth ertrage? „Besser als die Deutschen ihre Armuth tragen“, erwiederte der Reisende, „weil der Arme in Italien durch das Beispiel der freiwilligen Armuth gehoben wird“. In diesem einfachen Satze liegt ein großer Theil des Geheimnisses unserer Lage. Der erhabene Geist der Entbehrung, welcher in der katholischen Kirche eine ganz besondere Weihe und Befriedigung findet, wurde mit den Institutionen der Kirche zugleich geächtet und verpönt. Es gab und sollte keine Armen im Geiste mehr geben; dafür vermehren sich die leiblich Armen auf eine schauererregende Weise. Diese gezwungenen Armen lechzen aber nach Besitz, fühlen in ihrem Innern alle Leidenschaften des Hasses, der Habsucht und des Neides glühen. Kein veredelndes Beispiel der Entsagung tritt vor ihren Blick, Alles reizt nur und nichts befriedigt ihr Verlangen. Deshalb findet bei so Vielen die communistische Lehre so großen Anklang, als das einzig menschlichen Begriffen nach Vernünftige, wenn man das Eigenthum von dem christlichen Gedanken loslöst. Da, wo in unserm Volke diese Neigung wurzelt — und wie viele äußeren und inneren Gründe haben leider eine solche Entwicklung begünstigt — ist nun nach und nach durch Kirche und Schule im bessern Sinne einzuwirken. Es müßte vor Allem das gesetzliche Mißtrauen gegen die katholische Kirche schwinden, wodurch der faktische Abfall von der Kirche allein möglich, und dessen Wirkungen so traurig wurden. Gottlob hat sich in unserm Volke aber auch, ungeachtet aller Zerstörungen, auf wahrhaft wunderbare Weise, neben der Entfeßlung aller schlimmen Leidenschaften, noch vielfach ein Geist des Glaubens und die Uebung des Gebets erhalten. Wenn man bedenkt, daß mit der Aufhebung der herrlichen Anstalten der Kirche die Poesie des kirchlichen Lebens, an der unser sinniges Volk mit solcher Liebe hängt, zugleich ausgetrieben ward, daß an der Stelle der glänzenden Kirchenfeste ein kümmerlicher Gottesdienst die Her-

zen in den weiten Hallen nicht befriedigen konnte, und nur allzu häufig Irrlehren, Fälschung und Gottesraub die gesunde Lehre und die Weihe der katholischen Kirche verdrängte *); wenn man ferner erwägt, wie der menschliche Sinn doch irgend etwas haben muß, was, um uns in ganz menschlicher Weise auszudrücken, neben der Alltäglichkeit die langen Stunden des Lebens füllt, und der Mensch hiebei entweder auf das angewiesen ist, was über ihm steht, und ihn mithin erhebt zu Gott und zu den Tröstungen himmlischer innerer Freude, oder auf die Genüße unter der Würde seiner Gottähnlichkeit; wenn man endlich erkennen muß, wie seit Menschenaltern, nach allen Richtungen hin, darauf eingewirkt wurde, diese niederen Gelüste des Menschen frei walten zu lassen, und dagegen bald gewaltsam, bald durch Spott und Hohn und auf jede denkbare Weise Alles zu unterdrücken und zu bekämpfen, was, göttlicher Bestimmung gemäß, den Menschen veredeln und vollkommen machen sollte; wenn, sagen wir, diese ganze Reihe hier nur angedeuteter Betrachtungen in's Auge gefaßt wird, so ist die Thatsache um so bewunderungswürdiger, daß der Glaube, daß die Uebung des Gebetes nicht nur nicht in unserm Volke ausgetilgt werden konnten, sondern sich allenthalben einem Strome gleich, der lange in enge Dämme gebannt war, nunmehr Bahn brechen, und die öden Gefilde einer vertrocknenden Vergangenheit neuerdings befruchten. Dieß gilt zunächst für die Schichten der ländlichen Bevölkerung, vorzüglich in den Gebirgsgegenden, wo die Einsamkeit der Höfe den Sinn mehr nach oben kehrt, und noch

*) Wir haben z. B. jüngst Einsicht von dem Tagebuch des katholischen Pfarrers einer ansehnlichen Gemeinde genommen, welche, nach zwanzigjährigem Wirken dieses Mannes, vom Katholicismus im Allgemeinen kaum noch mehr als den Namen bewahrte, und sich während der Revolution, ungeachtet der politisch-conservativen Richtung ihres Pfarrers, auf eben so fanatische, als unverständige Weise betragen hat. In ganz systematischer Weise suchte dieser Pfarrer alljährlich irgend etwas von katholischen Gebräuchen auszumerzen, und dieser Fortschritt ward sorgfältig und selbstgefällig als Sieg über den „ultramontanen Aberglauben" in dem Tagebuche registrirt.

nicht gar zu große Armuth allzu sehr entsittlicht. In den höheren Ständen zeigt sich hier und dort auch ein ernsterer Sinn, doch herrscht im Allgemeinen Genußsucht in diesen Kreisen, neben jenem sentimentalen Christianismus vagus vor, der es der katholischen Kirche nun einmal nicht verzeihen kann, so „anmaßend" zu seyn, sich ausschließlich im Besitze der Wahrheit zu glauben. Daß diese Richtung mächtige, wenn auch nicht direkte Unterstützung findet, läßt sich denken.

Wir hegen indessen die sichere Hoffnung, daß ein von Gott unmittelbar ausgegangenes Werk der christlichen Wiedergeburt seiner dauernden Segnungen nicht entbehren werde. Der Weg leiblicher Sorge und mancherlei Prüfungen, die Gott zuläßt, führten und führen täglich ganze Schaaren von Gläubigen zu Ihm zurück. Dafür sei der Herr gelobt!

XLVIII.

Die Bilanz aus der badischen Rechnung.

„Es gibt wohl kein unglücklicheres Land, als unser Baden!" — las man jüngst am hohen Mittag der musterstaatlichen Priesterfängerei aus demselben Baden, und politisch gesprochen mag es so seyn. Kirchlich aber ist das Gegentheil wahr. Die erschütternden Nachrichten, welche seit einigen Wochen von dorther kommen, verkünden eben, daß jenes Volk, einer der begabtesten Stämme Deutschlands, durch die Feuertaufe gegangen, daß im Volk das alte Baden gestorben und begraben ist. Seine Leichenfeier macht Epoche in

der Geschichte der allgemeinen religiösen Wiedergeburt *). Mit gesenktem Kopf und hängenden Ohren schleicht das Trauerpferd der Staatsomnipotenz hinter dem Sarge drein; das Geheul der gemietheten Klageweiber zu verspotten ist nicht unsere Sache; es leisten ja die rothen und gothaischen Liebhaber bereits ihr Möglichstes, und die letzten Zehn von Wessenberg's Regiment sticheln in der „Allgemeinen Zeitung" mit giftigen Spitzen: „man habe sehr energisch gedroht, von unbeugsamer Kraft und Entschiedenheit gesprochen", und nun nach allem dem „sehr summarischen Verfahren" das — Resultat? Das Ende vom Liede ist ein offenes officielles Geständniß, daß man solche Widerstandskraft der Kirche nicht zugetraut, und nur „einige zelotischen Geistlichen" vor sich zu haben geglaubt, daß man, gerade auf dem Punkt, wo die festeste Haltung provocirt war, im Gefühle der Ohnmacht den Rückzug antritt, die eingekerkerten Priester losläßt, die „ohne Staatsbewilligung" angeordnete Betstunde für die bedrängte Kirche erlaubt, die hochnothpeinlich verbotene Verlesung des oberhirtlichen Erlasses gegen Erlegung eines Maximums von 10 fl. gestattet, und durch Oesterreich die Milde des heiligen Stuhles anruft.

Aber erzwungen durch die Furcht vor der bedrohlich anwachsenden Entrüstung des Volks, durch die Unmöglichkeit, wenigstens die Hälfte alles Klerus im Lande Monate lang im Kerker zu behalten, nicht aus wiedererwachendem

*) So berichtet die „Kreuzzeitung" den 16. Nov. über dieses „wichtige mouvement des esprits" aus Brüssel: „Wie eine lange Phalanx von scharfgerichteten Geschoßen sehe ich die katholischen Blätter Frankreichs, Englands, Deutschlands, Hollands auf den Lesetischen unserer Cirkel wie Clubs heute ausgebreitet. ... Alle Welt, die gläubige und die ungläubige, die katholische und die protestantische, liest diese Artikel, bespricht sie, lobt sie, tadelt sie, und trägt den Samen religiösen Interesses, der in ihnen ruht, oft unbewußt weiter."

Rechtsgefühle ist dieser Beschluß, und von der maßlosen Verblendung, welche die Regierung von allen Seiten sich vorwerfen lassen mußte, ist wenigstens so viel zurückgeblieben, daß man, wie ein bedeutsamer Artikel der Partei in der „Allgemeinen Zeitung" vom 27. Dez. zu verstehen gibt, gegen den Erzbischof nun, nachdem Hecker's Hinterbliebene und Haus Gotha sich zu schwach erwiesen, einen Bundesgenossen an der „Curie" zu gewinnen vermeint. Man schmeichelt sich: sie werde jetzt in ihrer Weisheit hinter Theiner's Clemens XIV. nicht zurückbleiben gegen die Pombal's, Choiseul's u. s. w. in den deutschen Kleinstaaten unserer Tage, sie, der „die griechisch-russische Kirche seit langem so drohend entgegensteht," könne daher einen „offenen rücksichtslosen, zu allen Consequenzen fortgehenden Kampf auf Einem Punkte" nicht wollen, werde die „Rechte protestantischer Fürsten" achten, und wenn Güte nicht helfen sollte, so droht man bereits mit der compakten Solidarität aller protestantischen Regierungen und Sekten Europa's. Die bisherigen Alliirten werden diese Hoffnungen zu würdigen wissen. Auch der Erzbischof von Freiburg hat an den apostolischen Stuhl appellirt, gegen die (bekanntlich gerade so auch von katholischen Collegen geträumten) „Rechte protestantischer Fürsten", welche „die protestantische Anschauungsweise vom Kirchenregiment auf die katholische Kirche anwenden" und „von Hoheitsrechten über die katholische Kirche" reden, „da es doch nach deren garantirtem Rechte nur Rechte des Staats gibt im Verhältniß zur Kirche, und einem Hoheitsrecht des Staates über sie auf das Entschiedenste widersprochen werden muß." *)

Also den Principienstreit wollte man vor dem Stuhle Petri austragen, nicht etwa bloß anfragen, ob es „Recht" sei, daß der Erzbischof von 729, größtentheils aus dem Patronat alter Bisthümer, Stifte und Klöster stammenden Pfar-

*) Erzbischöflicher Protest vom 14. November.

reien — 24 verleihe, und auch dieß bloß durch persönliches, aus Gnaden verliehenes Recht! Die Antwort hätte man wahrlich wohlfeiler haben können. Ohne ein Exempel staatlicher Willkür, öffentlichen Rechtsbruchs zu geben, dessen Gleichen seit Robespierre's Zeiten kaum mehr gefunden werden dürfte! Ohne einen Landfriedensbruch, der nicht minder gräulich ist und bleibt, weil er unblutig war; ohne standrechtliche Behandlung eidtreuer Priester, ohne ihre Verurtheilung als Aufwiegler, Einkerkerung zu gemeinen Verbrechern, Ausweisung, Heimschubung, je nachdem der Laune der Amtsstube das höchste oder ein niederes Strafmaß gefiel; ohne Verweigerung aller gesetzlichen Rechtswohlthat gerade nur an diese würdigen Männer, wie nie an die rothen Rebellen; ohne Gensdarmerie unter den Kanzeln; ohne Einsperrung unmündiger Kinder, kleiner Schulmädchen, die unter Thränen und lautem Unwillen ihre Religionslehrer am hellen Tage durch die Straßen führen sahen, ohne Verbot für die Schulkinder, an den Kerkern ihrer Seelsorger vorüberzugehen; ohne sklavenwächterische Verfolgung jedes gesprochenen und brieflichen Wortes der Kritik; ohne Knebelung der ausländischen Presse, die nicht gerade ad nutum spricht; ohne die Schmach, bei gesetzlich bestehender Preßfreiheit, alle und jede Besprechung des Conflikts in der inländischen Presse verbieten, allen, auch den kleinsten Druckereien, für die katholische Sache etwas zu drucken, untersagen zu müssen, so daß selbst die Liberalen meinten: „die Regierung sollte das Licht der Oeffentlichkeit nicht scheuen"; ohne alle direkte und indirekte Temporaliensperre und Confiskation; kurz ohne allen revolutionären Bruch des Gesetzes durch die Autorität selbst, welchem übelverstandene Klugheit noch eine Krone aufsetzte, die für alle Zeiten und für alle Lacher unverwelklich bleiben wird. Vergebens erklärte der greise Erzbischof: „er sei der alleinige Urheber aller Ruhestörung, wenn solche vorhanden, er nehme Alles auf seine alten Schultern, ihn solle man zur Verantwortung

ziehen! Klemens August's Wort: „Gottlob! jetzt geschieht Gewalt," stand vor Augen; man dachte die Sache viel pfiffiger zu machen als weiland Preußen; man sagte dem Prälaten: ihn werde man persönlich nicht antasten, nur gegen seine Werkzeuge wolle man verfahren; und indem man der Aufregung wegen das Feuerzeichen auf dem Berge anzustecken sich hütete, setzte man durch Hunderte kleinerer Feuer die ganze Ebene in Brand, zur Beleuchtung staatsomnipotenter — Rechtsgrundsätze!

„Mundtodt" — wollte man so die Kirche in Baden und ihren greisen Oberhirten machen, wie dessen Hirtenbrief selber sagt, an dem auch die „Kreuzzeitung" die wahrhaft apostolische Würde bewundert, und dem die „Allgemeine Zeitung" zugesteht, dieses „wichtigste, vielleicht folgenreichste Dokument in dem Kirchenstreite" habe in der That „erschütternd" gewirkt. Indessen sollten die Adressen des „regierungstreuen" Klerus eingesammelt und endlich dem bischöflichen Greis zu wissen gethan werden: „er sei nahezu isolirt." Man spekulirt auch anderwärts so. Als aber nun in Baden Adressen vom Klerus kamen, da besagten sie nur, daß die weltliche Gewalt nicht vom Eid des Gehorsams gegen den Oberhirten entbinden könne, und daß man diesen Eid gewissenhaft erfüllen werde. Und als der Befehl zur Verkündung der Excommunikation gegen den Oberkirchenrath und den freischärlerisch gesippten Burger in Freiburg erschien, als der Hirtenbrief vom 11. November, jenseits der Grenze gedruckt und durch die Gläubigen von Pfarrsitz zu Pfarrsitz getragen, ankam, da — nun, man kann jetzt in Baden die letzten Mohikaner des süddeutschen Kirchen-Constitutionalismus nach ihrer Quantität an den Fingern herzählen, und, was noch mehr ist, nach ihrer Qualität auf's Haar abschätzen. Sie fallen der allgemeinen Verachtung anheim, und das Volk fängt schon an, ihre Sacra zu meiden.

Die Regierungen könnten an Baden lernen über ihre

wahren Freunde im Klerus.*) Aber auch über ihre wahren Freunde unter den Beamten. Wie überhaupt Jeder, der im Jahre 1848 am lautesten republikanisirte, jetzt der Tapferste gegen die Kirche war, so zeigten insbesondere auch die Beamten jetzt den größten Verfolgungseifer, welche damals am kleinmüthigsten, am treulosesten gewesen waren. Wenn dagegen mehrere Beamten die jüngsten Zumuthungen der Regierung zurückwiesen oder geradezu gegen ihren „verfassungswidrigen Gewissenszwang" protestirten, so kennt alle Welt die Haltung, welche sie in jener trüben Zeit behaupteten, und die Namen mehrerer, z. B. des ritterlichen Frhrn. von Uria, jetzt Stadtdirektors zu Heidelberg, nennt man auch weit über die badischen Grenzen hinaus mit hoher Achtung. Und so verhielt es sich bei allen Klassen. Die Autoritäten konnten nun in die Kirchen gehen, wenn die schmerzliche Ansprache des oberhirtlichen Greises verlesen wurde, und sehen, ob die trüben Mienen und Thränen darüber nicht denselben Personen angehörten, die einst der Revolution mannhaft Widerstand geleistet, und die ihrem Fürsten unter den bittersten Verfolgungen die Treue bewahrt. Wie sehr mußte aber gerade dieses ekle Schauspiel die düstere Stimmung im Volke verbittern, wenn es alle von den Zeiten der badischen Republik her

---

*) Auch der Bericht der „Kreuzzeitung" vom 19. Nov. glaubt besonders hervorheben zu müssen, daß „die ersten Geistlichen, welche von den Strafen getroffen würden, gerade durch die Treue bekannt geworden seien, welche sie in den Jahren 1848 und 1849 der Regierung auch in bösester Zeit gehalten haben;" Kaplan Höll zu Karlsruhe ging, seinen preußischen Orden von 1849 am Talare, in den Kerker. — Was Wunder, wenn die Bauern auf dem Lande, durch die Schergenthaten vor Augen aufgerüttelt, nach Karlsruhe schicken und dort sagen lassen wollten: „sie wüßten nun, was man mit ihnen vorhabe; den Ronge habe man geduldet, den Hecker habe man laufen lassen, aber die braven Geistlichen fange man nun zusammen; man möge machen, was man wolle, lutherisch mache man sie doch nicht."

Compromittirten jetzt nach dem Preise der Loyalität jagen sah gegen eine Handvoll wehrloser und opferwilliger Priester, wenn z. B., wie das wackere „Deutsche Volksblatt“ erzählt, eine Deputation von Gerlachsheim den Amtmann um Losgebung ihres einzigen Geistlichen bat, der ja nur dem geistlichen Obern den beschworenen Gehorsam geleistet, und auf dessen Erwiderung: er habe auch der Regierung den Eid geleistet, eine Stimme im Hintergrund antwortete: „Der Herr Amtmann hat auch der Regierung den Eid geleistet, aber Anno 48 gebrochen!“ Dazu nun die natürliche Frage des Landvolkes, dessen Priester auf mehrere Meilen im Umkreise alle gefänglich weggeführt waren: wer wird die Neugebornen taufen, die Sterbenden versehen, den Todten das Grab einsegnen? — und man wird sich gewiß noch mehr über die Thatsache wundern müssen, daß es bloß und allein das Gewicht moralischer Empörung war, was die revolutionäre Verordnung vom 7. November niederdrückte, als über die Gedankenlosigkeit, mit der sich das Ministerium auf diese einließ.

Offenbar haben jene Lenker des modernen Staats in die neue Zeit sich noch nicht gefunden. Mit Excommunikation gewisser Kirchenschänder drohte der Erzbischof, und er war dabei noch dazu in seinem constitutionellen Recht; aber ein allgemeiner Schrei der Entrüstung über den neuen Hillebrand werde, dachten die Herren, gegen ihn ergehen. Ist es ja erst einige Wochen her, daß in einer preußischen Stadt in unscheinbarer Stille ein als katholischer Priester einst abgefallener Professor starb, bei dessen erstem, mit der ehemaligen Haushälterin, später Gemahlin, erzeugten Sohn der Fürstbischof selber(!) als Pathe stand. In unsern Tagen aber hat sich das öffentliche Rechts- und Sittlichkeitsgefühl denn doch gewaltig emporgehoben, und diese Macht stand jetzt dem Erzbischof zur Seite. Selbst viele von den Gleichgültigen wachten an den Folgen des 7. Novembers auf, und die „Allgemeine Zeitung“ berichtete zum Erstaunen, daß der Con-

flikt sogar auf den Freiburger Theaterbesuch einwirke; von allen Seiten aus dem Auslande trafen Ergebenheits-Adressen von Bischöfen, Priestern und Laien, mit Anerbieten von Geld, Hab und Gut ein; eine Erregung, wie sie selten ist, bemächtigte sich Deutschlands, ja Europa's; der gebildete Janhagel mit seiner Weisheit fand seine Stimmmittel zu schwach, und als das badische Ministerium die Blicke von Millionen weit aufgesperrt auf sich hin gerichtet sah, da schlug es verlegen die Augen nieder und entdeckte seine Blöße ohne Feigenblatt. So war es, und mit ihm die Rothen, Haus Gotha und die gustav-adolfische Sippschaft, geschlagen!

Man spricht viel von den geheimen Absichten der Rothen und Röthlichen im Kirchenstreit; daß man aber darüber des Haupttreibers nicht vergesse, jener Coalition, die ich als die gustav-adolfische bezeichnen will, um sie wohl zu unterscheiden von allen andern protestantischen Richtungen, schon wegen ihres vorherrschend politischen Charakters! Als ihr Moniteur für Baden kann die Darmstädter „Allgemeine Kirchenzeitung" gelten, und was die herrschende gustav-adolfische Verschwörung vom positiven Recht der deutschen Kirche hält, setzte die Darmstädterin seit dem 17. November also an's Licht:

„Jede in Widerspruch mit dem Staatsgesetze tretende Corporation ist staatsgefährlich, der Staat hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sie aufzulösen." „Auch handelt es sich im obschwebenden Streite nicht sowohl um den Rechtspunkt, als um eine Frage politischer Zweckmäßigkeit; der Staat kann keiner Corporation Rechte zugestehen, welche seine höhere sittliche Würde, ja, sein höheres Leben mit dem Untergange bedrohen." „Im Mittelalter war der Staatsbegriff höchst mangelhaft." „Die Bischöfe berufen sich auf den westphälischen Friedensschluß; aber in Gemäßheit desselben hätte die katholische Kirche in den Landesgebieten evangelischer Fürsten eigentlich gar kein Recht*).

*) Der Hirtenbrief des Bischofs von Mainz hebt demnach nicht ohne

Dagegen berufen sie sich auf das einzige positive Recht, auf die Landesverfassungen und Landesgesetzgebungen gar nicht, weil sie wissen, daß vor denselben alle ihre Ansprüche zu Boden fallen müssen." U. s. w.

Daß dieß auch die Principien des badischen Ministeriums seien, braucht das Organ, dessen Hauptstützen unter den Heidelberger Theologen sitzen, keinen Augenblick zu bezweifeln; in der That sind es dieselben, welche die officielle „Karlsruher-Zeitung" bekennt, wenn sie reden darf, und welche der „Schwäbische Mercur" bekennt, der in Baden für den Kirchenstreit officiös war. Auch ist die Darmstädterin bibelfest, und aus ihrer Bibel holt sie die schwersten Argumente gegen den Erzbischof: denn der Herr lehre nicht umsonst Matth. 5, 39: „daß man dem Uebel nicht widerstehen soll", und Petr. 3, 14: daß „Dulden und Ertragen des ihnen zugefügten Unrechts" die Art der Christen sei. Diese Principien bekennt auch die — allgemein für das ministerielle Blatt in Preußen gehaltene Berliner „Zeit", die selbst von „vergilbten Pergamenten des Tridentiner-Concils" zu sprechen wagt; dennoch erklärt sie wieder: als Sache des positiven Rechts, als „reine Rechtsfrage" sei der Handel aufzufassen. Weiß denn die „Zeit" allein nicht, was sonst Jedermann weiß? was auch der erzbischöfliche Hirtenbrief endlich mit dürren Worten ausspricht: daß die Kirche in Baden „förmlich rechtslos erklärt ist", indem das Begleitschreiben zu den Märzerlassen „ausdrücklich besagt: „„wir wollen nicht näher darauf eingehen, was das bestehende Recht besagt, es dürfte genügen, in's Auge zu fassen, was das Wohl des Staates und das der Kirche erheischt"", und da durch diese Verordnungen erklärt ist, daß die Regierung den ganzen Rechtszustand der katholischen Kirche nach Gutdünken abändern könne, wann sie wolle."

---

guten Grund hervor: Baden, „ein altkatholisches Land, das zum Theil ein Erbland der Habsburger ist."

Und jene Gerechten alle sahen dem glänzendsten Siege ihrer Sache mit fester Zuversicht entgegen. Noch am 20. Nov. — wenige Stunden vor der Karlsruher Rückzugs-Sitzung — jauchzte die Darmstädterin der „Charakterfestigkeit unseres trefflichen Regenten und Willensentschlossenheit des Herrn von Wechmar" zu: „allgemeine Freude unter allen Klassen, nur ganz wenige Unverbesserliche ausgenommen", „glücklichsten Erfolg den Starken und Consequenten", Strafe der „Frechheit", der „Unverschämtheit", „Acte offener Auflehnung gegen die Staatsbehörde" zu publiciren, „gründliche Beseitigung der kirchlichen Ruhestörer", „überdieß alle Aussicht, daß der Jesuiten-Ansiedelung in Freiburg ein Ende gemacht werden wird" *) — welche Zukunft für Baden unter dem werdenden „confessionellen Frieden"! Zudem wird man nun hoffentlich allgemein einzusehen gelernt haben, daß „der Ultramontanismus weder conservativ noch staatsrettender Natur" sei!

Mag Herr von Wechmar selber sehen, wie er die in ihren Hoffnungen schmählich getäuschten Helfer vom gustav-adolfischen Bund versöhne; während die Rothen wüthen, die Gothaer grinsen, seufzen und trauern sie am Nesenbache, Neckar und Rhein, sitzen sie weinend unter den jungen Birken am Ufer der reißenden Isar auf ihrer äußersten, hochgestelltesten Hochwacht. Denn als zuverlässig erscheint, daß der verunglückte 7. November nicht etwa bloß für Baden und dessen Kirchenprovinz von großer Bedeutung ist. Es war

---

*) Wirklich wurden diese paar armen Männer, die, selbst nach dem Zeugniß kirchenfeindlicher Beamten, durch ihre Missionen in Baden wahrhaft Wunder gewirkt, zum Danke dafür plötzlich ausgewiesen; die Gründe behielt die löbliche Bureaukratie, auf geschehene Anfrage, in dem Schrein ihrer edlen Herzen beschlossen. Die Verbannten aber haben sich, mit tadellosen Leumundszeugnissen des Freiburger Stadtamts versehen, zu Karlsruhe unter preußischen Schutz gestellt.

einmal ein Versuch zu machen, und wenn Baden voranschritt, so kam es ruhigen Beobachtern von Anfang an vor, als wenn der Gedanke hinter ihm herschleiche: kommst sogar du über den Graben, so ist er mir auch nicht zu breit.*) Die Helfer und Treiber erwarteten auch selbst die ausgedehnteste Nachfolge für Badens muthigen Vorgang**), und waren nicht wenig erbittert über die Verweisung der erzbischöflichen Erklärung v. 4. November auf das Beispiel, das die „Weisheit Sr. Majestät des Königs von Preußen" in der Kirchenfrage gegeben. Was an Zugeständnissen — erwidert die Darmstädterin in innigstem Anschlusse an eine dem bekannten Exminister von Schlayer zugeschriebene Broschüre — „auf dem Wege der Revolution" abgedrungen worden, das werde schon noch seine Retraction finden; „in Zeiten der Ruhe" aber versetze sich kein Staat „den härtesten aller Schläge", und opfere seine Hoheitsrechte „mittelalterlichen Herrschergelüsten." Indeß erschien am 23. November die bestimmte Nachricht von einer Erklärung Würtemberg's, das kurz vorher seine Vergleichswege plötzlich verlassen hatte, daß es nun den „Wünschen" der Denkschrift nachkommen, und mit seinem Bischof „gesondert" verhandeln wolle.

So wäre denn der badische 7. November mit seinen Folgen in jeder Hinsicht ein wesentliches Förderungsmittel

---

*) „Die badische Regierung scheint schon früher daran gedacht zu haben (mit der römischen Curie in unmittelbares Vernehmen sich zu setzen), aber von auch betheiligter Seite, von der es am wenigsten zu erwarten gewesen wäre, von diesem Schritt als wenig Erfolg versprechend, abgemahnt worden zu seyn." Frankfurter-Corresp. vom 21. Nov. in der Allg. Zeitung.

**) Sie hatten bis jetzt wenigstens an Nassau ihre Lust, das seinen Bischof dieser Tage in einer Criminalklage wegen „Erpressung" auf die Missethäter-Bank zog, weil er einem Pfarrverweser aus einem Lokalkirchenfond 1 fl. 30 kr wöchentlicher Stipendien für gestiftete Messen angewiesen, wider Curatel- und Obercuratel-Placet!

der kirchlichen Auferstehung in Deutschland gewesen, und daher in allweg eine segensreiche Schickung des Himmels. Mit um so ahnungsvolleren Empfindungen aber wird die unvermeidlichen politischen Nachwirkungen Jeder betrachten, der nicht der Meinung ist: Gott habe im Paradiese die gegenwärtige Färbung der Karte Deutschlands für das tausendjährige Reich prädestinirt. Wer mußte sich nicht fragen: will man so die Wunden des monarchischen Princips verbinden? will man so auf das unheilschwangere Frühjahr 1854 sich vorbereiten? Man hat in einem Eifer, dessen Motive unbegreiflich sind, sogar den letzten, freilich gebrechlichen Schild weggeworfen, und Herrn von Wechmar, gegen das im Hirtenbrief „absichtlich deutlich hervorgehobene Bestreben, die Person des Regenten von den Maßnahmen seiner Regierung zu trennen," den 18. November die Bezeugung „Höchstihrer besondern Anerkennung" an die Oberkirchenräthe verkünden lassen, mit dem Versichern, „daß der gegen sie ausgesprochenen Excommunikation überall keine staatliche Wirkung zugestanden werde." Man hat noch eine andere, eine antibureaukratische sogar und förmlich protestantische Demonstration von Oben herab gegen die Katholiken hervorgesucht. Seit dem 5. Jänner 1843 nämlich standen der katholische und der protestantische Oberkirchenrath gleichmäßig unter dem Ministerium des Innern. Die Klagen der Protestanten nun über diese bureaukratische Bevormundung wurden erhört und gerade noch am 5. November ein großherzogl. Dekret publicirt, welches die protestantischen „innern Kirchenangelegenheiten" und deren Verwaltung „unmittelbar unter den Landesherrn als obersten Landesbischof stellt." Natürlich hieß es nun in Baden: ob denn nicht, was für das Eine Drittel der Bevölkerung recht, für die zwei andern Drittel billig sei? Die Allherrlichkeits-Sucht wird man freilich davon nie überzeugen, und was soll man sich auch wundern, daß protestantische Souveraine bloß die protestantisch-kirchlichen Freiheits-

bestrebungen im günstigen Lichte betrachten, wenn man sich denkt, daß selbst ein katholischer Fürst auf die Vorstellung, wie auch unter den Akatholiken bedenkliche Unabhängigkeitsgelüste sich kundthäten, antworten könne: „Pah! bin ich ja ihr Bischof!“ Aber um so verständlicher ist die Demonstration; sie besagt, daß die zwei Drittel der Bevölkerung des Landes ihres Glaubens wegen als Stiefkinder in ihrem alten Erbe sich fühlen sollen.

Und solchen klar und bündig genug bezeugten Intentionen, dem 7. November mit seinem ganzen Schweif von Rechtsverhöhnungen gegenüber, muß der Erzbischof in seinem Hirtenbrief ausrufen: „Unsere Bitten um Gewährung des Rechts sind nicht erhört worden an jener Stelle, welche die Schützerin alles Rechtes seyn soll: ein weiterer Rechtszug öffnet sich uns nicht nach dem öffentlichen Rechte Deutschlands!“ Wer denkt dabei nicht an den deutschen Bund! Denn es ist klar, daß eine solche Klage ihm ein Urtheil spricht, das in seiner Tragweite unberechenbar ist. Und doch ist diese Klage seit der traurigen Incompetenz-Erklärung des Bundestags in der von Kettenburgischen Sache, wie die „Deutsche Volkshalle“ ganz richtig ausführt, unumstößlich begründet; jene Erklärung war nicht umsonst ein Werk der deutschen Politik Preußens. Bundesschutz gegen souveraine Willkür und den schreiendsten Bruch des öffentlichen Rechts, wie er nun in Baden für alle Zeiten unvergeßlich vorliegt*), müßten deutsche Katholiken hinfort in Berlin anrufen, etwa unterstützt durch die Principien der „Zeit“ in irgend einer prinzlichen Maurerloge. Keime des Unheils, welche näher zu verfolgen uns erlassen werden möge!

*) Mit Recht bemerkt Herr von Florencourt in der „Volkshalle“ vom 20. Nov.: „Sicher würde die badische Regierung nicht so weit gegangen seyn, wenn sie sich nicht als unabhängig betrachtet hätte. Von dem Augenblicke an, wo sie wußte, daß sie keine höhere Rechtsinstanz in der kirchlichen Rechtsfrage mehr über sich hatte, und daß ihr Wille allein in letzter Instanz maßgebend sei, bildete sich auch ihr Angriffsplan gegen die Kirche aus.“

XLIX.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

II.

Johann Arndt.

(Schluß.)

Es wird bekanntlich von Friedrich II. erzählt, daß er nach Beiwohnung eines Hochamtes in Breslau gesagt habe, die Katholiken allein verehrten Gott als Gott, von den beiden protestantischen Confessionen behandelten ihn die eine als ihren Despoten, die andere als ihren Knecht. Soviel ist jedenfalls wahr, daß der katholische Cultus nicht allein eine ganz andere Lehre vom Menschen, sondern auch ein ganz anderes Verhältniß des Menschen zu Gott, Gottes zu den Menschen, und in letzter Instanz einen ganz andern Gott zur Voraussetzung hat, als der Protestantismus kennt. Aehnlich ist es aber auch mit der Lehre: die Lehren des Protestantismus, in denen er sich von der Kirche unterscheidet, mögen sich noch so sehr — fast ausschließlich — auf dem Gebiete der religiösen Psychologie bewegen, und einen noch so anthropologischen Charakter an sich tragen: dennoch betreffen sie nicht allein die Lehre vom Menschen, sondern an sich, nach der Natur der Sache, viel mehr noch das Verhältniß des Menschen zu Gott, und in letzter Instanz Gott selbst,

als von Welchem der Mensch und Alles, was in ihm ist, nicht bloß ein Mal im einmaligen Act der Schöpfung ausgegangen ist, sondern stets ausgeht in der präsenten Wirklichkeit eines nie unterbrochenen realen Zusammenhangs. Wenn nun die protestantische Häresie sich so sehr auf das Gebiet der Anthropologie beschränkt, daß ihre Unterscheidungs-Lehren über Christus mehr nur als Folgerungen ihrer Lehre vom Menschen erscheinen, so gehört das wohl sehr wesentlich mit zu ihrem falschen Standpunkt, ja es ist vielleicht diese Hervorhebung des Menschen als Substrats und Subjects der Lehre der eigentliche innerste Grund und Mittelpunkt, in dem dieser Irrthum bestanden ist und besteht. Wohl wird jede Theologie im engern Sinne, und jede Christologie immer auch eine religiöse Anthropologie bedingen und einschließen: es liegt aber in der Natur der Sache, daß es sich in der Religion vor Allem um Gott und Christus, und dann erst abgeleiteter Weise um die Lehre vom Menschen handelt, daß mit der Lehre von Gott und Christus, dem realen Verhältniß in der objectiven Natur der Sache gemäß, begonnen, und von da erst auf die Lehre vom Menschen herabgestiegen wird, so, daß in der Fassung und praktischen Behandlung aller Lehrgegenstände Gott immer Grund, Mittelpunkt und Ende bleibt, wie er in Wirklichkeit der Erste, Grund, Princip und Ziel alles Seyns ist. Wo es sich aber umgekehrt ereignet, daß der Mensch in der Praxis der Lehre als Substrat, Ziel und Zweck, als das gesetzt wird, um was es eigentlich geht, da scheint uns wenigstens durch die That des Denkens oder Handelns thatsächlich das rechte Verhältniß des Menschen zu Gott verrückt und wegen dieser aller Religion vorausgesetzten Grundbeziehung eine gesunde Lehre rein unmöglich zu seyn. Demgemäß scheint uns eine klare Einsicht in das Grundwesen der protestantischen Irrthümer und eine radikale Aufhebung derselben erst dadurch möglich zu werden, daß das Bewußtseyn den ganzen Standpunkt,

d. h. die Hervorhebung des Menschen als wesentlichsten Substrats im Act des Denkens, als irrig erkennt, und, diesen Standpunkt, diese vorzugsweise Betonung des Menschen in der Behandlung der Lehre aufgebend, die anthropologischen Fragen auf (im engern Sinn) theologische und christologische zurückführt, d. i. nicht mehr am Menschen die Frage stellt, sondern an Gott und Christus, z. B. nicht mehr fragt, ob der Christ von Christus auch Gesetze empfangen habe, sondern, ob Christus auch Gesetzgeber sei: wo dann das Erstere aus dem Letztern sich von selbst als Folgerung ergibt. Der ursprüngliche Protestantismus hatte diese Ordnung umgekehrt, er legt den Ton in Fassung der Gegenstände seiner Lehre nicht auf Gott, sondern auf den Menschen, mißt durch die „That" seines praktischen Denkverhaltens diesem eine größere Wichtigkeit bei, als Gott, indem er den Menschen zum Ausgangs- und Mittelpunkte seiner Lehre macht; er verkehrte dadurch in seiner Theorie die Ordnung, welche zwischen Gott und dem Menschen in der realen Wirklichkeit besteht, gab dem Menschen, durch die That des Bewußtseyns, eine falsche Stellung in der Wirklichkeit Gott gegenüber, und machte durch diese falsche Fassung der ersten Grundbestimmung im Begriff seines Subjects, nämlich seines Verhältnisses zu Gott, jedes weitere richtige Urtheil in seinen anthropologischen Fragen völlig unmöglich. Mit andern Worten: der Complex der lutherischen Unterscheidungslehren hat nach einer Seite hin seinen innern, so zu sagen real-metaphysischen Grund in dem überwiegenden Weltbewußtseyn des sechszehnten Jahrhunderts, in welchem die Entdeckung der neuen Welt, die Erneuerung der Bekanntschaft mit der alten, und Anderes als übermächtige Thatsachen auf den schon lau gewordenen Geist der Christenheit einstürmten, und wie durch magnetische Anziehung einen Zwang auf ihn ausübten, durch den dazumal die Völker massenhaft zu einer geistigen Anerkennung der Realität der Welt verführt wurden, die unver-

träglich war mit dem christlichen Gottesbewußtseyn, für welches Gott allein Seyn und Wirklichkeit und Macht im absoluten emphatischen Sinne des Wortes ist. Gerade aus dem Kampfe und Widerstreit des alten christlichen Gottesbewußtseyns mit dem angebrochenen Weltbewußtseyn in Luther's Geiste erklären sich seine Ideen von der Sünde und Rechtfertigung und von der Gnade: eine so absolute Macht und Fortwirkung, wie Luther ihr zuschreibt, konnte die Sünde nur da haben, wo sie von einem Wesen verübt wurde, welches an und für sich eine viel größere Selbstständigkeit und Realität hat, als die heilige Kirche dem Menschen als einem Geschöpfe zuschreibt, welches nicht allein ein Mal von Gott geschaffen, sondern auch in jedem Augenblicke durch die continuirliche Fortsetzung der Schöpfung in der Erhaltung sein Daseyn als eine (mittelbare und unmittelbare) Gnade von ihm empfängt. Die von Luther angenommene geringe Heilkraft des Christenthums zur Reinigung und Heilung und Heiligung des Menschen läßt ebenfalls darauf schließen, daß in Luther's Bewußtseyn der Mensch ein viel entfernteres Verhältniß zu Gott hatte, eine viel größere Realität an und für sich selbst hatte, als ihm die Kirche zuweist, welche bei aller Freiheit, die sie dem Menschen zuschreibt, ihn immer nur in Gott begreift, ihn Gott als sein Geschöpf im stets dauernden und nie aufgehobenen geschöpflichen Verhältniß ein- und unterordnet. Nicht obgleich, sondern gerade weil die Kirche Gott die absolute, unbedingte Ober-Herrschaft zuschreibt, allein wahre und volle Wirklichkeit beilegt, und dagegen der Welt nur ein relatives und abgeleitetes Seyn, und eine in Beziehung auf Gott nur sehr geringe Wichtigkeit und Bedeutung beimißt, sie als Schöpfung so zu sagen nur aufgehoben in Gott betrachtet: gerade eben deßwegen kann sie dem Menschen Freiheit zuschreiben, ohne die Gnade zu verkürzen, und an Gottes Wirksamkeit gleichsam etwas abzubrechen. Das Seyn und Wirken des Menschen als nach der

ursprünglichen Ordnung der Natur und seinem eignen innern Wesen in Gott gesetzt und betrachtet, läßt sich sehr wohl mit der Absolutheit des göttlichen Seyns und Wirkens vereinigen, weil Gott es ist, der das von vornherein als von Ihm im Bewußtseyn abhängig gesetzte Seyn und Wirken in der Wirklichkeit setzt und wirkt; ist es Gott, der auch in der freien Persönlichkeit durch seine Gnade deren Seyn und Wirken will und wirkt, so daß selbst im bösen Menschen demselben nicht die positive Wirkungskraft, sondern nur die Anwendung derselben zugehört, so ist klar, daß die Lehre von der Mitwirkung des Menschen keine Gränze für die Wirksamkeit der Gnade bildet, weil ja eben Gott es ist, der durch seine Gnade die Mitwirkung wirkt. Dagegen läßt sich das freie menschliche Wirken, wenn es nicht von vorn herein an und in dem göttlichen Seyn und Wirken gefaßt wird, als ein in seiner Freiheit von Gott selbst gewolltes und gewirktes, sondern, thatsächlich vom Bewußtseyn außer Gott gefaßt, eine Art selbstständiger Realität für sich beigelegt erhält, dann allerdings nicht mehr mit der unendlichen Wirksamkeit der Gnade vereinigen, weil in diesem Falle durch die erste praktische That des Erkennens der Mensch in ein Verhältniß zu Gott gebracht ist, in dem nur eine äußerliche Berührung, nicht eine innere Vereinigung des menschlichen Wirkens mit der Gnaden-Wirkung Gottes möglich wäre.

Bei solcher Fassung des menschlichen Wirkens ohne Einordnung in das göttliche Wirken erscheint dann natürlich jede Theilnahme der menschlichen Mitwirkung, die sich nach diesem System nicht mehr als mittelbare Gnade begreifen läßt, an dem Geschäfte des Seelenheils als eine Verkürzung der göttlichen Gnade, natürlich, weil die Mitwirkung und Gnade als von einander völlig verschiedene Wirkungen vorausgesetzt werden, deren einer nichts zugeschrieben werden kann, ohne daß der andern eben so viel abgesprochen wird. So hängt also die Lehre von der Allein-Wirksamkeit der Gnade ohne alle

menschliche Mitwirkung auf das genaueste mit jenem vorherrschenden Weltbewußtseyn im Reformationszeitalter zusammen; es erscheint im letzten Grunde diese vorherrschende Betonung der Realität der Welt im Bewußtseyn jener Zeit als die erste Quelle, aus welcher alle jene Irrthümer und Irrlehren, welche dem Menschen alle Freiheit absprechen, hervorgegangen sind, indem sie ihn nicht in Gott begriffen und ihm außer Gott eine Art von Realität zuschrieben, an der die Unendlichkeit Gottes eine Schranke und eine diese selbst verendlichende Grenze gefunden hätte, wenn sie ihn, den Menschen, nicht darniederwürfe und zur ewigen Knechtschaft verdammte. Gerade so wie im ethischen Leben wahre Freiheit und Hoheit nur möglich ist in derjenigen Unterwerfung unter Gott, die in wahrer Demuth die Nichtigkeit und Geringheit des Geschöpfs zugleich mit dem hohen Werth und der Würde des Menschen erkennt und den sich beugenden Geist in das Verhältniß zu Gott bringt, in welchem er durch Unterordnung mit Gott übereinstimmt und in dieser Uebereinstimmung frei ist: gerade so ist auch in der Lehre für den Menschen ein würdiges Verhältniß zu Gott und wahre Freiheit nur dann zu denken möglich, wenn das Bewußtseyn wirklich den Act der entschiedensten Unterwerfung des Menschen und der Welt auch in der Theorie vollzieht und in einem christlichen, nicht pantheistischen Akosmismus die Wirklichkeit und Wichtigkeit der Creatur dem Schöpfer gegenüber auf das Minimum oder Nichts reducirt, welches ihr in Wahrheit und Wirklichkeit zukommt. Weil Luther durch die That seines Denkens den Menschen seiner Realität nach über alle Wahrheit vergrößert hatte, mußte er ihn im Inhalt seiner Lehre, um nicht der Unendlichkeit Gottes zu nahe zu treten, seiner Freiheit und Würde nach über alle Gebühr verkleinern.

Nach den angedeuteten Gesichtspuncten dürfen wir es kurz als einen entschiedenen Fortschritt Arndt's über den ursprünglichen reformatorischen Standpunct bezeichnen, daß in

ihm das Gottesbewußtseyn bedeutend mehr vorherrscht, und daß er eben darum sich selbst und den Christen überhaupt in ein durchaus würdiges Kindes-Verhältniß zu Gott stellt. In seinen Büchern findet sich nichts von jener falschen Demuth, die sich im Kothe wälzt und jene Rabenaas- und Sündenlümmels-Lieder und so unzählige schmutzige Ausdrücke in Luther's und seiner Genossen Schriften erzeugte, mit denen man Gott zu ehren glaubte, wenn man den Menschen nicht demüthigte, sondern entwürdigte. Hier ist nichts von jener so zu sagen sclavischen Servilität, die auch da, wo sie sich in Beziehung auf Gott äußert, jeden Christen anwidern muß, der sich bei allem Gefühl seiner Geringheit, Nichtigkeit und moralischen Unwürdigkeit doch auch seines Werths und seiner Würde und Hoheit als eines Ebenbildes Gottes und Mitbruders Christi bewußt ist; kurz in Arndt ist Nichts von jener Knechtsgesinnung, die sich in Gott nur den Despoten denkt, und deren Erscheinen überall, wo es auch seyn mag, die Religion selbst so abstoßend macht. Bei Arndt ist nicht mehr der Standpunct knechtischer Furcht im Schrecken des Gewissens vorherrschend, sondern das Verhältniß freier Liebe und Gemeinschaft: darum legt er ein so unendliches Gewicht auf die Liebe, der die Reformatoren bekanntlich eine nur sehr untergeordnete und verhältnißmäßig geringe Bedeutung bei ihrer sola fides zugestehen konnten. „Wer Gott liebet, der dienet ihm von Herzen. Wer ihn nicht liebet, der dienet ihm auch nicht, und wenn er auch einen Berg auf den andern trüge“:

„Darum mag dem Menschen nichts Nützlicheres und Besseres geschehen, denn wenn die Liebe Gottes in ihm erwecket wird.“ „Der Glaube soll Alles in einem Christen thun, was er thut, durch die Liebe, wie die Seele Alles thut durch den Leib. Die Seele siehet, schmecket, redet durch den Leib; also soll die Liebe Alles in dir thun. Du issest, trinkest, hörest, redest, strafest, lobest, lasse Alles in der Liebe geschehen, gleich wie es in Christo

war: er that Alles in der Liebe. Siehest du deinen Nächsten an, so siehe ihn mit erbarmender Liebe an; hörest du ihn, höre ihn mit Liebe; redest du mit ihm, so rede mit Erbarmung." (1. Buch, 24. Cap.)

Von der Erfüllung des Gebots der Nächstenliebe macht Arndt im folgenden Capitel desselben Buchs geradezu die Theilnahme an dem Versöhnungstode Christi und die Vergebung der Sünden abhängig: „Also ist allemal ein jeder Mensch nicht sein selbst wegen allein da, sondern auch seines Nächsten wegen. Denn so stark ist das Gebot von der Liebe des Nächsten, daß, wenn es gebrochen wird, so weichet Gottes Liebe von uns, und wird der Mensch stracks von der strengen Gerechtigkeit Gottes gerichtet und verdammt":

„Wenn wir das bedächten: es würde nimmermehr ein Mensch mit dem andern zürnen, und die Sonne über seinem Zorne nicht lassen untergehen, Ephes. 4, 26, denn obwohl Christus mit seinem Tode am Kreuz aller Welt Sünde einmal ganz und vollkommen gebüßet und bezahlet, und also der ewige König uns Allen unsere großen Sünden aus Gnaden geschenket und vergeben hat: dennoch, so wir unsern Bruder hassen, ihn nicht lieben und ihm nicht vergeben, so soll das ganze Verdienst Christi an uns verloren und umsonst seyn, so uns doch zuvor die ewige Seligkeit erworben war durch Christum." . . „Hassest du nun deinen Bruder, so hassest du Gott, der dir solches verboten hat, und so hasset dich Gott wieder. Verachtest du deinen Bruder, so verachtet dich Gott wieder. Und das ist dein Gericht und Verdammniß, und verlierst auf einmal die Vergebung der Sünden, das theure Verdienst Christi und seine Erlösung."

Arndt erhebt noch an vielen andern Stellen die Liebe als die höchste Gabe Gottes (Buch 4, Cap. 11), als die höchste Pflicht des Menschen (Buch 4, Cap. 12), als die Quelle der Freude und Seligkeit (Buch 4, Cap. 36) u. s. w. Seine Bücher sind überhaupt voll der tiefsten Gedanken über Wesen und Wirkungen der Liebe. Nur noch zwei Stellen

erlauben wir uns mitzutheilen, die eine aus dem 17. Cap. des 4. Buchs, welches die Ueberschrift trägt: „daß ein Christ keine Entschuldigung habe, daß er Gott nicht geliebet, entweder aus Unvermögen, oder daß es zu schwere Arbeit sei“:

„Gott hat allen Menschen einen Willen angeschaffen und in demselben die Liebe. Denn kein Mensch ist ohne Willen und ohne Liebe, und kann auch kein Willen ohne Liebe seyn. Denn, was ich liebe, das will ich, und was ich nicht will, das liebe ich nicht. Da aber der Mensch auch von Natur verstehen kann, daß er das Allerbeste lieben soll, und weil Gott das allerbeste und höchste Gut ist, so erkennt der Mensch natürlich, daß er Gott zu lieben schuldig ist, versteht auch die Ursach, warum er Gott lieben soll, weil er von Gott Alles hat, daher die natürliche Verbindlichkeit entspringet.“ „Darum ist nun kein Mensch entschuldigt, daß er Gott nicht geliebt“ u. s. w.

Die andere Stelle entnehmen wir aus dem 4. Gebet des 2. Theils des Paradiesgärtleins:

„Ach gib mir ein solches Herz, daß ich deiner Liebe nimmermehr vergesse, darin gehe, liege, schlafe, wache, stehe und wandele, lebe und sterbe, und in deiner Liebe wieder aufstehe, und darin ewig lebe. Denn deine Liebe ist das ewige Leben und die ewige Ruhe, und das ewige Leben ist nichts anderes, denn deine ewige Liebe. Ach laß dieselbe nimmermehr in meinem Herzen erlöschen, sondern immer größer werden, daß in meiner Seele nichts mehr sei, leuchte, lebe, scheine, denn deine Liebe; daß ich vor Liebe meine Thränen vergieße, wie Maria Magdalena, und dich mit Freuden aufnehme in das Haus meines Herzens, wie Zachäus. Ach du hast Niemand jemals verschmähet, du Liebhaber der Menschen; verschmähe mich auch nicht. Ich bin zwar nicht werth, daß ich dich liebe, oder von dir geliebt werde, ich elender Wurm, mache du mich aber durch deine Liebe würdig. Reinige mein Herz von aller Creaturliebe zu dir, daß du meine Liebe allein seiest, meine Freude, meine Hoffnung, meine Stärke, mein Licht, mein Heil, mein Leben, mein Arzt, meine Speise, mein Trank, mein Hirte, mein Schutz, meine Kraft, mein Schatz und ewiger Reichthum.

O! selig bin ich, wenn ich in deiner Liebe bleibe, damit du mich liebest! O heilig bin ich, wenn ich dich allezeit liebe! O unselig bin ich, wenn ich aus deiner Liebe falle! So verliere ich mein höchstes Gut, und komme von dem Licht in die Finsterniß, vom Leben in den ewigen Tod. O du reine göttliche Liebe, entzünde mein Herz, erleuchte meinen Verstand, heilige meinen Willen, erfreue mein Gedächtniß, und vereinige mich mit dir ewiglich, Amen."

Wo Liebe ist, da ist Gemeinschaft, denn die Liebe ist die Gemeinschaft selbst in ihrem Princip und Grund. Wer sich zur Liebe bekennt, der bekennt sich zur Gemeinschaft, und wer die Liebe in ihrer Wichtigkeit und Bedeutung für das religiöse Leben oder in irgend welcher anderen Beziehung herabsetzt, der läugnet in eben demselben Verhältniß den Werth und die Bedeutung der Gemeinschaft. Es ist daher ganz natürlich und so zu sagen consequent, daß der Protestantismus, der mit seiner Theorie vom Glauben die Liebe nicht mehr als die Alles gestaltende und belebende Seele der christlichen Religion anerkennen wollte und dieser höchsten der göttlichen Tugenden eine sehr untergeordnete Stellung und Wirksamkeit im Heilsleben anwies, auch das Wesen der Gemeinschaft gänzlich verkannte und ihre Bedeutung fast auf ein Minimum reducirte.

Die protestantische Verkennung des innerlichen Wesens der Gemeinschaft legt sich schon von Anfang klar dar in der Imputations-Theorie, als in welcher das Verhältniß des Menschen zu Christus nicht als eine wirkliche innere persönliche Gemeinschaft, sondern als eine äußere Beziehung der Art erfaßt wurde, wie sie unter den äußerlich juridischen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft stattfindet; Christus bezahlt für uns unsere Schuld und läßt sich von seinen unendlichen Verdiensten abrechnen und uns zurechnen, was wir leisten müßten, aber nicht leisten können, um selig zu werden. Das ist die äußerlichste aller äußerlichen Vorstellungen, welche über dies Verhältniß nur möglich ist; die Genugthuung und das

Verdienst Christi auf der einen, unsere Schuld auf der andern Seite, sind hier rein als äußerliche Sachen gefaßt, die gegen einander abgewogen und mit einander ausgeglichen werden in derselben äußerlichen Art und Weise, wie zwei Kaufleute ihre Waaren austauschen. Gott ist in dieser Rechtfertigungs-Ansicht als ein Rechner aufgefaßt, der Buch führt und dem Menschen, der durch den Glauben Besitz ergreift von der wie ein sachliches Object dargebotenen Genugthuung Christi, dieselbe als sein Eigenthum zu- und auf den Credit seines Conto's gutschreibt, ohne in irgend welches andere persönliche Verhältniß mit ihm zu treten, als das ist, in welchem der gewöhnliche Kaufmann mit seinem Schuldner steht, in welchem die Beziehung zwischen den Personen vermittelt und unterbrochen ist durch ihre beiderseitige Beziehung zu den Sachen und Gütern, wobei dann das sachliche Verhältniß herrscht und übergeordnet ist der persönlichen Verbindung; das Verhältniß des Menschen zu Gott und Christus, und Gottes zu den Menschen, ja sogar das zwischen Gott und Christus ist kein anderes, als das, welches dem täglichen Verkehr des bürgerlichen Lebens und der äußern Rechtsordnung zu Grunde liegt; von der Erkenntniß einer innern, wirklichen und wesentlichen Gemeinschaft des Menschen mit Gott in Christus ist dabei gar keine Rede, ja eine solche wird eben gerade dadurch, daß in der Imputationslehre ihr völliges Gegentheil als bestehendes Verhältniß aufgestellt wird, völlig ausgeschlossen.

Natürlich lehrt Arndt ein ganz anderes Verhältniß des Menschen zu Gott in Christus, als das, auf welches sich jene lutherische Imputationslehre gründet; er stimmt keineswegs mit dieser überein, und wenn er allerdings auch nicht über alle und jede reformatorische Imputations-Vorstellung hinauskommt, so läßt er die Zurechnung des stellvertretenden Leidens und Verdienstes Christi doch nicht mehr bloß im göttlichen Verstande geschehen, sondern gibt derselben eine reale

Basis, indem er lehrt, daß Christus sich selbst wirklich und leibhaftig als der Christus, welcher für sie gelitten und Alles verdient hat, mit den Menschen innerlich verbinde; in dieser realen Verbindung mit Christus und kraft derselben wird dann der Mensch von Gott für gerecht erklärt, weil er es kraft derselben wirklich ist. Ueber die Art, wie der Mensch in dieser Verbindung gerecht und heilig wird und ist, über das Wesen dieser Verbindung selbst ꝛc., darüber hat Arndt allerdings Vorstellungen, die noch lange nicht katholisch sind, und auf einer in jener mit pantheistischen Denkweisen erfüllten Zeit leicht erklärlichen Verkennung des Wesens der Persönlichkeit, der persönlichen Gemeinschaft und des Verhältnisses des Einzelnen zur Gemeinschaft beruhen.*) Arndt

---

*) Ueber das Wesen der Persönlichkeit und ihr Verhältniß zur Gemeinschaft in abstracto finden sich sehr vortreffliche und lehrreiche Entwicklungen in dem Werkchen: „Die Grundlehre des Heils, entwickelt aus dem Princip der Liebe, von Ludwig Schöberlein. Stuttgart. Verlag von Lieschnig 1848." Indem der Verfasser die allgemeinen principiellen Verhältnisse, welche, in der Natur der Sache gegeben, der christlichen Lehre vom Verhältniß des Menschen zu Gott in Offenbarung, Rechtfertigung, Heiligung u. s. w. zu Grunde liegen, auf abstracte Weise nach unserm Urtheil im Ganzen höchst richtig auffaßt, kommt er zu Resultaten, die gar manche Annäherung an die katholische Lehre enthalten. So schreibt Schöberlein, um nur Eines zu erwähnen, der Buße eine „verdienstliche Kraft" zu, indem er aber bemerkt, daß das Wort „Verdienst" in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott einen andern Sinn habe, als in unsern irdischen Verhältnissen (S. 132 u. 133 der erwähnten Schrift). Schöberlein hebt auch (S. 87 u. ff.) an andern Stellen treffend den Unterschied hervor, der zwischen den innern Verhältnissen des Reiches Gottes, und den nur äußerlichen bürgerlichen Rechtsbeziehungen besteht, und versteht es trefflich, den durch verbürgerlichte Fassung entstellten religiösen Begriffs-Bezeichnungen wieder ihren rechten Sinn zu restituiren, indem er die ganze christliche Lehre auf die innern wahren Grundverhältnisse des Reiches Gottes bezieht. Doch geschieht dieß Alles nur in der Sphäre der

hat über die Beschaffenheit der realen Verbindung, welche zwischen Christus und dem Menschen besteht, vielfach Osian-der'sche Vorstellungen; der Mensch wird allerdings wirklich gerecht und heilig durch Christus, aber nicht für seine Person an sich selbst; Christus theilt nicht wirklich Seine Gerechtigkeit, Heiligkeit dem Menschen zu s e i n e m, durch freie Aneignung persönlich werdenden Eigenthum mit, sondern Christus, wie er objektiv an und für sich ist, ist und bleibt des Menschen Gerechtigkeit, die ihn wie ein Kleid zwar wirklich bedeckt, aber nicht wie eine inhärirende Eigenschaft in den Menschen an und für sich selbst übergeht, ihn an und für sich selbst gerecht macht.

Aus dieser Vorstellungsweise, bei der die lutherische Imputationslehre noch sichtbar und nicht völlig überwunden ist, kommen dann solche auffallenden Aeußerungen, wie: daß „wir unsere Heiligkeit weit über aller Engel Reinigkeit und Heiligkeit setzen sollen, denn sie ist Christus selbst." (Buch I. cap. 22). Natürlich, wenn Christus, wie er objectiv an sich die Gerechtigkeit, Heiligkeit selbst ist, so auch durch die Verbindung, die wir mit ihm haben, unmittelbar unsere Gerechtigkeit ist; wenn unsere Verbindung mit Christus nicht sowohl ein persönliches Verhältniß ist, in dem er Seine Gerechtigkeit uns mittheilt und zu eigen macht, als vielmehr ein Kanal, durch welchen Seine Heiligkeit unmittelbar in uns überfließt und uns überschüttet, und dabei immer doch Christi

reinen Ideen und abstracten Principien, und es ist sehr zu verwundern und zu bedauern, wie der Verfasser, wo er hin und wieder einmal auf kirchliche Thatsachen zu sprechen kommt, in den thatsächlichen katholischen Lehren die Principien nicht wieder zu erkennen vermag, die er eben selbst entwickelt hat, und die wirkliche Heilslehre der Kirche praktisch falsch auffaßt, während er sie in der Theorie in sehr wesentlichen Punkten wider Wissen und Willen vertheidigt.

Gerechtigkeit so ganz bleibt, daß wir von einem Tropfen derselben berührt des ganzen Christus ganze Heiligkeit haben — natürlich wäre dann nach solcher Vorstellung unsere Gerechtigkeit größer als die der Engel, so groß als Christus selbst. Doch darf man sich durch solche ungeheuerlichen einzelnen Meinungen in der Beurtheilung des ganzen Standpunkts Arndts nicht irre machen lassen, schon darum nicht, weil Alles, was bloße Meinung und Ansicht ist, bei ihm eine sehr geringe Bedeutung hat! Arndt ist eben viel mehr praktischer Christ, als Theoretiker; mit praktischem Glauben hat er Christus ergriffen, nach der Bibel und verschiedenen Kirchenlehrern und katholischen Asceten ergreift er praktisch den ordo salutis, wie er von diesen gezeigt wird, und als Thatsache in der Natur der Dinge liegt; erst später ist er auch mit Bewußtseyn an die vorher praktisch gefaßten Thatsachen getreten und hat sie mit Meinungen in Verbindung gesetzt, die, der Häresie angehörig, allerdings falsch waren, aber als Meinungen bei Arndt, dem religiösen Praktiker, immer nur eine untergeordnete Bedeutung haben und ihn nicht hindern, den im Glauben ergriffenen ordo salutis praktisch festzuhalten, Andern zu zeigen, und ihnen in praktischer Weise Anweisung zur Befolgung desselben zu geben. Darum, weil bei Arndt das dogmatische Denken nur die secundäre Bedeutung hat, Etwas, was im Glauben vorher schon da ist, hinterher zu erklären ꝛc., sind falsche Meinungen bei ihm von viel geringerem Belang, als bei mehr theoretischen Geistern, die eben, weil es ihnen mehr um ihre Ansichten, als um die Sache geht, oder die doch im günstigeren Fall in den Ansichten die Sachen selbst zu haben glauben, in ihren Meinungen und Theorien das Richtmaaß auch für ihr praktisches Verhalten finden, und deren religiöse Richtung daher mit größerm Recht nach ihren Meinungen beurtheilt werden kann. Irrthümer des Erkennens sind allerdings auch bei praktischen Naturen nicht ohne großen schädlichen Einfluß, sie bedingen eine Incongruenz

zwischen Seyn und Bewußtseyn, welche die Kraft ihres Handelns lähmt, die Reinheit ihres Strebens entstellt, und seine Wirksamkeit schwächt und eine höchst nachtheilige Entzweiung in den Menschen bringt. Wir sehen, um ein praktisches Beispiel dieses Mißverhältnisses und seiner Folgen aus einem andern Gebiete anzuführen, daß praktische Politiker in ihrer Praxis ganz conservativ sind, ihren wirklichen Staat auch wirklich in allem Ernste zum Gegenstand ihres praktischen Wollens und Wirkens haben, seine Erhaltung und Förderung auf den Wegen und mit den Mitteln anstreben, die in seinem wirklichen Verhältniß in der concreten Natur der Sache liegen, und dabei doch mit ihrem wirklichen Thun ein ihm ganz widersprechendes incongruentes Bewußtseyn verbinden, welches nicht aus der Natur der Sache, sondern aus den Zeitmeinungen genommen ist und mit ihrem Wollen und Wirken nicht übereinstimmt, sondern demselben widerspricht. Wir sehen aber auch, wie solche Incongruenz zwischen dem praktischen Streben und dem Bewußtseyn in sonst ganz energischen Männern die durchgreifende Kraft des Handelns knickt, und die ehrlichsten Personen, sobald sie in den Fall kommen, ihr praktisches Streben durch ihr falsches Bewußtseyn rechtfertigen und motiviren zu müssen, in den Schein und Verdacht einer Unredlichkeit und Unwahrhaftigkeit bringt, die der Aus- und Durchführung auch der besten Intentionen die größten Hindernisse in den Weg legen u. s. w. Gerade so nun, wie sich bei einem praktischen Staatsmann mit z. B. constitutionellen Ansichten, der etwa den preußischen oder österreichischen Staat mehr will und liebt, als die constitutionelle Theorie, und nach den wirklichen, in der Natur der concreten Thatsache seines Staats liegenden Verhältnissen praktisch handelt, durchaus nicht sagen läßt, daß er constitutionell sei: gerade so läßt sich von einem Praktiker in der Religion, der die wirklichen Verhältnisse in den Wegen des Heils praktisch faßt und beschreibt, und Andere auf die im Verhältniß

des Menschen zu Gott thatsächlich gegebenen Bedingungen und Methoden eines heiligen Lebens hinweist, durchaus nicht behaupten, daß er dies oder das sei, wenn er auch theoretisch diese oder jene seinem Thun widersprechenden Ansichten ausspricht. Nur bedauern läßt sich in beiden Fällen die Incongruenz des Bewußtseyns mit dem Seyn, das Vorhandenseyn eines Bewußtseyns, welches die Thatsachen, die in concreto der wirkliche Gegenstand des Lehrens und Strebens sind, nicht deckt und dadurch eine unheilvolle Entzweiung und eine gewisse innere Unwahrheit in den Menschen hineinbringt, die größer oder kleiner seyn kann, immer aber eine Entstellung und ein Hinderniß der Kraftäußerung und Wirksamkeit dessen ist, was er auf praktischem Wege in Wahrheit gefunden hat und festhält. Das Vorkommen einiger falschen Meinungen über die Art und Beschaffenheit der realen Verbindung, in der der Mensch mit Christus steht, scheint uns demnach bei dem praktischen Arndt gar nicht zu sehr in Anschlag zu kommen. In wie fern diese, die Integrität der gottmenschlichen Persönlichkeit auf der einen, die Integrität der menschlichen Persönlichkeit auf der andern Seite nicht hinlänglich wahrende Auffassung doch einen wirklichen Einfluß auf Arndt und seine Darstellung des christlichen Lebens gehabt, können wir um so eher unerörtert lassen, als selbst diese falsche Auffassung im Vergleich mit dem ursprünglichen Protestantismus einen sehr wesentlichen Fortschritt und Annäherung zur katholischen Lehre enthält. Dieser Fortschritt und diese Annäherung besteht aber nach unserer Auffassung darin, daß in der erwähnten Lehransicht, bei allen falschen Vorstellungen über die Art und Beschaffenheit der realen Verbindung zwischen Christus und dem Menschen, überhaupt doch eine solche reale Verbindung festgehalten wird, während der ursprüngliche Protestantismus mit seiner Imputationstheorie, soweit dieselbe reicht, eine solche läugnet. Die kirchliche Lehre von der Mittheilung und Aneignung des Heils hat in allen

ihren Momenten eine wirkliche persönliche Gemeinschaft des Menschen mit Christus zur Voraussetzung, sie stellt das ganze Leben des Christen als eine fortgehende Communication mit Christus dar, und gerade auf diese Fassung des Verhältnisses des Menschen zu Christus gründen sich alle jene Lehren von der Sünden-Vergebung, Heiligung, von dem Verdienste rc., welche Luther bekämpfte, und Luther bekämpfte sie, weil er gerade dieses persönliche Gemeinschafts-Verhältniß des Menschen nicht begriff, sondern mit seinem in den äußerlichen Verhältnissen der Welt festgebannten Verstande nur solche persönlichen Beziehungen kannte, wie das äußerliche Rechtsleben sie voraussetzt. Diese Art von Beziehungen übertrug er auf das Verhältniß des Menschen zu Gott — daher seine Lehre von der Imputation, welche schon Osiander „ein pur lauteres Nichts" nannte, und im Vergleich mit der es jedenfalls ein unendlicher Fortschritt und eine große Wieder-Annäherung an die katholische Lehre genannt werden muß, wenn Arndt überhaupt wieder seiner ganzen Auffassung des Christenthums eine reale, wirkliche und wesentliche Verbindung des Menschen mit Christus zu Grunde legt, und nicht sowohl psychische Zustände und Acte, sondern die Gemeinschaft mit Christus als die reale Ursache der Erlösung betont.

Etwas Anderes ist es, wenn gelehrt wird, daß wir durch die im Glauben eingegangene Gemeinschaft Christi erlöst und selig rc. werden, und durch den Glauben mittelbar, sofern wir durch denselben in die Gemeinschaft Christi gelangen: und etwas Anderes sagt die Behauptung, daß wir durch den Glauben als solchen der Vergebung rc. theilhaft würden; das Letztere war die gewöhnliche Vorstellung der Reformatoren, wie sich das am deutlichsten in ihrer Vorstellung vom werkzeuglichen Glauben zeigt. Nach dieser Vorstellung ist nämlich der Glaube zwar nicht durch seine eigene innere Kraft rechtfertigend, wohl aber das Mittel und Organ, durch welches der Mensch die Rechtfertigung in Christo

als ein äußerlich dargebotenes Object ergreift; Christus ist hier als reines Object gedacht, der Glaube ist das Gefäß, durch welches der Mensch Christum in sich aufnimmt, der Mensch ist Subject und steht zu Christus in Beziehung seines Glaubens in dem Verhältniß eines Subjects zu seinem äußern Object, während nach der andern Seite hin Gott als das allein thätige Subject vorgestellt wird, der Mensch als das reine leidentliche Object. Durch diese Fassung der Beziehung des Menschen zu Christus als eines Subjects zu seinem Object ist das Verhältniß der persönlichen Gemeinschaft mittelbar und folgerungsweise ausgeschlossen; der Glaube ist nicht rechtfertigend dadurch, daß in ihm und durch ihn der Mensch in die Gemeinschaft mit Christo eingeht, sondern dadurch, daß er das Instrument ist, durch welches der Mensch von Christo als einem Eigenthume in der Art Besitz ergreift, wie der Wille des Menschen irgend welche äußeren Gegenstände dadurch occupirt, daß er sich in sie als in sein Object hineinlegt. Nach der katholischen Lehre steht der Mensch zu Christus weder in dem Verhältniß eines Subjects, noch eines bloßen Objects; das Verhältniß zwischen beiden ist viel höherer Art, es ist das Verhältniß der persönlichen Gemeinschaft, deren Glieder in ihrer Beziehung zu einander sich nicht als bloße Objecte und Subjecte zu einander verhalten, sondern in einer Beziehung stehen, der in abstracto, an sich betrachtet, nach einer Seite hin ungefähr das entspricht, was in der Schelling-Hegel'schen Philosophie, von ganz anderm Standpunkt und in ganz anderer Anwendung, als ein die untergeordnete Beziehung zwischen Subject und Object in sich aufhebendes, als ein in ihrer Einheit sie umfassendes höheres Verhältniß zum wissenschaftlichen Selbstbewußtseyn gebracht worden ist. In dem Verhältniß persönlicher Gemeinschaft des Menschen mit Christus ist es Christus, der rechtfertigt, durch die Gemeinschaft, die er in der Menschheit mit den Einzelnen eingeht, in der er ihnen sich selbst als Lehrer,

Versöhner und das Leben mittheilt, wenn sie ihrerseits diese dargebotene Gemeinschaft durch den lebendigen Glauben in der Annahme Seiner Offenbarung eingehen, Seine Gnaden und Gaben annehmen und sich ihm wieder geben. Der Glaube rechtfertigt also, sofern er uns in die reelle Gemeinschaft mit Christus versetzt; diese Gemeinschaft ist es, in und durch welche Gott uns rechtfertigt, nicht durch Glauben an und für sich als Fürwahrhalten, noch auch als Instrument zur Ergreifung der als Sache gedachten Rechtfertigung. Der Protestantismus hatte dieß Verhältniß gänzlich umgekehrt, hatte praktisch den Ton, statt auf die Gemeinschaft mit Christus, auf den „Glauben" gelegt, und die subjective Erforderniß zur Erlangung jener Gemeinschaft als die Hauptsache in den Vordergrund gestellt, und die Theilnahme an der Erlösung, statt an unser Verhältniß zu Christus, an den psychischen actus und habitus geknüpft, in und durch welchen sich jenes Verhältniß erst herstellt und begründet. Daher erklärt sich unter Anderm auch gar leicht, warum Luther die fides charitate formata als Bedingung der Seligkeit verwarf. Weil er nämlich nicht die Rechtfertigung in die Gemeinschaft mit Christo setzte, konnte er natürlich nicht verstehen, daß der Glaube nur darum rechtfertigt, weil er diese Gemeinschaft bedingt, daß er also nothwendig die Liebe enthalten muß, weil eben diese das die Gemeinschaft herstellende Moment im Glauben, die Gemeinschaft selbst ist. Die Vorstellung, daß Christus nur als ein äußeres Object zu ergreifen sei, läßt nur den instrumentalen Glauben zu. Der Protestantismus hatte also auch auf diesem Punkte durch die praktische That seines Bewußtseyns die persönliche Gemeinschaft mit Christus geläugnet, und ein ganz anderes Verhältniß an ihre Stelle gesetzt. Wir halten diese Läugnung und Verkehrung des schon durch die Ordnung der Natur bedingten Grundverhältnisses zwischen Christus und dem Menschen als einer reellen persönlichen Gemeinschaft für den

Mittelpunkt aller protestantischen Irrthümer, und ihren ersten und allgemeinsten Erklärungsgrund; darum meinen wir, daß Arndt durch seine obgleich fehlerhafte Grundansicht von einer wesentlichen und innern Vereinigung des Gläubigen mit Christus, auf welche er die „reelle Zudeckung“ der Sünden, die Heiligung u. s. w. zurückführt, das innerste Wesen der protestantischen Lehren durchbrochen und in sich aufgehoben hat *).

Wie Arndt das Ziel der Erlösung in der Vereinigung mit Gott sieht, die Reinigung, Heiligung u. s. w. erst aus dieser Vereinigung ableitet, indem er lehrt, daß Gott Mensch geworden, „auf daß er uns durch sich selbst mit Gott wieder vereinigte und des höchsten Gutes theilhaftig machte“ (Buch 1, Cap. 11), so sieht er auch in der kirchlichen Vereinigung mit Christo, als dem Haupte, die Bedingung des Lebens:

---

*) Wir läugnen durchaus nicht, daß bis zur Stunde eine große Zahl vortrefflicher protestantischen Christen, wie Arndt, Grund und Ziel der Erlösung in die wirkliche und wesentliche Gemeinschaft mit Christus setzen; wir läugnen nur, daß dieser Standpunkt der ursprünglich protestantische, mit den orthodoxen Lehren des ächten Lutherthums vereinbare sei, da sich dessen Begriffe vom Glauben der Rechtfertigung, Heiligung rc. nicht auf die reelle persönliche Gemeinschaft mit Christo als Momente, Seiten, Erscheinungsweisen derselben zurückführen lassen. Protestantische Theologen mögen immerhin lehren, daß die Vereinigung mit Gott in der Rechtfertigung, Heiligung rc. gesetzt sei: sie werden nicht beweisen können, daß vice versa die Rechtfertigung rc. nach ihrem Begriff, wenn derselbe anders der alt lutherische oder calvinische ist, in der Vereinigung enthalten und gesetzt sei. Wer das Letztere behauptet, befindet sich nach unserer Ansicht innerlich nicht mehr auf protestantischem Boden, und wenn das heute in diesem Punkte mit sehr vielen protestantischen Christen der Fall zu seyn scheint, so ist das um so erfreulicher, als sich andrerseits, und zwar gerade unter den heutigen Pietisten, vielfach auch eine Richtung kundgibt, die im Gegensatz gegen die Väter des Pietismus das Heil nicht in der Gemeinschaft mit Gott sucht, sondern das Hauptgewicht auf psychische Zustände legt.

„Wer sich nicht der christlichen Liebe befleißiget, der trennt sich von dem geistlichen Leibe Christi, der Kirchen, und wird verlustig aller Wohlthaten Christi Eph. 4, 5: Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott, Ein Herr rc. Denn gleichwie die Glieder, so vom Haupte getrennt sind, nicht können des Hauptes Kraft und Leben empfinden, sondern sind todt: also alle, die nicht in der Liebe leben, trennen sich von dem einzigen Haupte Christo, und können seines Lebens Bewegung und Fülle nicht theilhaftig werden.“ (Buch 1, Cap. 26.) „Wer nun in der Liebe nicht lebet, der ist ein todtes Glied am Leibe Christi. Wie ein todtes Glied am natürlichen Leibe nicht erwärmt wird durch die natürliche Wärme, und deßwegen kein Leben an sich hat, also, wer nicht in der Liebe lebet, der hat das geistliche Leben Christi nicht, und ist todt, Gott und Christo abgestorben, denn er hat keinen Glauben, und ist als ein verdorrter Rebe am Weinstock, Joh. 15, 6, hat auch kein Theil an Gott, Christo und dem heiligen Geiste, an der heiligen christlichen Kirche, und am ewigen Leben, kann auch nimmermehr hinkommen da Gott ist, als der die Liebe selbst ist.“ (1. Buch, Cap. 32.)

Hier ist allerdings nur von der unsichtbaren oder innern Kirche die Rede, und sollen diese Stellen auch nur zeigen, wie Arndt, weil in der Vereinigung mit Gott, darum auch in der Kirche die reale Grundbedingung des Lebens und der Seligkeit erblickt, wie überhaupt seine Ansicht vom Verhältniß des Menschen zu Christus mit seiner Anschauung von der Kirche zusammenhängt.

Wer das Verhältniß des Menschen zu Christus nicht als eine reelle persönliche Gemeinschaft faßt, kann unmöglich zu einem lebensvollen Begriff auch nur der innern Kirche gelangen, und unterscheidet sich in diesem Lehrpunkte nicht etwa bloß dadurch von der katholischen Lehre, daß er die Kirche als eine unsichtbare faßt, sondern noch viel mehr dadurch, daß er die Kirche als eine Folge aus dem Bekenntniß oder der Heiligkeit hinterher resultiren läßt, und demokratisch aus den einzelnen Gläubigen oder Heiligen zusammensetzt. Nach dieser Vorstellungsweise wird der Mensch zuerst gläubig,

gerecht und heilig, und gehört erst dadurch, daß er das ist, zur innern Kirche; nach dieser Vorstellung ist dann offenbar das Gehören auch zur innern Kirche als eine sehr accidentelle Qualität am Menschen gefaßt, die, unbeschadet seiner Heiligkeit und Seligkeit, da seyn und auch nicht daseyn könnte, gerade so, wie nach gewissen modernen Vorstellungen das Zugehören zur menschlichen Gemeinschaft als etwas sehr Zufälliges und Aeußeres für den einzelnen Menschen gedacht wird. Im Gegensatz zu dieser Vorstellungsweise geht aus den angeführten Stellen Arndt's hervor, daß ihm die Gemeinschaft der Heiligen etwas sehr Wesentliches, mit der Gemeinschaft Christi eine und dieselbe Sache ist, so daß, wer nicht in der Gemeinschaft der (innern) Kirche durch die Liebe bleibt, auch nicht mehr in der Gemeinschaft Christi steht. Dieser Begriff der Kirche ist zwar noch lange nicht der katholische, aber er steht diesem unendlich näher, als die Ansichten vieler Neueren, welche das Heil rein subjectiv fassen, und eben darum dem Verständniß der katholischen Lehre, daß außer der Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen mit Christus und in Christo unter sich, kein Heil und kein Leben sei, bedeutend ferner stehen als Arndt und Alle, die mit ihm wenigstens die innere Gemeinschaft der Gläubigen und Heiligen gebührend anerkennen.

Arndt ist über diesen Begriff der unsichtbaren Kirche nicht hinaus zur wirklichen Kirche gekommen. Er hat über das Verhältniß des Innern zum Aeußern überhaupt mitunter seltsame Vorstellungen. So sagt er z. B. im 4ten Capitel des ersten Buches, wo von der Absterbung der Welt und Kreuzigung des Fleisches rc. die Rede ist: „das sei nicht in ein Kloster laufen und im Herzen eitel Welt bleiben“ u. s. w. Sowie diese Worte dastehen, sollte man wirklich glauben, Arndt hätte nie begriffen, daß Buße thun und in's Kloster gehen zwar nicht dasselbe, aber wenigstens in vielen Fällen nur zwei unterschiedene Seiten an derselben Sache seyn können,

da ja die Entfernung von der Welt an sich selbst eine Aeußerung der innern Buße seyn kann, und andererseits das Klosterleben Gelegenheit, Bedingungen, Wege und Mittel der treuen Mitwirkung zur Erlangung einer höhern Erkenntniß Gottes und aller christlichen Tugenden bietet, die denjenigen, der die allgemeine Buß-Obliegenheit aller Christen in einem besondern Maße zu erfüllen veranlaßt ist, in seiner Mitwirkung gar sehr fördern können. Es kommt eben auf die wirkliche Buße an, weder auf die bloß innere, noch auf die bloß äußere, sondern auf die wirkliche, welche nothwendig eine innere und auch eine äußere Seite hat.

Dieses Verhältniß zwischen Innerm und Aeußerm hat Arndt nicht begriffen, hat es auch an der Kirche nicht begriffen, wie so viele der frömmsten Protestanten es bis auf diese Stunde nicht begreifen, zum großen Theil deßhalb nicht begreifen, weil sie ihr Denken nach der Seite hin, daß es praktisches Thun ist, nicht richtig handhaben, und in verkehrter Fassung des Subjects ihrer Fragen und Untersuchungen bald von der innern, bald von der äußern, nicht aber von der wirklichen Kirche als solcher ausgehen.

Die Kirche ist eine wirkliche, und eben weil sie eine solche ist, hat sie, wie alles Wirkliche, eine innerliche und auch eine äußerliche Seite, die aber beide nicht als verschiedene Sachen außer und neben einander, sondern nur als unterschiedene Seiten an der einen Wirklichkeit der wirklichen Kirche recht zu begreifen sind. Nur wer auf Grund des apostolischen Glaubensbekenntnisses zuerst die Kirche in ihrem Seyn durch den Glauben als eine wirkliche faßt, kann an und in der wirklichen Gemeinschaft der Menschheit mit Christus auch die unterschiedenen Seiten als solche richtig begreifen, zu einem wahren Begriff der äußern und innern Kirche und ihres Verhältnisses zu einander gelangen. Wer aber nur von der äußern, oder nur von der innern ausgeht, beide von vornherein als in der Sache getrennt setzt, der hat gleich

im Anfang seines Denkens einen Irrthum begangen, der ihn, so lange er an demselben festhält, stets verhindern muß, zur wahren Erkenntniß durchzudringen. Daher die ewigen Schwankungen auf protestantischer Seite in der Begriffs-Bestimmung der Kirche, das ewige Her- und Hingehen von dem einen Extrem, der nur innern, zu dem andern, der nur äußern Kirche, die sich natürlich nicht mit einander vereinigen lassen, wenn sie von vornherein als Quasi-Gegensätze auseinander gerissen, und als sachlich getrennte vorausgesetzt werden, wo dann höchstens nur ein Verbindungspunkt in den Personen, nicht aber eine reale Identität in der innern und äußern Kirche als Gemeinschaft, eine reale Identität dieser Gemeinschaft als solcher gefunden und erkannt werden kann.

Nach der katholischen Lehre gründete Christus eine ewige Gemeinschaft mit der Menschheit, und der Menschheit mit sich, die sowohl eine innere, als auch eine äußere Seite hat, aber in beiden Seiten immer realiter dieselbe ist. Wer zur äußern Gemeinschaft gehört, getauft ist u. s. w., gehört darum in sofern nicht nothwendig zur innern, als er durch die Sünde ein todtes Glied, eine dürre Rebe am Weinstock geworden seyn kann. Umgekehrt kann auch ein Christ innerlich zur Kirche gehören, ohne äußerlich actuell in den formellen Verband der sichtbaren Kirche aufgenommen zu seyn, soweit und solange die Trennung von der äußern Kirche nicht seine Schuld ist, nicht auf einer Verläugnung der Wahrheit beruht, weil eben, wie Perrone sagt (Compendium der Dogmatik 1. Band, 2. Cap.), nur die Gerechten zur Seele der Kirche gehören können, also nicht die formalen, als solche mit einer schweren Sünde beladenen Häretiker. So können also schon in den beiden Seiten der streitenden Kirche die Personen verschieden seyn, und doch ist es immer die wirkliche Eine Kirche, oder vielmehr nur eine Sphäre in der einen ganzen wahren Kirche, welche in ihrer triumphirenden,

leidenden, streitenden Sphäre, in ihrer sichtbaren, wie ihrer unsichtbaren Seite immer eine und dieselbe ganze wirkliche Kirche ist. Die Einheit dieser wirklichen Kirche liegt nicht in der Identität der Personen, sondern in der Einheit der Wirklichkeit, der in allen Unterschieden der Personen und Kreise und Seiten identischen Realität, welche die Gemeinschaft Christi mit der Menschheit als solche hat oder vielmehr ist; sie liegt darin, daß die Gemeinschaft, welche Christus mit der Menschheit einging, eben als Gemeinschaft in den verschiedensten Regionen, Seiten und Beziehungen die eine wirkliche Gemeinschaft bleibt. Diese eine wirkliche Gemeinschaft ist aber, da das Innere immer ein Aeußeres voraussetzt, nur als die Kehrseite des Aeußern ein Inneres ist, nothwendig überall auch eine äußere, und auch im Himmel, wie im Purgatorium ist die Kirche geistiger Weise äußerlich und sichtbar für die Anschauung der Seligen, wie sich schon darin ausdrückt, daß sie eben im Himmel, im Reinigungsorte, also nach ihren besonderen Sphären in einem besondern geistigen Zusammenhange ist. Gibt es nun nicht auch auf der Erde einen äußern und sichtbaren Ausdruck der reellen Verbindung der noch streitenden Glieder Christi mit Ihm und Seiner ganzen wirklichen Kirche? Wer von keiner Kirche wüßte, müßte den Mangel eines solchen höchst unwahrscheinlich finden, um so unwahrscheinlicher und unbegreiflicher bei einem Gott, der Selbst in's Fleisch herabgestiegen, und nicht bloß in innerlicher und unsichtbarer Weise, sondern in einer sehr sichtbaren und auch äußern Weise gelebt, gelitten hat und gestorben ist. Wer aber einmal die innere Nothwendigkeit der auch äußern Verwirklichung der Gemeinschaft der Menschen mit Gott anerkennt, der muß auch erkennen können, daß es sich hier nicht um „gleichgültige" Formen handelt, daß vielmehr die äußere Darstellung dem innern Wesen der Gemeinschaft der Menschen mit Gott entsprechen muß, daß die sichtbare Seite in der streitenden Sphäre der Kirche nur dann als

die wahre sichtbare Kirche zu erkennen ist, wenn sie in sichtbarer Weise ihren realen Zusammenhang mit der einen wirklichen ganzen Kirche an sich trägt, und sich eben dadurch auf sichtbare Weise als zu derselben gehörig, als die wahre Kirche Christi kundgibt, als die Kirche beweist, welche, wenn nicht in ihrer sichtbaren Erscheinung, doch in der innern Realität Alle umfaßt, welche zum unsichtbaren Leibe Christi gehören, und in ihrer sichtbaren Wirksamkeit auch für ihre unsichtbaren Glieder das Heil vermittelt. Es gibt also unsichtbare Glieder der sichtbaren Kirche, doch auch diese sind nur theilweise unsichtbar. Auch der Häretiker hat noch einen sichtbaren Zusammenhang mit der Kirche, nämlich in dem durch die heilige Taufe empfangenen Charakter des Christen. Durch die Taufe wird jeder Christ in die sichtbare Kirche eingeführt und bleibt in derselben, wenn er nicht wieder von derselben ausgeschlossen wird. Aber auch, wenn durch das Bekenntniß des Irrthums die Trennung eintritt, so ist er immer doch noch ein unterbundenes Glied, nicht absolut ausgestoßen. In diesem Zustande hat er also immer noch eine gewisse Verbindung mit der Kirche; wenn auch nicht als Vollbürger, nimmt er doch in einer entfernteren Beziehung an ihrem Gebete und ihren Segnungen Theil, zumal, wenn das Bekenntniß des Irrthums, durch welches er sich ausgeschlossen hat, ohne große Schuld von seiner Seite geschehen ist. Groß, sehr groß ist aber und bleibt der Verlust, den auch durch die mehr unverschuldete Entfernung von der Kirche den Häretiker trifft; es fehlt ihm das sakramentalische Leben, die wirkliche Theilnahme an dem Opfer Christi; durch welche außerordentlichen Gnaden Gott dieß für die andere Welt ersetzt, wer mag das wissen: gewiß ist, daß in diesem Leben sich in dem Erkennen, Wollen, Thun, Lehren der materiellen Häretiker Mängel zeigen, die stets sehr deutlich auf das hinweisen, was ihnen fehlt, wenn sie in anderer Beziehung auch noch so sehr zu bewundern sind, und als

verehrungswürdige Vorbilder für einen Katholiken dastehen, als Vorbilder, die manchmal das Gefühl der Beschämung in ihm darüber hervorrufen können, daß er mit ungleich größern Gnadenmitteln noch lange nicht so weit gekommen ist, als sie.

Das Alles gilt insbesondere auch von Arndt, der weder in seiner Lehre, noch in seinem Leben zur wirklichen Gemeinschaft der sichtbaren Kirche kam, aber durch seine tiefsinnigen Bücher vom wahren Christenthum, von seiner Zeit an bis auf unsere Tage, zur Wieder-Erhebung der gefallenen Christenheit in einem Maße beitrug, wie wohl nur Wenigen vergönnt war. In gewisser Art unsichtbar, wie die Kirche, die er dachte, war sein Wirken mehr innerlich, als äußerlich in die Erscheinung tretend, wie er Alles mehr nur von seiner innern Seite faßte; aber reicher Segen ruhte auf seinen Werken; sie waren bei all ihrer einseitigen Richtung auf das Innere nur um so fruchtbarer, weil es, wie es scheint, in diesen Zeiten vorzugsweise darauf ankam, daß die Kirche als eine Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo zunächst im Innern, und von ihrer innern Seite her wieder hergestellt werde. Dahin hat eben Arndt gewirkt, und damit in zwar nicht äußerlich, doch innerlich erkennbarer Weise ein gar Großes beigetragen zur endlichen Wieder-Vereinigung der abendländischen Christenheit, in der sein Name und sein Werk wohl erst dann recht gefeiert werden wird, wenn das Werk der Häresiarchen des 16ten Jahrhunderts nur noch aus der Ketzergeschichte als ein Hochverrath gegen das auf Erden sichtbare Königthum des ewigen Reiches Jesu Christi bekannt ist. Unterdessen scheint die Pflicht besonderer Liebe und Dankbarkeit dem Katholiken, der schon jetzt erkennt, was solche Männer waren, die Forderung nahe zu legen, solche unsichtbaren Glieder der wirklichen Kirche mit besonderer Betonung in sein requiescant in pace einzuschließen.

L.

Literatur.

I.

Poetische Novitäten.

Joseph von Eichendorff, der süße Sänger jener wunderbaren Weisen, die so tief in unsere Herzen gedrungen, daß von Jahr zu Jahr die Anzahl seiner Verehrer steigt, indeß andere schnell aufgeschossenen Meteore frühzeitig verblühend am poetischen Himmel ihrem Untergange sich nähern — hat nach langem Schweigen wieder ein Lied angestimmt, in dem die ganze Fülle und Tiefe seiner lieblichen Poesie sich aufgethan. Prächtiger und reicher ist das alte Heidenthum nie vor uns getreten, als in des Dichters Julian *), wo es mit allen Reizen herauftaucht und den abtrünnigen Kaiser, der sich demselben neuerdings angetraut, mit magischer Kraft berauschend hinabzieht; das ist aber nur die Folie, die des köstlichen Edelgesteines Werth erhöht, denn der Abendsonnenglanz der sinkenden alten Welt ist eben auch die Morgenröthe des Christenthums, das in ewiger Klarheit über den Trümmern emporsteigt.

---

*) Leipzig. Simions Verlag. 1853. 7½ S. 12.

Faustina ist die gespenstige Gestalt, die in der Garteneinsamkeit einer mondbeglänzten Nacht dem Kaiser erscheint, ein geisterhaftes, fleischgewordenes Götterbild, und an die kalte Hand seinen Ring empfängt; so ist Julian verführt und dem Christenthume entrissen; auch Octavian, des Severus Sohn, wird ihr Opfer, und mit Entsetzen sieht Julian denselben Ring an Octavian's Hand, der sich jedoch dem Christenthume zurückwendet, und in der Rüstung seines Vaters von Faustina in der Hitze des Kampfes erschlagen wird; da richtet sich die Zauberin hoch empor, entsetzlich verwandelt ist ihr Antlitz:

> Gleich Geiersflügeln flattert der Locken dunkle Pracht,
> Ihre wilden Blicke funkeln wie aus des Wahnsinns Nacht,

so drängt und treibt sie rasend die Horde von Fels zu Fels in ein gemeinsam Grab, und

> Als sie dann alleine am jähen Felsenrand,
> Zwischen den starren Zacken über dem Abgrund stand,
> Nach dem die Tanne schwindelt und die wilden Wasser gehn,
> Stürzt' sie sich selbst hinunter, und ward nie mehr gesehn.
> Aber in stillen Nächten von unsichtbarem Mund
> Hören noch Hirten und Jäger oft aus dem finstern Grund
> Trostlose Klagen tönen, und wer's vernommen, flieht,
> So wild und herzzerreißend tönt dieses irre Lied.

Das Gedicht besteht aus lose an einander gereihten Episoden, und der Leser hat immer einige Aufmerksamkeit nöthig, um dem Dichter überall hin zu folgen. Eine der schönsten Aventuren, mit der die Schürzung des Knotens eigentlich beginnt, hebt mit folgender überaus schönen Schilderung an:

> Schon dunkelte der Abend, kaum noch ein Vöglein sang
> Ueber den weiten Feldern, den finstern Wald entlang
> Spielten zuckende Blitze fern an des Himmels Saum,
> Und prächtig über den Wipfeln stieg die Nacht auf wie ein Traum.

Da hat sich Julian auf der Jagd von seinen Gefährten verstiegen und kommt in eine einsame Schlucht, die Welt ist

schon halb entschlummert, nur noch ein Falke fährt schreiend auf, ein Reh schießt vorbei und Kiesel rollen hinter ihm zum Abgrunde; er hörte Tritte, das Laub rauscht, nahe Aeste knistern und Severus bricht athemlos durch's Dickicht, er hat des Hornes Hülferuf erkannt, und ist seinem Kaiser zugeeilt; beide gehen nun durch die Wildniß, wo ein wüst Gesindel auf Mord und Raub lauert.

Der Kaiser folgte schweigend, Severus sagt' im Gehn:
„Schau, wie die Sterne fragend auf dich herniedersehn,
Das ist die rechte Stunde, so still und ungestört,
Wo uns der ernste Wald nur und Gott im Himmel hört“;

er kann es nicht glauben, daß Julian abtrünnig geworden; der Kaiser sucht, als Naturphilosoph, auszuweichen mit seiner Antwort, aber Severus entgegnet gerade:

„Ei Worte, Worte, Worte! ich weiß bloß: die Natur
Ist nur eine arme demüthige Creatur,
Die schauernd von dem träumet, in dessen Hand sie ist. —
Ja oder Nein verlang' ich: glaubst du an Jesus Christ?“
Der Kaiser drauf unwillig und finster: „Nein!“
Da stand sein Führer plötzlich am Steinweg selbst wie Stein,
Die dunkle Stirn umlodert von der Blitze rothem Licht,
Als ging' der Rache Engel da zu Gericht;

er aber senkt die Blicke, und ruft die alten Erinnerungen aus des Kaisers Kindheit herauf, da schwirrt plötzlich ein Pfeil herüber, und Severus, den Schützen gewahrend, fängt für Julian die Waffe mit Arm und Mantel auf, dann richtet sich der treue Kämpe empor wie ein wunder Leu,

Und späht nach allen Seiten noch einmal scharf umher.
„Du blutest“, sagt der Kaiser. — „Mein Herz das blutet mehr.“

Und über Dorn und Gerölle führt er seinen Herrn rasch hinaus bis auf die letzten Klippen, wo auf einmal die weiten Thäler ihnen kühl entgegenwehen, und tief unten Julian's Zelte liegen, wie Schwäne auf stillem See; der Kaiser, überrascht von der Treue des alten Kriegsgesellen, begrüßt

ihn als seinen Feldhauptmann; aber Severus schüttelt das Haupt, er gehört dem Kaiser nicht mehr mit ganzem Herzen:

Es scheiden unsre Wege an dieser Felsenwand,
Wohin dereinst sie führen, das steht in Gottes Hand,
Dich rufen deine Schaaren, ich hab' ein andres Heer,
Geh' du dorthin, ich dahin — wir sehn uns nimmermehr.

Und als des Kaisers Tritt nun zögernd im Thal verklang,
Setzt' sich Severus nieder am Bergeshang,
Den Kopf er stützte, müde und leideswund,
In seine beiden Hände und weinte aus Herzensgrund.

Später erschlägt nun Severus den Kaiser in der entscheidenden Schlacht, mit Weheruf fliegen die alten Götter auf Geisterrossen durch das verlorne Heer, ein unermeßlicher Jubel erhebt sich unter den betenden Christenschaaren, Jovian, der dem neuen Glauben getreu, ist zum Kaiser ausgerufen; Severus allein freut sich des Sieges nicht, und traurig spricht der todmüde Mann zu den Seinen, die ihn in's friedliche Schloß geleiten wollen:

„Ich führ' euch nimmermehr,
Laßt die Vögel verfliegen, die Quellen rinnen in's Meer,
Die Mauern sollen zerfallen und der Garten mag verblüh'n, —
Ich hab' den Kaiser erschlagen — ich kann nicht mit euch ziehn!

Ich kann nicht mit euch beten: vergib uns unsre Schuld!
Ich übt' an meinem Schuldner Erbarmen nicht, noch Huld!
Betet für meine Seele, mein Tagewerk ist vollbracht,
Und über mir herein schon dämmert die ew'ge Nacht."

Und als die Sonne aufging, und Alle zogen hinab,
Da sank der Todeswunde todt auf des Sohnes Grab,
Und in den Morgenjubel, der durch die Thäler schallt,
Rauscht von der stillen Höhe so feierlich der Wald.

Der Grund dieses Schmerzes ist leise angedeutet: daß der Vater erst, nachdem sein Sohn Octavian gefallen, die Waffen ergriffen, und sie zugleich mit Rache und Haß für das Christenthum geführt; darum beschließt auch der Dichter tiefsinnig und ernst warnend:

Ob ihm verzieh'n? — die Sage berichtet nicht den Spruch,
Denn Keiner hat gelesen in des Gerichtes Buch —
Du aber hüt' den Dämon, der in der Brust dir gleißt,
Daß er nicht plötzlich ausbricht, und wild dich selbst zerreißt.

Derselbe Reiz, der uns die guten Bilder der alten deutschen Schule so lieb gemacht, ist auch über diese Dichtung ausgegossen; es sind wie in den schönsten Dichtungen des Mittelalters ganz und gar deutsche Ritter, Recken und Kämpen, die hier vorübergehen. Mit derselben Kunst, wie die alten Maler, hat auch Eichendorff auf das köstlichste die Natur und den landschaftlichen Hintergrund bearbeitet, mit den einfachsten Mitteln einen Reichthum, eine Fülle und Pracht dahingebreitet, wie es kein Anderer der deutschen Sänger je vermocht; er steht in diesem Genre einzig und ohne allen Vergleich im Gebiete der ganzen Literatur. Wie aber aus den Bildern der alten Maler, so leuchtet auch aus dieser Dichtung hohe Glaubensfreudigkeit und Innigkeit, und gerade darin liegt ein Bezug auf unsere Zeit. Wie damals der allgemeinen Zerrüttung gegenüber in Staat und Leben der Abfall Platz gegriffen, bis die Lüge, mit der letzten Kraft emporbäumend, in sich zusammenschlug und das Christenthum sich prächtig erhob: so ist auch jetzt die Verwirrung berghoch angeschwollen, wie eine neue Sündfluth, der Kirche dreimalheilig Schiff aber geht, gleich der Arche, sicher durch die Wogen, vom Friedensbogen überspannt. Der „Julian" ist geradezu ein christliches Gedicht, und weil mit der poetischen Gestalt auch die Idee sich verbunden, ein Kunstwerk, das ruhig alle Zeiten überdauern wird.

Wir lassen dem Meister zwei jüngere Poeten folgen. Johann Pfeifer *) vergleicht seine Poesie ganz bescheiden

*) Gedichte. Innsbruck. 1853. 101 S. 12. (Der Reinertrag ist zum Besten der durch Feuersbrunst verunglückten Steinacher bestimmt.)

einem durch stille Fluren sacht wandelnden Bächlein, aus dem an mancher Stelle des Himmels Blau entgegenlacht, und das ist ganz charakteristisch, denn er ist frei von aller Sentimentalität und Weinerlichkeit, auch von aller titanischen Himmelsstürmerei; dafür zieht sich ein gläubig frommes Gemüth durch das Ganze, und hinterläßt einen klaren, fröhlichen Eindruck. Aber auch das laute Leben hat seinen Eingang gefunden mit der tirolischen Schützenlust:

Es ist ein fröhlich Wandern
Im Thal von Fest zu Fest,
Ein kühnes Rittern und Werben
Um Schützenruhm und Best.

So wird denn auch die Ankunft des Kaisers in Innsbruck und der greise „Radetzky vor Mailand" besungen. Naturschilderungen gelingen ihm sehr gut; Alles, was eines Poeten Herz in Lust und Leid bewegt, wird mit der Natur in Uebereinstimmung gebracht.

Daran schließt sich Ignaz V. Zingerle*), dessen Poesie so ziemlich denselben Charakter trägt. Das Bändchen eröffnet ein schönes Gedicht an die Sage, dann folgen mehrere Volkssagen — nach einer modernen Vorneigung — leider metrisch bearbeitet: von dem Orgelmeister in Trident, der, damit keine Stadt ein ähnlich Werk habe, geblendet worden seyn soll, von dem alten Stallwieser, dem wilden Schießen in Kampill, wo der übermüthige Schütze, der auf ein Kreuzbild angeschlagen, von der rückkehrenden Kugel getroffen stirbt, und von dem Traminer, der Nachts im höchsten Unwetter auf zwei schmalen Bäumen über die tobende Passer reitet, und zum Gedächtniß einen freudigen Jahrstag stiftet. Auch Balladen finden sich vor, und dem

*) Gedichte. Innsbruck 1853. 167 S. 12. — Von demselben erschien zum Besten der Steinacher auch eine Tiroler Dorfgeschichte: Die Müllerin. Innsbr. 1853. 55 S. fl. 8.



schillernden „Tasso“ (S. 34) würde jedenfalls zu Anfang dieses Jahrhunderts unsterblicher Ruhm zu Theil geworden seyn, während er jetzt vielleicht ziemlich unbeachtet bleibt. In den lyrischen Gedichten ist es zuerst der Frühling, der „des Liedes lustige Bronnen an's Licht lockt“, und das schöne Blumengedicht ist gut gelungen; dann folgt ein kleiner Cyclus von Minneliedern, angeregt durch andere derselben Art, z. B.:

Wenn zur stillen Burg ich walle,
Blüthensträuche mich umranken,
Steigen zu des Himmels Halle
Meine seligen Gedanken.

Und sie preisen hoch und mächtig
Unsern lieben Vater droben,
Der die Liebesrose prächtig
In des Lebens Kranz gewoben.

Ein origineller Gedanke sind die Lieder aus dem Märchen Schneewitchen, die das gute Kind im Hause der Zwerge singt, indeß die Männlein in Wald und Bergen nach Gold hacken und graben, die warmen Bäche durch's Erdreich leiten und die Springquellen machen; auch die Bergmännlein haben ihr gaudeamus bei der Arbeit und dem Heimwege:

Und kommen wir nach Müh' und Schweiß
In unser stilles Hüttchen,
Da decket uns das Tischchen weiß
So froh und frei Schneewitchen.

Schneewitchen ist ein gutes Kind,
Es kam uns über die Berge,
Es kochet, wenn wir hungrig sind,
Und sorget für die Zwerge u. s. w.

Den Schluß bilden einige Uebersetzungen und Nachahmungen; wir hätten lieber eine Nachbildung oder Uebertragung aus dem Altdeutschen gesehen, das dem Verfasser viel näher liegt; das Geklingel des Auslandes wird uns ohnehin alltäglich zu Ohren gebracht, unsere mittelalterlichen

Minnesänger aber sind gänzlich vergessen, und seit L. Tieck (1803) hat keiner der neueren Dichter mehr an die Manessen gedacht!

II.

Katholische Volksliteratur.

Die Deutschen haben einen großen Reichthum an überaus köstlichen Schilderungen von dem gelobten Lande der Kindheit und seiner unendlichen Lust und Pracht, die sonst urplötzlich jedem Einzelnen zur grauen Mythenzeit hinabzuschwinden pflegt. Da ist, um mit dem Mittelalter zu beginnen, der Parcival unseres unvergleichlichen Wolfram von Eschenbach; welch eine Fülle von Poesie liegt in der thörichten Einfalt, mit der er die wohlgemeinten Lehren der Mutter nach seiner Weise befolgt, wie er z. B. der Warnung gemäß, auf ungebahnten Wegen die dunklen Fuhrten liegen zu lassen, einen Tag lang an einem Bächlein, deß Wasser von Gras und Blumen dunkel beschattet wird, hinreitet — ein Hahn hätte es wohl überschritten — bis er am andern Morgen eine Stelle findet, die ihm hell genug scheint, um sich hindurchzuwagen; wie er, ihrem Rathe zu folgen, Männiglich grüßt, mit dem Beisatze, seine Mutter habe ihm das befohlen, und wie täppisch er nach Frauengruß trachtet, weil sie ihm gesagt, von reinen Weiben komme wonnigliches Glück. Auf gleiche Weise hat Ulrich von Lichtenstein seine Jugendzeit lieblich geschildert, von da an, wo er noch als „kleines Kindel" auf Gerten ritt, bis zum ersten Minnedienst seiner unholden Huldin. So ließe sich eine lange Reihe, das Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit, verfolgen; wir nennen aus letzterer Brentano's „Erinnerungen", die in grandiosen, eines Dante würdigen Terzinen den ersten Band

seiner gesammelten Schriften einleiten, dann die träumerischen Reminiscenzen der Schwester Bettina, die sich in dem „Frühlingskranz", den sie aus ihren und des Bruders gesammelten Briefen geflochten, und in dem Buche von der „Günderode" niedergelegt finden; auch Achim von Arnim in vielen seiner köstlichen Geschichten, die auf die undankbarste Weise vergessen geblieben, hat Gediegenes geschaffen; daran reiht sich Göthe mit den ewig jungen Aufzeichnungen aus seinem eigenen Leben; ferner der thränenreiche J. Paul, auch Bogumil Goltz (im Anfange seines dreibändigen „Jugendlebens") *), und viele Andere, wie denn fast jeder neuere Schriftsteller mit mehr oder weniger Wahrheit und Dichtung die Erinnerungen seiner Jugendzeit mit klingendem Spiel durch die Seele ziehen ließ. Die Bilder aus diesen glückseligen Tagen drücken sich in bestimmten Zügen der Seele ein und schlafen darin, wie in der altnordischen Mythologie das Kind in Heimers Harfe, bis sie schön und groß wieder hervortreten, denn

> . . . Kindheitshimmel hängt so hold
> Voll Leyern von hochrothem Gold;
> Und was der Mann mag dichtend bilden,
> Wie Helden groß, wie Blumen klein,
> Er sah bereits mit schönerm Schein,
> Es ist in der Kindheit Lustgefilden. (J. Tegnér.)

Hieran schließt sich das jüngst erschienene Büchlein: Erinnerungen aus der Kindheit von Johannes Laicus **). Der Verfasser führt uns in eine frühere ächtkatholische Familie des „heiligen Köln", wir treten bei seiner Geburt in das alte Haus mit den hohen Himmelbetten,

---

*) Vergl. auch B. Goltz: Buch der Kindheit. Frankf. 1847. — Jugendleben, ein biographisches Idyll aus Westpreußen. Leipz. bei Brockhaus 1852. 1320 S. 8.

**) Mainz bei Kirchheim 1853. 196 S. 12. Mit Vorwort von Dr. Heinrich.

den alten wunderlichen Kommoden von eingelegtem Holz mit kupfernen Beschlägen, und dem Spiegel mit geschliffenen Figuren am Rand, Alles ganz und gar beschrieben, wie die neueren Genremaler solch alterthümlichen seltsamen Hausrath zum Gegenstande ihrer Studien zu machen pflegen, durchleben all die dämmernden Erinnerungen des Knaben, nähern uns vertraulich den einfach schlichten Eltern, und werden mit ihren Erlebnissen bekannt. Eine gewisse weichliche Rührung und der öftere Gebrauch der Deminutiva möchten hier weniger an ihrer Stelle seyn. Ein eigener Duft liegt über dem Kapitel vom alten Herrn Stamm, dem unentbehrlichen Hausfreund, dessen Einfluß auf den Knaben für das ganze Leben entscheidend geblieben. Er ist eine jener Gestalten, wie sie auch Isaias Tegnér beschreibt, die herüberragen aus einer früheren Zeit, durch und durch tüchtig und beinahe verschollen in der Gegenwart. In seiner Begleitung durchwandeln wir das alte Köln, die merkwürdigen Kirchen mit ihren berühmten Gnadenbildern, Weihgeschenken und frommen Ueberlieferungen, die feierlichen Kirchenpatronsfeste ziehen vorüber mit der stillen Trauer der Charwoche wechselnd, und der Alte erzählt seine schönen Kinder-Geschichten und Märchen, wie die Glocken am Grün-Donnerstag nach Rom fliegen und am Charsamstag zurückkehren — ein Thema, das auch Dreves*), der treue Schüler J. v. Eichendorff's, so lieblich bearbeitet — wobei der alte Herr mit jugendlicher Phantasie ausmalt, wie die Glocken der ganzen Christenheit in ordentlicher Procession in Rom einzogen, tausend und aber tausend, große und kleine, die alle läuteten, und wie der Papst sie zu Tische lud, und ihnen bei Tisch immer Schweigen gebieten ließ, weil er sein eigen Wort nicht verstand, wenn sie zu plaudern anfingen. Dazwischen leuchtet das alte gute Volksleben, das, sogar

*) Vergl. Gedichte. Berlin 1849. S. 191.

durch polizeiliche Maßregeln eingeengt, täglich mehr zu schwinden droht, lustig hindurch; da sammeln die Knaben noch Holz zum „Judasbrennen“ am Charfreitag, das alte Lied singend:

rabe rabe eichhan
gitt mer gett en et zeichhan,
raben dit, raben dat,
gitt mer gei en der knapsack.

und das ganze fröhliche Getreibe und rege Leben mit „fliegenden Drachen“, „Flitschbergen“, „Demmer“, das Volkslied und der Sagenschatz, kindische Naturaliensammlungen und andere Herrlichkeiten in der Schachtelkammer des älterlichen Hauses sind wohl beachtet. Unter den Hausfreunden und Nachbarn treten mancherlei Figuren auf, erst Meister Hocks, der Korbflechter, die redlichste Seele, fast eine Tradition der Vorzeit, gediegen und körnig, wie im Leben so auch im Tode selbst ein Muster; dann ein alter Wunderdoktor; der lustige Glaser Veith, der ausgezeichnet geschildert wird, der Kapuzinerpater, die Schwester Kordula u. A., oftmals meisterliche Zeichnungen, die dem Besten dieser Art an die Seite zu setzen. Ein tiefes Raisonement über den wahren Werth der Legende, über den Marienkult, den Ernst der Schule und Erziehung schlingt sich mittendurch. Das Ganze macht den Eindruck einer getreuen Biographie, und das Interesse dabei würde sich auf's Höchste steigern, wäre der Leser mit dem bedeutenden Namen des Verfassers bekannt, der sich hier in einen bescheidenen Pseudonymus umgewandelt.

Hiemit eröffnet sich zugleich, unter dem Titel: Katholische Trösteinsamkeit, eine Sammlung von ächten Volksschriften, die in der Folge Uebersetzungen und Originale enthalten wird, unter denen auch die Schätze unseres Mittelalters wieder zu Tage treten sollen, „und zwar jene Legenden und Erzählungen voll wunderbarer Poesie und tiefer Innigkeit, die größtentheils noch wenig bekannt in den Urtexten schlummern, vermischt mit den ältesten und schönsten

Liedern, die einst in Haus und Kirche wiederklangen.“ Wir wünschen dieser Hausbibliothek das beste Gedeihen und baldige Fortsetzung.

Der vierzehnte Jahrgang des katholischen Volks-Kalenders *), diesesmal herausgegeben von J. E. Veith, Fr. X. Müller und A. Werfer, kann mit weniger Recht unter den Volksschriften stehen, indem die meisten Leser aus dem Volke nach der zwar geistreichen und witzigen, aber gänzlich unpopulären Vorrede von der weiteren Lektüre abstehen werden. — Glücklicher hat A. Kolping mit seinem „Volksbuch **) für die Großen und Kleinen“ den rechten Ton der Erzählung angeschlagen, indem er verschiedene, früher in Zeitschriften zerstreute Aufsätze, Erzählungen und Geschichten zusammensammelte, damit, „was auch oft gelesen, doch mit dem Ablauf des Jahres verloren gehe, in einem losen Blättchen aber noch viel weniger geachtet werde, fester und dauerhafter stehen bleibe, wenn man es, in ein solches Büchlein ordentlich gebunden, in der Familienbibliothek aufstelle und es so länger in Ehren halte“ — Kolping's Kalender (Köln 1854. 150 S. 8.) hat dieses Mal „einen neuen Rock erhalten“, Holzschnitte nämlich aus Schneider und Braun's Atelier, die jedenfalls besser stehen, als jene kläglichen Nürnberger Stahlstiche, die im laufenden Jahre wieder da und dort, und auch in „katholischen Volkskalendern“ sichtbar geworden. Möge mit dem neuen Kalender zu dem alten auch noch neuer Segen einziehen in jedes Haus, wo man ihn aufnimmt, und drin wohnen bleiben für und für! — Ausgezeichnet in ihrer Weise sind die von A. Pflanz erzählten „wahren Dorfgeschichten“ (Stuttg. 1852). Herr Pflanz hat diese Geschichten ächt niedergeschrieben, wie er sie aus dem Munde des Volkes gehört. Den

*) Köln und Neuß. 1854. XI. u. 159 S. 8.

**) Soest u. Olpe. 1853. 1. Bändchen. 180 S. 8.

Hauptfehlern im zerrütteten Leben ist nahe auf den Leib gerückt: Falsche Eide, Brandstiftungen und verkehrte Erziehung, das sind Sünd und Laster unserer Gegenwart, die in ihren Folgen unbeschönigt vorliegen; die einzigen Mittel, wie dem allgemeinen Elend noch gesteuert werden könne, sind einfach und mit praktischem Verstande in der Rückkehr zur Kirche angegeben (S. 209). Die Genuß- und Gewinnsucht findet in den Denkwürdigkeiten eines Würfelbechers ihre originelle Geißelung, und die ganze Erscheinung dieser Geschichten ist um so verdienstlicher, als man gerade dieses Genre auf die gefährlichste Weise bisher auszubeuten bestrebt war.

III.

Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforschung. Von Oskar Schade. Hannover 1854.

Kaum gibt es eine Persönlichkeit der Legende, die seit der Reformation mit mehr Gift verfolgt wurde, als die heilige Gesellschaft, nach der obiges Buch genannt ist. Zwar hat es an Vertheidigern ihrer Geschichte zu keiner Zeit gefehlt, aber es geht hier, wie auf dem ganzen kirchlichen Gebiete, die offenkundigste Wahrheit findet, obgleich dreihundert Jahre lang gepredigt, geschrieben und gedruckt, keinen Eingang, die Fälschung der besterwiesenen theologischen und historischen Momente scheint den Sieg behaupten zu wollen.

So will denn eben ein Schüler Lachmann's auch seine literarischen Sporen an jenen Heiligen verdienen, und die Art und Weise des Versuchs zeigt wenigstens, daß er dem Meister abgeguckt hat, wie er sich räuspert' und wie er spuckt'. Voll des windigen norddeutschen Hochmuthes, der, auf hohem Cothurn einherschreitend, Alles mit Verachtung traktirt, was

nicht Grimm oder Lachmann anerkennen, und leer an jedem tiefern, ernstern Wissen; voll einer seltenen Arroganz und Grobheit gegen Personen und über Dinge, von denen er nichts versteht, und leer an aller Kritik und Schärfe des Urtheils; baar aller historischen Bildung, und nur mit dürftiger Kenntniß der deutschen Grammatik ausgerüstet, tritt der genannte Privatdocent von Bonn der Kirche, ihren ehrenwerthesten Fürsten und ihren Heiligen in einer Weise entgegen, die an die beste Blüthezeit der reformirten und lutherischen Kirchenlästerer erinnert. Was Jahrtausende fest stand, will der junge Mann mit seinem eben von der Schulbank mit heimgebrachten Wissen zertrümmernd angreifen, frevelnd die Hand zum Sturz heiliger Bilder erheben, zu denen Alles, was in der Kirche groß an Tugend, tief an Wissen, hoch an Rang seit fast dreizehn Jahrhunderten war, die Hände betend emporhob, und das Alles mit einem — Bischen deutscher Grammatik!

Aber all jene Aufgeblasenheit trägt doch immer das leise Gefühl in sich, daß sie zerstieben müsse, sobald eine kräftige Hand sie angreift, und so wird es wohl auch Herrn Dr. Schade gehen, wenigstens verräth dieß die so freche als einfältige Phrase*), mit der er sich am Schlusse der Vorrede zu decken sucht: „Ich verhehle mir nicht, daß diese Schrift Manchem unbequem seyn wird und vielfachen Widerspruch hervorrufen, am meisten von denen, die am wenigsten davon verstehen, jenen Ignoranten, die sich ärgern, daß man die Wissenschaft nicht mehr mit Bullen und Breven zum Schweigen bringen kann. Es gibt auch noch Manches im Vater-

---

*) Diese Frechheit tritt um so stärker hervor, da Schade „dem gelehrten katholischen Theologen Floß" in Bonn sehr vieles von seinen Zeugnissen verdankt, die er benutzte, um dessen Kirche zu verhöhnen. Dieß Benehmen allein genügt schon, des Verfassers Charakter in volles Licht zu setzen.

lande und in der vaterländischen Wissenschaft, was nicht im Katechismus Romanus steht. Den Strom, den uns Luther angelassen, kann keine Gewalt stauen, und das Licht der Wissenschaft läßt sich nicht mehr mit Kutten verhängen. Weder das Geschwätz, noch der Geifer des Pöbels ficht uns an, denn „„wie sauer er sich stellt, hilft ihm doch nicht, das macht, er ist gericht.““ Das ist die Sprache des schimpfenden Jungen, wie deren unsere Literatur gegenwärtig so Manchen als Vertreter zählt, nicht aber eines Mannes, der ein ernst und ächt wissenschaftliches Streben hat, denn das wahre Wissen läutert, nur die Halbwisserei kann zu solchem Schmutz greifen lassen, der höchstens dem Verfasser den Kranz des „Frankfurter-Journals“ verdient. Diese Stelle sei zugleich eine Probe des Geistes, der dieß ganze Libell durchweht.

Wer nicht, wie Schade, zum erstenmal das Gebiet der Hagiographie betritt, der weiß, daß es Heilige gab, bevor es eine Canonisation gab. Wo immer das katholische Volk hohe Tugenden fand, wo es ein großartiges Opfer sich um der Liebe Jesu willen vollenden sah, da gab es den Personen Ehre, welche dessen und deren Träger waren, und bewahrte treu ihr Andenken mit jener tiefen und heiligen, des wahrhaft edeln Menschen würdigen Pietät, die seit dreihundert Jahren und mit dem Katholicismus aus einem großen Theil Deutschlands wich, und einer Rohheit Platz machte, von der u. a. einer der gepriesensten Helden der „Reformation“, Philipp der sogenannte Großmüthige, in dem gemeinen Frevel an den Gebeinen seiner heiligen Vorfahrin ein Beispiel gab. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums, die Zeit wird verschieden angegeben, starb nun eine zahlreiche Schaar heiliger Jungfrauen, welche der Legende zufolge aus England kamen, vor den Mauern des alten Köln den Martertod. Im dritten oder fünften Jahrhundert, wohin dieß Martyrium verlegt wird, gab's aber noch keine schreibseligen Federhelden, die über dieß Ereigniß sofort Bände

voll geschrieben hätten; man hatte damals bessere Mittel zur Aufbewahrung der Kunde großer Thaten: man baute, sobald die Zeiten ruhiger wurden, über den Leibern der Getödteten und an dem Orte ihres Todes Begrabenen eine Kirche, und hielt den weit sich dehnenden Marterplatz in Ehren, man rief die Heiligen um ihre Fürbitte an, und das Volk behielt die Kunde davon in treuem Herzen, und zwar durch die Tradition. Soweit wir die Legende jetzt noch verfolgen können, finden wir an dem Orte, wo nun die Ursulakirche steht, eine „ecclesia sanctarum virginum", sie stand nachweislich im neunten Jahrhundert. Zu gleicher Zeit besingt der Mönch von Prüm, Wandalbertus, den Martertod der heiligen Schaar, welche er nach Tausenden zählt. Andere Zeugnisse derselben Zeit sprechen zwar nur von fünf und elf Jungfrauen, nennen aber offenbar bloß die bekanntesten Namen des jungfräulichen Heeres, und werden von denen, die tausende und elftausend nennen, bei weitem an Zahl und Werth überwogen. Der Name der heiligen Führerin Ursula selbst kommt auch damals vor, nur nicht als der der Führerin; er wird mit andern Namen ohne weitern Unterschied zusammengestellt, offenbar aus Vorsicht, weil keine schriftlichen Akten über die Marter vorhanden waren, weil es sich um Heilige handelte, deren Verehrung bloß geduldet war, da sie ein hohes Alter für sich hatte; darum fehlt auch das heilige Heer in vielen Martyrologien. Gibt es doch heute noch eine Menge solcher vom frommen Volk gleichsam canonisirten Heiligen, und wer die Bollandisten je las, kennt sie zu Hunderten; sie nennen dieselben beati oder venerabiles. Seit dem neunten Jahrhundert aber, wo, wie gesagt, die schriftlichen Nachrichten erst beginnen, wendete man der Legende und der Kirche der Heiligen rege Aufmerksamkeit zu. Der große heil. Erzbischof Bruno, und schon seine Vorgänger Hermann und Wichfried (10. Jahrh.), beschenkten die Kirche, worin „so viele heiligen Leiber der 11,000 Jungfrauen" ruhten; der heil. Anno besuchte

sie jede Nacht, um da zu beten; Sigebertus Gemblacensis bewahrte die Legende in seinem Chronicon, und zwar übereinstimmend in ihr mit Wandalbert. Würden aber jene heiligen Erzbischöfe diese Andacht gepflegt haben, wenn damals die heilige Schaar nicht schon hoch verehrt gewesen wäre?

Da die Kirche schon im neunten Jahrhundert stand, müssen Translationen der heiligen Gebeine vorhergegangen seyn; daß das Herr Schade nicht weiß, beweist, wie viel er überhaupt von solchen Dingen weiß. Die Nachgrabungen nach den Gebeinen wurden im zwölften Jahrhundert fortgesetzt, namentlich auch auf Betreiben des heiligen Norbertus, der selbst nach Köln kam, um sich dort Reliquien zu holen. Und dieser Heros, dem Piper, der gründlich gelehrte Protestant, in seinem Kalender ein so schönes Denkmal setzt, den die Kirche zu ihren größten Heiligen zählt, wird von dem Bonner Privatdocenten als ein gemeiner Betrüger hingestellt, und gleich ihm müssen sich dieß Kirchenfürsten Kölns, Aebte u. A. gefallen lassen. So heißt es unter Anderm: „Wir wundern uns über solche maßlose Lügen und Blasphemien *) jener Geistlichkeit und über die Narren von Menschen, die sich seit dem zwölften Jahrhundert das haben weis machen lassen.“

Mit solch erbärmlicher Knabenweisheit wird die historische Grundlage der Legende rein wegdisputirt, und sie in das Gebiet des Mythos verwiesen. Aber das zeugt wiederum dafür, wie gelehrt der Beweis auch geführt seyn soll, daß Schade nicht einmal die Vorrede zur ersten Auflage der Mythologie seines Meisters Grimm gelesen, oder doch nicht gehörig verdaut hat. Wenigstens lesen wir da in unserm Exemplar, daß jede Sage einen historischen Grund habe, und diese Behauptung, der auch wir beistimmen, stürzt schon

*) Es ist vorher von Visionen und Revelationen die Rede, so wie von der Erhebung der Gebeine. „Betrügerei, Fälschung, pfäffischer Betrug“ und Aehnliches kommt in Fülle auf jeder Seite vor.

das ganze Kartenhaus. Das mag der gelehrte Privatdocent gefühlt haben, denn nachdem er p. 127, Zeile 10 v. o. erklärt hat, daß die Sage, wie sie da sei, keine historische Grundlage haben könne, erklärt er Zeile 22: „Gleichwohl hat sich auch diese Sage an etwas Historisches angelehnt", und da finden wir ihn denn auf dem Glanzpunkt kritischer Erkenntniß. Es sind nach seiner Ansicht in Köln ein paar Männer, Weiber und Kinder, wobei auch Jungfrauen gewesen seyn mögen, gemartert worden, aber das waren einzelne Vorfälle, „die man der Aufzeichnung nicht werth gehalten hat." Später hat dann die Phantasie des Volkes die Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern (!) nach Köln verlegt, und aus den 180,000 Gefallenen 11,000 christliche Jungfrauen gemacht. Dergleichen Wahnsinn mag in dem Hirn des Herrn Schade *) spuken, aber die katholische Phantasie hat sich nie dahin verirrt, es widerspricht das dem innersten Wesen der Tradition. Die Entdeckung ist jedoch so großartig und charakterisirt den Doctor so vollkommen, daß wir ruhig diese Zeilen schließen könnten, wäre nicht noch übrig, eine Probe von der Autorität des Verfassers auf dem ihm eigenen Felde der deutschen Grammatik zu geben. Wir heben zwei Kraftstücke heraus. P. 57 citirt er De Groote als deutschen Sprachgelehrten, und seine Erklärung vom Namen des kölnischen Stadtthores Eigelstein durch das französische aigle: der Adler; auf dem Marterorte, der nur ein römischer Begräbnißplatz sei, habe ein Adler gestanden, daher der Name;

*) der mit großem Selbstbewußtseyn in der Vorrede von sich sagt, so sehr auch Grimm auf das Gebiet der Sagenforschung hingewiesen habe, „ist es doch noch von keinem auf einem so bestimmten Wege, in solcher Ausdehnung und so Schritt für Schritt durchmessen worden", als eben von ihm, dem Dr. Schade. Ein anderes Libell, in welchem er auch „eine Reihe der interessantesten Entdeckungen" gemacht hat, seine „Crescentia", werden wir nächstens beleuchten.

also Aquilastein, das i versetzt: Aiquilstein, Eigelstein. Sehr einleuchtend! P. 111 ist Ursula's Name gleich genial erklärt. Ursel kommt von der Wurzel us, brennen, leuchten; sanskr. usch, daher uschas die in den Vedas so hochverehrte Göttin der Morgenröthe, aurora statt ausora, deutsch Ostara, vgl. sabin. ausum, preuß. ausis, litth. auksas für ausas; also hat sich in Oselberg der ursprünglich reine Name erhalten — was sehr klar ist: alopex, lopex, opex, pex, Fechs, Fuchs. Der Herr Schade verdient bald einen Ruf an eine gewisse katholische Universität.

LI.

Gottes-Wort und Menschen-Wort — der englisch-deutsche Bibelstreit.

Eine Vorrede.

Wir lasen dieser Tage die Betrachtung eines protestantischen Blattes über die Ereignisse in Baden, und am Schlusse derselben die Worte: „Durch die Geister der Menschen zieht eine wunderbare Ahnung, daß zur Rettung der Staaten, wie aller Menschenseelen, etwas Großes gethan werden muß; seit vielen Decennien ist die Menschenwelt nicht so empfänglich gewesen für das Wehen des heiligen Geistes, als in diesen Tagen." Ja, antwortete unsere Seele aus dem tiefsten Innern — so ist es, wir leben wirklich in einer großen Zeit, und die Kirche hat sie verstanden! Aber auch außerhalb ihrer ist die wunderbare Ahnung vielfach in's Leben getreten, ihre Missionen und ihre Kirchenfragen

haben Nachahmung gefunden, und wir würden die anbetungswürdigen Fügungen Gottes für unsere Generation nur halb verstehen, wenn wir nicht auch auf dem Gebiete des Protestantismus uns scharf umsehen wollten nach dem, was dort „zur Rettung" geschah und geschieht. Es könnte aber scheinen, als wenn die Historisch-politischen Blätter in Hinsicht auf diese ebenso folgen- als lehrreiche Seite der Zeit-Geschichte manches übersehen und versäumt, manches nur mit kurzen Andeutungen abgethan hätten, vielleicht hingerissen durch den Anblick des schmerzlichen Kreisens der politischen Weltlage, oder verfangen in den Kampf innerhalb der Kirche gegen die bösen Geister des neuen Confessions-Hasses und der alten Staats-Omnipotenz. In der That jedoch haben wir jene Kehrseite des welthistorischen Rettungswerkes keinen Augenblick aus den Augen gelassen, nur wollten wir die Stellungen erst bis zu einer gewissen Klarheit sich auswickeln lassen, um dann den Totaleindruck vom Manöver zu geben, anstatt uns, und die Spannung unserer Leser, in einer langen Reihe von Auslassungen über einzelne Signale zu verlieren. Einen passenden Abschnitt in der Entwicklung hat nun der Berliner-Kirchentag am 20. Sept. geliefert, und jedenfalls ist jetzt, nachdem auch dieser 20. Sept. schon seine kritische Geschichte hat, unsere Mappe übervoll und schreit laut nach Räumung.

Der deutsche Protestantismus ist die Basis unserer Betrachtung, aber sie wird sich im Verlaufe, entlang den historischen Fußtapfen der reformatorischen Ideen überhaupt, bis nach dem äußersten Westen des Erdballs hinziehen; es gilt daher auch einen langen Weg, mit vielen Standquartieren, zu verfolgen — vom Berliner-Kirchentag bis zur neuen Religion der nordamerikanischen Geisterklopferei und dem Mormonismus. Dabei bleibt uns jedoch immer nur mit den Parteien der Positiv-Gläubigen zu thun, wie man sie für Deutschland nun unter dem Namen der „innern Mis-

sion" zusammenfassen kann; die unendlich zahlreicheren Klassen der Rationalisten lassen wir, wenigstens was ihre ursprüngliche Heimath betrifft, seitwärts liegen, nicht etwa aus Unterschätzung ihrer protestantischen Zukunft und ihrer Bedeutung für den endlichen Ausschlag, sondern weil die Zeit unmittelbar vor uns über sie sich völlig ausgesprochen hat. Darin liegt eben der merkwürdige Umschlag im protestantischen Deutschland, in welchem man jenseits das „Wehen des heiligen Geistes" erkennt, daß das noch vor fünf Jahren von dem Weltscandal des Rationalismus fast völlig überschrieene Häuflein der positiv-gläubigen Protestanten jetzt über jene, parterre wie immer gebliebenen, Schaaren emporgekommen ist, und das allgemeine Interesse fast ausschließlich beschäftigt. So steht denn das Heer der „innern Mission", auf einer mäßigen Anhöhe gelagert, als compakter Kern der außerkirchlichen religiösen Bewegung vor unsern Augen; aber es ist in sich selbst vielfach in feindliche Parteien gespalten, und hat in der Ebene die Rationalisten mit den ungläubigen Massen unter sich, im Waldgebirge die tollen Horden des Schwarmgeistes ober sich, ist dennoch wieder mit diesen gegen jene, und mit jenen gegen diese verbündet, und endlich mit beiden Eins gegen den eingebildeten äußern Feind, der in Wahrheit ihr einziger Freund und Retter ist.

Diese Situation im Einzelnen zu zeichnen, ist die Aufgabe unserer, in einer Reihe von Aufsätzen folgenden Betrachtungen über den Lebenslauf des Protestantismus seit anderthalb Jahren. Die Verhältnisse der Kernstellung und ihre Erfolge „zur Rettung" werden besagen, wie das „Wehen des heiligen Geistes" außerhalb der kirchlichen Gränzen in die Erscheinung tritt; genauere Untersuchungen über ihre unzerreißbaren Versippungen mit dem Schwarmgeist oben und dem Rationalismus unten sprechen mit vernehmlicher Stimme über die Zukunft der gegenwärtigen, mühsam zusammengehaltenen Situation, aus deren Dreiheit die natürliche Entwicklung nach

dem puren Gegensatze drängt; und dieser selbst wird sich als bereits vollständig ausgeboren, und nur noch nicht ausgewachsen erweisen. Die äußerste Rechte verstärkt sich sichtlich aus den Elementen von der richtigen Mitte der „innern Mission", und zwar nicht erst seit heute; jüngeren Datums aber ist, der Natur der ganzen Bewegung gemäß, ein ganz neuer specifischer Leiter aus jener centralen Halbheit des deutschen Protestantismus nach der Linken und der äußersten Linken — die unvorsichtig zu Hülfe gerufene Propaganda der englischen Niederkirchenpartei *).

Die Geschichte ihres demagogisch-indifferenzirenden Einflusses in Deutschland ist erst im Werden, und sie wird uns in den folgenden Betrachtungen vorderhand nicht beschäftigen. Doch sind ihre Initien wichtig genug, um hier wiederholt der Aufmerksamkeit empfohlen zu werden; bis zum nächsten „Kirchentag", wenn anders Deutschland noch einen solchen erleben sollte, wird die neue englische Partei fähig seyn, sich kräftig in seiner Mitte niederzusetzen. Sie hat die Bestimmung, im Kreise der „innern Mission" selbst noch einmal Reformations-Geschichte durchzuspielen, und ist dazu mit allen negativ-religiösen und demagogisch-politischen Ideen ausgerüstet, wie die erste Reformation. Sie tritt um so schärfer hervor, je mehr die deutsche „innere Mission" bemüht ist, sich zur „Kirche" zu sammeln, und von „Autorität der Kirche" und „Autorität ihrer Symbole" spricht; wie das zweite Jahrzehent des 16ten Jahrhunderts gegen die alte, so operirt auch sie mit dem sophistisch-revolutionären Schlagwort:

*) Bethmann-Hollweg als Präsident und Dr. Wichern hatten die „innere Mission" selbst bei den Conferenzen des „evangelischen Bundes" in London (im Sommer 1851) vertreten, und „die Theilnahme dortiger Freunde für das Unternehmen geweckt." I. Bericht des Central-Ausschusses für innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Hamburg 1853. S. 15.

„Gotteswort wider Menschenwort“, gegen jene nagelneue kirchliche Autorität. Die Bibel dieser Autorität selbst ist es, welche angefochten wird, daß sie „Menschenwort“ mit sich schleppe; ihre sogenannten „Apokryphen“, d. i. jene alttestamentlichen Bücher, welche wir Katholiken als „deuterokanonische“ verehren, und welche die Lutherbibel unter der Ueberschrift beibehalten hat: „Apocrypha, das sind Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleichgehalten, und doch nützlich und gut zu lesen sind“ — sie sollen aus den deutschen Bibeln hinausgeworfen werden, wie sie aus den englischen bereits hinausgeworfen sind, und schon hat die Pastoren-Conferenz auf dem Sandhofe bei Frankfurt vom 14. Sept. decretirt: es sei Pflicht der evangelischen Christenheit, nicht gegen die Verbreitung der Apokryphen an sich, sondern gegen deren Zusammendruck und Zusammenbindung mit den kanonischen Schriften des A. und N. Bundes zu wirken.“

Man sieht nicht recht ein, warum das Urtheil der Conferenz so milde ausfiel, denn andererseits hat sie doch selbst ausdrücklich erklärt: von den sogenannten Apokryphen spreche keine vom Messias, „einige derselben lehrten sogar einen andern Heilsweg, als den der Gerechtigkeit durch den Glauben“ *), d. h. den schändlichsten Hochverrath am reinen Evangelium. Wenn aber das von Basel aus intonirte Urtheil: daß diese seit dreihundert Jahren unter Autorität der deutsch-evangelischen Kirche als Bibel-Theil herumgegebenen Bücher unmoralisch, absolut schädlich und verwerflich seien, auch noch nicht volltönend nachgesungen wird, so ruft doch ein Stimmführer der englisch-deutschen Partei, Superintendent Dr. W. Klee, mit aufrichtigem Grausen aus: „es ist wirklich erschrecklich, daß es dahin mit dem kirchlichen (!) Bewußtseyn gekommen, daß Apokryphen, dieses anerkannte Men-

*) Darmstädter K.-Z. vom 13. Oct.

schenwort, erst der heiligen Schrift gleichsam die Legitimation und Ergänzung geben sollen!“ „daß man Gottes Wort und Apokryphen zusammen unter dem Titel: die heilige Schrift, als ein unzertrennliches Ganzes ausgibt“ *). Und Herr Klee ist in seinem vollen protestantischen Rechte, wenn er so sagt; dagegen verirrt Herr Nathusius, der auch selbst zum Central-Ausschuß der „innern Mission“ gehört, sich offenbar auf katholischen Boden, wenn er im Namen des „Volksblatts“ erwidert: „wer verbürgt denn die Kanonicität der übrigen Bücher? wer sagt, daß diesen zu trauen ist, als die Kirche, dieselbe, die auch die Apokryphen als guten und nützlichen Anhang dazu gibt, und auf die man sich eben nicht verlassen will?“

Auch Dr. Hengstenberg war den Apokryphen-Stürmern mit der Warnung entgegengetreten: das heiße einen „neuen Stoß gegen die Autorität der Kirche“ ausführen. Allein Dr. Klee entgegnet: „Wenn die römische Kirche so spricht, so hat sie recht; ... aber ob wir auch mit Luther glauben, daß es schrecklich und gefährlich ist, etwas zu glauben wider das, was die christliche Kirche bisher einmüthiglich festgehalten hat, so halten wir doch auch fest an dem Geist unserer Kirche, die einst mit Luther erklärte, daß sie weder dem Papst, noch den Concilien glaube, weil sie oft geirrt, die damals mit allen kirchlichen Autoritäten gebrochen, und doch den Glauben festgehalten, daß sie in der Einheit der Kirche geblieben; wenn also auch die Kirche Jahrhunderte anders über die Apokryphen geurtheilt, das wäre für die evangelische Kirche an sich noch kein Grund, das Urtheil festzuhalten;“ es findet sich aber auch gar kein gegentheiliger „Ausspruch der Kirche“, denn „weder eine Bekenntnißschrift, noch selbst einer der Reformatoren hat sich meines Wissen geradezu so

*) Halle'sches „Volksblatt“ vom 15. Oct.

ausgesprochen." Und wieder hat, dem Protestanten Hengstenberg gegenüber, Dr. Klee recht; nur wird es ihm nicht gelingen, seine „deutsch-evangelische Kirche", bei solchem Stand der Dinge und in Anbetracht ihrer klaren Praxis mit den deuterokanonischen Büchern, von dem Vorwurf der blamirendsten Unzuverlässigkeit zu reinigen.

Wie aber in der Regel ein Unglück nicht allein kommt, so hat der Streit mit der Partei Marriott bereits zu Tage gebracht, daß in der Bibel der „deutsch-evangelischen Kirche" noch viel mehr „Menschenwort" eingelassen ist, als nur die Apokryphen. Im Anschlusse an den angesehenen Theologen R. Stier wagt Dr. Klee gerade herauszusagen: „Das Berichtigen der lutherischen Bibelübersetzung ist des Eifers noch unvergleichlich mehr werth, als der Streit wider die Apokryphen, denn hier wird wirklich Menschen-Wort mit Gottes-Wort vermengt, nicht nur mitten in dasselbe hinein, sondern an dessen Stelle gedruckt. Das sollte vor Allem die Losung der evangelischen, der lutherischen Christenheit seyn . . . oder meint man etwa auch, daß die Autorität der Kirche in Gefahr komme, wenn an Stelle aller der Unrichtigkeiten, welche sie bisher mit als Gottes-Wort hat ausgegeben, andere Lesarten aufkommen, und muß es deßhalb für alle Ewigkeit bei diesen anerkannten Unrichtigkeiten verbleiben?" Wir trauten unsern Augen kaum, und unser Erstaunen stieg, als wir gleich darauf noch auf ein zweites Motiv für Reinigung der Lutherbibel, etwa durch die officielle Eisenacher-Conferenz, stießen, und in demselben die unumwundene Erklärung entdeckten: solche Correktur allein „könnte dem deutschen Volke helfen, und ihm die lutherische Uebersetzung zugänglicher machen; es würde dann nicht mehr so oft in der Gemeinde, wie noch kürzlich ein reichbegnadigter Pfarrherr klagte, der Einwand laut werden, wenn die Geistlichen mahnen, zur häuslichen Andacht die heilige Schrift

zu lesen: „„wir verstehen es nicht, wir bedürfen der Auslegung!!““

Sehr bedeutsame Geständnisse! Wer aber daraus schließen wollte, daß jenseits endlich einige Neigung eingetreten, die deutsche Lutherbibel und ihre Verdienste auf ihren wahren Werth zurückzuführen, müßte die Verblendung der Häresie nicht kennen. Mitten inne bricht Dr. Klee in die Ergießung aus: „Diese Uebersetzung wollen wir, und keine andere, nie wird eine andere in deutsche Herzen Eingang finden;“ man soll „die handgreiflichen Unrichtigkeiten daraus entfernen, welche dem Christenvolke gerade das Verständniß der heiligen Schrift erschweren,“ aber „es scheint nothwendig, die Veränderungen durch andere Druckart anzudeuten, damit man gleich sieht, was ursprünglich Luther's Wort, und wie wenig daran zu ändern gewesen.“ Darauf antwortet Herr Nathusius ganz richtig, indem er die Waffe der englischen Partei, das sophistisch-demagogische Schlagwort, gegen sie selber kehrt, freilich ohne, wie es scheint, die rein katholischen Consequenzen der Erwiderung herauszufühlen: „Nun gut! — nun werde unsere köstliche Uebersetzung Luther's „„berichtigt““. Wer berichtigt sie denn? Doch wohl andere Menschen, die ihre Worte an die Stelle setzen, so gut sie es verstehen. Wir sind also aus der abstrakten Zwickmühle noch immer nicht heraus. Und dabei soll eines Menschen Wort vor des andern Menschen Wort durch besondere Lettern ausgezeichnet werden! Was würden dazu die Engländer sagen? Es bliebe uns am Ende, um dem unerbittlichen Axiom zu genügen, nichts anderes übrig, als, noch über die römisch-katholische Kirche hinausgreifend, unsern Gemeinden die Bibel Alten Testaments lediglich in hebräischer, die Bibel Neuen Testaments in griechischer Sprache zu geben.“

Aber auch dann wären die Verlegenheiten noch nicht zu Ende, denn es käme noch die leidige Textkritik u. s. w., und

es ist nicht zu läugnen, daß Herr Nathusius die alte Losung: „Gotteswort, Menschenwort", der englichen Partei gegenüber, kräftig ad absurdum geführt*). Was hat er aber damit für seinen eigenen Standpunkt gewonnen? Hat er den Gegnern eine vom heiligen Geist geleitete kirchliche Autorität nachgewiesen, welche das Gotteswort von Verunstaltung und Fälschung durch Menschenwort behütete, und jenes den Menschenkindern durch dieses mit Sicherheit vermittelte? Anders ist aus der unvermeidlichen Sackgasse der „abstrakten Antithese" nicht hinauszukommen; unglücklicher Weise aber sehen wir nicht, daß auch nur ein einziger Streich der „Engländer" gegen die unfehlbare Autorität der „deutsch-evangelischen Kirche" parirt wäre. Und das wollen sie eben: daß die katholisirende Idee von „Kirche" und ihrer Autorität vor Scham in die stillen Herzen einiger halb katholisch-gesinnten Protestanten sich verkriechen müsse; dazu haben sie den Apokryphenstreit herbei- und Luther's Bibelübersetzung aufgezogen; wenn jene Idee erst einmal an dem gedruckten Text der Bibel selbst gescheitert ist, dann wird man mit dem in die Symbole eingetragenen geistigen Verstand um so leichteres Spiel haben, und zu dem Endzweck der ganzen Operation gelangen, d. i. zur Reducirung der „deutsch-evangelischen Kirche" auf die paar armselige „Dogmen" der Evangelical Alliance, und zu ihrer förmlichen Einverleibung in die englische Niederkirchen-Partei. Es ist hier nur nicht die Stelle,

*) Er wiederholt: „Mit der abstrakten Antithese von „„Gotteswort"" und „„Menschenwort"" ist zur vorliegenden Frage geradezu gar nichts gethan. Dafür gibt der vorstehende Aufsatz den schlagendsten Beweis, indem er auf die zahlreichen Unrichtigkeiten unserer lutherischen Uebersetzung hinweist. Machen sich die Engländer und ihre Freunde in Deutschland ein Gewissen daraus, „„Menschenwort mit Gotteswort zu verbreiten"", wie können sie denn, um aller Welt willen, so gewissenlos seyn, diese Uebersetzung, von der sie das wissen, zu verbreiten?"

zu zeigen, wie der Berliner-Kirchentag selbst den ersten Schritt zu diesem Ziele gethan, und bereits auch aus seiner eigenen Mitte einen freilich behutsamen Versuch hervorgehen sah, ihn noch am 20. Sept. auf der abschüssigen Bahn vorwärts zu stoßen. Der Sieg der englischen Niederkirchen-Partei aber wäre, wie die Partei selber glaubt, Papst's Tod; denn die Lauheit der „deutsch-evangelischen Kirche" gegen Rom ist ihr so gut erwiesen, als die der englischen Hochkirche; mit diesen „Kirchen" dagegen fällt auch die römische vor dem demokratischen Heer der Alliance.

Es freut uns, schon um der großen politischen Gefahren einer solchen Coalition willen, aufrichtig, daß in Deutschland denn doch mehr und mehr warnende Stimmen laut werden, und die früheren Bemühungen gerade dieser Blätter, das falsche Treiben der englischen Propaganda zu kennzeichnen, da und dort günstig aufgenommen worden zu seyn scheinen. Durch die Madiai-Sache hat diese in Deutschland die breiteste Basis gewonnen, aber schon bei dem jüngsten parallelen Fall mit der Miß Cunningham haben sich die achtungswerthern Organe von der Richtung der „innern Mission" so unbefangen und gerecht ausgesprochen, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Sehr auffallend war auch der Umstand, daß der Berliner-Kirchentag nicht im geringsten Lärm machte von den wichtigen Resultaten der am 23. Aug. zu Homburg zusammengetretenen Conferenz „zur Vertheidigung der religiösen Freiheit", obgleich dabei, neben Deputirten aus England, Frankreich, der Schweiz, Piemont und Schweden (!), auch der Kirchentag selbst vertreten war, und zwar sehr passend durch den grimmigen Lästerer der Kirche, Prof. Dr. Tholuck von Halle. Unter dessen officieller Zustimmung ward eine plenipotentiäre „Exekutiv-Commission" gebildet, bestehend aus den „anwesenden englischen Brüdern" mit Lord Shaftesbury an der Spitze, welche Commission den Auftrag erhielt, mit den hervorragendsten Gleichgesinnten in den

verschiedenen Welttheilen, Vereinen und Personen, sich zu verbinden, und namentlich „sich in Correspondenz zu setzen mit den Zweigvereinen des protestantischen und des evangelischen Bundes in verschiedenen Ländern, mit dem Kirchentag und, wenn es ihr gut scheint, mit dem Gustav-Adolf-Vereine in Deutschland" *). Unter dem Vorsitz desselben Lords und jener auch im Namen der deutschen Protestanten verfügenden obersten „Exekutiv-Commission" hat denn auch die Evangelical Alliance erst noch am 30. November in London große Versammlung gehalten und beschlossen: daß die Regierung Ihrer Majestät der Propaganda in jedem befreundeten Lande dieselbe Freiheit verschaffen müsse, deren sie in England selbst genieße, und zwar bei Strafe des Abbrechens der diplomatischen Beziehungen mit jenen Staaten, welche sich dessen weigerten. Wir wollen es gerne der tiefsten Scham und gerechten Entrüstung zuschreiben, wenn nur die gustav-adolfischen Organe über solche Verbindungen nicht — schweigen!

Namentlich aber ist das der englischen Partei wegen des Verdachts katholisirender Tendenzen bitter verhaßte Halle'sche „Volksblatt" auf dem Wege zur Erkenntniß. „Herr Dr. Marriott in Basel", äußerte es jüngst bei einer besondern Gelegenheit **), „der so thätige Agent der englischen Low-

*) Darmstädter K.-Z. vom 5. Nov.

**) Ein perfider Angriff auf dessen Herausgeber, Herrn Nathusius, durch Dr. Krummacher zu Duisburg in Marriott's Pamphleten ausgeführt, rief nämlich eine Entgegnung hervor, deren Aufnahme im „wahren Protestanten" der Angegriffene „wo nicht aus alter Freundschaft, doch Ehren halber" erwartete, dafür aber sehen mußte: „daß Marriott vor seinen englischen Committenten Druckkosten auch von einem sehr geringen Betrage, die nicht direkt auf ihre besondern Zwecke gewendet wären, nicht verantworten zu können glaubt." — Aus jener Entgegnung erfahren wir zugleich, daß

church-Partei in Deutschland, dieser liebe Dr. Marriott also gibt seit bald zwei Jahren auch eine in unregelmäßigen Heften erscheinende Zeitschrift, wie lucus a non lucendo, „„der wahre Protestant““ genannt, heraus“, die freilich nicht lange dauern werde, „denn auf bloße Negation lasse sich einmal nichts gründen.“ Nichts scheint aber den bereits gewonnenen Einfluß der englischen Propaganda besser zu charakterisiren, als die von Hrn. Nathusius in Klammern angebrachte Erklärung über diesen Marriott: „ein so braver und lieber Mensch, daß ich mich allemal freue, wenn ich sein Angesicht sehe, auch nachdem ich mich mehr und mehr habe überzeugen müssen, daß neben seiner so unbezweifelt segensvollen Wirksamkeit auch eine unsegensvolle von ihm ausgeht, unsegensvoll, weil sie uns Deutschen fremde und dürftige Ansichten von christlichen und kirchlichen Dingen gewaltsam aufimpfen will.“

Man sieht wohl, daß bei diesen Worten dieselben Besorgnisse, wie wir sie geäußert, über das politische Gewicht und den religiösen Charakter der englischen Propaganda in Deutschland vorgeschwebt haben müssen. Dieselbe rechnet sich ganz ernsthaft zu dem Kreis der „innern Mission“, aber die Gustav-Adolfianer und die Rationalisten überhaupt sehen lachend zu, denn ihnen arbeitet sie in die Hände, schon in sofern als jede abgeschlossene kirchliche Einheit und Autorität ihr ein Gräuel ist. Ihre traurigen Dogmenreste können ihr ja unter dieser Bedingung leicht nachgesehen werden, sowie ihr gelegentlicher Eifer gegen die Lichtfreunde; und allen Parteien empfiehlt sie sich durch den unübertrefflichen Haß wider

---

Herr Nathusius „den Streit im Volksblatte über das Verhalten gegen die römisch-katholische Kirche denen zu Liebe abgebrochen, welche einen Schaden für unsere evangelische aus seiner Fortsetzung befürchten.“ — Vergl. Beilage zum Halle'schen „Volksblatt“ Nr. 93.

Rom. Herr Nathusius sucht sogar ein Hauptmotiv auch der Apokryphenstürmerei, mit dem man „englischerseits die süddeutschen Brüder zu fassen gewußt", in dem direkten Streben, „der katholischen Kirche damit eine Demonstration zu machen", was freilich eine ganz verfehlte Spekulation sei, die kein anderes Resultat haben werde, als daß zu allen andern „zwanzigerlei Sekten und Richtungen endlich auch das noch kommt, daß wir uns fortan theilen — in Evangelische mit Apokryphen und Evangelische ohne Apokryphen." Nun! — Eine Partei mehr oder weniger, das wäre freilich kaum nennenswerth; aber von welchen Folgen würde gerade diese specifisch-englische Parteiung sonst noch seyn müssen im Lager der „innern Mission", wie sie eingekeilt ist zwischen den zwei ebenso gefährlichen, als unzertrennlichen Nachbarn: dem Rationalismus unten und dem Schwarmgeist oben? Wir werden, wie gesagt, mit den Chancen der englischen Partei im Folgenden nicht mehr, und dennoch die Hände voll mit andern Parteien der „innern Mission" zu thun haben.

LII.

Burkard Leu's Uebertreibungen.

Von dem Genannten liegt uns eine Schrift vor, welche die in Süddeutschland schwebenden kirchlichen Fragen benützt, um angeblich vor „Neuerungen" und „Uebertreibungen" zu warnen *). Sie kommt aus der radikalen Schweiz; aber wir gehen um der Sache willen auf sie ein, um so mehr, als nur ein paar priesterliche Federn sind, welche diese öffentlich zu verdächtigen wagen **). Also erstens vor „Neuerungen" warnt Herr Leu; wir finden aber in seiner Schrift nur Ein Exemplar davon gerügt: wenn nämlich ein Paderborn'scher Seminarprofessor ein Buch über die heiligste Jungfrau schreibt, und die Recension des Hildesheimer Collegen seine mehr als gewagten Sätze nicht durch die doppelte Hechel zieht, so ist das nicht die Sache von ein paar Männern, sondern eine

*) Warnung vor Neuerungen und Uebertreibungen in der katholischen Kirche. Von Joseph Burkard Leu, der H. R. Kirche Prälat, consist. bestätigt, infulirter Propst u. Prof. der Theologie in Luzern. Luzern 1853.

**) Ueber den Verfasser des Pamphlets: „Abriß des katholischen Kirchenrechts, von einem Schüler des verstorbenen Herrn von Möhler" (Stuttgart bei Scheitlin) dürfte derselbe Herr Leu Aufschluß geben können.

Vergewaltigung und „Neuerung in der Dogmatik der katholischen Kirche Deutschlands.“ Für's Zweite aber scheint Herr Leu selbst bloß um des Vollklangs willen die „Neuerungen“ angefügt zu haben; den Ton legt er auf die „Uebertreibungen“ in jener Kirche.

Was sind nun solche „Uebertreibungen“? Der Begriff ist offenbar ein rein subjektiver; es gibt Leute, denen die ganze Kirche nur Eine ungeheure „Uebertreibung“ ist, und über den von Herrn Leu hineingelegten Sinn könnte a priori nichts anderes Aufschluß geben, als etwa seine eigene politische und religiöse Individualität. Nun nennen zwar Gelzer's „Protestantische Monatsblätter“ ihn, zum Lohne für diese seine Schrift und die gleichzeitig veröffentlichten Auszüge aus Theiner's Clemens XIV. — einen „gründlichen Kanonisten;“ allein Niemand kennt andere literarischen Antecedentien Leu's, als ein, dem Sonderbund zum Tort, einst aus Collegienheften zusammengeraspeltes Libell gegen die Jesuiten. Auch das Berliner „Preußische Wochenblatt“ hat jüngst Auszüge aus den „Uebertreibungen“ mit hohem Wohlgefallen veröffentlicht; allein die „Kreuzzeitung“ vom 6. Dez. erwidert mit der Frage: ob dem „Wochenblatt“ denn nicht bekannt sei, „wer in Lucern herrsche und die meisten Geistlichen (wie Herrn Leu) aus seinen Bundesgenossen wähle?“ „Es ist,“ antwortet sie, „die Regierung des Freischaaren-Führers Steiger ohne Scheu und ohne Recht, es ist dieselbe Regierung, welche an die Stelle gottesfürchtiger Geistlichen die „„abschreckenden Beispiele““ setzt*); in der That, das „„Preußische Wochen-

*) Als eines derselben führt sie aus der „Volkshalle“ den Pfarrer Fischer zu Zell auf, der im J. 1848 dort an die Stelle eines sehr würdigen Priesters, den Steiger und Genossen abgesetzt und in's Elend verstoßen, durch die Wahl des radikalen Regiments getreten war. Er wußte bald kein angelegentlicheres Geschäft, als ein Jagdpatent zu kaufen, zwei Jagdknechte und zwei Jagdhunde ein-

blatt"" darf einer großen Partei gewiß seyn, wenn ihm solche Bundesgenossen genügen."

Unter diesen Umständen ist es gewiß noch ein gutes Zeichen, daß Herr Leu für gerathen hält, möglichst glimpflich und unter wiederholten Versicherungen seiner treu und ergeben kirchlichen Gesinnung aufzutreten. Der gegenwärtige Aufschwung der katholischen Sache erfüllt ihn eben, wenn man ihm glauben darf, mit ängstlicher Kümmerniß wegen möglicher Ueberstürzung, er fürchtet, wenn das so fort gehe, möchten die Andersgläubigen „die katholische Kirche für unverträglich mit der bürgerlichen Ordnung halten," und tritt daher selbst in's Mittel, da wegen eines „bereits auf den Geistern liegenden Drucks" kein Anderer seinen Gedanken die Stimme leiht. Die Erscheinungen, welche ihn beängstigen, bezeichnet er, immerhin noch milde, als „Uebertreibungen," wir wollen sehen mit welchem Rechte!

Drei Zeilen von Herrn Leu zu sehen, ohne das Wort „Jesuitismus," war nur denjenigen vergönnt, welche seine

---

zustellen, und eifrigst dem edlen Waidwerk zu obliegen; kam etwa inzwischen ein dringender Seelsorgefall aus, so war die Köchin instruirt, mit einem großen Horn in den Wald hinein- und den würdigen Jäger-Pfarrer wo möglich herauszublasen. Jüngst aber blies sie vergebens aus Leibeskräften in's große Horn, ein armes Pfarrkind starb darüber ohne die ersehnte letzte Wegzehrung. Da nun die Stellung des betreffenden Bischofs zu den Lucernischen Freischärler-Pfarrern nichts weniger als „übertrieben" ist, so erfolgte nebst einem Verweis, veranlaßt durch die Klage der Gemeinde, bloß etwa der Rath, das Jagdpatent in ruhende Activität zu versetzen; wenigstens figurirt die radikale Hochwürdigkeit zu Zell in dem neuesten Cantonsblatte nicht mehr unter den höchsteigenen Jagdpatent-Inhabern, sondern als „Jakob Fischer, Jagdknecht des N. Kneubühler." — Dieß sind wohl die normalen und nicht „übertriebenen" Zustände des von derselben Regierung „gewählten" infulirten Propsts Leu.

Suplication um päpstliche Confirmation der propsteilichen Wahl zu lesen bekamen; das betreffende Capitel fehlt daher auch hier nicht. Der Jesuitismus ist „Uebertreibung," und wo riecht Herr Leu nicht Jesuitismus? „In diesem Sinne, so scheint es, will man Knabenseminarien, eine katholische Universität ꝛc., um den katholischen Klerus — von aller andern Bildung abzuschließen," als der jesuitischen, „um namentlich auch in Deutschland, wie in Frankreich (?), die Philosophie aus dem Studienplan zu streichen." Und was beweist nun Herrn Leu die reale Existenz dieser „Uebertreibungen?" Antwort: erstens hat vor zehn Jahren ein Jesuit eine in der ganzen katholischen Welt für abgeschmackt erklärte Schrift gegen die wissenschaftliche Behandlung der Theologie herausgegeben; zweitens hat Herr Buß das bekannte Buch über eine katholische Unterrichts-Reform geschrieben, in dem er zwar eher zu vielfältige gelehrte Bildung, als zu magere, verlangt und namentlich erklärt: „der Kirche sei die Philosophie das Thor zur Theologie" — allein Herr Leu „zweifelt, ob man diesen gelehrten Laien soweit in die Mysterien eingeweiht habe."

Wir erfahren weiter nicht, wie denn diese „Mysterien" dem Denuncianten-Blick des Lucerner Propsts selbst kund geworden; nur den Günther-Streit führt er noch als Indicium der tödtlichen Gefahr an, worin „der so herrliche Aufschwung katholischer Wissenschaft" in Deutschland schwebe. Uebrigens bedarf es auch specieller Indicien jener „Mysterien" nicht, denn die ganze „gegenwärtige kirchliche Bewegung" ist eben „sehr jesuitisch gefärbt;" damit ist Alles gesagt, und das Schlimmste zu befürchten, wenn der Rath des Herrn Leu ungehört verhallt. Er ersucht daher die Träger jener Bewegung, d. h. der Erhebung des deutschen Episcopats für die unveräußerlichen Rechte der Kirche, „recht dringend", wenn sie ihm nicht glauben wollten, so möchten sie doch zur Belehrung über den Jesuitismus Theiner's Geschichtswerk:

„das Pontifikat Clemens XIV.," fleißig studieren und beherzigen, denn nicht umsonst habe der berühmte Oratorianer dieses Buch „unter den Augen des Papstes" geschrieben.

Herr Leu gibt hier zu verstehen, was Dr. Gelzer's „Protestantische Monatsblätter" mit dürren Worten heraussagen: Theiner's Werk, „das wir Protestanten nur mit Freuden begrüßen können," sei „officiellen Charakters," habe „nur mit Vorwissen und Genehmigung des Papstes entstehen können," und erschienen in dem Augenblicke der Jesuiten-Missionen und der Kirchenfragen, sei seine Herausgabe „sicher nicht etwas Zufälliges, Gleichgültiges, im Gegentheil etwas sehr wohl Berechnetes und Absichtliches;" weil nämlich Pius IX. gesehen habe, wie der Jesuitenorden offenbar über die Kirche selbst erhoben und zum obersten Richter über die Häupter der Kirche bestellt werde, wie sein General eine höhere Bedeutung gewinne als der Papst selbst, da habe er durch Theiner's Werk, also mit aller durch die Politik dringend gebotenen Schonung, den Orden an seine Sterblichkeit, seine Sünden und seine Unterordnung erinnern wollen*); „der Papst hat seinen Segen über das Werk gesprochen, und hervorgegangen aus

*) Während man in Lucern und Basel mit so süßen Hoffnungen sich trägt, hat Pius IX. sein Lieblingswerk, die neugestiftete hohe Schule in seiner Vaterstadt Sinigaglia, der Obsorge desselben Jesuiten-Ordens übergeben. Etenim — sagt er in der Fundations-Urkunde vom 1. Sept. 1853 — probe cognoscimus, quomodo Deo auxiliante inclyta Societas Jesu tot sane viris sanctitatis, doctrinae et eruditionis laude clarissimis illustris, ac de catholica Ecclesia, deque hac Apostolica Sede praeclare sit merita, atque iccirco amplissimis privilegiis et laudibus a Romanis Pontificibus Praedecessoribus Nostris decorata. . . . Motu igitur proprio, non ad alicujus Nobis super hoc oblatae petitionis instantiam, sed mera deliberatione ac voluntate nostra . . . ipsis gymnasium Senogalliense a Nobis constitutum . . . committimus.

dem Centrum der katholischen Kirche selbst, bietet es uns Protestanten Waffen, die man in keiner Weise verdächtigen kann." Also die „Monatsblätter," und gerade so klug calculirte Herr Leu auch! Wie aber nun, wenn wir ihm versichern, daß der Verfasser des Buches sich selbst einen ebenso schlechten Dienst gethan, als Clemens XIV., den er erst recht unter dem verderblichen Einfluß der spanischen Diplomatie dargestellt, und daß sein Werk in Rom bereits — verboten ist.

Wir glauben übrigens allerdings, daß dieses Werk für den Austrag der schwebenden Kirchenfragen sehr lehrreich sei, indem es die glattzüngigen Worte einer gewissen Diplomatie illustrirt, für welche gerade Leu's „Uebertreibungen" ein Vademecum zu werden verdienten; und was „uns Protestanten" betrifft, so freuen wir uns jedenfalls, Herrn Theiner bei ihnen jetzt zu so hohen Ehren gelangt zu sehen, denn man wird nun hoffentlich auch seine sonstigen werthvollen historischen Arbeiten wieder citiren dürfen, was bisher nur auf die Gefahr eines schallenden Hohngelächters über grobe Leidenschaftlichkeit des Autors hin zu wagen war*). Dagegen

*) Die „Protestantischen Monatsblätter" bemerken zu ihren oben angeführten Worten (Nov.-Heft S. 348): „Man müßte dem Theiner'schen Werke mit Thatsachen begegnen, und nicht mit der ohnmächtigen Waffe gereizter Worte; vielleicht unterziehen sich die Historisch-politischen Blätter jener Aufgabe das Buch durch Ignoriren todt zu machen, dürfte kaum gelingen." Nun gedachten wir in der That niemals, das Theiner'sche Buch zu „ignoriren"; aber es gibt Werke, die nicht schon durch die bloße Vollendung im Drucke reif zu unserer Besprechung werden. Jetzt freilich, nachdem die „Protestantischen Monatsblätter" selbst noch zu dieser Reife ein gutes Theil beigetragen, und andererseits in Rom eine wichtige Schrift zur Erläuterung der benutzten Dokumente erschienen ist, hoffen wir dem angeregten Wunsche die Erfüllung nicht lange schuldig zu bleiben.

sind wir neugierig, wie sich Herr Leu selbst mit dem Auszug anstellen wird, den er für die „minder Bemittelten" aus dem nun von Rom verbotenen Werke Theiner's veranstaltet, und wofür er von Dr. Gelzer's Journal ein Fleißbillet mit der Note „sehr verdienstlich" erlangt hat. Wir sind um so neugieriger, als er gerade die Geschichte Clemens XIV. zur ärgsten Verdächtigung der „gewissen Partei" benützt, die mit ihrem „kirchlichen Sinn" die schmählichste Heuchelei treibe. Er hat dabei zugleich ein leuchtendes Muster seiner Logik geboten. Der bekannte Pariser Advokat Cretineau-Joly nämlich hat ein Buch gegen Clemens geschrieben, das wegen seiner unehrerbietigen Parteisucht in den Index kam; nach diesem Buche aber verfaßte Herr M. Brühl eine Geschichte des Jesuitenordens, und die Mechitaristen gaben es in diesem Jahre in deutscher Uebersetzung heraus; also — verhöhnt jene „Partei" sogar den dem heiligen Stuhle schuldigen Gehorsam und maltraitirt selbst den Papst. Denn was kann klarer seyn: Herr Brühl, ein aus dem Judenthum übergetretener Literat, der auf Büchermachen als Erwerb angewiesen ist, und die Mechitaristen-Buchhandlung in Wien bilden eine „gewisse Partei," oder sind als die Organe dieser gewissen „Partei" zu betrachten, der nebenzu auch der ganze deutsche Episcopat angehört.

Daraus mag nun Jeder leicht ermessen, wie Herr Leu das Hauptcapitel seiner „Uebertreibungen" abhandelt, das über die „Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche vom Staat." Damit aber sein Kummer um so ehrwürdiger erscheine, stellt er sich bescheiden in die Schuhe Möhler's, von dem ja Beda Weber in den „Charakterbildern" ausführlich erzähle, wie er auch einst in München ein wahres Martyrium ausgestanden, weil er Männer um sich gesehen, denen die Kirche als Folie oder Unterlage politischer Doctrinen gedient — eine Verdächtigung, welche sofort die Basis abgibt zur Beurtheilung der gegenwärtigen „Forderung einer gänzlichen Unabhängig-

keit der Kirche vom Staat." Nun ist es hier nicht unsere Aufgabe, zu sagen, was wir von seinen Vertrautesten über Möhler's damalige Stimmung wissen; aber das Eine darf nicht unbemerkt bleiben, daß jener Aufsatz Beda Weber's, in poetischem Geiste aufgefaßt, wie alles, was aus dieser unnachahmlichen Feder fließt, den Mangel hat, daß er in der Ueberschrift nicht die Notiz: „Wahrheit und Dichtung" trägt, es wäre dann z. B. auch nicht auffallend, daß Möhler unter den ihm „ehrwürdigen" Münchener-Collegen nebst andern Männer nennt, von denen der eine ihm damals als jüngster Schüler zu den Füßen saß, der andere am entgegengesetzten Ende Bayerns docirte.

Aber, wie gesagt, das Möhler'sche Citat steht mit der präsenten Frage höchstens in einem umgekehrten Zusammenhange, und dient bloß zur Verdächtigung. Für einen Augenblick stellt nun zwar Herr Leu dieses schlechte Handwerk ein, und nimmt an, die Kirchenfreiheits-Männer könnten es vielleicht ehrlich meinen. Aber dann handeln sie doch mit dem Reiche Gottes viel zu lärmend, dampffabrikmäßig *); sie hätten, aus Pflicht der „Dankbarkeit" gegen den Staat, die Sache beim Alten lassen, in der oberrheinischen Kirchenprovinz insbesondere mit den März-„Concessionen" content seyn sollen, die ja „noch vor zehn Jahren mit Freude und Dank wären aufgenommen," und die „auch in Bayern gemacht und, wie es scheint" (trüglicher Schein!), „hingenommen worden;" seit jenen zehn Jahren habe sich „der Wille Gottes nicht geändert, wohl aber sei auf dieser Welt Vieles vor sich gegangen;" die Kirche müsse also nach dem „unveränderlichen

*) Dabei eine Erläuterung, die wahrscheinlich zugleich die Stelle eines Witzes vertreten soll: „Nicht umsonst sträubt sich das Oberhaupt unserer Kirche gegen Dampfmaschinen, und wenn sie der Zeitgeist ihm doch aufdringt, so werden sie ihm allem Anscheine nach mit jüdischem Gelde gebaut."

Willen Gottes" in der alten Lage verharren und den Anschein meiden, „als ob man jene Vorgänge" („auf dieser Welt," für welche allein, Herrn Steiger und Cons. zu Gefallen, der „Wille Gottes" nicht „unveränderlich" ist, und mit welcher die Kirche absolut in keinem Verhältniß steht!) „ausbeuten wolle." So etwa lautet die sehr verwirrte und manchmal geradezu sinnlose Diction unsers „gründlichen Kanonisten."

Verständlich und einfach dagegen wird die Sprache, sobald er wieder in das Geleise einfährt, auf dem er oben schon mit Theiner's Clemens einhergezogen, und das, wie wir gesehen, auch manchen protestantischen Organen sehr geläufig zu werden beginnt. Man stellt sich an, als wenn Papst Pius IX. unmöglich anders als gegen die legitimen Autoritäten der deutschen Kirche entscheidend eintreten könne; zwar liegen die unzweideutigsten Manifestationen des heiligen Vaters darüber vor, aber es gibt auch außerhalb gewisser Kabinette immer noch Leute, welche ihre verrückten Hoffnungen darauf bauen, daß es ja auch den italienischen Brüdern der Steiger und Comp. einst mit politischer Heuchelei gelungen, das milde Herz des neuen Pontifex gräßlich zu täuschen. Herr Leu erfrecht sich daher, in einer Weise, deren beleidigende Trivialität ihm vielleicht selbst nicht zum Gefühl kommt, an Pio nono zu appelliren: „In der That will es uns scheinen, daß man durch die kirchlichen Stürme in allen Ländern dem Oberhaupt unserer Kirche sehr unangenehme Schwierigkeiten bereite; auf allen Seiten muß der heilige Vater zur Mäßigung mahnen; es kann ihm, der zugleich weltlicher Fürst ist, kaum angenehm seyn, wenn man so sehr auf Ausscheidung und Trennung der kirchlichen und staatlichen Angelegenheiten dringt" (wie „gründlich der Kanonist!"); „es kann weiter dem heil. Vater nicht angenehm seyn, wenn die Autorität der Fürsten und weltlichen Regierungen zu einer Zeit erschüttert wird, in welcher sie so eben aus dem Strudel einer

zerstörenden Sündfluth" (vielleicht ungebessert?) „wieder aufgetaucht sind, und festen Boden zu gewinnen suchen, in einer Zeit, welche dem Papste den Werth einer schützenden weltlichen Macht so deutlich demonstrirt hat!"

Somit kennt Pius IX. die Bedingungen, unter welchen Herr Leu sogar in Aussicht stellt: „wer noch nicht ultramontan wäre, könnte es werden, um auf dem tobenden Meere aufgeregter Leidenschaften einen feststehenden rettenden Felsen zu haben, an dem die Wogen sich brechen." Hier treffen wir denn auch auf die handgreiflichsten Argumente. Daß die Kirche, ist einmal ihre Wirksamkeit entfesselt, in erhöhtem Maße regenerirend auf das Volk einwirken könnte, daran denkt der infulirte Propst mit keiner Sylbe; er scheint im Kreise der schweizerischen Parteigenossen eben Erfahrungen darnach gemacht zu haben. Vielmehr liegt seiner ganzen Anschauung die Gewißheit steigender Verwilderung in allen Klassen zu Grunde, und deßhalb fürchtet er erstens: die kühne Sprache der Bischöfe gegen Fürsten und Herren werde im Volke erst recht Raum machen für das „Recht der socialen Republik," was ihn jedoch nicht hindert, die „überkirchliche" Partei gleich darauf wieder absolutistischer Sympathien zu verdächtigen und den Grafen Montalembert gegen sie aufzurufen; und zweitens: die Kirche habe nie mehr des Staatsschutzes bedurft, als in gegenwärtiger Zeit, wenn nicht anders der fromme Joseph den Mantel in den Händen der Welt zurücklassen und seine apostolische Unabhängigkeit damit retten wolle, daß er alle irdischen Güter aufgebe und nichts Weltliches besitze.

Solches wird den deutschen Katholiken von einer geistlichen Größe der radikalen Schweiz geboten, wo der „Staatsschutz" mit dem „Mantel des frommen Joseph" umgesprungen ist und umspringt, wie Jedermann weiß! Von einem „Recht" der Kirche fehlt jede Idee, und wenn die Schrift schließlich noch einen Anlauf nimmt, scheinbar um die rechtliche Grund-

lage der Denkschrift vom 18. Juni zu prüfen, so ist es in der That nur, um ihr den Rechtsboden völlig unter den Füßen wegzuziehen, durch einen Schluß, der des „gründlichen Kanonisten" würdig ist. Entgegen den Bestimmungen des kanonischen Rechts, sagt er, haben die Bischöfe auf die „kirchliche Immunität" verzichtet; das thaten sie aus „billiger Rücksicht auf die Zeitverhältnisse;" konnten sie aber in diesem Punkte solche „Rücksicht" nehmen, so „ist gar sehr die Frage, ob sie sich nicht noch viel weiter ausdehnen dürfte, als die Bischöfe zu thun für gut finden." Zum Ganzen aber stimmt, daß noch die letzten Seiten des Pamphlets zur Verdächtigung benützt sind, als wenn die Bischöfe „die von der Kirche festgesetzte Rechtssphäre" der Priester überhaupt und der Domkapitel insbesondere verkürzen wollten, von welchen letzteren „sogar verlaute, daß sie in der ganzen so hochwichtigen Angelegenheit nicht einmal zu Rathe gezogen worden seien," während doch, „wenn der heilige Vater selbst keine wichtigen Angelegenheiten entscheide, ohne den Rath der Cardinäle, ihn hierin ein achtzigjähriger Greis füglich nachahmen dürfte." Man sieht, Propst Leu hätte verdient, im Rathe der Herrn von Wechmar und von Stengel seine Stimme mit abzugeben; jedenfalls ist er durch die That mit ihnen zu Schanden geworden!

Wir haben aber noch einen speciellen Punkt mit Herrn Leu in's Reine zu bringen: derselbe geht die „Uebertreibung" an, welche ihm in der Haltung der kirchlichen Autorität bei dem „Streit über den Trauergottesdienst in Baden" liegt, woraus „viel Spektakel" entstanden, „der für die katholischen kirchlichen und religiösen Interessen in Baden kaum vortheilhafte Früchte gebracht habe." Nun war im Gegentheil jener Conflikt eine gottgesandte Vorbereitung für die verhängnißvolle nächste Zukunft, und über diese war bereits entschieden, als die Regierung selbst nachträglich ihr Unrecht einsah, die zu den Exercitien Einberufenen, trotz zugesicherten Staatsschutzes

für die Renitenten, sammt und sonders erschienen, und am Schlusse der geistlichen Uebungen den Jesuiten, welche sie geleitet hatten, ihren tiefgefühltesten Dank, vielfach mit Thränen in den Augen, aussprachen. Aber davon reden wir nicht mit Herrn Leu, sondern von seinen Angriffen auf eine Abhandlung Döllinger's, die im J. 1842 über einen ähnlichen Fall in Bayern in diesen Blättern veröffentlicht und aus Veranlassung des badischen Conflikts im J. 1852 zu Freiburg wieder abgedruckt wurde.

Herr Leu thut sich offenbar nicht wenig darauf zu gut, einen Döllinger niederzukämpfen, als gelte es seinen Ruhm bei dem Gebieter Dr. Steiger selbst. Er erhebt Streit erstens darüber, daß die Synode von 842 als eine allgemeine, und zwar als die achte bezeichnet sei. Indeß fühlt er selbst, daß er den Verfasser, um mit ihm anzubinden, erst etwas Anderes sagen lassen müsse, als er wirklich gesagt hat; er schafft also den Ausdruck allgemein bei Seite, und substituirt dafür den scharf ausgeprägten Terminus: öcumenisch. Nun hat er ganz Recht, daß die Synode von 842 nicht als eine der öcumenischen gezählt wird; sie hat keine Kanonen verfaßt, und ihr ganzes Geschäft bestand nur darin, den frühern kirchlichen Besitzstand nach den Bestimmungen der nicänischen Synode des Js. 787 wieder herzustellen; wohl aber darf diese Versammlung dem kirchlichen Sprachgebrauche nach eine allgemeine (concilium generale) genannt werden, denn sie war weder eine Provinzial- noch eine National-Synode, sondern aus dem ganzen christlichen Orient, soweit die Gränzen des byzantinischen Reiches sich erstreckten, versammelt, ebenso wie die Synoden von 381 und 787, die aber, weil ihre Beschlüsse wichtiger waren, und große kirchlichen Fragen zum erstenmale zur feierlichen Entscheidung brachten, nicht bloß zu den allgemeinen, sondern auch zu den öcumenischen Concilien gezählt werden. Unter jenen großen Synoden, welche eine der beiden Abtheilungen der Kirche

repräsentirten, war die von 842 wirklich die achte, da frühere von gleichem Umfange, wie die Synoden von Rimini und Seleucia, nachher von der Kirche nicht anerkannt wurden, während das, was die erwähnte Synode that, in der ganzen Kirche Beifall fand.

Der zweite Vorwurf des Hrn. Leu ist: Döllinger habe die Thatsache, um die es sich zwischen der Kaiserin Theodora und den Bischöfen handelte, unrichtig angegeben, es habe sich nicht um die Darbringung des heil. Opfers für den in der Häresie verstorbenen Theophilus, sondern um eine Lossprechung von der Excommunikation gehandelt. Kläger hat sich die Mühe nicht genommen, die Sache genauer und in den Quellen anzusehen. Theophilus war nicht förmlich aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, sondern hatte sich selbst faktisch durch sein häretisches Gebahren excommunicirt, gleichwie heutzutage Protestanten nicht eigens von der Kirche excommunicirt sind, sondern sich selbst durch Bekennen einer von der Kirche verworfenen Lehre excommuniciren, d. h. sich der Gemeinschaft der Kirche entziehen, und von ihr nichts wissen wollen. Eine förmliche Excommunikation des Kaisers hätte nur eine Synode, oder der Patriarch aussprechen können; eine Synode aber war nicht gehalten worden, und der Patriarch ganz mit dem Kaiser einverstanden, und eigentlich der Anstifter seines Treibens gewesen. Also handelte es sich gar nicht um Aufhebung einer Sentenz der Excommunikation, da eben eine solche nicht erfolgt war; auch nicht um das kirchliche Begräbniß des Kaisers, denn er war längst begraben, und zwar durch seinen gleichfalls häretischen Patriarchen Johannes; aber um die kirchliche Fürbitte für Theophilus handelte es sich, diese begehrte Theodora, und diese sagten ihr die Bischöfe zu, auf ihre eidliche Versicherung, daß ihr Gemahl noch vor seinem Tode Reue bezeugt habe. Die Bischöfe erklärten, nach dem Berichte des Fortsetzers des

Theophanes*): „sie wollten ihm von Gott Vergebung erflehen." Welche Form der Fürbitte hat denn nun aber die Kirche für einen vorlängst Verstorbenen, als die der Darbringung des heiligen Opfers und die alljährliche Wiederholung desselben am Todestage? Nicht das wollte die Kaiserin, daß dieser oder jener still in seiner Kammer für die Seele des Abgeschiedenen bete, sondern daß dieß öffentlich vor dem Volke in der allgemein bekannten und geübten Form des dafür angeordneten Gottesdienstes geschehe. Nur auf diese Weise war zugleich die thatsächliche Excommunikation, in die sich Theophilus selbst versetzt hatte, aufgehoben.

Herr Leu meint ferner, was nach Döllinger's Theorie der einzelne Priester thun dürfe: in der Messe für einen verstorbenen Protestanten beten, das hätte auch von der ganzen Kirche in Baden für den verstorbenen Fürsten gewährt werden sollen. Wenn er nicht begreift, daß ein weiter Unterschied sei zwischen dem, was der einzelne Priester nach seinem auf besondere Kenntniß von dem individuellen Seelenzustande eines Außerkirchlichen gestützten Ermessen thut, und dem, was die Kirche als solche thut, die hiebei über das Innere eines Menschen nicht urtheilen kann und nicht urtheilen darf, sondern sich bloß an die äußere Thatsache seiner bewußten Trennung von ihr hält — wenn er dieß nicht begreift, dann ist freilich nicht mit ihm zu rechten. Denn um sich hierüber verständigen zu können, ist doch vor Allem eine gemeinsame Ueberzeugung von den Bedingungen einer wahrhaft lebendigen Kirchengemeinschaft und eines kirchlichen Lebens erforderlich; diese aber scheint hier ganz zu fehlen. Nicht einmal die einfache Erwägung dürfte Herr Leu angestellt haben, daß die Kirche nicht zweierlei Maß und Gewicht führen, und zu Gunsten fürstlicher Personen Ausnahmen zulassen dürfe, daß sonst die Consequenz bald dazu treiben würde,

*) S. 13 der Bonner-Ausgabe 1838.

nicht bloß allen außerkirchlichen Todten, sondern auch den Lebenden nach Begehr und Convenienz Rechte und Zeichen der kirchlichen Gemeinschaft einzuräumen.

Aber noch ein anderer Anstand liegt gegen Döllinger's Aufsatz vor: er citirt nämlich „merkwürdiger Weise" die bekannten Breven Gregor's XVI. an die bayerischen Bischöfe nicht. Herr Leu hat viel über diese Unterlassung nachgedacht, und es ist ihm allerlei Verdacht aufgestiegen, zumal der protestantische Theologe Ullmann behauptet: wo Gregor von der Möglichkeit spreche, daß ein Protestant selig sterbe, ohne daß dieß jedoch in das Bereich des kirchlichen Urtheils gehöre, da spreche er nur per „Ironie". Der eigentliche Grund jener verdächtigen Hinterhaltigkeit Döllinger's ist jedoch unserm Forscher trotz alldem nicht bekannt geworden; wir erlauben uns daher einen Wink zu geben, mit der Frage: warum haben wir wohl die im J. 1853 erschienenen „Uebertreibungen" des Herrn Leu nicht schon im J. 1852 angezeigt und recommandirt? — Nicht jedoch, als wenn wir mit diesem Räthsel der Sphinx die pröpstliche Ruhe noch mehr stören wollten, als sie schon gestört ist durch den „beißenden Spott der Kirchenfeinde", die Herrn Leu und Seinesgleichen sagen, daß sie „eigentlich im Kampfe für ista ecclesia doch nur unberufene Freischärler seien, und nicht in Reih und Glied der eigentlichen Kirchenmiliz stünden." Leider scheint der richtige Instinkt jener Kirchenfeinde dießmal nur zu sehr in's Schwarze getroffen zu haben; die vorliegende Schrift wenigstens, überdieß zu ungefähr drei Fünfteln mit Excerpten gefüllt, sieht einem „unberufenen Freischärler" zum Verwechseln ähnlich. Es ist betrübend, daß noch immer dann und wann derartige Literaturstücke auf dem Markt erscheinen, aber sie sind doch zusehends seltener geworden, und man kann schon fast die Stunde berechnen, wo das genus ihrer Compilatoren endlich ganz ausgestorben seyn wird.

LIII.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Baden.

I.

Den 26. Nov. 1853.

Die Historisch-politischen Blätter haben dem Lande Baden, dessen Bedeutung für ganz Deutschland in mehrfacher Beziehung nicht hinreichend gewürdigt wird, eine besondere Theilnahme zugewendet. In den stürmischen Tagen, welche über das arme Ländchen neuerdings eingebrochen sind, dürfte es von allgemeinem Interesse seyn, von mehreren Seiten Berichte über die Sachlage abzusenden, um so mehr, als einer oder der andere Correspondent vielleicht nicht berichten kann, oder Briefe unterschlagen werden. Wir leben nämlich in einer Zeit, welche mit jener der provisorischen Revolutionsregierung einige Aehnlichkeit hat. Man verfolgt, wie damals, verdächtigt, droht, nimmt gefangen, legt Beschlag auf öffentliche Blätter — wurde doch sogar die Allgemeine Zeitung mehrmals zurückgehalten! — öffnet Briefe u. s. w.; ein Unterschied besteht aber darin, daß das Regiment von 1849 gegen seine offenen und vermutheten Feinde zu Felde zog — nunmehr wendet sich der Angriff gegen Jene, welche damals wie heute die Heiligkeit des Eides und die Unterthanentreue predigten. Eine andere Aehnlichkeit zwischen beiden Zuständen besteht auch darin, daß stets eine große Masse von Lügen auch jetzt in

Umlauf sind, und man sich nicht selten auf das Zeugniß von Augenzeugen beruft, während sich oft auch nicht eine Sylbe alles dessen als wahr herausstellt, was, je nachdem es zusagt, mit Begierde vernommen und verbreitet wurde. Deßhalb hält es für einen gewissenhaften Berichterstatter schwer, Thatsächliches zu geben, und doch scheint es uns Pflicht, in Hauptzügen wenigstens den wichtigen Verlauf der welthistorischen Begebenheiten mit möglichster Zuverlässigkeit darzustellen, wie er sich vor unsern Augen abrollt. Der Ueberblick ist nicht leicht, und gewinnt sich nur allmählig. Dieß ist nach Obigem auch ganz natürlich. Nachdem der Erlaß vom 7. Nov. die Controlle des Stadtdirektors Burger für alle geistlichen Akte ausgesprochen hatte und das Verbot erlassen wurde, irgend einen erzbischöflichen Amtsakt ohne das polizeiliche Placet zu drucken, zu verlesen, zu besitzen, zu verbreiten, ward die Verbindung zwischen dem Oberhirten, dem Klerus und dem Volke abgeschnitten. Der Hirtenbrief mußte daher vor Allem in Mainz gedruckt werden, damit die Stimme des Hirten zu der Herde gelangen könne. Um dieß möglichst zu verhindern, erging der Ministerialbefehl vom 14. Nov. an alle Aemter, damit die Bekanntmachung der Hirtenworte bei Strafvermeidung verboten werde. Der Postenlauf hatte für die katholische Kirche und ihre Anhänger aufgehört; es mußten neue Wege gebahnt werden, um der von Gott bestellten Gewalt über das in seinem heiligen Glauben verletzte katholische Volk es möglich zu machen, mit ihren Gläubigen zu verkehren. Auch diese Mittel genügten nicht, sondern es wurden noch andere in Anwendung gebracht, deren Beurtheilung wir unsern Lesern überlassen. Einzelne Personen, welche aus der Wohnung des Erzbischofs traten, wurden untersucht, ob die verbotene Waare sich nicht in ihren Taschen vorfinde; einem Dekan stellte man z. B. zwei Gensdarmen vor das Haus, damit nichts Verdächtiges hinein oder hinaus gelangen könne; Amtsvorstände versammelten die Bürgermeister, stellten, mit Androhung der Entlassung, die Pfarrer unter die bürgermeisterliche Aufsicht, mit dem Befehle der schleunigsten Anzeige bei irgend einer öffentlichen Bekanntmachung oder sonstigem wichtigen Vorfall. Officielle und vertrauliche Rund- und Handschreiben wurden an die einzelnen Geistlichen, mit Rücksicht auf deren Gemüths- und

Gesinnungsweise, bald derb, bald einschmeichelnd erlassen; die Gensdarmen zeigten sich mit ernsten Geberden bald in dieser, bald in jener Kirche, um durch ihre oft ungewohnte Gegenwart schon zu imponiren. Diesen Thatsachen gegenüber läßt sich das officielle Organ des badischen Ministeriums, der schwäbische Mercur, schreiben: „allen Agitationen zum Trotz sei eine Ergebenheitsadresse an unser Ministerium von Seite der Diöcesen (?!) in Circulation gesetzt.“ Unter den gegebenen Verhältnissen war es allerdings wunderbar, daß in ziemlich kurzer Frist die gestörte Verbindung zwischen dem Erzbischof und seinen Untergebenen hergestellt, und die Agitationen gegen die Kirche in ihren erwarteten Erfolgen so wirkungslos und so beschämend für deren Gegner wurden. Bis zur Stunde dauert der Gang der Entwicklung fort, und der morgige Sonntag (27. Nov.) wird für die große Mehrheit des Landes entscheidend werden. Die Verlesung des Hirtenbriefes findet natürlich nur allmählig statt, weil derselbe nur nach und nach die Schranken durchdringen kann, durch welche er, nach der Allgemeinen Zeitung, „eingeschmuggelt“ werden muß. Von Mainz aus, „woher“, nach dem Neckar-Correspondenten desselben Blattes, „über das so schwer geprüfte Land ein böser Wind wehe“, war die Verbreitung des Hirtenbriefs in dem früher zu dem Bisthum Mainz gehörigen nördlichen Landestheil, dem Taubergrund, am leichtesten. Es scheint, daß die Bekanntmachung daselbst so ziemlich allgemein stattfand, und nicht minder allgemein die Strafe auf dem Fuße folgte. Beinahe alle Geistlichen wurden in jenen Gegenden verhaftet, was denn auch in verschiedenen Gemeinden jene Aufstände hätte verursachen können, von welchen die Blätter berichtet haben. Man hat berechnet, daß die Anzahl der eingekerkerten pflichtgetreuen Geistlichen im ganzen Lande weitaus über hundert beträgt, und noch vor acht Tagen dürfte kaum mehr als ein Viertel des Klerus im Besitze des Hirtenbriefes gewesen seyn, der wohl ohne allen Zweifel morgen in hunderten von Kirchen mit Glaubensmuth verlesen werden wird. Es möchte sich mithin gerade das Gegentheil dessen herausstellen, was die Regierungs-Correspondenten mit Jubel verkündeten: „der Erzbischof finde sich in seiner Erwartung getäuscht“, nachdem man Alles angewendet hatte, um zu verhindern, daß der Erzbischof dem Klerus seine Erwartungen kundge-

ben könne. Die Regierung vielmehr sieht sich, nachdem auf eine ganz unbesonnene Weise alle Bande von Pflicht und Recht gelöst worden sind, in der Hoffnung betrogen, den Klerus des Landes mit sich fortzuziehen. Dieser ist in seiner großen Mehrheit, Gott sei Dank! getreu. Ein Pfarrer, auf welchen ein Beamter vielen Grund zu rechnen hatte, erklärte demselben ganz offen: „wir müssen schon aus politischen Rücksichten mit der Kirche gehen, deren Grundsätze unveränderlich sind, während in Karlsruhe die Dinge täglich wechseln können; was uns der Staat androht, ist eine Kleinigkeit von Strafe gegen das, was uns der Erzbischof anthun kann." Ein anderer Geistlicher gab die treffende Antwort: „er werde den Hirtenbrief so wenig, als das Meßbuch ausliefern." Ein Dritter erklärte seiner Gemeinde: „dieß dürfe so wenig geschehen, als den ersten Christen die heiligen Schriften auszuliefern erlaubt gewesen."

Die allgemeine Ansicht geht dahin, die Regierung beabsichtige, in Folge der schlimmen Erfahrungen, Geldstrafen von mäßigem Betrage statt des Gefängnisses eintreten zu lassen. Den in Freiburg eingesetzten Geistlichen wurde dieses „Gnadenmittel" angekündigt, von ihnen jedoch zurückgewiesen. Ein wahrhaft erhabenes Schauspiel ist die gottvertrauende, demüthige und dabei so wunderbar feste Haltung des ehrwürdigen Erzbischofs von Freiburg! Er, der in dem Trauerconflicte beinahe ganz allein stand, nur seine Pflicht im Auge, dennoch muthig voranschritt, sieht sich heute von einer überaus großen, beinahe der ganzen Schaar seiner Geistlichkeit umringt; das Laienvolk hängt ihm wie einem Heiligen an, allerwärts strömen Glückwünsche, Adressen, Anträge zu Unterstützungen herbei. Dieß Alles stört den demüthigen Gleichmuth dieses Dieners Gottes nicht. Er kennt nur die Stärke seines Herrn, der die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasser-Bäche, und auch die Herzen des badischen Volkes gelenkt hat zu einer Quelle bessern Erkennens.

Gesinnungsweise, bald derb, bald einschmeichelnd erlassen; die Gensdarmen zeigten sich mit ernsten Gebährden bald in dieser, bald in jener Kirche, um durch ihre oft ungewohnte Gegenwart schon zu imponiren. Diesen Thatsachen gegenüber läßt sich das officielle Organ des badischen Ministeriums, der schwäbische Mercur, schreiben: „allen Agitationen zum Trotz sei eine Ergebenheitsadresse an unser Ministerium von Seite der Diöcesen (?!) in Circulation gesetzt." Unter den gegebenen Verhältnissen war es allerdings wunderbar, daß in ziemlich kurzer Frist die gestörte Verbindung zwischen dem Erzbischof und seinen Untergebenen hergestellt, und die Agitationen gegen die Kirche in ihren erwarteten Erfolgen so wirkungslos und so beschämend für deren Gegner wurden. Bis zur Stunde dauert der Gang der Entwicklung fort, und der morgige Sonntag (27. Nov.) wird für die große Mehrheit des Landes entscheidend werden. Die Verlesung des Hirtenbriefes findet natürlich nur allmählig statt, weil derselbe nur nach und nach die Schranken durchdringen kann, durch welche er, nach der Allgemeinen Zeitung, „eingeschmuggelt" werden muß. Von Mainz aus, „woher", nach dem Neckar-Correspondenten desselben Blattes, „über das so schwer geprüfte Land ein böser Wind wehe", war die Verbreitung des Hirtenbriefs in dem früher zu dem Bisthum Mainz gehörigen nördlichen Landestheil, dem Taubergrund, am leichtesten. Es scheint, daß die Bekanntmachung daselbst so ziemlich allgemein stattfand, und nicht minder allgemein die Strafe auf dem Fuße folgte. Beinahe alle Geistlichen wurden in jenen Gegenden verhaftet, was denn auch in verschiedenen Gemeinden jene Aufstände hätte verursachen können, von welchen die Blätter berichtet haben. Man hat berechnet, daß die Anzahl der eingekerkerten pflichtgetreuen Geistlichen im ganzen Lande weitaus über hundert beträgt, und noch vor acht Tagen dürfte kaum mehr als ein Viertel des Klerus im Besitze des Hirtenbriefes gewesen seyn, der wohl ohne allen Zweifel morgen in hunderten von Kirchen mit Glaubensmuth verlesen werden wird. Es möchte sich mithin gerade das Gegentheil dessen herausstellen, was die Regierungs-Correspondenten mit Jubel verkündeten: „der Erzbischof finde sich in seiner Erwartung getäuscht", nachdem man Alles angewendet hatte, um zu verhindern, daß der Erzbischof dem Klerus seine Erwartungen kundge-

ben könne. Die Regierung vielmehr sieht sich, nachdem auf eine ganz unbesonnene Weise alle Bande von Pflicht und Recht gelöst worden sind, in der Hoffnung betrogen, den Klerus des Landes mit sich fortzuziehen. Dieser ist in seiner großen Mehrheit, Gott sei Dank! getreu. Ein Pfarrer, auf welchen ein Beamter vielen Grund zu rechnen hatte, erklärte demselben ganz offen: „wir müssen schon aus politischen Rücksichten mit der Kirche gehen, deren Grundsätze unveränderlich sind, während in Karlsruhe die Dinge täglich wechseln können; was uns der Staat androht, ist eine Kleinigkeit von Strafe gegen das, was uns der Erzbischof anthun kann.“ Ein anderer Geistlicher gab die treffende Antwort: „er werde den Hirtenbrief so wenig, als das Meßbuch ausliefern.“ Ein Dritter erklärte seiner Gemeinde: „dieß dürfe so wenig geschehen, als den ersten Christen die heiligen Schriften auszuliefern erlaubt gewesen.“

Die allgemeine Ansicht geht dahin, die Regierung beabsichtige, in Folge der schlimmen Erfahrungen, Geldstrafen von mäßigem Betrage statt des Gefängnisses eintreten zu lassen. Den in Freiburg eingesetzten Geistlichen wurde dieses „Gnadenmittel“ angekündigt, von ihnen jedoch zurückgewiesen. Ein wahrhaft erhabenes Schauspiel ist die gottvertrauende, demüthige und dabei so wunderbar feste Haltung des ehrwürdigen Erzbischofs von Freiburg! Er, der in dem Trauerconflicte beinahe ganz allein stand, nur seine Pflicht im Auge, dennoch muthig voranschritt, sieht sich heute von einer überaus großen, beinahe der ganzen Schaar seiner Geistlichkeit umringt; das Laienvolk hängt ihm wie einem Heiligen an, allerwärts strömen Glückwünsche, Adressen, Anträge zu Unterstützungen herbei. Dieß Alles stört den demüthigen Gleichmuth dieses Dieners Gottes nicht. Er kennt nur die Stärke seines Herrn, der die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasser-Bäche, und auch die Herzen des badischen Volkes gelenkt hat zu einer Quelle bessern Erkennens.

II.

Den 8. Dez. 1853.

In meinem Schreiben vom 26. v. Mts. bemerkte ich, daß der nachfolgende Sonntag (27.) von entscheidender Wichtigkeit in unsern kirchlichen Wirren seyn dürfte. Es mußte sich darum handeln, ob die große Mehrheit der Geistlichkeit, ihrem Priestereide treu, gegen die Drohungen und Verheißungen der weltlichen Gewalt, durch Verkündung der Hirtenworte Folge leisten würde. An genanntem Tage wurde auch, so weit die Nachrichten reichen, der erzbischöfliche Hirtenbrief in einer überaus großen Anzahl katholischer Kirchen verlesen. Die Hindernisse, welche man seiner Verbreitung entgegenstellte, waren indessen so groß, daß die Verlesung in sehr vielen Gemeinden doch erst am 4. Dez. stattfinden konnte, in einigen andern wird am künftigen Sonntag den 11., wohl als äußerstem Termin, das bedeutungsvolle Wort verkündet werden.

Ich glaube Ihnen heute eine kurze Schilderung der Gesammtlage der Dinge geben zu können, was bei der sich täglich steigernden Wichtigkeit des Gegenstandes Ihren Lesern willkommen seyn wird.

Bis auf eine ganz unscheinbare Minderzahl hat also der badische Clerus seine Pflicht erfüllt. Dieß ist eine Thatsache, welche sich aus den Blättern der Geschichte, auf welchen dieser welthistorische Kampf niedergeschrieben wird, nicht mehr austilgen läßt. Der badische Clerus hat seine Schuldigkeit gethan, obgleich er in Schulen ausgebildet wurde, welche für ihre Mutter, die katholische Kirche, selten Anderes als Schmähungen in Bereitschaft hatten, obgleich er durch die Spaltungen in allen kirchlichen Ordnungen thatsächlich meist nur auf sich selbst angewiesen, den innern und äußern Feinden der Seele schutzlos preisgegeben war. Ehre dem badischen Clerus!

Diese Thatsache ist eine so ungeheure und tritt aus der Reihe natürlicher Erscheinungen, welche durch Ursache und Wirkungen bedingt sind, so mächtig heraus, daß wir über der billigen Anerkennung, die wir dem Werkzeuge so gerne zollen, ja den Herrn der Ernte nicht übersehen dürfen, der da ernten läßt Viele jener, die

nicht säeten. Die Barmherzigkeit Gottes, welche, während wir diese Zeilen niederschreiben, dem Innersten unserer Seele so mächtig vorschwebt, daß jedes Wort, jeder Ausdruck uns matt und armselig dünkt, womit wir bezeichnen möchten, was uns durchdringt" — diese Barmherzigkeit Gottes gießt, wie die Strahlenwärme ihrer Sonne, wie das Manna der Wüste, über Gerechte und Ungerechte, über Glaubenswarme und dem Glauben scheinbar Abgestorbene, über Alle, die nur darnach greifen wollen, die wunderbare Fülle ihrer heilenden Segnungen aus! Verzeihen Sie diese Abschweifung. Ich kehre zu dem Thatsächlichen zurück.

Es konnte nicht fehlen, daß unter einer so großen Anzahl von Priestern aller Alter sich Viele befanden, welche gerade nicht mit Begeisterung ihre Pflicht erfüllten, sie haben sie aber dennoch erfüllt, und dadurch Zeugniß abgelegt für eine Macht, die von oben stammt, und, obgleich jeder irdischen Waffe entbehrend, jede irdische Gewalt endlich besiegt. In dieser Richtung wurde, wenn ich recht berichtet bin von Heidelberg aus, ein gedrucktes Formular zu Einreichung von Petitionen an die Regierung und den Erzbischof an die meisten Land-Decanate eingesendet, um den Frieden zwischen Staat und Kirche wieder herzustellen und die Geistlichen der bedrängten Lage zwischen ihrem Gewissen und ihren zeitlichen Interessen zu entziehen; es wird darin im Hinblick auf den „schönen Geist der Milde und Zuneigung, womit die Gr. Regierung in den letztverflossenen Jahren unserer Kirche so manche umfangreichen Rechte zurückgegeben habe" — zu bedauern ist nur, daß diese umfangreichen Rechte nicht der Reihe nach aufgeführt werden — die Bitte ausgesprochen, der hl. Vater möge angegangen werden, nachdem er in den letzten sturmbewegten und gefahrdrohenden Jahren in mehreren Ländern viele unheilschwangern Fragen mit so bewunderungswürdiger Weisheit zum frohen Erstaunen der Welt gelöst, auch unsern Conflikt zu lösen. Vor wenigen Jahren galt unter vielen unserer Priester der Ausdruck: Römling für eine Art von Beschimpfung. Wir erleben es heute, daß gerade jene Priester, welche am geneigtesten schienen, Rom zu verwerfen, was aus manchen Unterschriften (neben solchen würdiger Männer, welche die Tragweite der Tendenz, die dem Schritte im Ganzen unterlag, wohl nicht hinreichend erfaßten) sich ergibt, heute dieses Rom zu Hilfe rufen. Radicale Zeitungen wünschen sogar

auch das Einschreiten Rom's in unsern Wirren! Als ob Rom anders handeln und entscheiden könnte, als es seit Jahrhunderten handelt und entscheidet!

Die Gesinnung der kleinen Minderzahl unserer Geistlichen, deren letzte Quelle entweder Unglaube oder Feigheit ist, hat in dem unverholen ausgesprochenen Worte ihren geistvollen Ausdruck gefunden: „*primum est vivere.*“ Diese Primaner der Gottesgelehrtheit, quorum deus venter est, erwarten wohl nunmehr das Urtheil ihres Oberhirten. Besonders haben sich in den obern Landesgegenden einige erzbischöfliche Dekane, welche merkwürdig genug der Erzbischof nicht ernennt, obgleich es die Männer seines Vertrauens seyn sollen, theils entschieden feindlich, theils sehr lau gezeigt, wodurch namentlich die Versendung des Hirtenbriefs so sehr verspätet wurde. Noch erübrigt mir Einiges über die Stimmung im Volke mitzutheilen. Manche Blätter, auch die Allg. Zeitung, haben von der Theilnamslosigkeit der Menge an den Vorgängen des Tages gesprochen. Unser Volk bedurfte allerdings eines Weckers. Dieser Wecker ist nun gekommen und Tag für Tag steigt, selbst in solchen Kreisen, wo kirchlicher Sinn eben nicht einheimisch ist, das Interesse an dem Gegenstand in geläutertem katholischen Geiste. Eine unermeßliche Wirkung haben die gegen die katholischen Priester verübten Gewaltthaten hervorgebracht. Das arme, darbende Volk blickte oft mit einer Art von Neid auf den Ueberfluß der Priester, die doch keine Familien haben. Das Volk sieht nunmehr diese Priester ihren Ueberfluß freudig verlassen und das Brod des Sträflings und der Verbannung essen; man weiß, daß wo mehrere Geistliche angestellt sind, meistens Alle sich um die Verkündung des Hirtenbriefes stritten; überall wanderten vorweg die eifrigsten, geachtetsten Priester, eine wahre Blüthe des Standes, in die Gefangenschaft und strenge Abgeschiedenheit. In Freiburg z. B. muß der Geistliche, welcher seinen Mitbrüdern die Tröstungen der Religion spenden will, jedesmal persönlich bei dem excommunicirten Hrn. Burger um Erlaubniß dazu bitten. Solche Dinge werden schnell verbreitet und läutern Priester und Volk. Daher kömmt es, daß in unserm Volke ein Geist von Muth und Hingebung sich kund zu geben beginnt, wovon ich nur wenige Züge erwähnen will.

Ein Bürgermeister, von dem Gensdarm über die Verlesung des

Hirtenbriefes und Predigt eines Pfarrers amtlich vernommen, erklärte: „der Hirtenbrief wurde verlesen, was der Pfarrer aber gepredigt hat, konnte jeder hören, ich werde nicht der Spion und Verräther meines Pfarrers seyn." Eine betagte Wittwe, niedern Standes, deren einziger Sohn, ein Geistlicher, im Gefängnisse schmachtet, wurde von dem Arzte über dessen angegriffene Gesundheit zu beruhigen gesucht: „Ich bedarf keines Trostes," sagte die würdige Frau, „wenn mein Sohn seinem Bischof den Eid gebrochen hätte, dann müßten sie mich trösten." Dergleichen Beispiele gibt es in Menge. Pfarrer Hensler von Constanz versuchte zweimal, trotz seiner geschwächten Gesundheit, von der Augustinerpfarre daselbst Besitz zu ergreifen; er wurde von dem Pfarrverweser proclamirt und sogleich nach gehaltenem Gottesdienst vor das Amt gerufen, mit Gensdarmen, nachdem man ihm nur einen kurzen Besuch bei schwer erkrankten Familiengliedern seines elterlichen Hauses gestattet hatte, auf den Eilwagen geleitet, um nach Urloffen zurückgebracht zu werden. Ein anderer, ganz junger Geistlicher, der seine Krankenbesuche mit allen reichen Geldmitteln verbindet, die er nur immer aufbringen kann, wurde aus dem armen Städtchen, wo er angestellt war, verwiesen. Denken Sie sich die heilsame Rückwirkung von dem Allem auf das Volk, was Gott in seiner Allerbarmung doch nur zum Heil leiten kann. Selbst in der protestantischen Bevölkerung gibt sich rege Theilnahme an den Verfolgungen namentlich der Priester kund; ein dunkles Gefühl des Bedürfnisses der Einigung spricht sich in den Worten aus, die man häufig von protestantischen Bauern zu ihren katholischen Nachbarn sagen hört: „Ihr müßt a wenig rab (herunter) un wir nuf (hinauf) un so kömme mer zsämma (zusammen)." Es bereiten sich, wie versichert wird, zahlreiche Conversionen vor, nicht nur unter den Leitsternen der Wissenschaft, wie z. B. jene Gfrörer's in den letzten Tagen, sondern, gerade durch die Lage des Augenblicks bestimmt, auch in untergeordneten Kreisen. Die ungleiche Behandlung und Bestrafung dieser neuen Art von Schuldigen in den verschiedenen Landestheilen und Orten hat selbst die Regierung, wie es scheint, in eine neue Verlegenheit versetzt. Sie schreitet nunmehr mit allen Mitteln der Einschüchterung gegen ihre „minder energischen" Beamten ein. Mehrere Amtsvorstände, Männer von dem unbescholtensten Rufe

und treuer Ergebenheit, wie Chrismar in Freiburg, erhielten sog. Dienergrade, bei deren zweimaliger Wiederholung die Entlassung ohne Pension erfolgen kann. Bis herunter in die Kreise der Polizeidiener dringt sogar die Strenge, deren Einige z. B. mit allerhand Uebeln bedroht wurden, weil sie nicht „energisch" genug gegen Kinder verfuhren, welche vor dem Gefängnisse nach dem Fenster ihrer Catecheten blickten. Ein katholischer Beamter versicherte jüngst, die Stellung im Staatsdienste werde täglich für Katholiken unhaltbarer. Man übersehe dabei ja nicht, daß solche Zustände Tag für Tag ein Bleigewicht den Füßen Jener anhängen, welche die Staaten regieren sollen. Gott gebe nur, daß keine Erschütterung, wie sie immer drohender wird und nur durch Abwehr mancher Geistlichen und Anderer örtlich schon abgewendet wurde, dieses Bleigewicht gewaltsam abschüttle und der erschlaffenden Gewalt Raum zu neuer Bewegung gebe.

III.

Zum Monatsbericht aus Baden.

Das Ministerium scheint noch immer wenigstens im Zustande gewisser Kranken zu verharren, die den Tag über manchmal wohl sind, allabendlich aber wieder dem Fieber-Paroxysmus verfallen. Indeß sieht man der Entwicklung der Dinge katholischerseits mit ruhigem Vertrauen zu. Man fühlt täglich mehr, daß in Baden, ohne das kräftige Auftreten des Oberhirten, die Kirche ihrem Verfalle rettungslos entgegengegangen wäre. Den stärksten Beweis dafür liefert der Umstand, daß das Ministerium bei seinen Angriffen gegen die Verfassung der Kirche nicht nur auf die ganze weltliche Bureaukratie, sondern auch auf einen großen Theil der geistlichen sich stützen zu können auf das festeste überzeugt war. Das Freiburger Domkapitel mußte zuerst den bittern Kelch dieser Ueberzeugung kosten, und wird die Beschämung durch die süße Freundlichkeit nie wieder vergessen, mit welcher Herr von Stengel vom 29. auf den 30. Okt. jedem einzelnen Mitgliede seine zuvorkommendste Aufwartung machte, um sie von dem Erzbischofe zu trennen. Sind ja

manche unsern Grenzen ferner stehenden Stimmen der Regierungspartei noch jetzt der frohen Meinung, daß die Mehrheit des Baden'schen Clerus „staatsrechtlich" fühle. In Karlsruhe indeß hatte schon das Stengel'sche Fiasko vom Gegentheile überzeugt, und es ist schwer, von dem Zustande einen Begriff zu geben, den die folgenden Maßregeln über das Land brachten. Eine düstere und gedrückte Stimmung, die erst allmählig recht zum Bewußtseyn kam, herrscht zu Freiburg und im ganzen Lande, bei Kurzsichtigeren unverholene Freude über das, was sie Energie der Regierung zu nennen belieben, und ein benachbartes liberales Blatt erklärte offen: „man freut sich des gegenseitigen Streites und der möglichen Folgen." Ueberall muß man fürchten beobachtet und belauscht zu werden. Es wird aufgemerkt, nicht nur wer zu dem Tag und Nacht von hinten und von vorn bewachten erzbischöflichen Palais ein- und ausgeht, sondern auch wer sonst in gewissen Häusern, bei gewissen Menschen Besuche macht, oder mit ihnen auf der Straße gesehen wird. Ueberall werden jetzt Beamte und andere Polizeiagenten eifrige Kirchgänger, um eine Gelegenheit zu erschnappen, sich unvergängliche Verdienste und Auszeichnungen erschwätzen und erprotokolliren zu können. Bei dieser Gelegenheit kann denn mit Gottes Gnade und Barmherzigkeit, bei der gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher diese Herren die Predigten anhören müssen, hin und wieder etwas an ihnen hängen bleiben, was besser ist, als ein Zuvielverdienstorden. Trotz der sorgfältigsten Ueberwachung füllen sich aber die Kathedral- und die St. Martinspfarrkirche bei den für die bedrängte Kirche Gottes täglich abgehaltenen Betstunden, und die guten Katholiken, wenn auch in christlicher Ergebung duldend und schweigend, schließen sich nur um so inniger aneinander an. Auch von dem südlichen Schwarzwalde steigen zahlreiche Gebete zum Himmel empor, insbesondere von den Genossenschaften zur ewigen Anbetung des heiligsten Sakraments zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, und viele heiligen Kommunionen werden für den Sieg der Bischöfe und für die verfolgten Geistlichen aufgeopfert. Sie beten alle auch für den Regenten, daß ihm der Himmel bessere Rathgeber, als diese schlimmsten aller Revolutionäre geben möge, die sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, alle dem Katholiken so natürliche Liebe und Anhänglichkeit an

sein Regentenhaus radical auszurotten. So gerne sie möchte, vermag die sorgfältigste polizeiliche Ueberwachung doch nicht zu verhüten, daß der Hochw. Erzbischof in diesen Tagen der Bedrängniß nicht durch Theilnahmsbezeugungen und Besuche der ausgezeichnetsten Personen vielfach getröstet wird. Der ganze Adel Freiburgs, sogar der protestantische Freiherr von Röder, steht auf Seiten des Erzbischofs. Unter den Vielen ist auch der Bischof von Mainz zum Besuche nach Freiburg gekommen, freilich aber, wie die Uebermüthigsten der sich Alles zutrauenden und erlaubenden Partei prahlen, nur darum nicht an der Eisenbahn zurückgewiesen worden, weil er nicht sogleich erkannt wurde. Schlimmer geht es geringeren Ankömmlingen, besonders den Zeitungen und Briefen, welche freilich, insofern sie auf Papier geschrieben sind, ihre Herkunft von Lumpen nicht verläugnen können. Erscheinen diese Briefe zugleich noch andererseits der Herkunft von guten Katholiken verdächtig, oder sind sie an verdächtige Katholiken adressirt, so werden sie, mit welchem Bahnzug sie auch kommen oder abgehen sollten, durch den jeweils anwesenden, von einem Polizeicommissair begleiteten Regierungs-Direktor Schaaff in höchsteigener Person geöffnet. Wahrscheinlich traut man geringeren Personen keine solche Zuverläßigkeit in — „Bewahrung des Briefgeheimnisses“ zu. Unter diesen Umständen ist nicht zu verwundern, daß man sich der früher sogar gerne gesehenen Jesuitenmissionen täglich tiefer schämt. Man bedauert diesen Mißgriff um so mehr, als man sich durch den Erfolg der neuesten Maßregelungen die Ueberzeugung verschaffen konnte, daß zur Beruhigung der revolutionären Strebungen die Missionen eigentlich gar nicht nöthig gewesen wären, so wenig als der so lange aufrechterhaltene Kriegszustand. Denn wenn man wegen jedes gegen die neuesten Maßregeln der Regierung gesprochenen Worts von jedem Bezirksbeamten bis zu acht Wochen Gefängniß oder 300 fl. Geldstrafe gebüßt werden kann, dann kann man ziemlich alles ersticken und könnte es sogar wagen, die Presse „frei“ zu lassen. Soweit hat man es jedoch mit der Zuversicht nicht getrieben; im Gegentheil war die Presse so ganz und gar unterdrückt, daß kein inländisches Blatt, obwohl sie sämmtlich unter ministeriellem Einflusse stehen, auch nur ein Wörtlein über den Conflikt sagen durfte, nicht einmal die Verordnungen der Regierung und den an alle Geistlichen ergangenen Erlaß zur Kenntniß der Leser gebracht hat, ohne Zweifel weil dergleichen Mittheilungen zur „Verdummung“ des Volkes hätten beitragen können — bis plötzlich zwei wichtige Ereignisse die chaotische Stille unterbrachen. Den 19. Nov. druckte die Freiburger Zeitung einen Erlaß gegen „irrige Gerüchte“ ab, des Tenors: die große That vom 7. Nov. habe „nicht entfernt die Absicht, den Hrn. Erzbischof an der Ausübung seines hohen Kirchenamtes, sofern dieß mit Beobachtung der bestehenden

Staatsgesetze geschieht, irgendwie zu hemmen," unbeschadet natürlich der specialcommissarischen Respicienz; und endlich faßte die Regierung sogar den Entschluß, eine „ruhige" Besprechung des Conflikts in der Presse zu gestatten, d. h. zu ihrer eigenen hochnöthigen Vertheidigung schreiten zu lassen, denn daß die Sprecher der Kirche in dieser Presse nach wie vor mundtodt seyn müssen, versteht sich wie von selbst.

Um so eifriger sieht man in Baden nach auswärtigen Journalen, und es ist für uns Katholiken eine besondere Freude, von den achtungswerthesten protestantischen Organen positiver Richtung die gute Sache anerkannt zu sehen, wie von der „Kreuzzeitung", der „Freimüthigen Sachsenzeitung", dem Halle'schen „Volksblatt". Freilich sehen diese Blätter vor Augen, daß das kleine Häuflein der badischen Lutheraner von der omnipotenten Bureaukratie und auf Grund des liberal-unionistischen Princips ganz nach demselben Procrustesbettlein gestreckt wird. Der bekannte Pfarrer Eichhorn, wegen seines Uebertritts aus dem landeskirchlichen Babel zu den Altlutheranern, und wegen der für diese vorgenommenen Amtshandlungen schon lange von Kerker zu Kerker geschleppt, war noch jüngst in Durlach zwar auf freiem Fuß, aber strenge bewacht, und täglich mehrmals von Polizei-Beamten und Gensdarmen besucht; jetzt ist er neuerdings verurtheilt und, trotz seiner Appellation an den Regenten, auf mehrere Wochen in's Gefängniß gesteckt. Dieß Alles hat aber nicht verhindert, daß in Bretten und Diedelsheim sich neue lutherischen Gemeinden constituirten. Der Bürgermeister zu Diedelsheim selbst ist wegen des Uebertritts zu den Lutheranern ohne Weiteres seines Amtes entsetzt worden, derselbe Mann, der 1849 sich mit seiner Gemeinde gegen die Freischaaren, welche den Ort einnehmen wollten, zur Wehr setzte und ihre Angriffe glücklich abschlug, deßhalb auch oft belobt wurde, und als der beste Bürgermeister des Amtes galt. Als sein College W. zu Heidelberg im J. 1847 einen Ehrenposten unter den sogenannten Deutschkatholiken bekleidete, beließ man ihn ruhig in einer so wichtigen Stellung; „doch wenn ein Bürgermeister lutherisch wird, so ist das freilich nicht deutschkatholisch" — wie die „Kreuzzeitung" dem „D. Volksblatt" entrüstet nachsagt. Solche Dinge haben zur Orientirung jener Blätter sicherlich mitgewirkt, doch fühlen sie auch alle mehr oder weniger den großen Unterschied heraus, und die „Freimüthige Sachsenzeitung" trifft den Kern der „badischen Verblendung", wenn sie sagt: „ein katholisches Staatskirchenthum ist ein Widerspruch in sich, ist wie ein hölzernes Eisen, oder wie ein dienender Herr." Man dürfte freilich auch außerhalb Baden, dem „vom Schreiberwesen finanziell und politisch heruntergebrachten Lande", hören, was — erlauben Sie mir die Worte anzuführen! — dieses Blatt jüngst aussprach:

„Glaubt ein badischer Minister denn im Ernste daran, daß die katholische Kirche dem Throne gefährlich werden könnte? Thut die Kirche nicht vielmehr das, was dem Staate nur dienen kann? Schafft sie nicht fromme Unterthanen? Wahrlich, die Zeiten sind noch nicht lange her, und sie werden, es müßten denn Wunder geschehen, auch wiederkommen, wo es sich zeigen wird, daß Treue bei den Frommen und Gottesfürchtigen ist. Die Staatslenker sollten auf ihren Knieen den Kirchen dafür danken, daß sie die Unterthanen zu ruhigen, frommen Menschen zu machen suchen. Sie sollten mit Freuden den Kirchen alle Macht und alle Attribute geben, um die Erziehung des Volks immer mehr leiten zu können. Sie sollten die Zeichen Gottes erkennen, und es würde namentlich den badischen Staatsmännern wohl anstehen, einige Herzensangst um die Gebrechlichkeit ihres „„Staatsgebäudes““ zu haben. Aber während es sich in der That darum handelt in dieser Zeit, ob die Thronen der Demokratie zum Opfer fallen sollen oder nicht, sind die Staatslenker besorgt darum, daß die erste Stütze des Thrones, das Christenthum, zu mächtig werde: sie führen einen Etiquettestreit mit ihm. Nur so immer zu unter dem Hallohgeschrei der Demokratie! Nur so zu! Gott wird schon noch einmal reden; aber nicht durch seinen Sohn.

LIV.

Curiosa.

I.

Hans im Glück.

Das bekannte evangelische Schmähblatt aus Darmstadt, unter den „Kirchenzeitungen“ das, was Saul unter den Propheten, übrigens auf den Schultern sehr einflußreicher Lichter der badischen Landeskirche ruhend, geht mit hunderttausend Freuden schwanger. Eine derselben, welche ihre Adresse nach Halle und so weiter wohl finden wird, lassen wir, mit

Vermiß unserer Leser und um des höhern Interesses willen, aus der Nummer vom 4. Dezember hiemit los:

„* Aus Baden. So eben kommt uns die erfreuliche Nachricht zu, daß der berüchtigte Professor Gfrörer in Freiburg unter großem, absichtlich veranstalteten Eclat in den Schooß der römischen Kirche übergetreten ist. Wir gratuliren dem Protestantismus, von diesem Herrn nunmehr glücklich befreit zu seyn, und wünschen von Herzen, daß noch einige Geistesverwandte ihm recht bald nachfolgen möchten. Der Protestantismus kann sich erst dann mit voller neuer Kraft wieder erheben, wenn er von allen unreinen Elementen möglichst gesäubert ist."

II.

Unkraut verdirbt nicht.

Dasselbe Organ der großen Kirchenräthe in Heidelberg und Umgebung ist von der „Kreuzzeitung" unlängst wegen altgewohnter wucherischen Religions-Schwindelei in Rationalismus oder Pietismus, je nachdem gerade die landeskirchlichen Börsenberichte lauten, öffentlich an den Pranger gestellt worden. Malefikant gilt aber darum in Baden nichts weniger und wir hören die Partei, welche dort die Gewalt hat, wenn Nummer für Nummer ausführt: zum zweitenmale seit vier Jahren werde jetzt das badische Volk verführt und gegen seine rechtmäßige Obrigkeit aufgereizt; denn der Freiburger Hirtenbrief, „von dem jeder Ehrenmann mit tiefer sittlicher Entrüstung das Auge abwende", sage endlich entschieden und gerade heraus, um was es sich handle: „um nichts Anderes, als ob in Baden der rechtmäßige Landesherr, oder ob die ultramontane Partei regieren soll." Es fragt sich nur, wie Dem entrinnen, da ja bekanntlich selbst Preußen dem Fatum schon seit dem Jahre 1837 erlegen ist? In unserer Ueberschrift liegt die bündige Antwort der Darmstädterin, wie aus folgender Beweisführung zu ersehen*):

„Im Allgemeinen ist die Lage Badens beim Anfange des Conflicts eine glücklichere, als die Preußens in ähnlicher Lage war und seyn konnte. Letzteres mußte, wenn es die Consequenzen seines Kampfs mit dem Ultramontanismus bis an die äußersten Gränzen desselben verfolgte, fürchten, daß durch die Aufreizung seiner fünf Millionen katholischer Unterthanen, welche größtentheils

*) Num. 191 der Darmstädter K.-Z.; vgl. Num. 189.

erst in der neueren Zeit unter sein Zepter gekommen waren, die Gemüther derselben dem Vaterlande entfremdet werden konnten, was auf die Kraft des Staats, als einer Großmacht, bei möglichen Angriffen von Außen verderblich eingewirkt hätte. Baden darf das nicht fürchten. Die größte Hälfte seiner Bevölkerung ist zwar katholisch; allein wenn es den ultramontanen Wühlern auch, wie 1848/49 den politischen, gelingen sollte, die katholischen Badenser zum Aufstande gegen die Regierung zu bringen: so hängt davon die Existenz des Staats nicht ab. Wie 1849 müßte der deutsche Bund Baden gegen die Revolution zu Hülfe kommen, und dieselbe würde bald unterdrückt seyn."

III.

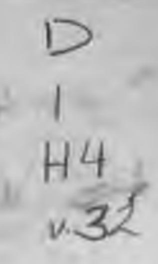
Ultramontanes Wachsthum.

Den 4. Dezember hat die Darmstädter Allg. „K.-Ztg." den Uebertritt der Augsburger Allgemeinen Zeitung zur „Schule Loyola's" schon feierlich verkündet, und doch hat sich dieselbe erst am 13. Dezember, noch dazu in einem Redactions-Artikel, recht verdächtig gemacht, indem sie die in Anbetracht eventueller bundestäglichen Competenz doch so hoffnungsvollen badischen Zustände geradezu unheimlich findet. Ihr kommt so vor: als wenn die Regierung keine öffentlichen Zuschriften erhalte, weder von Gemeinden, noch von andern Corporationen des Landes, während sie dem Erzbischof zu Hunderten von diesseits und jenseits der deutschen Grenzen zukämen, wogegen man freilich sage, den Leuten sei seit 1848 das Adressenmachen verleidet worden. Ihr kommt ferner so vor: als wenn die einheimische Presse in Baden, die nun zwar nachträglich zu einer „ruhigen Besprechung" zugelassen worden, doch zu unfrei sei, um nicht „meist jeder Wärme des Ausdrucks entbehren und ohne Eindruck bleiben" zu müssen, kurz, es sei eine unerfreuliche Lage „stummer Apathie der Bevölkerung und schweigsamen Gehorsams der Beamtenwelt". Ihr kommt endlich, vielleicht Angesichts des ersten kläglichen Versuchs ministerieller Apologie in der „Karlsruher-Zeitung" vom 6. Dezember, so vor: „wie man auch den Streit selbst beurtheilen möge, das müsse man gestehen, daß die Kirche darin eine Einigkeit, einen Eifer, einen beredten Gebrauch des Wortes und der Schrift entfalte, dem gegenüber das mechanische Räderwerk der Bureaukratie in argem Nachtheile — fast in völliger Hilflosigkeit erscheine." Und — der endliche Ausgang?






Stanford University Libraries
3 6105 013 435 347


D
1
H4
v.32

